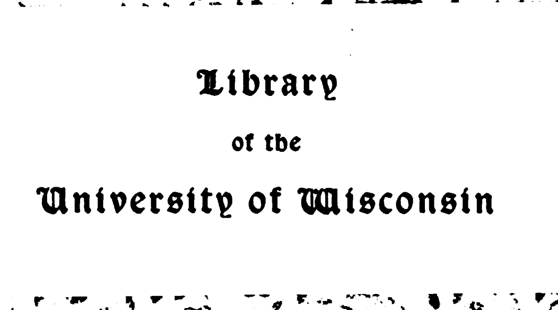
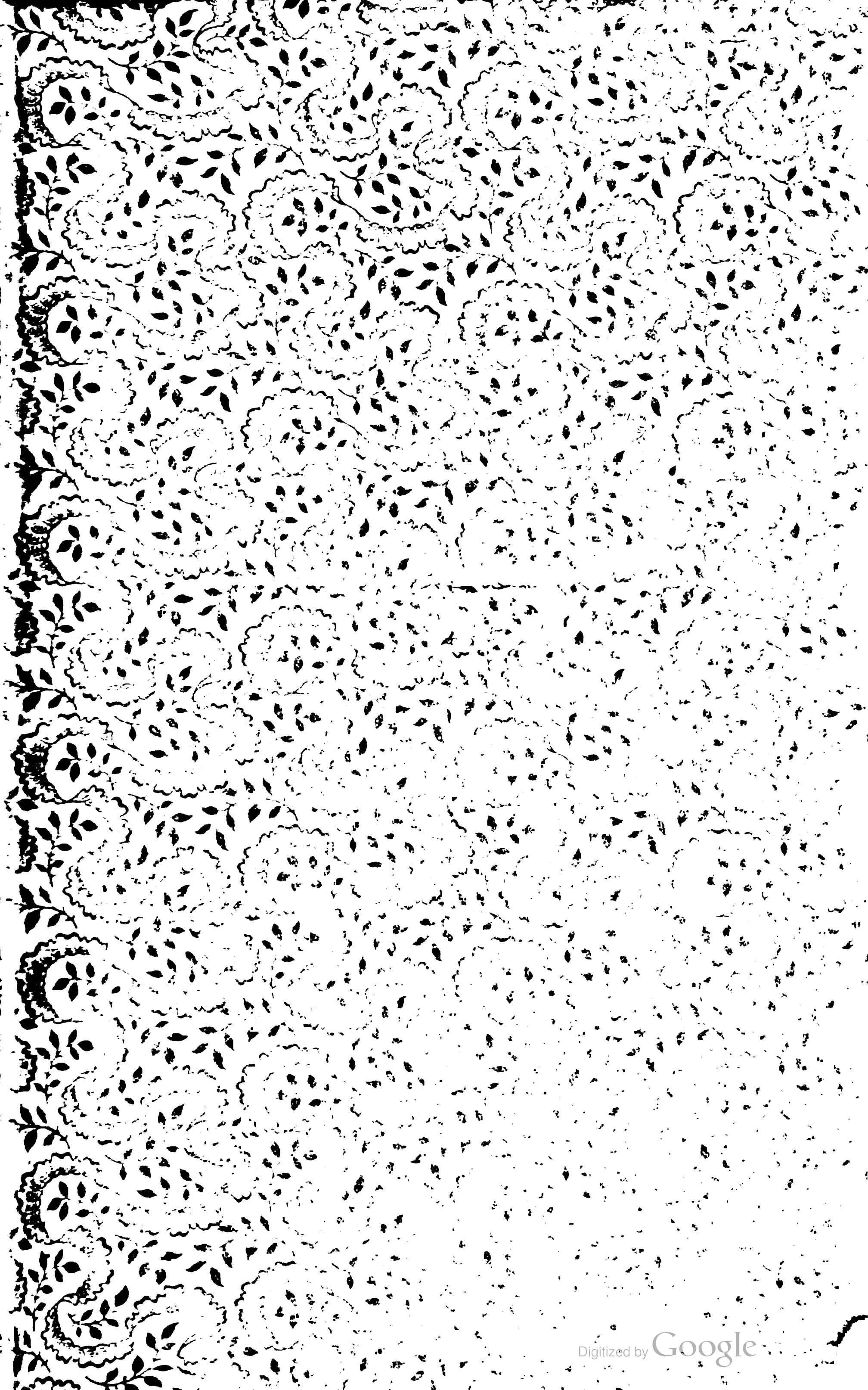








Zur Volkskunde

der

Siebenbürger Sachsen.

Kleinere Schriften

von

Josef Haltrich.

In neuer Bearbeitung herausgegeben

von

J. Wolff.



Wien 1885.

Verlag von Carl Graeser

I. Akademiestraße 2 b.

Zur Volkskunde

der

Siebenbürger Sachsen.

Kleinere Schriften

von

Josef Haltrich.

In neuer Bearbeitung herausgegeben

von

J. Wolff.

Wien, 1885.
Verlag von Carl Graeser.
I. Akademiestraße 2b.

Zum 4. Januar 1885,

dem hundertjährigen Geburtstage

Jakob Grimms.

Vorrede.

Ein ganzes Menschenalter lang ist Josef Haltrich für die Erforschung des siebenbürgisch-deutschen Volkstums thätig gewesen. Mit unermüdlichem Fleiße hat er auf heimischem Boden das weite Gebiet, das Jakob und Wilhelm Grimm der deutschen Wissenschaft aufgethan, durchsucht und durchforscht. Idiotismen und Redensarten, Sprichwörter und Rätsel, Kinderreime und Kindergebete, Lieder und Spiele, Märchen, Sagen und Schwänke, Segensformeln und Schelten, altertümliche Bräuche, abergläubische Meinungen und mythische Überlieferungen, Personen-, Orts- und Feldnamen, Inschriften an Haus und Gerät, das alles hat ihn unausgesetzt beschäftigt. Keine Äußerung des sächsischen Volksgeistes in Sprache, Sitte, Glauben, Poesie und Recht däuchte ihm zu gering; auch die unscheinbarste hob er auf und suchte sie für die Erkenntnis der Volksseele zu nützen. Wo andere nur Unkraut oder gar nichts sahen, dort fand er Blumen und Perlen. Unter seinen Stammesgenossen hat auf dem Felde der volkstümlichen Überlieferung keiner mit solch hingebender Treue und mit so glücklicher Hand gesammelt wie er und kein anderer so nachhaltig wie er zu thätiger Teilnahme angeregt. Mitstrebende Freunde haben die Fülle seiner Schätze reichlich genossen; manches siebenbürgische und nichtsiebenbürgische Buch gibt Zeugnis davon. Den größeren und bessern Teil seines mühevollen Erwerbs hat er selbst in einer nicht geringen Anzahl von Büchern, Aufsätzen und Vorträgen den Freunden der Dialektforschung und der Sittenkunde vorgelegt. Was er an Märchen besaß, ist in seinen nunmehr in dritter Auflage erschienenen deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen vereinigt; andere Teile des aufgesammelten Stoffs hat er zu

kleinen kulturhistorischen Bildern verarbeitet und in dieser Form, oder aber mehr nur als Proben und Wegweiser in übersichtlicher Zusammenstellung veröffentlicht. Noch hält er die Zeit nicht für gekommen, das vielgestaltige Material zu einem selbständigen wissenschaftlichen Werke zusammenzufassen und ein lebensvolles Gesamtbild daraus zu gestalten. Er selbst hat mit seinen Schriften nur die Wege dazu öffnen, der siebenbürgisch-deutschen Volkskunde zu einer festen Grundlage verhelfen wollen, vornehmlich auch dadurch, daß er die wissenschaftliche, nationale, ethische Bedeutung der auf das innere und äußere Leben des Volkes gerichteten Forschung beleuchtete und durch Beispiel und Zuruf zum Weitergraben aneiferte. Es ist nicht zum geringsten seiner Schriften Verdienst, daß die Teilnahme für alles Volksmäßige in Sprache, Sitte, Brauch und Poesie unter uns eine rege und damit auch die Liebe zu dem Volksgeiste, wie er sich in den volkstümlichen Überlieferungen mit lieblicher Ursprünglichkeit und Treuherzigkeit ausspricht, eine tiefere und allgemeinere geworden ist. Auch außerhalb Siebenbürgens sind diese Schriften freundlich aufgenommen worden, selbst von Männern wie Jakob und Wilhelm Grimm, Wachsmuth, Simrock, Mannhardt, Frommann, Schröer, Reinhold Köhler, Rudolf Hildebrand u. a.; die eine und die andere ist auch der deutschen Wissenschaft zugute gekommen.

Um so lebhafter wurde bedauert, daß mehrere von diesen Schriften in sehr wenige Hände und noch weniger in die rechten Hände gekommen seien. Es galt das insbesondere von den in Kalendern, Zeitungen und Zeitschriften abgedruckten Aufsätzen. Doch auch die im Einzeldruck, aber nicht im Buchhandel erschienenen kleineren Gelegenheitsschriften waren sehr schwer und seit einer Reihe von Jahren gar nicht mehr zu bekommen. Trotzdem und trotz der vielen Nachfragen würden sie wahrscheinlich nicht wieder gedruckt worden sein, wenn Haltrich nicht von verschiedenen Seiten, wiederholt auch von hervorragenden deutschen Gelehrten wäre aufgefordert worden, seine Abhandlungen, Aufsätze und Vorträge zu sammeln und durch eine neue Ausgabe zugänglich und nutzbar zu machen. „Es ist ein frischer, erquickender Springquell aus den innersten Tiefen deutscher Erde und deutschen Lebens“, schrieb über diese Schriften der vortreffliche Bearbeiter der zweiten Auflage des Baierischen Wörterbuchs von Schmeller. „Was liegt doch in unsern Volksüberlieferungen für ein reicher, unermeßlicher und unerschöpflicher Schatz verborgen! Wie viel Naturheilkraft für

unser so schwer erkranktes Volksleben! Sehr verdienstlich ist es darum, immer und immer wieder darnach zu graben und das edle Gold und Silber ans Licht zu fördern. Lassen sie sich ermuntern, rief er seinem Freunde Haltrich zu, mit Ihrer sachkundigen Hand auch fernerhin an diesem verdienstlichen Werke fortzuarbeiten. Ich würde Ihnen raten, sämtliche Abhandlungen in einem Bande zu vereinigen und selbst, wenn Ihnen die Zeit zu einer neuen Bearbeitung fehlt, sie unverändert wiederzugeben. Man kann dergleichen Dinge nicht oft genug an das Licht bringen; sie finden auch immer wieder neue Freunde und wirken neue Frucht." Da die Mahnungen der Freunde immer drängender und die Nachfrage immer größer ward, da weiterhin eine zusammenfassende Darstellung der volkstümlichen Überlieferungen aus dem Gebiete der Siebenbürger Sachsen wenigstens in der nächsten Zeit nicht zu erwarten ist, hielt es Haltrich der Sache wegen für seine Pflicht, der in alle dem liegenden Aufforderung zu entsprechen. Weil ihn aber Berufsgeschäfte und ein dauerndes Augenleiden hinderten, die notwendige Umarbeitung selber vorzunehmen, ersuchte er mich, wiederholt mündlich und schriftlich, die neue Ausgabe seiner kleineren Schriften zu besorgen.

Die Auswahl, die getroffen werden mußte, erstreckt sich nur auf diejenigen Abhandlungen, Aufsätze und Vorträge, die nicht im Buchhandel erschienen sind, wenigstens mit Wissen und Willen ihres Verfassers nicht, und überdies seit längerer Zeit vollständig vergriffen sind. Es sind die folgenden, hier chronologisch geordneten Schriften Haltrichs in das vorliegende Buch aufgenommen worden:

I. Zur deutschen Tiersage. Im Programm des Schäßburger Gymnasiums vom Jahre 1855.

II. Die Stiefmütter, die Stief- und Waisenkinder in der siebenbürgisch-sächsischen Volkspoesie. Festgabe der Stadt Schäßburg an die Mitglieder des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. 1856.

III. Bildliche Redensarten, Umschreibungen und Vergleichungen der siebenbürgisch-sächsischen Volkssprache. In Frommanns Zeitschrift: Die deutschen Mundarten, 5. Band. 1858.

IV. Kindergebete. In Frommanns Zeitschrift: Die deutschen Mundarten, 6. Band. 1859.

V. Zur Kulturgeschichte der Sachsen in Siebenbürgen. Hermannstädter Zeitung v. m. d. Siebenbürger Boten Nr. 92 ff. 1867.

VI. Deutsche Inschriften aus Siebenbürgen. Festgabe der Stadt Schäßburg an die Mitglieder des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. 1867.

VII. Zur Charakteristik der Zigeuner. Siebenbürgisch-deutsches Wochenblatt. 1869.

VIII. Die Macht und Herrschaft des Aberglaubens in seinen vielfachen Erscheinungsformen. Ein in Schäßburg gehaltener Vortrag. Er erschien im Selbstverlage des Verfassers 1871.

IX. Sächsischer Volkswitz und Volkshumor. Nach einem in der Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 1878 gehaltenen Vortrage. Im Sächsischen Hausfreund. Kalender für 1881.

X. Die Welt unserer Märchen und unserer Kinder. Ein in der Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde gehaltener Vortrag. Im Siebenbürgisch-deutschen Tageblatt Nr. 2402 ff. 1881.

Zu einem unveränderten Abdruck der ersten Ausgaben konnte sich Haltrich nicht entschließen. Die genannten Schriften umfassen den ganzen Zeitraum seiner bisherigen litterarischen Thätigkeit; die älteste erschien 1855, die jüngste 1881. Inzwischen ist emsig gesammelt und viel wertvolles Material eingebracht worden; auch wissenschaftlich hat sich einiges anders gestaltet. Dem mußte, so weit es möglich, Rechnung getragen werden. Zu weitergreifenden Änderungen forderte die Anlage einzelner Abhandlungen auf. Ihrem ursprünglichen Zwecke gemäß: das ganze Arbeitsgebiet auszustecken und zu umfassenden Sammlungen anzuregen, konnten und mußten die jüngern Schriften zuweilen auch von dem in den älteren niedergelegten Stoffe Gebrauch machen.

Daraus erwuchs mir die dreifache Aufgabe: ich mußte das Ergebnis der jüngern Sammlungen verwerten, das gedruckt vorliegende Material teilweise anders ordnen und ganz neu bearbeiten. Ob ich dabei immer das Rechte getroffen habe, ist mir mehr als fraglich. Die Bearbeitung fremder Schriften ist mit ganz besondern Schwierigkeiten verbunden; so viel Mühe ich auch drauf verwendet habe, ists mir doch nicht gelungen, sie alle zu überwinden.

Wie sehr ich mich bestrebt habe, Wiederholungen zu beseitigen, so wird man doch hier und dort auch einer solchen begegnen. Sie hätten nur auf Kosten der einzelnen Abhandlung und ihres besondern Zweckes ganz umgangen werden können.

Willkommen werden die Zusätze sein, die ich aus meinen, aus Haltrichs und anderer handschriftlichen Sammlungen schöpfte. Zu allen Abteilungen habe ich nicht allein einiges Neue, sondern, wie ich glaube,

auch einiges Wichtige beizufügen gehabt, das meiste zu der dritten und den drei letzten Nummern (zum Volkswitz und Volkshumor, zum Aberglauben, zu den Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten und zu den Inschriften), das wenigste zu der sechsten Nummer (zu den Stiefmüttern, Stief- und Waisenkindern). Wertvolle Beiträge verdanke ich für den Volkshumor meinem Freunde M. Binder in Reps, für die Inschriften den Freunden Dr. Fr. Teutsch und Franz Zimmermann in Hermannstadt.

Das Neue vom Alten zu scheiden und seine Aufnahme und Einordnung zu begründen, würde zu sehr ins Einzelne führen. Ich verzichte darauf und beschränke mich, indem ich auf das in der Einleitung zu den Tiermärchen und zu den Inschriften Gesagte verweise, auf einige allgemeine Andeutungen. Für etliche größere Abschnitte des Buches habe ich die Verantwortung allein zu tragen, so z. B. für den zweiten Teil der die Tiermärchen einleitenden Erörterungen, für die Tiermärchen unter Nr. 12 II, 17 I, 22 b, 38 und 40, für die Erläuterungen zu den Tiermärchen und endlich, was ich besonders hervorheben muß, weil es den Rahmen der ursprünglichen Vorträge gesprengt hat, nahezu für alles was in der zweiten bis zur zehnten Abteilung (S. 258—321) des siebenten Stückes über sächsischen Aberglauben gesagt wird, und für Vieles, was in der Sammlung von Volks- und Ortsneckereien auf S. 128—139 enthalten ist. Die Parallelen, die Haltrich zu den sächsischen Kinderspielen aus andern deutschen Gauen erbracht hat, habe ich ergänzt, die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten und die Inschriften erheblich vermehrt und übersichtlich zu gliedern versucht. In den sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, die ich den Sprichwörtern, Redensarten u. s. w. im Anhang zu den Tiermärchen und im achten Stücke beigefügt habe, mußte ich mich auf das Notwendigste beschränken, um den Umfang des Buches nicht über Gebühr anzuschwellen. Die litterarischen Nachweise hätte ich leicht noch weiter ausdehnen können, als es geschehen ist, aber der Zweck dieser Sammlung verbot mir, die Zeilen mit Büchertiteln zu füllen. Der Kundige wird die Benützung manches guten Werkes der weitverzweigten Litteratur vermissen; will er bedenken, wo wir, der Verfasser und der Herausgeber, zuhause sind, so macht er uns wohl keinen Vorwurf daraus.

Noch habe ich einige Bemerkungen über die Schreibung der mundartlichen Wörter zu machen. Die Rücksicht auf den größeren

Teil der Leser, für die das Buch bestimmt ist, verbot mir die Verwendung gar zu vieler neuer und ungewohnter Lautzeichen; auf eine strenge Durchführung rein phonetischer Prinzipien habe ich eben deshalb von vornherein verzichtet. Um dennoch ein möglichst getreues Bild von unsrer Mundart zu geben und die Dialektproben auch für wissenschaftliche Zwecke brauchbar zu machen, mußte von der herkömmlichen Schreibung des Neuhochdeutschen vielfach abgewichen werden. Ich bin darin nicht weiter gegangen, als unbedingt notwendig war. Denkende Leser werden den ersten störenden Eindruck des Ungewohnten bald überwinden und die Vorteile einer so einfachen, aber nach festen Grundsätzen durchgeführten Neuerung erkennen.

Jedes Schriftzeichen sollte in der Dialektorthographie seinen eigenen bestimmten Wert, jeder besondere Laut sein eigenes besonderes Zeichen haben. Dieser Forderung habe ich aus dem angegebenen Grunde nur mit einigen Einschränkungen zu entsprechen vermocht; so sind die verschiedenen zwischen ä und i liegenden E-Laute alle durch denselben Buchstaben, durch e, und das sch, wie s vor p und t im Stammanlaute gesprochen wird, der gewöhnlichen Orthographie zuliebe durch s bezeichnet worden. Dagegen ist die Länge des Vokales bis auf zwei Ausnahmen regelmäßig durch dasselbe Zeichen, durch ein Häckchen über dem Buchstaben (â, ê, î, ô, û) kenntlich gemacht; nur für das lange ä habe ich das herkömmliche æ und für den in unseren Mundarten häufigen, zwischen a und o liegenden langen A-Laut immer å verwendet. Den dem langen å entsprechenden kurzen Laut gebe ich durch à wieder. Die übrigen vokalischen Kürzen bedurften hiernach keiner besondern Bezeichnung, auch der in der neuhochdeutschen Orthographie üblichen Doppelschreibung des nachfolgenden Konsonanten nicht. Die für die Konsonanten verwendeten Buchstaben haben die Bedeutung, die sie in der neuhochdeutschen Schrift besitzen, nur bei den Reibelauten habe ich genauere Unterscheidungen für nötig gehalten:

ch (zuweilen auch cb) bezeichnet das stimmlose mediopalatale (gutturale) ch, wie es gesprochen wird nach a, o. u, den sogenannten ach-Laut;

ch bezeichnet das stimmlose antepalatale (palatale) ch, wie es nach e, i u. s. w. gesprochen wird, den sogenannten ich-Laut (sicher, Mamachen), doch ist es in der Regel nur dort verwendet, wo eine genauere Angabe wünschenswert erschien.

z gebrauche ich mit Sievers für den tönenden mediopalatalen (gutturalen) Reibelaut, den man bei uns, in Norddeutschland und sonst für inlautendes g nach a, o, u hört (sagen, Bogen).

s steht (mit Ausnahme der Verbindungen st, sp) immer für den stimmlosen S-Laut, für das sogenannte scharfe s (iß, gießen, fassen).

ſ gilt für den tönenden S-Laut, für das sogenannte weiche s (sehen, rieseln, Faser).

sch bezeichnet den stimmlosen (cerebralen) Reibelaut (schießen), ſch dagegen den tönenden, wie wir ihn in dem Lehnworte ſchäp (Tasche) hören.

Ein j nach n, d, t und l will den voraufgehenden Konsonanten mouillieren.

Der Druckerei bin ich nicht allein für die Anschaffung der neuen Typen zu Dank verpflichtet, sondern auch für die Sorgfalt, mit der sie meinen Wünschen auch in Bezug auf die mundartliche Schreibung entsprochen hat.

Mögen diese Abhandlungen und Sammlungen auch in ihrer neuen Gestalt eine nachsichtige Beurteilung und eine freundliche Aufnahme finden Mögen sie in die siebenbürgische Sitten- und Sprachforschung neuen Reiz bringen, der deutschen Volkskunde sich förderlich erweisen und vor allem mithelfen, daß das alte Gold unsrer Überlieferungen mehr und mehr zu Ehren komme, gesucht und gehütet werde. Es muß unsrer Aller Sorge sein, daß die erfrischende und erhaltende Kraft, die auch aus diesem Vermächtnisse wirkt, unserm Volke nicht verloren gehe.

Mühlbach, am 10. November 1884.

Der Herausgeber.

Inhalt.

I. Siebenbürgisch-deutsche Tiermärchen.

IV. Vereinzelte Stücke.

V. Hühnchen und Entelein.

Anhang: Die Tierwelt in Sprichwort und Redensart.

II. Die Zigeuner im sächsischen Volksmund.

III. Sächsischer Volkswitz und Volkshumor.

IV. Die Welt unsrer Märchen und unsrer Kinder.

V. Siebenbürgisch-deutsche Kinderspiele und Kinderreime.

VI. Stiefmütter, Stief- und Waisenkinder.

Märchen:

VII. Die Macht und Herrschaft des Aberglaubens.

VIII. Sprichwörter, Redensarten, Interjektionen, Rätsel.

IX. Inschriften.

Erläuterungen

I.

Siebenbürgisch-deutsche Tiermärchen.

Mit Erläuterungen.

Es ist erfreulich, daß die Deutschen das Tiermärchen noch immer in seinem ursprünglichen Geist hegen, ich meine in der unschuldigen Lust an der Poesie, die keinen andern Zweck hat als sich an der Sage zu ergötzen und nicht daran denkt, eine andere Lehre hinein zu legen als die frei aus der Dichtung hervorgeht. Reiner und volkstümlicher als wir haben die nach Siebenbürgen vor etwa siebenhundert Jahren ausgewanderten Niedersachsen in ihrer Abgeschlossenheit die Überlieferung bewahren können.

Wilhelm Grimm.

Einleitung.

Die äußern Schicksale der Siebenbürger Sachsen, das Verhältnis derselben als Nation zu Krone und Mitständen und in zweiter Reihe das Verhältnis der einzelnen sächsischen Gaue zu einander, waren früher vorzugsweise der Gegenstand sächsischer Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. Seit einer Reihe von Jahren wendet sich der Blick der heimischen Geschichtsfreunde, dem Entwicklungsgange deutscher Wissenschaft folgend, nun auch mit Eifer auf die Erforschung der Innerzustände und des geistigen Lebens ihres Volkes.

Während man früher die schriftlichen Denkmäler hauptsächlich ihres auf Rechtsverhältnisse bezüglichen Inhaltes willen für wichtig hielt, fängt man nun an, sie auch ihrer Form wegen und als Momente der Volksbildung zu schätzen; dadurch aber wird eine sächsische Litteraturgeschichte nach den Anforderungen unsrer Zeit vorbereitet. Für die Prosa findet sich manches, allein auch die Poesie geht nicht leer aus und bei genauer Forschung wird man noch mehr entdecken. Der Wert dieser Geistesprodukte mag noch so gering sein im Vergleich mit denen unsers Mutterlandes, dennoch darf sie der Volksgenosse als Zeugnisse des geistigen Lebens seiner Vorfahren nicht verachten. Darum mögen unsre Geschichtsforscher, welche das Korn von der Spreu zu scheiden verstehen, mit vereinten Kräften dafür thätig sein, daß einmal eine Sammlung der wichtigsten Geistesdenkmäler unsers Volkes und eine organische Geschichte derselben zu stande komme.

Neben diesen schriftlichen, aus toten Archiven, Kirchen- und Gemeindeladen und Bibliotheken zu gewinnenden Urkunden zur Kenntnis unsers gesamten vergangenen und gegenwärtigen Volkslebens ist es aber notwendig, auch die lebendige Sprache, die Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche und den reichen Aberglauben zu erforschen. Schon manches

ist in dieser Richtung geschehen und in naher Zukunft steht noch einiges zu erwarten. Einen dahin einschlagenden Beitrag will auch diese Arbeit liefern, in der wir alle siebenbürgisch-deutschen Tiergeschichten mitteilen, deren wir habhaft geworden sind. Das meiste erhielten wir durch mündliche Erzählung von Studierenden des Schäßburger Schullehrerseminars, die, fünfzig bis sechszig an der Zahl, in den verschiedensten Ortschaften des Umkreises zu Hause sind, einiges von sächsischen Dorfsschullehrern und Fuhrleuten, städtischen Bürgern und Bauern; schriftliche Mitteilungen gingen uns aus Mühlbach und Mediasch zu.

Die Sammlung erschien zum erstenmal in dem 1855 ausgegebenen, seit Jahren aber völlig vergriffenen Programm des Schäßburger Gymnasiums unter dem Titel: „Zur deutschen Tiersage" und wurde von Jakob Grimm, wie sein an Haltrich gerichteter, im Anhang zu der dritten Auflage der Deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen abgedruckter Brief bezeugt, auf das Freundlichste begrüßt. Seit jener Zeit sind uns noch einige andre Erzählungen, meist Varianten zu den früher veröffentlichten, bekannt geworden; wir haben keiner, die etwas Neues brachte, die Aufnahme versagt; ausgeschlossen blieben nur diejenigen, die uns wegen ihrer verderbten Überlieferung nicht verständlich waren, oder wie ein Meschner Märchen offenbar aus Goethes Reineke stammten.

Der Abhandlung waren ursprünglich auch einige Kinderrätsel, Kinderspiele, Kinderreime, Sprichwörter und formelhafte Redensarten, soweit sie zu den Tieren der Märchen irgend welche Beziehung hatten, in einem besondern Anhange beigegeben worden. In dieser Ausgabe sind die Spiele u. s. w. von der Abhandlung, mit der sie ohnehin in sehr losem Zusammenhange standen, abgeschieden und andern Teilen dieses Buches einverleibt worden; nur die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten sowie einige andre stehende Ausdrücke sind an der alten Stelle geblieben. Aber auch sie sind erheblich vermehrt, zum Teile erläutert und in eine neue Form gebracht worden.

Die Erläuterungen, hier in völlig neuer Gestalt erscheinend, wollen Aufschluß geben über die Herkunft der einzelnen Erzählungen und die abweichenden Versionen; vor allem aber wollen sie festzustellen versuchen, worin unsre Märchen mit nichtsiebenbürgischen Überlieferungen übereinstimmen. Zu dem Zwecke haben wir eine Menge Tiererzählungen des Mittelalters herangezogen und sind aus naheliegenden Gründen wiederholt bis zur Tierfabel des Altertums zurückgegangen. Wir haben auf diese, bei der Beschränktheit unsrer litterarischen Hilfsmittel doppelt schwierigen

Untersuchungen ein besonders Gewicht gelegt, weil ohne umfassende Vergleichungen eine halbwegs befriedigende Aufklärung über die auffallende Übereinstimmung unsrer Märchen mit andern, nach Zeit und Ort weit entfernten Überlieferungen nicht gewonnen und die Frage nach den Quellen anders nicht gelöst werden kann.

Der Text der Erzählungen ist, abgesehen von einigen in der mündlichen Überlieferung begründeten Kleinigkeiten, unverändert geblieben; dafür sind diesmal häufiger als früher mundartliche und volkstümliche Wendungen, Worte und Biegungen, teils in eingeklammerten Zusätzen, teils in Fußnoten beigefügt worden. Ganz in sächsischer Mundart geben wir auch jetzt nur das unter Nr. 42 erzählte, allgemein verbreitete Märchen vom Bären und der alten Geiß. Der Sammler, Josef Haltrich, ließ sich zwar alle, mit Ausnahme der aus Mühlbach von Friedrich Wilhelm Schuster und aus Mediasch von Michael Salzer schriftlich in hochdeutscher Sprache mitgeteilten, im Dialekt erzählen, schrieb sie jedoch hochdeutsch nieder und behielt nur die eigentümlichen sächsischen Wörter und Redensarten bei. Nun hätten wir sie uns entweder wieder alle sächsisch und zwar von Bauern des Ortes, aus dem sie uns zugekommen waren, erzählen lassen müssen, — doch das war uns nicht möglich, oder wir hätten sie aus dem Hochdeutschen in die Mundart zurückübersetzen müssen — und dazu fehlte uns der Mut. Wie sehr durch die hochdeutsche Bearbeitung die Erzählungen an Kraft, sinnlicher Fülle und naiver Zutraulichkeit verloren haben, wissen wir nur zu gut, aber ändern konnten wir es nicht. Die abgezogene hochdeutsche Schriftsprache hat bei ihren sonstigen großen Vorzügen im Vergleiche mit der frischen, lebenskräftigen Mundart immer etwas abgeschliffenes, mattes an sich.

Die drei ersten Gruppen unsrer Sammlung sind in gewissem Sinne drei kleine volksmäßige Tierepen und wer — wie ihr erster Herausgeber vor dreißig Jahren — von der Richtigkeit der in Grimms Reinhart Fuchs entwickelten Anschauungen überzeugt war, konnte recht wohl behaupten: daß diese in sich abgeschlossenen Cyklen wie Trümmer oder Teile eines uralten Epos aussähen und vielleicht einmal den Kern gebildet hätten, aus dem die großen litterarischen Tierepen erwachsen sind. Die Geschichten vom Fuchs und Wolf, wie sie in der ersten Abteilung stehen, werden meist im Zusammenhange, als eine Geschichte erzählt, doch — wir werden darauf zurückkommen — nicht immer in derselben Reihenfolge und inneren Verknüpfung, auch nicht in derselben Anzahl wie in unserm Texte.

Dasselbe gilt von der zweiten und dritten Gruppe, von den Geschichten, in denen der Wolf und der Fuchs einzeln auftreten. Die übrigen Geschichten, von Nr. 28 an, stehen zu einander in keiner innern Beziehung, sie werden immer für sich allein erzählt.

Über das Wesen unsrer Erzählungen ist nach Grimms schöner Einleitung zu seinem Reinhart Fuchs und nach Wackernagels Abhandlungen über Heinrich den Gleißner und über die Tiersage und die Dichtungen aus der Tiersage wenig mehr zu sagen. Einzelnes und Besonderes herauszuheben, soll die Aufgabe der folgenden Blätter sein.

Die Helden auch unsrer Erzählungen sind der Wolf und der Fuchs; der Wolf wird einmal sogar zum König gewählt und der Fuchs wird sein Minister (Nr. 30).

Wiederholt tritt auch der Bär auf, einmal sogar als König, zeigt es aber in der That nicht, daß er der König ist oder sehr schwach. Seinem ganzen Wesen nach zurückgezogen, gutmütig, plump, ohne große Leidenschaften, außer dem Zorn, wenn er gereizt wird, ist er auch untauglich zur Herrschaft. Und doch hat gerade dieser Zug unsrer Märchen eine gewisse Bedeutung. „Mir ist der Bär als Buschkönig allein schon viel wert", schrieb Jakob Grimm in dem erwähnten Briefe vom 22. August 1855 an Haltrich.

Der Löwe, der sonst der König ist, erscheint bei uns nur in einem einzigen, in diese Sammlung nicht aufgenommenen Meschener Tiermärchen. Es wird darin der Krieg zwischen den erdwandelnden und luftwandelnden Tieren in wesentlicher Übereinstimmung mit dem Grimmschen Märchen: „Der Zaunkönig und der Bär" erzählt, nur ist an die Stelle des Bären — wohl durch Verschulden unsers Erzählers — der Löwe gesetzt.

Nebenrollen spielen der Hase, der Eber, die Sau, die Böcke und die Geiß, die Stute, der Esel, der Ochs, die Katze, der Igel, der Hahn, die Gänse, der Stoßvogel, der Rabe, die Meise, die Schnecke, die Schlange, der Hund und die Tauben. Gar keine Rolle spielen der Löwe, der Dachs, der Affe, der Luchs und die vielen andern Tiere, die sonst noch in deutschen und französischen Tierepen vorkommen.

In den Erzählungen zeigt sich wenig Bewegung und Fortschritt; die meisten erscheinen blos als Variationen eines und desselben Themas. Doch wird der Wolf endlich durch sein Unglück verdrießlich und schwach, er will sich bessern; allein, das ist alles nur Schein, denn — naturam expellas furca, tamen usque redibit — er darf sich

nicht bessern, da in der Wirklichkeit die Wölfe noch immer Wölfe sind, und so weiß die Volksdichtung mit feinem Takte diesen Gedanken festzuhalten. Der Fuchs wird nach mancherlei Abenteuern, die er vermöge seiner List meist glücklich bestanden, am Ende doch gefangen, muß seinen Pelz hergeben und ist schon dem Tode nahe; doch sterben darf er nicht, denn wie wäre sonst sein noch so häufiges Vorkommen zu erklären? Unsre Märchen lassen ihn daher ebenfalls mit gutem Geschick davon kommen, brechen aber damit ab, denn der Stoff ist ja unendlich. Im französischen Renart ist der Fuchs auch nur scheintot und springt aus dem Grab.

Manche Abenteuer wiederholen sich. So kommt die Brunnenszene zweimal vor, so bringen die Fische den Wolf zweimal ins Unglück, der dumme Wolf gibt sich zweimal für den Vorgesetzten der Feldhüter aus, das sich Totstellen macht der Wolf dem Fuchse nach; aber die Motive und Nebenumstände sind jedesmal andere.

Die arge Übertreibung in manchen Stellen ist dem Wesen der Volksdichtung und der Dichtung überhaupt nicht unangemessen. Wenn das Volk den Wolf, um seinen übermäßigen Hunger zu schildern, sagen läßt, sein Magen packe ihm schon die Rippen und werde sich bald zwei Fensterchen ins Freie durcharbeiten, wenn es ihn ferner, um seinen großen Fraß zu bezeichnen, das Fleisch von zwei Schweinen oder gar das Fleisch samt den beiden Bachen, zehn Schafe u. s. w. verschlingen läßt, so ist das alles recht passend. Dieser ungeheuere Hunger in Verbindung mit dem ungestümen Drang ihn zu befriedigen, und die ewige Unersättlichkeit, die wilde Blutgier und Kampflust des Wolfs, haben wohl seinen Namen und sein Bild vorzüglich zur Bezeichnung großer Sagenhelden geeignet gemacht.

Kein einziges Tier erscheint in unsern Erzählungen mit einem besondern Eigennamen, denn bei dem Namen Isegrimm, der in einigen Redensarten sich findet, denkt das Volk gar nicht an den Wolf.

Dafür erscheinen neben den Appellativen eine Menge umschreibender Namen, freilich seltener in den Erzählungen, als in den Rätseln und im gemeinen Gespräch. So heißt:

Der Bär: Buschherrgott, — Buschkönig, — Buschbassist, — der im braunen Kotzen, oder der im Zonder (im grauen Mantel), im Kaput (Gehrock), der alte kluge Mann.

Der Wolf ist der Buschkantor, — die Nachtigall die Füllen frißt, — der Buschhund, — der große Buschräuber, — der garstige, böszahnige Kerl, — der mit den funkelnden Augen, — des Fuchs sein Herr Bruder

oder Schwager und Gevatter, — der im grauen Kotzen. Unserm Buschhund begegnen wir schon in einem Hirtensegen aus dem 15. Jahrhundert, wo der heilige Martin gebeten wird: das Vieh zu behüten „vor allen Holzhunden“. (Grimm Mythologie, 1. Aufl. Anhang CXXXVII und Germania 20, 437). Den Löwen, den Wolf und andre schädliche Tiere nennt auch der Esthe selten bei ihrem Namen, sondern er gebraucht lieber bildliche Ausdrücke wie: der Mann im grauen Rock, der Alte hinterm Busch, der Waldoheim, der Flachschwanz. Die Aufklärung darüber verdanken wir Jakob Grimm und Wilhelm Wackernagel. „Ganz so, sagt Wackernagel, wie man die Gottheit mehr noch fürchtete als verehrte und in vielen Fällen Scheu trug auch nur den wahren eigentlichen Namen derselben auszusprechen, mit ebensolcher religio, mit einer halb unheimlichen Empfindung stand man auch der Tierwelt gegenüber: noch heute z. B. nennt der Bauer in Schweden den Fuchs lieber Waldgänger als eigentlich Fuchs, den Wolf Graubein, den Bären, weil er Honig nascht, Süßfuß oder mit begütigender Schmeichelei Großvater“.

Der Fuchs heißt der im gelben Mäntê oder Kotzen, — der Buschpfarrer, — der mit der Kehrrute, — der mit dem Ofenwisch, — der durchgrübelte schlimme Kerl, — der Zaunumschleicher, — der Schollentreter.

Der Hase ist der mit den gläsernen Augen, — der Kurzschwanz, — der dumme Junge, — der Lehrjunge.

Die Schweine sind die Gergesener, (metonym. mit Beziehung auf Matth. 8,) — die Borstigen, Ungeruhsamen, die Garstigen, — môrhänkeln (Kothühner), môrànjel (Kotengel), Kreatûren, — Sturdibuk, — Sturmläufer, — die Blinden.

Der Hahn ist der mit dem fleischernen Kamm, — der einen Kamm hat und sich nie kämmt, — der Zeitbemerker, — der Hofkönig.

Der Stoßvogel heißt der Weltkuker.

Der Igel ist das Erdschwein.

Dergleichen gibt es gewiß noch eine ganze Menge.

Eigentümlich ist das Familienverhältnis, in welchem Bär, Wolf, Fuchs und Hase nach Nr. 37 stehen. Sonst nennen sich Fuchs und Wolf nur Gevatter wie im Isengrimus und im deutschen Reinhart, doch wird die Gevatterschaft durch keine Erzählung bei uns näher bestimmt. Bruder, Schwager und Schwester werden ganz allgemein von unsern Dorfsleuten auch gegen Fremde, mit denen man in gar keinem derartigen Verhältnis steht, bei freundschaftlichen Anreden gebraucht. So

heißt der Bauer jeden Städter Herr Vater und Frau Mutter und der Zigeuner jeden sächsischen Mann Herr Vater und jede sächsische Frau ohne Unterschied Frau Mutter. Oheim und Neffe nennen sich bei uns Wolf und Fuchs niemals.

Wie unsere Dorfsleute ferner im gewöhnlichen Verkehr unter einander das Ihr gebrauchen, so lassen sie auch den Fuchs und Wolf sich gewöhnlich ihrzen; nur in lebhafter Rede und im Zorne heißen sich die Bauern Du, und so müssen natürlich auch der Fuchs und Wolf in dem Zustande einander duzen.

Viele von den Eigenschaften, welche Grimm in seinem Reinhart Fuchs auf S. XXXIV und Wilhelm Wackernagel in seinen Kleineren Schriften 2, 251 ff., von Fuchs und Wolf zusammengestellt haben, wird man auch in unsern Erzählungen wieder finden. Einige aber treten besonders stark hervor: beim Fuchs die listige Bosheit (dafür hält er sonderbar den Gänsen den Eid), beim Wolf die Unersättlichkeit und der eigentümliche dumme Stolz und Ehrgeiz, der ihm allen Verstand raubt und ihn oft zu Schaden bringt. Sehr deutlich prägen sich diese Eigenschaften auch in den im Anhang zusammengestellten umschreibenden Namen, Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, sowie in den Eigenschaftswörtern aus, die vom Wolf und Fuchs gebraucht werden.

Nie erscheint in unsern Erzählungen der Wolf als Mönch, was man daraus zu erklären geneigt war, daß alle Sachsen Protestanten sind; des Wolfs Mönchtum hat sich, falls es wirklich jemals in unsern Erzählungen bestanden, nach der Reformation mit den Klöstern allmälig verloren.

Was in den Tierepen sonst von menschlicher Weise und Gewohnheit außer der Sprache den Tieren beigelegt wird, findet sich auch in unsern Erzählungen. Der Fuchs und Hase lacht sich den Bauch voll; der Wolf singt, die Gänse beten, der Hase verliert Sprache und Stimme, der Fuchs leckt und wischt sich den Schnurbart, er ist Prediger und Arzt, der Wolf ist Torbesvater, Teilherr, Richter, Kantor und Pfarrer.

Eine menschliche Kleidung haben unsere Tiere nicht; aber ihre natürlichen Kleider haben die Namen der menschlichen: Rock, Kapút, Kapútrock, Kotzen, Zonder, Mänte u. s. f. Der höchste äußere Schmuck ist den Tieren (dem Fuchs, Wolf, Bären und Hasen) der lange Zagel; der Wolf jammert über den Verlust und freut sich des neuen Zagels; der Fuchs beraubt den Hasen seines Ehrenzeichens.

Euphemistisch legt man ihren Schlupfwinkeln und Höhlen — doch nicht alle Erzähler — die Namen Burg, Wohnung, Haus, Stube, Kalib (Hütte) bei.

Es erübrigt noch den Niederschlag unsrer Tiererzählungen auf Sitte und Leben, auf Sprache und Volksglauben in Kürze darzuthun.

Etliche Kinderrätsel, Kinderspiele, Sprüche und Lieder beim Reihentanz, einige Sprichwörter, Redensarten, Vergleichungen und ironisch gebrauchten Ausdrücke haben zur Annahme Veranlassung gegeben, die Tiergeschichten seien nicht ohne merklichen Einfluß auf Brauch, Sprache und Vorstellungsweise des Volkes geblieben. Aber nicht alles, was so aussieht, muß auf der Sage beruhen; schon das häufige Vorkommen der Tiere und der fast tägliche Umgang mit ihnen muß eine Menge von Sprichwörtern und Redensarten erzeugen; sehr viele sind gewiß allein durch genaue Beobachtung des Tierlebens entstanden.

Es ist an vielen Orten Sitte, daß, wenn ein Raubtier oder Raubvogel, insbesondere ein Wolf, ein Fuchs oder Stoßvogel gefangen oder geschossen worden, dieselben oder deren Balg im Dorfe von Haus zu Haus und auch in den Nachbarortschaften herumgetragen werden. Die Hühnerhabichte tragen meist Zigeunerjungen umher und bekommen dann in jedem bessern Hause einige Eier; den Wolfs- und Fuchsbalg tragen meist Walachen, die bekommen dafür von einzelnen Hauswirten Stückchen Fleisch oder Speck. Die Sitte erklärt sich wol aus der Schädlichkeit jener Raubtiere. Der Spruch, den sie bei der Bettelei gewöhnlich gebrauchen, lautet in Bulkesch:

mer branjen ich en ålde mûn,
dier de`hîne pläke kûn,
schmiert em nor de klåen
en undermôl wite se lose ståen.

Bei Fuchs und Stoßvogel wird der Spruch so gebraucht, beim Wolf steht statt hîne pläke: de schôf, de felle werge kûn.

Wenn Knaben aus der Schule kommen und das Latein, das ihnen mitgegeben wird, vergessen haben, sagen sie zu Hause den Spruch:

Et kåm e wåld schwenj,
En fråş mert làtenj.

Die Kürschnergesellen führten früher bei dem festlichen Umzuge, den sie hielten, wenn sie die Lade von dem abtretenden Gesellenvater zum neuen trugen, zur Verherrlichung des Zuges auch einen verkleideten

Bären mit sich. Der mußte sich natürlich wie ein Bär betragen, brummen, mit dem Stocke tanzen, auf einen Baum kriechen u. dgl. Allgemeines Gelächter erregte es, wenn er seinen Stock wegwarf und dafür Mädchen oder Frauen zum Tanze aufforderte, die aber scheu vor ihm flüchteten, bis sie endlich der Spaßmacher erlöste, der dann den Bären selbst faßte, mit ihm herumtanzte und wenn er nicht flink genug sich drehte, mit der Peitsche ihn aufmunterte. Der Saal, in dem abends getanzt wurde, war vielfach mit Laubwerk und allerlei ausgestopften Pelztierchen, besonders Eichhörnchen dazwischen ausgeschmückt; ausgestopfte Bären, Wölfe, Füchse, wilde Katzen, Hasen, Iltisse sahen zu den Fenstern hinaus.

Das ist wol alles nur Symbol des Handwerks; doch ist der tanzende Bär auch eine mythische Erscheinung [1]) und in mehreren Märchen treten als Bären verkleidete Jünglinge auf, die in dieser Verkappung versteckte Königstöchter zu sehen bekommen.

Unsre Erzählungen, Rätsel und Sprüche lassen den Kürschner in einem feindseligen Verhältnis zu Fuchs, Wolf und Bär stehen; das wird aus dem Handwerk zu erklären sein; aber man kann auch sagen, daß die Kürschner vermöge ihres Handwerks sich für das Wesen und die Lebensweise der Tiere, deren Haut sie fast täglich unter den Händen haben, also auch für die Tiersage und deren Erhaltung und Verbreitung besonders interessieren mußten. Die Kürschner gelten an vielen Orten für besonders witzige und pfiffige Leute; man hat spaßhaft behauptet, daß die Fuchshaut und der Fuchsschwanz, die sie fast täglich vor Augen haben und die ihnen die Listen jenes Tiers immer wieder ins Gedächtnis rufen, das mitbewirkt hätten.

Überhaupt aber ist das Kürschnerhandwerk eines der ältesten und ehrwürdigsten. In uralter Zeit mögen die Kürschner auch vornehmlich die Jäger gewesen sein und auch die Schneider entbehrlich gemacht haben, und manche alte Sitte ist von ihnen bis auf den heutigen Tag gewahrt worden. Der germanische Schwerttanz ist, wenn auch nicht ihr besonderes Vorrecht, doch hauptsächlich von ihnen gepflegt und bei der feierlichen Einführung des sächsischen Nationsgrafen in sein Amt bis auf die letzte Zeit von ihnen allein ausgeübt worden.[2])

---

[1]) Vergleiche darüber Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter, 2. Aufl. 2, 136.

[2]) Die Hermannstädter Kürschnerzunft gründet ihr Vorrecht, bei der Comesinstallation den Schwerttanz ausschließlich zu tanzen, auf eine Sage. In

Zur Begleitung der Reihentänze singt auch die sächsische Dorfsjugend alle Arten von Tanzliedern, am häufigsten, wie natürlich, Liebes- und Scherzlieder, zuweilen aber auch solche Liedchen, die zu unsern Tiergeschichten in näherer oder entfernterer Beziehung stehen. Neben dem hochdeutschen „Fuchs, du hast die Gans gestohlen" auch einige sächsische.

Sächsische Personen- und Familiennamen, die nach älteren Anschauungen von den Tieren der Sage hergenommen sind, lassen sich vom 14. Jahrhundert herab bis auf unsere Zeit nachweisen. Die bedeutsamsten von denen des 14. Jahrhunderts sind Stutfuchs, Fuchsloch und Schollentreter, und Schollentreter heißt in unsern Erzählungen auch der Fuchs. Sehr alt und heute noch weit verbreitet sind unter uns die Geschlechtsnamen: Wolf, Fuchs, Bär, Bock, Löw, Hase und Hahn. Jakob Grimm war unsers Wissens der erste, der auf S. CCXLVIII seines Reinhart Fuchs die Frage aufwarf, ob nicht einige Namen der lange und weitverbreiteten Tierfabel Eigennamen für Menschen geworden seien? Nach seinem Vorgang hat man wiederholt versucht, — so that es auch diese Abhandlung in ausführlicher Weise bei ihrem ersten Erscheinen — gewisse Familiennamen aus der Tiersage herzuleiten. Vor der neuern, tiefer gehenden Forschung haben jene Versuche nicht standhalten können. Diejenigen Tiere, welche in den ältesten Personennamen erscheinen, haben keine Beziehung zu den Trägern der Grimmschen Tiersage; ihrer Verwendung liegt eine höhere Auffassung der Tierwelt zu Grunde. Es sind nur die vorzugsweise für heilig gehaltenen, besondern Gottheiten eigentümlich angehörenden Tiere, wie Bär, Wolf und Eber, Aar, Schwan, Rabe und Rind zur Bildung von Menschennamen gebraucht worden. Vergleiche hierüber die Abhandlung von Karl Lucae in den Preußischen Jahrbüchern 45. Band (1880) S. 553 ff. Auch der Name Schollentreter stammt nicht aus dem Tiermärchen; Schollentreter heißt der Bauer.

Tiernamen führen mancherlei Dinge. Wolf nennt man in Keisd eine faustdicke Geschwulst der Ochsen auf dem Rücken; sie ist oft tödlich und kann nach dem Glauben der Leute nur geheilt werden, wenn

---

einer Schlacht bei Talmesch war einmal der Comes in großer Gefahr, von den Feinden gefangen zu werden, da wurde er durch die Kürschner herausgehauen. Zum Danke dafür erteilte ihnen der Comes das Recht. Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen, S. 251. Eine eingehende Beschreibung des sächsischen Schwerttanzes gibt Fr. W. Schuster im Archiv des Vereines für siebenb. Landeskunde 9, 403 und 487.



ein Mensch, der einmal Wolfsfleisch gegessen, mit seinen Zähnen in die Geschwulst einbeißt. Wolf heißt eine gewisse, durch Reibung entstandene Hautentzündung; Wolf ein Haken in der Uhr und am Rammklotz; Wolf der Rammklotz selbst. Fuchs heißt die rote Flamme, Bock ein weiselloser Bienenstock, ein Rammklotz; Hase ein bestimmtes Stück Schweinfleisch vom Bauch. Katze nennt man auf dem Dorfe ein gezähntes eisernes Werkzeug, das an die Schuhe gebunden wird, mit dem man die Pfähle an den Weinstöcken in die Erde hineintreibt; Katze heißt ferner das Eisen auf dem Herd bei Lutherschen Öfen, auf dem der hintere, nicht im Feuer befindliche Teil der Holzbrände ruht, (witzig: die Katze mit drei Füßen, die immer dicht am Feuer liegt und sich doch nie verbrennt).

Im Leschkircher Stuhlswappen findet sich der Bär aufrecht stehend, einen Knotenstock haltend. Die Tiersymbolik, ganz unabhängig von der Tiersage, spielt überhaupt in Wappen eine große Rolle.[1])

Unsre sächsischen Baudenkmäler aus der ältern Zeit haben zum Teil auch mythisch oder allegorisch-symbolische Tiergruppen (Untiere, Drachen, Schwäne); aber bis noch wurden keine in die Tiersage einschlagenden gefunden.

Am Dom zu Karlsburg finden sich drei Hasenköpfe mit drei Ohren so zusammengestellt, daß jeder Kopf mit zwei Ohren erscheint. An der Kirche im sächs. Dorf Dürrbach bei Bistritz sieht man ein Schwein in Stein gehauen. Die Einwohner erzählen: vor vielen Jahren habe ein Schwein einen großen Schatz aus der Erde gewühlt, mit dem habe man die Kirche gebaut und zum Danke sei das Schwein in Stein gehauen und in die Kirchenwand eingemauert worden. Ähnliche Sagen vom Schatz- und Glockenauswühlen durch Schweine, sind aber bei uns auch sonst im Schwange.

Mythensucher werden vielleicht finden, daß von unsern Erzählungen die Nrn. 25, 26, 27 und andere einen mythischen Anstrich haben. Die Vorstellung, daß Bär, Wolf, Fuchs und Hasen eine Familie bilden, gleich der menschlichen, daß ihr Fell gleichsam ein Kleid sei, das man ablegen kann, steht in Verbindung mit dem Glauben an eine Verwandlung,

[1]) J. Bedeus v. Scharberg, Die Wappen und Siegel der Fürsten von Siebenbürgen: in König Johann Zapolyas Wappen findet sich ein mit halbem Leibe aus 3 Hügeln hervorragender Wolf; in Steph. Bathoris Wappen 3 Wolfszähne, die mehrere seiner Nachfolger beibehalten. — Ein Rabe im Hunyadischen Wappen, sieh Caspar Heltays Cronika.



Verzauberung oder Verwünschung von Menschen in Tiergestalt. An Werwölfe (walachisch Präpolitsch und Prikulitsch) glauben unsre sächsischen Bauern nicht nur, sondern einige wollen geradezu solche gesehen haben. In sächsischen Märchen spielt der Fuchs wie in den deutschen die Rolle eines klugen, hilfreichen Zauberers, der seine Gestalt durch das Baden in einer Quelle willkürlich verändern kann; in der Gestalt eines dreibeinigen Hasen erscheint einmal ein unheimliches Wesen.

Die tiefe abergläubische Scheu vor den Tieren des Waldes hat der sächsische Landmann im ganzen überwunden; er spottet ihrer und belustigt sich an ihren Geschichten und Abenteuern. Nicht so der siebenbürgische Walache und Zigeuner, die sprechen meist ungern und nur mit einem geheimen Grauen von denselben wie die Bewohner des nördlichen Schwedens und die Bewohner Finnlands und Ehstlands. Der Bär besonders ist ihnen der fürchterliche Waldmensch, den man nicht reizen darf; nur durch Musik (Geigen), Feuerschlagen oder mit einem Brande in der Faust, glauben sie, könne man ihn fortscheuchen; doch wehe dem Frevler, wenn er ihm später, etwa nach langen Jahren plötzlich begegnen sollte! In den walachischen Erzählungen ist der Bär die Hauptperson; er nimmt naturgemäß bei den im Gebirge wohnenden Walachen eine andre Stellung ein als bei den in den Thälern sitzenden Sachsen.

Man hat unsre Erzählungen wiederholt auch zu Zwecken der deutschen Mythologie durchsucht. Wir haben keine Lust, den schlüpfrigen Boden selbstsuchend zu betreten, und keinen Grund, die von andern ausgegrabenen Fundstückchen hier zu verzeichnen; in den Anmerkungen wollen wir ihrer gelegentlich gedenken.

Wichtiger erscheint es uns, noch einige Worte über den Wert, den diese Erzählungen zunächst für die Siebenbürger Sachsen haben, vor allem über ihre geschichtliche Bedeutung, über ihren Ursprung und ihr Alter zu sagen.

Als unsere Tiermärchen vor bald dreißig Jahren zum erstenmal gedruckt wurden, standen Jakob Grimms Ansichten über das Wesen und Alter der deutschen Tiersage noch in voller Kraft. Selbst die zum Teile wohlgezielten Angriffe eines Gervinus hatten die von der Autorität des Meisters getragenen Anschauungen nicht zu stürzen vermocht. Unter dem bezaubernden Eindrucke, den Grimms Reinhart Fuchs auch in Siebenbürgen gemacht hatte, wurden diese Erzählungen gesammelt, geordnet und erläutert, unter diesem Eindrucke und in der Stimmung einer herzlichen

Freude an ihnen, als einem neuen Funde, wurde ihnen in den einleitenden Bemerkungen ein doppelter Wert, ein historischer oder äußerer und ein ethischer oder innerer, zugeschrieben.

Sie sind, so ungefähr hieß es, zuvörderst Zeugnisse eines alten Lebens, die uns ebenso ansprechen, als die ehrwürdigen Denkmäler aus Pergament und Stein. Wir hören und sehen es unsern Erzählungen gleich an, daß sie nicht nur seit gestern unter uns sind, sondern in eine uralte Zeit zurückgehen; ja sie führen uns hinauf bis in die frühere Heimat unsrer Väter. Noch hat man keine schriftliche Urkunde aufgefunden, welche den Landstrich genau bezeichne, aus dem die ersten größern Einwanderungen unsrer Vorfahren erfolgt sind; aber indirekte Zeugnisse sind mehrere mit ziemlicher Beweiskraft zusammengestellt worden. Neben den erwiesenen großen Auswanderungen aus Flandern im 12. Jahrhundert, veranlaßt zum Teil durch große Landesüberschwemmungen (1129 und 1135), neben der Übereinstimmung des sächsischen Munizipalrechts mit dem Hollerschen Recht, das die meisten Kolonisten aus den Niederlanden auch im nördlichen und östlichen Deutschland zum Teil beibehielten, neben der Namensgleichheit oder Ähnlichkeit einer Menge siebenbürgisch-sächsischer Ortschaften mit Ortschaften am Mittel- und Niederrhein und neben der nähern Verwandschaft unsrer Mundart, Sitten und Bräuche mit den Dialekten, Sitten und Bräuchen der Rheinlande weisen uns auch unsre Tiersagen an den untern Lauf des Rheins. Dort war es, wo nach Jakob Grimm die Tiersage, wenn auch nicht entstand, so doch am lebendigsten sich zeigte und wo zuerst Kunstgedichte aus ihr erwuchsen, namentlich der Reinardus hervorging, mit dem viele unsrer Erzählungen große Verwandtschaft zeigen. Die meisten unsrer Tiergeschichten, welche mit den in Grimms Reinhart Fuchs aus den lateinischen, französischen und deutschen Tierepen angeführten verwandt sind, — kann man behaupten — brachten unsre Vorfahren aus ihrer alten Heimat mit, und auf Grundlage derselben mögen dann einige Stücke hier erwachsen sein; nur weniges ist wohl später durch lebendige Überlieferung aus Deutschland zugeflossen, aus Büchern schwerlich etwas von echter Tiersage, höchstens einige Stücke, die den Fabeln näher stehen. Deutsche Märchen schwankhaften Inhaltes, Volkslieder und Sprüche sind von der Reformation an mit hereingebracht worden zum Teil nachweislich von unsern Studierenden, von zuwandernden Handwerkern aus Deutschland, von reisenden Kaufleuten und Handwerkern und wohl auch deutschländischen Soldaten, da österreichische Regimenter seit dem Jahre 1691 in sächsischen Ortschaften dauernde Standquartiere hatten.

Die Häufigkeit des Wolfes und Fuchses in unserm Lande mag wesentlich dazu beigetragen haben, daß sich die alten Erzählungen hier erhielten und erweiterten. Vielleicht ist das Zurücktreten des Bären in unsern Geschichten, wenn er je eine bedeutendere Rolle darin spielte, nach seinem Zurückweichen in die höhern Gebirge erfolgt. Man irrt nicht, wenn man darin, daß der Löwe gar nicht auftritt und der Bär nur eine untergeordnete Stellung in unsern Geschichten einnimmt, einen Beweis dafür findet, daß unsre Erzählungen nicht durch die Vermittelung des Reineke zu uns gekommen sind.

Wenn also unsre Erzählungen die Heimat der Väter mit bestimmen helfen, so erweisen sie ferner mit: die vollkommne Reinerhaltung des deutschen Volkstums in sieben Jahrhunderten. Dieses muß wie ein wahres Wunder erscheinen, wenn man bedenkt, wie dasselbe in der Isolierung, von so vielen in Sprache, Sitte und Lebensweise ganz verschiedenen Völkerschaften umflutet, innerhalb einer so langen Reihe von Jahren den heftigsten Stürmen ausgesetzt war. Hätte fremde Sitte und fremdes Wesen unter ihm Eingang gefunden, so würden auch diese alten Erzählungen wenigstens verwischt und verändert, wenn nicht ganz vernichtet worden sein. Gegen den Eindrang fremden Volkstums in sein Inneres schützten es Gesetz und Sitte. Unter das erste gehört hauptsächlich: das lange behauptete ausschließliche Bürgerrecht der Deutschen auf sächsischem Boden und die Wahrung der Gemeinfreiheit unter dem gesamten Volke, unter das zweite: die Aristokratie — wenn man so sagen darf — des deutschen Geblüts, der Bildung, der Sprache, ja auch namentlich nach der Reformation das gleiche Kirchenrecht und die gleiche Konfession, die alle näheren Verbindungen der Sachsen mit den Magyaren und Walachen unmöglich machten. Positiv hat aber zur Erhaltung und Stärkung des deutschen Volkstums beigetragen: das zähe Festhalten an deutschen Sitten, Gebräuchen und am eignen Rechte, dann das vor und nach der Reformation tüchtig gepflegte deutsche Schulwesen und der liebevoll bewahrte geistige Verkehr mit Deutschland.

Die Reinerhaltung des deutschen Volkstums, wurde vorhin gesagt, werde durch die Reinerhaltung unsrer deutschen Tiergeschichten mit erwiesen; diese mit den andern volkstümlichen Überlieferungen, Sitten und Gebräuchen, kurz der gesamten treu gepflegten und bewahrten Tradition, ist aber auch ein Mittel gewesen, dem Eindrang des Fremden zu wehren. Die deutschen Auswanderer des 12. Jahrhunderts, die den ewigen Kampf gegen die übermächtigen Elemente, die Einbrüche des Meeres aufgaben,

setzten ihn standhaft und mit mehr Glück in Nord- und Ostdeutschland, in Ungarn und Siebenbürgen fort und drängten den Slavismus und die asiatische Barbarei zurück und bewahrten sich selbst durch neue Dämme und Deiche besser gegen die Zersetzung ihres deutschen Wesens, als die in der Heimat zurückgebliebenen gegen den südlichen Hauch des gebildeten Franzosentums es vermochten. Die vom Mutterlande weit getrennten Kolonien sorgten auf die deutsche Tradition wie auf ein kostbares Ölfläschchen, aus dem sie das Licht ihres deutschen Wesens fortwährend nährten, und wo die Gelegenheit sich bot, suchten sie aus dem großen Ölkruge des deutschen Mutterlandes nachzufüllen.

Außer diesem äußern, historischen Werte haben unsere Erzählungen — hieß es in der Einleitung zur ersten Ausgabe — auch einen innern oder ethischen Wert. Sie sind zunächst — natürlich nur bis zu einem gewissen Grade — ein Abbild des täglichen Lebens und Strebens der großen Menge, die bei ihrem Thun hauptsächlich durch den Hunger, das tägliche Brot und nebenbei ein wenig Ehrgeiz geleitet wird. Gervinus behauptet, nachdem er in seiner Geschichte der deutschen Dichtung (1^4, 139) über den Dichter des Reinardus wegen mannigfacher Mißhandlung der Tiersagen mit Recht Klage geführt: Der Reinardus steige um eine Stufe zu tief, wenn er alle Streiche, die vom Fuchs verübt werden, aus Freßsucht fließen lasse; ganz anders seien die Triebfedern im niederländischen Reinaert. Unsere volkstümlichen Tiergeschichten bezeugen dem Verfasser des Reinardus, daß nicht er diese stets wiederkehrenden sinnlichen Motive erdichtet, sondern daß er sie ziemlich getreu so aufgenommen habe, wie er sie in der Volkssage vorgefunden, und daß es eigentlich ein Abweichen von der natürlichen Wahrheit der Sage sei, wenn der Verfasser des Reinaert, zwar mit meisterhafter Kunst die Motive etwas mehr vergeistigt. Aber Gervinus hat einen großen Maßstab, mit dem er oft auch Erzeugnisse deutscher Volks- und Kunstpoesie zu streng mißt und darum ungerecht wird. Vor der hohen Idealität der alten kunstsinnigen Griechen kann freilich verhältnismäßig wenig aus der ältern Poesie der Deutschen bestehen; aber wollte man immer und überall mit jenem großen Maßstabe der höchsten Klassizität messen, so müßte man konsequent auch aus der neuern Zeit zwei Dritteile unsrer schöngeistigen Litteratur verbrennen, da keine Spur von jener ewigen Richtung der Griechen nach oben sich darin findet. Doch auch die Richtung nach unten gestattet sich unsre irdischmenschliche Poesie bis zu einem gewissen Grade, indem sie das gemeine Leben, das scheinbar von keinen höhern Ideen bewegt

wird, treu und wahr abspiegelt. Bis zu einem gewissen Grade, denn die Naturwahrheit hat in der Poesie wie in der Malerei ihre Schranken, außerhalb deren sie in der Richtung nach unten Gemeinheit wird. Unsere Erzählungen verschmähen das grobsinnliche, obscöne und frivole, welches Gervinus am Reinardus und an den französischen Bearbeitungen der Tiersage mit gerechter Entrüstung tadelt, das aber gewiß größtenteils auf Rechnung der mönchischen Dichter zu stehen kommt; denn der gesunde, gerade Sinn des Volkes weiß maß zu halten und sein sittlicher Instinkt bewahrt es vor dem allzugemeinen. Hunger und Not, nebenbei Ehrgeiz und Übermut sind in unsern Tiersagen die hauptsächlichsten Triebfedern. Diese aber sind es ja, die im Jünglingsalter jedes Volkes und so auch des germanischen die größten Helden bildeten und zum Ruhme führten. Denjenigen aber unserer Volksfreunde, die durch den Genuß der klassischen Werke unserer deutschen Litteratur oder durch den Genuß der ewigen Werke der alten Griechen und Römer verwöhnt, eine sublime, immer nur zum Himmel gerichtete Poesie für das einzig Rechte und Wahre halten und darum die Veröffentlichung dieser Tiergeschichten vielleicht mehr bedauern als bewillkommnen möchten, sie mögen einmal die schöne Abhandlung von Jakob Grimm in seiner Ausgabe des Reinhart Fuchs und die geistvollen Betrachtungen von Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Dichtung nachlesen.

Und weiter, — so beiläufig urteilte die vor drei Jahrzehnten geschriebene Vorrede, — unsere Erzählungen sind im ganzen auch lehrhaft; lehrhaft nicht in dem Sinne, daß sie lehren wollen, sondern in dem, daß sie lehren können. Aber wiewohl ihnen die didaktische Tendenz fernliegt und wiewohl sie nur unterhalten und erfreuen wollen, so werden sie doch vom Volke nicht selten wie Spiegelbilder und warnende Beispiele benützt. Wenn die Geschichten bei gemeinsamer Arbeit auf dem Felde oder im Hause, bei den stillern Belustigungen der Jugend an Sommerabenden vor den Häusern, an Winterabenden in den Spinnstuben erzählt werden, so dienen sie bloß zur erheiternden Unterhaltung, und man läßt die Erzählung als solche auf sich wirken. Aber bei andern Gelegenheiten nimmt das Volk öfter Veranlassung auf die Tiergeschichten, die ihm stets lebendig vorschweben, vergleichsweise, ironisch oder satirisch sich zu beziehen, wie die vielen Sprichwörter und Redensarten es beweisen. Nur beispielsweise sollen gleich hier einige solcher Redewendungen angeführt werden; der Anhang und die umfangreichere Sammlung von Sprichwörtern und Redensarten werden mehr bringen. Nicht eben selten hört

man sagen: „der macht es gerade wie der Wolf auf der Hochzeit, er grämt sich, daß er nicht alles einstecken kann"; — „der meint, er fürchte sich vor nichts, es wird ihm noch gehen, wie dem Wolf im Räuberhaus"; — „ja auch der Wolf kann gut singen, nur bekommt es ihm meist schlecht"; — „er ist ein guter Doktor, wie der Fuchs, der seine Kranken frißt"; — „er versteht seine Sache, wie der Wolf das Fischen"; — „er mußte Haare lassen, wie der Wolf"; — „der geht mit einem um, wie der Fuchs mit dem Hasen"; — „ja alle Füchse werden am Ende frei"; — „der Wolf hat nie genug, das weiß man"; — „des Fuchs seine Fische bezahlt man teuer".

Wir haben die ursprüngliche, sehr weitgreifende Einleitung stark gekürzt und vielfach geändert, aber auch aus der neuen Fassung, glauben wir, wird man die Freudigkeit des Herzens heraushören, mit der vor nahezu einem Menschenalter unsere Tiergeschichten, mit der damals überhaupt im Siebenbürger Sachsenland Volkserzählungen, Sprüche, Reime und Rätsel sind gesammelt worden. Gleich der erste Ertrag der hierzulande völlig neuen Forschung war reicher als man gehofft hatte, um so lebhafter freute man sich seiner und um so höher schätzte man ihn, manchmal auch — zum Glück für unsere Studien — zu hoch. Wir urteilen heute über den „innern, ethischen Wert" unsrer Erzählungen anders als damals, da sie zum erstenmal in die Welt gesandt wurden. So hoch gehen die Ansprüche dieser Märchen nicht; so viel, als man ihnen zugetraut, vermochten und vermögen sie nicht.

Wie alle sächsische Forschung auf dem Gebiete der Sprach-, Sagen- und Sittenkunde unter dem mächtigen Einfluße Jakob Grimms stand, so auch diese Arbeit. Die Anschauungen, die er in seiner einzig schönen Weise im Reinhart Fuchs entwickelt hatte, waren maßgebend für die Gruppierung unsrer Erzählungen, für die gesamte Auffassung derselben. Hierin finden die vorhin dargelegten Ansichten über den historischen Wert der sächsischen Tiergeschichten ihre Erklärung, und sofern sie unhaltbar sind, ihre Entschuldigung. Und alle sind sie nicht mehr haltbar. Es wäre uns ein Leichtes gewesen, aus der 1855 verfaßten Einleitung noch mehr auszuscheiden, als geschehen ist, vor allem alles dasjenige zu streichen, was uns jetzt als verfehlt erscheint. Daß wir es nicht gethan haben, bedarf einer kurzen Rechtfertigung. Keine Stelle jener Programmabhandlung ist so oft zu Gunsten andrer Hypothesen zitiert worden, als eben die, die unsern Tiermärchen eine hervorragende geschichtliche Bedeutung

verlieh. Dem gegenüber erachten wir es für unsere Pflicht, die offenbar zu weit gegangenen Folgerungen auf die rechte Stelle zurückzuführen und damit die Verantwortung für die darauf gegründeten, nicht selten stark übertreibenden Behauptungen Andrer abzulehnen.

Vor allem handelt es sich um eine Entscheidung darüber: ob unsere Tiergeschichten schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts nach Siebenbürgen gekommen sind oder nicht. Die Erläuterungen zu den einzelnen Stücken machen, wie wir glauben, die Antwort leicht.

Ehe man behaupten darf, daß schon die ersten deutschen Kolonisten die Mehrzahl dieser Märchen aus Deutschland mitgebracht hätten, müßte man zuvor erwiesen haben, daß die Geschichten von Fuchs und Wolf, wie sie in der lateinischen Klosterdichtung: im Gallus et vulpes, im Isegrimus, Lupardus und Reinardus und später im elsäßischen Reinhart und niederländischen Reinaert erzählt werden, daß sie schon am Beginn des 12. Jahrhunderts allgemein bekannt und volkstümlich gewesen seien, und daß sie es gerade in jenen Gegenden des Mittelrheins gewesen, aus denen unsere Vorfahren gekommen sind. Ein solcher Beweis ist bisher nicht erbracht worden und wird wahrscheinlich niemals erbracht werden. Aber ist es auch nur wahrscheinlich, daß diese Tiergeschichten schon mit den ersten deutschen Kolonisten hieher gewandert sind?

Von entscheidender Wichtigkeit ist hiebei, wie man sich zu der an Grimms Reinhart Fuchs entbrannten Streitfrage stellt. Jakob Grimm war der Ansicht, daß es eine den indogermanischen Völkern gemeinsame Tiersage gegeben habe. Aus dieser Urgemeinschaft erklärte sich ihm die überraschend große, oft bis in die kleinsten Züge hinabreichende Übereinstimmung indischer, griechisch-lateinischer, deutscher, französischer und slavischer Fabeln. Ihre epische Gestalt hat die alte indogermanische Tiersage nach Grimms Annahme nur im deutschen Volke bewahrt, von den Griechen und Römern aber ist sie sehr frühe zu lehrhaften Fabeln verdünnt worden; die „alten Trauben wurden zu einem schmacklosen moralischen Aufguße“ verwässert. Die Verfasser der mittelalterlichen Tierepen schöpften aus uralter heimischer Überlieferung, oder, wie Wilhelm Wackernagel, Grimm folgend, sich ausdrückte, aus „der Sage und dem Sagengesang, wie er im Volke lebte“; die klassischen Fabeln kannten jene Dichter nicht. Aber selbst Wackernagel, der an dem deutschen Ursprung der sogenannten Tiersage festhielt, mußte den Gegnern der Grimmschen Theorie einräumen, daß die Tierfabel, „der das höhere litterarische Alter und die höhere Bildung der Römer und Romanen zur

Seite stand", ganz eigentlich auf Stoff und Form der Tiersage eingewirkt habe, ja daß mancher Zug der Äsopischen Fabeln in die deutschen Tierepen übergegangen sei.[1]) Die neuere Forschung[2]) hat beträchtlich weiter geführt; sie hat im Morgen- und Abendland ein erstaunlich großes Material gesammelt, hat es kritisch geschieden und gesichtet und die Fäden, welche die räumlich und zeitlich weit auseinander liegenden Teile verbinden, aufzudecken versucht. Völlig geordnet ist freilich noch lange nicht alles, aber klargestellt ist zweierlei: einmal, daß die Tierfabel, wie schon Gervinus Grimm gegenüber dargelegt, bedeutend älter ist als das Tierepos, und dann, daß die sogenannte Tiersage nicht auf deutschem Boden entsprossen ist. Gleich die wichtigste, die grundlegende Erzählung der deutschen und französischen Tierepen, die von der Heilung des Löwen durch den Balg des geschundenen Wolfs, ist Äsopisch und über Italien nach Deutschland gekommen. Und nach Italien kam sie aus Griechenland, und dorthin mit vielen andern Fabeln und Märchen aus dem Orient. Die Individualität der Tiere, die indischen Fabelbücher, die am Schluß des 11. Jahrhunderts geschriebene Disciplina clericalis des Spaniers Petrus Alfonsi und vieles andere macht gewiß, daß die Mehrzahl der abendländischen Tiergeschichten aus dem Morgenlande stammt. Von dort sind sie teils in epischer, teils in didaktischer Fassung über Griechenland und Byzanz nach Italien gewandert, und über Italien und Byzanz gelangten sie nach Deutschland und Frankreich.

Diesen Weg, einen sehr langen, wie man sieht, haben auch diejenigen Geschichten zurückgelegt, die für uns die wichtigsten sind, die Geschichten von der Verbindung des Wolfs und des Fuchses zu gemeinsamer Raubfahrt und die von ihrer Verfeindung. Einzelne von ihnen waren deutschen Gelehrten nachweislich schon im siebenten Jahrhundert bekannt; aber erst die Geistlichen des 10., 11. und 12. Jahrhunderts

[1]) In der 1867 geschriebenen längeren Abhandlung: Von der Tiersage und den Dichtungen aus der Tiersage: Kleinere Schriften 2, 255.

[2]) O. Keller, Zur Geschichte der griechischen Tierfabel (Fleckeisens Jahrbücher, Supplementband IV); Müllenhoff in der Zeitschrift für deutsches Altertum 18, 1 ff.; Scherer, Jakob Grimm 151 ff. und Geschichte der deutschen Litteratur 259 ff.; Seiler im Anzeiger für deutsches Altertum 5, 100 ff. Wichtig sind auch die Quellennachweise Hermann Oesterleys zu den Fabeln in Kirchhofs Wendunmuth im 99. Band der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart und nach der Anzeige Wesselofskys im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 4, 322 Kolmacevskys in russischer Sprache geschriebenes Buch: Das Tierepos im Occident und bei den Slaven.

haben sich des Stoffes mit rechtem Behagen bemächtigt und ihn in ihrer Weise, mit Witz und Humor, allegorisch und satirisch, weiter gebildet. Die ältesten, durchweg lateinischen Tiergedichte stammen von gelehrten Klostergeistlichen her; über die Kreise der Gelehrten kamen sie zu jener Zeit nicht hinaus. Volkstümlich waren sie weder in Lothringen noch in Südflandern, wo sie entstanden; sie werden es auch im ripuarischen Franken nicht gewesen sein. Wir haben nichts, worauf sich die entgegengesetzte Ansicht stützen könnte. Aber angenommen, es habe einmal eine allgemein bekannte deutsche Tiersage gegeben, und es sei der Begriff der Tiersage keineswegs — wie Keller und Seiler lehren — ein ersonnener oder erschlichener, ist es glaublich, daß die furchtbaren Mongolen-, Tataren- und Türkenstürme, die alle Erinnerungen an die alte Heimat und alle alten Heldensagen des deutschen Volkes aus dem Gedächtnis der siebenbürgischen Kolonisten getilgt haben, daß sie allein den heitern und schalkhaften Tiermärchen nichts anzuhaben vermocht hätten?

Früher als anderwärts wurden die Tiergeschichten populär im nördlichen Frankreich, doch auch dort erst im 12. Jahrhundert. Aus Frankreich kehrten sie auf zwei Wegen nach Deutschland zurück, nach der Mitte des 12. Jahrhunderts ins obere Elsaß, um die Mitte des 13. Jahrhunderts ins östliche Flandern. Dort dichtete Heinrich der Glichezare (der Gleißner) Isegrims Not oder, wie das Gedicht in einer spätern Überarbeitung heißt, den Reinhart Fuchs, hier schuf Willem seinen Reinaert, ein Kunstwerk, das zu den besten des Mittelalters gehört. Beide haben ihren Stoff aus französischen Quellen empfangen.

Der oberdeutsche Reinhart ist bald vergessen worden; der flämische Reinaert dagegen hat sich behauptet bis auf unsere Tage. Möglich, daß noch vor Willem aus der lateinischen Klosterdichtung und aus den Erzählungen der französischen Vaganten die Umrisse der Geschichten vom Fuchs und Wolf ins Volk gedrungen sind und daß Willem einzelne Züge der volkstümlichen Überlieferung entnommen hat, aber erwiesen ist auch das nicht. Um so gewisser ist, daß Willems geistvolle Auffassung und Darstellung der Tierepopöie neue Kräfte zugeführt und die Reinhartsgeschichten zum Gemeingut der Flamen gemacht hat. Wiederholt ist der flämische Reinaert überarbeitet, in Prosa aufgelöst, zu pädagogischen Zwecken verwertet und seit 1564 als Volksbuch gedruckt worden. Noch vor dem Jahre 1280 ward er ins Lateinische, nachher aus einer Prosaauflösung ins Englische und Französische übersetzt. Aus einer prosaischen

Fassung ging das noch heute vom gemeinen Mann gelesene holländische Volksbuch hervor, und wieder aus einer holländischen Bearbeitung stammt der niederdeutsche Reinke de Vos, der berühmteste Nachkomme des Reinaert.

Wenn es begründet wäre, daß die siebenbürgischen Kolonisten des 12. Jahrhunderts zum teil aus Flandern gekommen, so könnte man annehmen, daß sie im 13. Jahrhundert den flämischen Reinaert, falls er auch zu ihnen den Weg gefunden, noch verstanden und durch häufiges Wiedererzählen seinen Inhalt populär gemacht hätten. Doch Wenn und Falls geben keine Beweise; für die Zeitbestimmung, die wir suchen, ist mit solchen Vermutungen nichts gewonnen. Und ganz abgesehen davon, daß der Hypothese von der flandrischen Herkunft der Sachsen ein fester Anhalt fehlt, und abgesehen davon, daß gar nichts auf eine Bekanntschaft mit irgend einer Übersetzung oder Bearbeitung des Reinaert deutet, so streiten, wie wir bald sehen werden, auch innere Gründe gegen die Annahme historischer und ursächlicher Beziehungen zwischen unseren Tiermärchen und Willems Dichtung.

Viel eher ist eine Einwirkung der zuerst 1498 in Lübeck erschienenen niederdeutschen Bearbeitung des flämischen Tierepos wahrscheinlich. Dem Reinke de Vos gebührt der Ruhm, die Geschichten vom roten Fuchs und grauen Isegrim zu einem deutschen Nationaleigentum gemacht zu haben.

Das Reformationsjahrhundert ist Reinharts schönste Zeit gewesen. Von jeher hatte er sich in deutschen Landen am liebsten auf Klosterhöfen herumgetrieben. Dort hatte man ihn groß gezogen und in alle Schlupfwinkel schauen lassen, dort hatte er bald als Reinardus und Reinaert, bald als Reinhart und Reineke den verstockten Mönch, Isegrim geheißen, gefoppt und gehöhnt. Als es mit den Dunkelmännern zum Kampf kam, empfahl er sich selbst bei Luther als einen „werklichen" Gesellen. „Kein feiner noch meisterlicher Gedicht, ruft Erasmus Alberus, als das Buch von Reiniken, welches ich nicht geringer achte, denn alle Comödien der Alten". Der Reinke de Voß war das populärste niederdeutsche Volksbuch; Ausgabe auf Ausgabe folgte, selbst in oberdeutschem Gebiete druckte man es nach. Im Jahre 1544 ward es ins Hochdeutsche, 1566 in die Sprache aller Welt, ins Lateinische, übertragen. Von da ab begegnete man dem längst verschollenen und vergessenen Reinhart auch in Ober-, West- und Mitteldeutschland auf allen Wegen und Stegen; allen war er willkommen, allen bekannt: den Fürsten und Bauern, den Lanzknechten und Bürgern, den Dichtern und Gelehrten; in der Kinderstube war er wie zu Hause, in der Kirche nicht fremd. Bald wurden ihm die Grenzen

Deutschlands zu eng; in der frischen Morgenluft der Reformation zog er hinaus, sogar übers Meer. Noch im 16. Jahrhundert ward der deutsche Reineke ins Französische und Dänische, im 17. ins Schwedische, Englische und Holländische, ja auch ins Isländische übersetzt.

Und nach Siebenbürgen allein sollte er nicht gekommen sein? Das ist bei den lebhaften Beziehungen, in denen gerade zu jener Zeit unser Volk mit dem deutschen Volk stand, geradezu undenkbar. Aus Urkunden wissen wir freilich nichts darüber, ob und wann das Tierepos hieher gekommen und wie weit es ins Volk gedrungen ist, aber vielleicht nur durch unsere Schuld. Wir haben nicht gehört, daß jemand in unsern Handschriften und Bibliotheksbeständen nach Reinekespuren gesucht habe. Aber angenommen, es sei kein einziges altes Exemplar des Reineke Fuchs zu entdecken, wofür spricht das? Nicht etwa dafür, daß das Buch, sowie der Eulenspiegel und andere Volksbücher im eigentlichen Sinn des Wortes zerlesen worden ist? Solange man nur den einen Grund hat, daß in keiner unsrer öffentlichen und privaten Bibliotheken eine alte Ausgabe des Tiergedichtes gefunden werden könne, darf nicht behauptet werden: der Reineke sei den Sachsen des 16. und 17. Jahrhunderts unbekannt geblieben. Ist unsere Annahme richtig und wird sie in der Folge, wie vorauszusetzen ist, archivalisch und bibliographisch bestätigt, was ergibt sich daraus? Für die Frage, die wir hier zu beantworten haben, sehr wenig. Das Epos wird auch hier das Interesse an den Tiergeschichten belebt, alten Erzählungen frischen Reiz gegeben, neuen den Eingang erleichtert haben, aber weiter reichen seine Einwirkungen wahrscheinlich nicht.

Ob und in wie weit unsere Tiergeschichten aus dem Reineke geflossen sind, darüber müssen die entsprechenden Episoden des Gedichtes Aufschluß geben. Es bedarf keiner langen Vergleichungen, um zu erkennen, daß mehrere unsrer Erzählungen in den Hauptzügen mit Reineke übereinstimmen; diese könnten also immerhin durch das Epos unters Volk gekommen sein. Aber es sind das genau dieselben Erzählungen, die in den viel ältern mittelalterlichen Tierdichtungen und Fabelsammlungen vorkommen, dieselben, die sich schon in den griechischen und lateinischen Fabelbüchern finden und sich, unabhängig vom Reineke, über Frankreich, Esthland und Litthauen, über Rußland und andere slavische Länder verbreitet haben: sie müssen also nicht aus dem deutschen Reineke stammen. Nun stellt sich die Frage anders: kann das Epos überhaupt die Quelle unsrer siebenbürgischen Tiergeschichten sein?

Die Verschiedenheit in der Form ist nicht von ausschlaggebender Bedeutung, aber immerhin der Beachtung wert. Das Epos ist ein stoff- und episodenreiches, die einzelnen Glieder nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich verknüpfendes Ganze, unsere Sammlung dagegen eben nur eine Sammlung einzelner, zusammenhangloser Erzählungen. Wohl hängen auch hier die Stücke der ersten, und wieder die der zweiten und dritten Gruppe mit einander zusammen, aber die Verbindung ist in den meisten Fällen nur eine sehr notdürftige und lockere. Überdies ist sie nur durch zwei, selten durch drei, manchmal auch nur durch einen Erzähler bezeugt. Sehr zu Gunsten dieser, mehrere Abenteuer zu einer Geschichte verknüpfenden Relationen, zu Gunsten der Märchencyklen sprachen Jakob Grimms Ansichten über das Wesen der Tiersage und sie waren für die Ordnung unsrer Erzählungen in der ersten Ausgabe maßgebend. Diese Märchengruppen wieder in Einzelerzählungen aufzulösen, schien uns weder ratsam, noch aber war es uns jetzt möglich. Aber zweifellos ist die andere Form der Überlieferung, jene, die nur einzelne Wolfs- und Fuchsgeschichten kennt, die volkstümlichere und ältere. Es ist nicht des Bauern, überhaupt nicht des Volkes Art, lange, episoden- und motivenreiche Geschichten zu erzählen; sie wollen, daß man „auf einem Sitzen dick müg horn Anfank und Ent". So war es immer, in alter und neuer Zeit. Darum kommen auch die ältesten Tiergeschichten, die wir kennen, niemals über eine einzige Geschichte hinaus, darum löst das Volk größere, künstlerisch komponierte Sagengebilde immer wieder in einzelne Stücke auf.

Aber angenommen, doch nicht zugegeben, die Verbindung, in der die siebenbürgischen Tiermärchen in unsrer Sammlung erscheinen, sei alt, so ist auch damit für die Quellenfrage nichts gewonnen. Unsere Gruppen decken sich weder mit denen des Reineke, noch mit denen irgend eines andern litterarischen Tierepos.

Weiter werden wir durch zwei andere Thatsachen geführt. Erstens fehlen uns die Erzählungen von der Krankheit und Heilung des Tierkönigs, ebenso auch die von der Hofhaltung des Löwen und vom Gericht über den Fuchs und was damit zusammenhängt; der Löwe kommt — wie bereits gesagt — in unsern Märchen gar nicht vor, und der Bär spielt hier — im Vergleich zu seiner Stellung im Epos — eine sehr bescheidene Nebenrolle; und zweitens führt bei uns kein einziges Tier einen besondern Eigennamen, der Fuchs heißt niemals Reinhart, der Wolf niemals Isegrim, der Hase niemals Lampe. Hätte Entlehnung stattgefunden,

diese sehr charakteristischen Züge des Reineke und des mittelalterlichen Tierromans überhaupt wären gewiß nicht bis auf den letzten Strich verschwunden.

Von erheblichem Wert für die Quellenfrage sind auch diejenigen Stücke, denen der niederländische Reinaert und der deutsche Reineke nichts Analoges an die Seite zu stellen haben. Und diese Erzählungen bilden den andern gegenüber die Mehrzahl. Wenn aber die größere Zahl keine oder nur sehr ferne Beziehungen zu den litterarischen Epen hat, also auch nicht auf ihnen fußt, kann dann nicht auch die kleinere Zahl aus andern Quellen geflossen sein? Gewiß; nur fragt es sich dann: aus welchen? Aber auch diese Frage ist leichter gestellt, als beantwortet.

Siebenbürgischen Ursprungs ist nur ein sehr geringer Teil unsrer Tiermärchen; wir denken an die Nrn. 8, 9, 12 II, 26, 37, 38, 40 und 41. Alle andern sind entweder unverändert gebliebene Entlehnungen oder leicht erkennbare Um- und Nachbildungen, originell oft nur in einigen eigentümlich schönen, mehr oder minder charakteristischen Zügen und in dem farbenfrischen, immer reinepischen Tone. Es ist nicht schwer darzuthun, worin sie mit den deutschen und nichtdeutschen, mit den bloß litterarisch bekannten und mit den mündlich fortlebenden Fabeln und Märchen andrer Völker und Stämme übereinstimmen, und worin sie sich von diesen unterscheiden, aber sehr schwer, geradezu unmöglich ist es, für jede einzelne unsrer Tiergeschichten eine bestimmte Quelle nachzuweisen. Märchen entstehen und vergehen wie die Blumen im Felde; sie weilen gern an vertrautem Orte, aber das Wandern ist ihre Lust; kein Berg ist ihnen zu hoch und kein Meer zu breit, doch niemand sieht sie kommen und niemand weiß, welche Straße sie gezogen, die stillen und geheimen Pfade sind ihnen die liebsten; und wo sie bekleiben und aufsprossen, da sind sie dieselben, die sie in der alten Heimat waren, nur in Duft und Farbe verraten sie den neuen Boden und die neue Luft. Es hat einen besondern Reiz zu wissen, wann die einzelnen Erzählungen bei uns in Umlauf und wie sie zu uns gekommen, ob auf litterarischem Wege oder durch mündliche Überlieferung. Die mühevollen Untersuchungen, die wir darüber angestellt haben, sind nahezu erfolglos geblieben. Es ist mehr als bloß wahrscheinlich, daß die zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Deutschland blühende Fabellitteratur auch in Siebenbürgen eine freundliche Aufnahme und warme Pflege gefunden hat; die Bestätigung dafür wird sich auch aus den alten Bibliothekskatalogen unsrer Schulen erbringen lassen. Mit andern Fabelsammlungen, Schwank-

und Märchenbüchern kamen der um 1480 zuerst erschienene, Fabeln des Äsop, Rimicius, Avianus, Alfonsi und Poppio und 17 Extravaganten umfassende Äsop des Ulmer Arztes Heinrich Steinhöwel [1]) über die Karpathen, gewiß auch Kirchhofs Wendunmuth, der ganz neu gemachte und in Reimen gefaßte Esopus von Burkhard Waldis (1548) und das Fabelbuch von der Tugend und Weisheit von Erasmus Alberus (1550). Hier, zumal bei Steinhöwel und Kirchhof, hat die Fabel bereits jene epische Breite und Behaglichkeit erlangt, über der man nach einem Worte Wilhelm Wackernagels im Lesen oft so glücklich ist, den Zweck der Belehrung zu vergessen. Die Naivität und der Humor in diesen Geschichten vom schlauen Fuchs und dummen Wolf, die übersprudelnde Komik in den zahllosen Schwänken, die launige und lebendige Darstellung derselben, das alles war so ganz nach dem Sinn des Volkes; sie gingen von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht.

Damals kamen die Tiergeschichten aus dem Besitz der Gelehrten auch in den des Volkes; dort liegen die Anfänge vieler deutscher Tiermärchen. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß sie im 15. und 16. Jahrhundert erfunden worden seien, — ihre Wurzeln reichen weiter zurück, und nicht ist gesagt, daß sie alle durch die Sammlungen, durch die Fabulisten und Dichter jener Zeit Volksgut geworden, — daran haben schon Freidank, Stricker, Spervogel, Boner und andere deutsche Beispieldichter mitgeholfen. Auch ist es keineswegs eine unzuläßige Annahme, daß einzelne dieser Dichter und daß die lateinische Fabelsammlung des Romulus [2]) und

[1]) Der Herausgeber derselben, Hermann Oesterley, kennzeichnet die Bedeutung des Steinhöwelschen Äsops also: „Steinhöwels Werk hat eine außerordentlich rasche und weite Verbreitung gefunden und darin hauptsächlich liegt die Bedeutung desselben für die Litteraturgeschichte, indem die Sammlung das unbedingt wichtigste Vehikel, die geradezu unerschöpfliche Quelle für die Verbreitung der mittelalterlichen Fabel seit der Erfindung der Buchdruckerkunst geworden ist". (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 117, S. 2).

[2]) Hermann Oesterley sagt in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Romulus, daß unter allen Paraphrasten des Phädrus Romulus der einflußreichste gewesen sei. Äsops Werke waren schon frühe verschollen, ebenso die des Phädrus, und so ausschließlich die verschiedensten Fabelsammlungen des Mittelalters den Namen Äsops an der Stirne tragen und so unverkennbar sie alle in den Dichtungen des Phädrus ihre letzte Quelle haben, so liegt doch — nach Oesterley — der unmittelbare Anfangspunkt der gesamten reichen Entwickelung des Mittelalters lediglich in der Prosabearbeitung des Romulus. Sein Äsop beherrscht aber nicht allein die gesamte Fabellitteratur des Mittelalters, „sondern übt noch Jahrhunderte weiter, man kann sagen bis zum gegenwärtigen Augenblicke herab,

Avianus und die im Mittelalter „unendlich weit verbreitete“ poetische Übertragung des Romulus durch den sog. Anonymus Neveleti in den sächsischen Pfarr- und Schulstuben bekannt gewesen, und daß von dort aus einzelne Tiergeschichten ins Volk gedrungen und von diesem nach den Eigenheiten seines Geistes und Landes umgebildet, aus dem Griechischen und Römischen ins Sächsische umgesetzt worden sind.

Das aber — man kann gar nicht daran zweifeln — ist geschehen zu einer Zeit, da Wolf und Fuchs noch zu den täglichen Gästen in Garten und Hof gehörten, da der Wald noch bis an die Thore des Dorfs und der Stadt reichte und der Menschen Sinne für „die Heimlichkeit der Tierwelt“ empfänglicher waren als die unsern es sind. Daher denn auch die tiefschauende Vertrautheit dieser Märchen mit dem Treiben der Wildtiere und die erquickende Freude am Leben im Freien, daher die sinnige Einfalt, der waldfrische Humor, die lachende Schalkhaftigkeit und die sich selbst genügende, aller Lehrhaftigkeit abholde Lust am Erzählen. Und gerade das ist es, was diese Tiermärchen vor vielen andern auszeichnet. Sie haben jene Züge durch alle Jahrhunderte, die sie nun im Lande umgehen, bis auf unsere Tage bewahrt. In diesem Sinne verstanden ist das Wort Ernst Voigts zutreffend: die Märchen vom Wolf und Fuchs haben sich in Siebenbürgen, wie in Island die Götter- und Heldensage, dem immerfort umbildenden Einfluß der Zeit entrückt, reiner erhalten als anderwärts, reiner und volkstümlicher auch als in Deutschland.

den gewaltigsten Einfluß auf alle gebildeten Völker der Welt aus“ und das wieder vornehmlich durch die in Steinhöwels Sammlung veröffentlichte Fassung, „welche der Anfangspunkt einer unendlich weiten und nachhaltigen Verbreitung in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, England, Holland u. s. w. wurde“.

I. Der Fuchs und der Wolf.

1. Der Fuchs verschafft dem Wolf das Fleisch von zwei Schweinen aus des Buschwirten Kammer.

Eines Morgens ganz früh kam der Wolf vor die Burg des Fuchses und rief: „Gevatter, seid ihr zuhause?" „Ja", antwortete der Fuchs, „aber was stört ihr mich in meiner Ruhe?" „O Gevatter, erbarmt euch meiner Not; zwei Tage habe ich nichts gegessen, mein Magen packt mir schon die Rippen, und such ich ihm nicht ein ehrlich Stück Fleisch, so frißt er mich ganz. Wißt ihr keinen Rat?" „Ei, ich könnte euch ins Buschwirtshaus (bäschletchef) führen, da hat man gestern zwei Schweine geschlachtet und das Fleisch in die Kammer gehängt; ich habe mir die Gelegenheit genau besehen; allein ich denke damit in diesen langen Wintertagen, wenn die Not am höchsten ist, für mich und meine Kinder zu sorgen". „Aber Gevatter, glaubt ihr denn, ich sei ein Vielfraß und wolle alles haben? Verschafft mir nur einen Schinken,[1]) so bin ich zufrieden und ihr seid euch bewußt, mich dem Tode entrissen zu haben; das übrige viele Fleisch könnt Ihr dann mit eurer Frau und euren Kindern im Frieden genießen!" Der Fuchs ließ sich erweichen, stand auf von seinem Lager, putzte sein Mente,[2]) wichste seine Grannen (seinen Schnurrbart) und wie er reisefertig war, ging er hinaus und führte den Wolf zu des Buschwirten Wohnung und kroch allda durch ein enges Loch in die Kammer, wo das frische Schweinefleisch hing. Er

---

[1]) Schinken (schunken) heißen im Siebenbürgischen – doch nicht durchweg – nur die hintern, größeren Schenkelstücke, die vordern, kleineren werden hämen, hämchen genannt. In andern Mundarten heißt gerade die Hinterkeule hamme, so auch schriftdeutsch.

[2]) Mente (spr. mänte) hieß ein früher auch von Sachsen, meist als Staatskleid getragener verschnürter und verbrämter Überrock. Der Name ist dem Magyarischen entlehnt und dieses wieder hat ihn dem Deutschen (mentellin) entnommen.

nahm einen Schinken und schob ihn dem Wolf hinaus; der verschluckte ihn gleich; der Fuchs wollte nun fort, doch der Wolf stand vor dem Loch und versperrte es. „Gevatter, habt Ihr je gehört, daß ein Wolf nur einen Schinken gegessen habe? Wo der eine ist, dahin gehört auch der andere". Der Fuchs wußte, daß mit Vorstellungen beim Wolf nichts anzufangen sei und fürchtete, der Buschwirt könne über dem Wortstreit[1]) erwachen und ihn ertappen. Er nahm den zweiten Schinken und schob ihn dem Wolf hinaus. Gleich war auch der verschlungen, aber der Wolf stand noch immer vor dem Loch und ließ den Fuchs nicht heraus. „Wo die Schinken sind, dahin gehören auch die Hammchen (die Vorderkeulen)". Dem Fuchs ward es immer schwüler vor Angst (et word em gedrôl), er widerredete nicht und schob auch die Hammchen hinaus; sogleich waren sie verschwunden und der Wolf rief wieder: „Wo das Fußgestell[2]) ist, dahin gehört auch der Leib". Der Fuchs schob ohne weiters die Rippen und alles andere Fleisch hinaus. Auch das ward schnell ins Dunkele gebracht. „Wo der Leib ist, dahin gehört auch das Haupt". Auch das Kopfstück (den zanjderlenk) schob der Fuchs hinaus. Der Wolf machte auch dies im Handumdrehen unsichtbar. Nun hoffte der Fuchs doch hinaus zu kommen, denn ein ganzes Schwein, das Fleisch samt den Bachen (Speckseiten) hatte er dem Nimmersatt zugeworfen. Aber der stieß ihn zurück und rief: „Mit nichten, wo ein Schwein ist, dahin gehört auch das andere; die Armen dürfen nicht von einander getrennt werden, sie könnten sich grämen!"

Der Fuchs zitterte vor Aufregung; immer größer wuchs sein Grimm gegen den Wolf und seine Furcht vor dem Buschwirten; aber die Furcht war größer als der Grimm. Ohne Widerspruch schob er auch vom zweiten Schwein ein Stück nach dem andern hinaus; er wartete nicht, bis der Wolf ihn heiße, er wollte bald hinauskommen. Als er zuletzt das Kopfstück hinausgelangt, trat der Wolf vom Loch zurück und sprach: „Leicht wäre es mir gewesen, einen Baumstamm

[1]) Im Siebenbürgischen gepränkel, Streit, Wortstreit; pränkeln. pronkeln, mit Worten streiten, zanken. Bei Nikolaus von Jeroschin: in dem gebrunkele blibben . . . tôt . . . wol drîzênhundirt edle man. Pfeiffer fragt in seiner Ausgabe des Gedichts 146 c: gebrunkele, heller Waffenglanz? So auch Lexer, Mittelhochd. Handwörterbuch 2, 762.

[2]) Im Dialekt: wô de stimpel senj. Stimpel, Fußgestell, so heißen auch kurze Stuhl- und Tischfüße. Treffend ist die Anwendung auf die kurzen Füße des gemästeten Schweins.

vors Loch zu wälzen, aber ich that es nicht, damit Ihr sähet meine Freundschaft und Treue gegen euch". Der Fuchs war himmelfroh, als er wieder das helle Tageslicht sah; er verhehlte seinen Grimm, aber er sann auf Rache.

2. Der Fuchs beredet den Wolf, über den Köhlerbrunnen zu springen.

Der Wolf hatte sich so voll gefressen, daß er rund war wie ein Faß; langsam und wackelnd schleppte er sich weiter. Der Fuchs begleitete ihn. Da kamen sie an den großen Köhlerbrunnen im Walde und der Wolf sprach: „Gevatter, ich kann nicht mehr, ich bin so müde und mir schwindelt, (et wit mer dranjlich). „Schämt euch!" sprach der Fuchs, ihr solltet jetzt immer lustig sein, denn wann habt ihr je ein besseres Mahl genossen als heute? Aber hört einmal: man spricht, ihr wäret der weiseste Mann; ich möchte es gern glauben, aber ich kann es nicht, bis ihr mir nicht einen Beweis gegeben habt; so springt einmal über diesen Brunnen!" Ehrenwütig und lobestoll, wie der Wolf ist, trat er gleich an den Brunnenrand und rief: „Elender, gleich sollst du sehen, daß man Wahrheit spricht", und er sprang, aber es war ein jämmerlicher Sprung, — ganz natürlich, zwei Schweine wiegen und ziehen etwas und die Müdigkeit ist auch kein Flügel, — und plumps lag der Vielfraß unten im Wasser. „Gevatter", rief der Fuchs von oben, „auf ein gutes Frühstück gehört ein guter Trunk, doch rate ich euch, trinkt nicht zu viel!" Und damit lief er fort, geradaus auf die Kohlenbrennerei. Als die Köhler ihn sahen, kamen sie mit Holzscheitern auf ihn los; er aber kehrte um und lief langsam dem Brunnen zu, die Köhler hinter ihm her. Da hörten sie den Wolf im Brunnen heulen; sie ließen den Fuchs, — der lief eiligst heimwärts, (lef nor neklich hîmen) — und machten sich dran, den Wolf heraus zu ziehen. Dem hatte die Todesangst nicht nur den Schweiß, sondern auch alle Speise aus dem Leibe gepreßt. Als er emporkam, warfen ihn die Köhler in den Brunnentrog (präztrôch), stießen und hieben und wollten ihn losmachen (erschlagen). Mit genauer Not entging er den mörderischen Schlägen, aber er war ein Blut und zitterte am ganzen Leben.

3. Der Fuchs führt den Wolf in die Schafmeierei.

Der Fuchs lag eben vor seiner Burg und leckte sich den Schnurrbart, als der geschlagene Wolf mit den blutigen Malen herbeikam. „Gevatter,

wie seht ihr doch so abgehärmt aus?[1]) hat euch der Trunk schlecht bekommen? ihr wart doch kurz zuvor so schön, und wo habt ihr die roten Zeichen euch verdient?“ „Daran ist deine Schlechtigkeit und Nichtsnutzigkeit Schuld, Verräter; doch warte, du sollst mir noch alles bezahlen!“ „Euere Vorwürfe sind ungerecht, denn kann ich dafür, daß ihr ein Thor und kein Weiser seid? Aber verderbt mir jetzt nicht den Nachgeschmack von meinem guten Frühstück“. „Was habt ihr denn gefrühstückt?“ fragte lüstern (gômerich[2]) der Wolf. „Ich esse jetzt jeden Morgen mit meiner Frau und meinen Kindern ein Schaf, so lang es dauern wird; es sind aber noch gegen hundert Stück in der Meierei, die ich wohl kenne“. „Gevatter, ihr wißt, ich esse Schafe für mein Leben gern, wollt ihr mich hinführen, daß ich mir auch eins, nur eins nehme, so soll alles vergessen sein, was ihr mir gethan habt“. „So kommt denn, daß ich euch Freundschaft für Undank erweise!“ Wer war froher als der Wolf! Es war aber um die Meierei ein hoher und fester Frieden und nur ein einziges kleines Loch bei der Wasserrinne zu finden; dahin führte der Fuchs den Wolf, und der zwängte sich mühsam hinein. „Aber haltet jetzt Wort“, sprach der Fuchs, „und eßt nicht mehr, als ein Schaf, und denkt auch an mich, an meine Frau und meine Kinder, für die eigentlich diese Schafe bestimmt sind“. „Sorgt nicht, Gevatter, ich weiß schon, was ich meiner Ehre schuldig bin“. Damit schlich er zu den Schafen, packte und würgte das erste beste, schleppte es auf die Seite und verschlang es. „Das war doch gar zu klein, das willst du nicht zählen“, sprach er bei sich selbst, ging hin, würgte ein zweites und verschlang es gleichfalls. „Auch das war noch keines!“ sprach er wieder, „denn wie könnte ich sonst noch so großen Hunger haben?“ Er ging hin und packte ein drittes und verzehrte es. „Ich weiß nicht“, sprach er, „träume ich nur, daß ich Schafe esse; ich spüre in meinem Magen noch nichts davon“. Er ging und würgte ein viertes, ein fünftes, sechstes und endlich ein zehntes. „Das ist nun eines“, sprach er, denn jetzt war er so satt und so voll, daß ihm das Fleisch in den Hals hinaufreichte. Er wollte nun wieder heraus; allein

[1]) Die Frage lautet in den verschiedenen Erzählungen verschieden. Wæ sæt er doch esî bekrit aus? oder: Wàt fuer e bekridnes dräkt ich? Auch das Hochdeutsche besitzt das Verb bekrüten in der Bedeutung bekümmert sein. Sieh D. Wtb. 1, 1431.

[2]) Gômerich, lüstern (zu mittelhochd. jâmerec, von schmerzlichem Verlangen ergriffen). In andern Überlieferungen stehen dafür die Synonyma: glâzich, mät grîsem gehêchnes.

es war, als solle ein Weinfaß zum Kellerfenster hinein oder hinaus, so dick war er geworden gegen die kleine Öffnung. Er zwängte den Kopf hinein, zog und drückte (brinzt hæhenen und dohenen), konnte aber weder vorwärts noch rückwärts. Der Fuchs stand draußen und sah zu. „Gevatter", flüsterte der Wolf, „sagt mir, wie komme ich hinaus?" „Sagte ichs euch nicht", flüsterte der Fuchs zurück, aber er flüsterte wie die Schaaser über den Bach, „sagte ich euchs nicht, ihr solltet nur ein Schaf essen?" „Nun ja, das hab ich auch gethan; die neun ersten waren so klein, daß ich sie gar nicht gezählt habe, nur das zehnte war ein Schaf, denn von dem ward ich satt". „Es gibt kein anderes Mittel", sprach der Fuchs, „ihr müßt nun solange warten, bis ihr wieder so dünn werdet wie damals, da ihr hineinkrochet". Damit lief er fort. Bald aber kamen die Schäferhunde, die hatten den Wolf gewittert und den Fuchs gehört; sie rissen ihm den Bauch hinein, daß alles Fleisch, das er genossen, aus dem Magen herausfiel und die Gedärme ihm heraushingen. Er zog sich mühsam hindurch, entkam in den Wald und eilte heimwärts. Der Fuchs lag vor seiner Wohnung, als der Wolf vorüberzog, und sonnte sich. „Gevatter", rief er, „wozu schleppt ihr so viel Seil mit euch? Seid ihr denn ein Flößenszekler (flîzenzâkel) geworden, oder wollt ihr euch gar erhängen?" Der Wolf sah, daß der Fuchs im Sichern war, er antwortete nichts und lief nach seiner Burg, um sich zu heilen. In seinem Herzen aber kochte er Rache für die Schmach, die ihm der Fuchs angethan hatte.

4. Der Fuchs beredet den Wolf ins verlassene Räuberhaus zu gehen.

Nach einigen Tagen war der Wolf wieder geheilt, aber im Magen rumpelte und polterte es ihm (ràmpelt ent korlt et em), als ob er acht Tage nichts unter die Zähne bekommen hätte. Da er sich nicht zu raten wußte, hielt er seine Rachegedanken gegen den Fuchs in sich verschlossen, ging wieder vor des Rotkopfs Höhle und rief: „Gevatter, wißt ihr nirgends was zum Beißen, ich habe so große Not, daß ich schier verderbe". Der Fuchs hörte, wie es im Wolfsbauch kollerte, stellte sich neugierig und fragte: „Was ist das, Gevatter, habt ihr Frösche im Leibe?" (hôd er krader äm beoch?) „Zähmt euchs Maul", sprach der Wolf, laßt jetzt das Spotten, (net schnäpelt efefelt, schnippelt, schneidet nicht so viel), sagt mir lieber, wo ich etwas zum Kauen finden kann". „Nun denn", antwortete der Fuchs, „ich weiß Nahrung genug, aber wie kann ich euch noch trauen, da ihr mich in

des Buschwirten Haus und in der Schafmeierei so schändlich betrogen habt?" „Gevatter", sprach der Wolf, „gedenkt doch, wie ich dafür gebüßt habe und tragt mirs nicht weiter nach, ihr könnt euch jetzt großen Dank verdienen". Der Fuchs aber dachte: „Warte Schalk, ich will dir einen guten Braten verschaffen". Als er von seinem Tagesausflug heimgekehrt war, hatte er vier Wanderburschen: den Ochsen, den Esel, die Katze und den Hahn gesprochen, die auf dem Wege nach Blasendorf in der verlassenen Räuberhütte übernachten wollten. „Gevatter", sprach er, „es ist eine Hütte im Wald, da haben die Räuber große Schätze von Wein und Fleisch zusammengehäuft. Sie sind vor einiger Zeit allesamt fort und haben Niemanden zurückgelassen als Wache, sondern durch einen Fluch nur böse Geister hingebannt. Nun weiß ich freilich nicht, wie es mit eurem Mute steht, ob ihr vor Geistern euch fürchtet, ich z. B. würde es nicht wagen hinzugehen!" „Was, elender Feigling", rief der Wolf trotzig, „bin ich denn euresgleichen? Ich kenne keine Furcht und auch mein Vater, mein Großvater und Urgroßvater hat sie nicht gekannt, zeigt mir nur den Weg!" [1]) Es war eben Abend und so halb dunkel geworden. Der Fuchs führte den Wolf und zeigte ihm von ferne die Hütte; hier aber hatten sich jene Reisenden also gelagert: die Katze schnurrte auf dem Herd, der Esel stand vor der Hausthür, der Ochs vor der Gassenthür, der Hahn auf dem Thordach. Der Wolf kam still heran, allein es war ihm nicht ganz recht; seine Angst stieg, je mehr er sich näherte, aber umkehren durfte er nicht; er fürchtete den Spott des Fuchses, der von ferne zusah. Die Thüren waren offen und der Ochs und der Esel und der Hahn schliefen; sie erschienen ihm wie greuliche Ungeheuer. Er schlich allmälig ins Zimmer, hier war aber die Katze noch wach, schnurrte und machte feurige Augen; er entsetzte sich bei ihrem Anblick. Kaum aber hatte ihn die Katze bemerkt, so war sie mit einem Satze ihm auf dem Haupte und kratzte ihm nach den Augen; da erhob er ein fürchterliches Geheul und wollte hinaus; darüber erwachten die andern, der Esel gab ihm einen tüchtigen Schlag mit seinem Hinterfuße, der Ochs nahm ihn auf seine Hörner und schleuderte ihn hoch in die Luft und der Hahn schrie: Kikeriku! Kikeriku! So lange Beine hat kein Wolf je gemacht, er stürmte [2]) an dem Fuchs vorbei,

---

[1]) „Wàt, ech grålen!" ruft der Wolf in der Zuckmanteler Erzählung, „denj bàlegrîs grålt, awer net ech!"

[2]) In der Mundart: e stint, wàt e kankt (er stinnte, was er konnte). Stinnen heißt: stark laufen, wobei der Hals und der ganze Oberleib vorwärts gestreckt sind.

ohne ihn zu sehen, „Gevatter, was ist euch, habt ihr Feuer unterm Zagel?“ rief dieser ihm nach. „Wenn euch euer Leben lieb ist, so fliehet mit mir und fraget nicht“. Der Fuchs ging ganz gemächlich hinterher bis zur Burg des Wolfes, der in einem Athem bis dahin gelaufen war.

„So erzählt denn, Gevatter, was ist euch begegnet?“ „Ja, jetzt glaube ich auch an Geister!“ sprach der Wolf noch zitternd vor Angst, „denkt euch nur, da saß drinnen auf dem Herd eine alte Hexe mit feurigen Augen und brummte: „dich fresse ich! dich fresse ich!“ und sprang mir auch sogleich auf das Haupt und fing an zu beißen, da zog ich heulend hinweg; vor der Hausthüre stand einer mit einem mächtigen Schmiedehammer (pîrl) der versetzte mir eins in die Magengegend, daß ich glaubte, ich brauche nichts mehr, das sei mein jüngster Tag. Ganz verblüfft kam ich vor die Hofthür,[1]) doch da stand einer mit einer gewaltigen Gabel, der nahm mich auf ihre Hörner und schleuderte mich hoch in die Luft; aber über der Hofthüre hockte einer mit brennender Strahlenkrone auf dem Kopfe und schrie: „herauf mit ihm, ich mach ihm den Garaus“. Der Fuchs lachte sich in seinen Bauch und sprach: „Gevatter, nehmt euch daraus eine Lehre und spottet nicht über die Furcht anderer, denn auch ihr könnt den Hasenfuß vortrefflich spielen“.[2])

5. Der Fuchs betrügt den Bauern um die Fische, der Wolf frißt sie.

I. Inzwischen war der Hunger des Wolfs mit doppelter Stärke wieder erwacht. Er sprang auf den Fuchs, packte ihn und sprach: „Gevatter, schafft ihr mir nicht gleich was zum Beißen, so müßt ihr durch meinen Hohlweg fahren in den dunklen Grund“.[3]) „Seid ruhig, Gevatter, gleich sollt ihr Speise die Fülle haben, folget mir nur nach;

---

[1]) In der Mundart: gånz ferbêfelt kåm ich fuer't dirchen. Unser ferbêfelt ist das rheinfränkische ferbawelt. In Schmidts Westerwäldischem Idiotikon 288 heißt es: verbaweln, sehr verwirren, verbawelt, verbabelt, mutlos, verzagt. Vgl. auch Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 525ᵃ aus Koblenz: „die (Besatzung) vor lauter Verbawelung gor net wosste, wat se anfenkte sollte“.

[2]) Er fetj uch e ferzeakt fêrschel (ein verzuckter Schrecken). Fêrschel ist das Substantiv zu (er-)fêren, schrecken, erschrecken. Das Verb ist den mittel- und niederdeutschen Mundarten geläufig.

[3]) Durch menj hil än den deankele greankt. Hil ist ein tiefgehender Weg zwischen Berg- oder Erdwänden, hochdeutsch die Hohle. Sieh D. Wtb. IV. 2, 1715; Weigand, Deutsches Wörterb. 1⁴, 821. — Greankt nennen wir ein schmales, tief eingeschnittenes Thal.

aber wartet dann, bis ich komme, daß wir teilen". „Schon gut, schon gut!" sprach der Wolf. Es fuhr aber gerade ein Bauer mit Fischen zur Stadt; der Fuchs lief auf einem Seitenweg an die Landstraße voraus, legte sich hin und stellte sich tot. Als der Bauer herankam und den Fuchs da liegen sah, sprang er gleich ab, nahm den Fuchs und warf ihn zurück auf seinen Wagen, und freute sich schon im Herzen, wie er seinen Kirchenpelz verbrämen sollte. Der Fuchs aber regte ganz leise seinen Zagel und schob damit einen Fisch nach dem andern hinunter. Als er glaubte, es seien genug, schlüpfte er vom Wagen, ohne daß es der Bauer merkte. Der Wolf war indes nachgefolgt und hatte alle Fische aufgefressen bis auf die Gräten. „Was ist das Gevatter?" fragte der Fuchs, „haben wirs so ausgemacht?" „Deine Hälfte ist dir geblieben", sprach der Wolf höhnisch und wies auf die Gräten, „ist das nicht Freundschaft genug?" Der Fuchs schwieg und verkochte seinen Groll in sich: „Das sollst du mir noch alles bezahlen!" sagte er sich im Stillen zum Troste.

II. Als die großen Fasten kamen, wußte der Fuchs nicht, wie er auf eine gute Art zu Fischen kommen solle. Da sah er einen Mann vorüberfahren, der hatte seinen Wagen voll Fische. Schnell hatte er einen Plan ersonnen. Er lief auf einem Umwege dem Wagen weit voran, legte sich an die Straße und stellte sich tot. Als der Bauer hinkam, sah er den schönen Fuchs, sprang hurtig vom Sattelpferd herab und warf ihn auf den Wagen zu den Fischen. Dann stieg er wieder aufs Pferd und fuhr weiter. Der Fuchs aber wegte leise den Schwanz und stieß damit eine Menge Fische hinunter. Zuletzt, als er genug zu haben glaubte, sprang er selbst hinab und trug die Fische heimwärts. Da begegnete ihm der Wolf und fragte ihn: „Woher bringst du die Fische, Gevatter?" „Ich habe sie gefangen", antwortete der Fuchs. „Willst du mich nicht auch lehren, wie man das macht?" „Recht gern", erwiederte der Rotkopf, „das Fischefangen ist die allerleichteste Kunst, komm nur mit mir, du sollst es selber sehen". Als er die Fische versteckt hatte, führte er den Wolf hinab zum Flusse.

6. Der Fuchs und der Wolf im Dorfbrunnen.

Der Bauch war dem Wolf von den Fischen angeschwollen und er bekam einen rasenden Durst — ihr wißt ja, daß Fische schwimmen wollen. — „Fuchs, schaffst du mir nicht gleich zu trinken, so muß ich

den roten Wein dir abzapfen!" „Das hat keine Not, Gevatter, laßt das mir schön bleiben, ich weiß noch Rat". Es war aber am Ende des Dorfes ein tiefer Brunnen, dahin führte der Fuchs den Wolf: „Nun, Gevatter, steiget nur da hinunter, so könnt ihr auf Zeitlebens euch satt trinken". Der Wolf erinnerte sich an den Köhlerbrunnen und ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken.[1]) Als aber der Fuchs fortfuhr: „damit ihr sehet, wie gut ich es mit euch meine, will ich euch zeigen, wie ihr es anstellen sollt", da verlor er alle Angst. Der Brunnen hatte zwei Eimer, der Fuchs setzte sich in den einen und sank darin hinab, dann rief er: „Gevatter, setzt euch jetzt in den andern Eimer". Der Wolf that es und rollte hinab; da kam ihm der Fuchs entgegen. „Gevatter", sprach der Wolf, „warum wartet ihr nicht unten auf mich?" „Die Höflichkeit fordert, euch entgegen zu kommen!" in den Bart aber brummte er sich: „die einen steigen, die andern fallen". Als er oben war, sprang er aus dem Eimer; da hörte er den Wolf ins Wasser plumpsen. „Gevatter, trinkt nicht zu viel, es könnte euch schaden", und damit lief er fort, ein gut Stück ins Dorf hinein. Jetzt kamen die Hunde und die Bauern auf ihn los, er kehrte um und lief an dem Brunnen vorbei. Die Bauern hörten das Wolfsgeheul im Brunnen; sie ließen den Fuchs laufen und rollten schnell das Seil auf; der Wolf hielt sich am Eimer und wurde herausgezogen. Da schlugen sie auf ihn, einige mit Dreschflegeln und Mistgabeln, andere mit dem Medwischer Wappen[2]) und klopften ihm das Wasser aus dem Pelz. Mit genauer Not entkam er und schleppte sich mühselig in sein Waldhaus. „Zweimal", sprach er voll Verwünschung, „war ich im Brunnen, zum drittenmal bringt mich keiner hinein!"

7. Der Fuchs lehrt den Wolf fischen.

Einige Tage konnte der Wolf nicht ausgehen, so sehr war er zerschlagen worden; indes war er so hungrig geworden, daß es ihm grün und blau vor den Augen flimmerte. „Hättest du nur die Hälfte der Fische, die du zum vorigenmal zu viel gegessen hast, wie würdest

[1]) Et îfert, et scheozerd en; — îfern ist eine Weiterbildung des mittelhochd. eisen, Schrecken empfinden, scheozern eine Ableitung vom mittelhochd. schiuhen, Abscheu, Graus empfinden.

[2]) Das jetzige Medwischer Wappen ist eine Hand, die einen mit Trauben belasteten Weinstock trägt, das ältere war eine flache Hand. Der metonymische Gebrauch für Hand und Schläge ist allgemein und alt.



du jetzt zufrieden sein. Doch wozu das? Zehn Hättich geben noch kein Habich". Da dachte er auch an seinen rotköpfigen Gevatter und sein Grimm wurde glühend. „Gleich mußt du zu ihm und ihn züchtigen, wie er es verdient hat!" Als er vor die Fuchsherberge kam, lag der Rotkopf gerade vor seiner Thüre und aß an einem Aal, den er den Fischern weggeschnappt hatte. Er sah den Wolf kommen und zog sich in sein Haus zurück. Da der Wolf merkte, daß er ihm nichts anhaben könne, sprach er freundlich: „Was eßt ihr denn da, Gevatter?" „Einen Aal", sprach der Fuchs, „den ich mir gefangen habe!" Nun erwachte im Wolf der Hunger mit unwiderstehlicher Gewalt und er erinnerte sich auch, wie vortrefflich ihm zuletzt die Fische geschmeckt hatten. „Ei, wenn ich doch auch fischen könnte! Wollt ihr mich's lehren, Gevatter?" „Bei euch ist kein Dank zu verdienen, das habe ich nun genug erfahren; aber bei meiner Treue, ich möchte euch fischen lehren und ihr solltet so viele Aale fangen, daß ihr lange genug hättet, wenn ihr mir einen heiligen Eid schwöret, daß ihr keine Bosheit im Kopfe führt". „So schwöre ich", fiel der Wolf ein, „beim Auge der Nacht, daß euch durch mich kein Haar soll gekrümmt werden". Darauf kam der Fuchs hervor und führte den Wolf auf das Eis, wo am Abend kurz zuvor die Fischer einige Luhmen gehauen hatten. „Hier laßt euren Zagel hinein, dann werden sich allmälig eine Menge Fische daran fangen; aber ihr müßt stille halten, bis recht viele daran sind, sonst verscheucht ihr sie". Der Wolf that, wie ihn der Fuchs lehrte. Es war aber eine kalte Mondnacht; das Loch im Eise fror bald zu (de lâm iwerremelt). Da fragte nach einiger Zeit der Fuchs: „Gevatter, habt ihr schon einige?" Der Wolf zog ein wenig an. „Ja wohl, ich fühle schon etwas". „Haltet nur still, Gevatter, daß sie nicht fortziehen", sprach der Fuchs. Der Wolf that das gerne, denn er wünschte einen guten Fang zu machen und fürchtete nur, nicht genug zu bekommen. Nach langer, langer Zeit sprach der Fuchs wieder: „Nun, Gevatter, laßt es jetzt genug sein, ihr werdet sonst nicht wissen, was anfangen mit den vielen Fischen, und ihr wißt ja: allzu viel ist ungesund". Der Wolf zog — und freute sich anfangs, daß es so schwer ging, denn er glaubte, das komme von den vielen Fischen. Aber wie sehr er sich auch anstrengte, der Zagel regte und rührte sich nicht. „Ich will gleich Hilfe schaffen", sprach der Fuchs und lief an die Holzstätte. Als die Holzknechte den Fuchs sahen, ergriffen sie Stangen und Hebbäume und zogen auf ihn los; der aber kehrte um und lief dahin, wo der Wolf war. „Gevatter, die Holzknechte kommen, um die

Fische euch gewinnen zu helfen; aber ich rate euch, esset dann nicht zu viel". Damit — hast du nicht gesehen — war er fort. Der arme Wolf ward bald von allen Seiten angegriffen, daß er sich nicht erwehren konnte. Da nahm er seine ganze Kraft zusammen und riß und riß — endlich ward er los, aber sein Zagel war im Eis geblieben.

8. Der Fuchs macht dem Wolf einen Zagel aus Hanf.

Der Fuchs hatte von weitem zugesehen. Da bemerkte ihn der Wolf: „Ei, daß dich der sichtliche Teufel 999mal in der höchsten Luft quintelweise zerreißen sollte!" schrie er, und ehe noch der Fuchs in seine Wohnung entrinnen konnte, hatte er ihn am Kragen. „Halt Treuloser, dein Leben hast du verwirkt; aber bevor ich dir thue, was die Gerechtigkeit verlangt, mußt du mir meinen Zagel schaffen, oder ich will dich mit tausend Martern zu Tode peinigen. O ich Unglückseliger", jammerte er dann, „wie ist nun meine schöne Gestalt so verschändelt (zu Schanden gemacht)". „Gevatter", sprach der Fuchs, „wie thut ihr mir doch so Unrecht; sagte ich euch nicht, ihr solltet nicht zu viele Fische fangen? Doch ich bin ja gewohnt, von euch Unrecht zu leiden und ihr seid im Stande und brechet zuletzt auch den heiligen Eid! Für euern Verlust aber weiß ich noch Rat. Ich will euch einen Zagel machen, wie nicht ein zweiter ist in der Welt, daß ihr stolz sein werdet darauf, von siebenfacher Länge, wenn ihr wollt, und viel buschiger dazu!" Das hörte der Wolf mit Freuden und war, wie immer, wenn man ihm eine Ehre anstößt, gleich sanfter gestimmt. „So schaffet ihn nur bald, Gevatter!" Da lief der Fuchs ins Dorf und schlich auf das Hemelz (auf den Dachboden) eines Bauernhauses, wo er schon oft gewesen war, und nahm sieben Reisten (Bündel) gehechelten Hanfs und brachte sie dahin, wo der Wolf war, flocht sie zu einem langen und dicken Zagel zusammen; dann lief er zum Zigeuner [1]) und stahl ein Stück Pech; mit diesem befestigte er den Zagel an seine Stelle und schmierte ihn ein, daß er glänzte. „So", sprach der Fuchs, als er fertig war, „Niemand kann sich jetzt rühmen, daß er einen längeren Zagel nachschleppe, als ihr". Der Wolf freute sich dieser Ehre und hatte darüber der Schläge und des Hungers beinahe vergessen. Doch bald regte sich dieser wieder. „Gevatter Fuchs, wenn ihr mir nicht bald etwas zum Beißen schafft, so werde ich euch mit meinen Zähnen

[1]) Zum Zigeuner, d. i. zum Flickschuster des Dorfes. Wenn vom Zigeuner schlechtweg gesprochen wird wie hier, so ist immer der Schuster- oder Schmiedzigeuner gemeint, deren jedes Dorf mindestens einen hat.



küssen". „Geduldet euch nur bis es zuschimmert (dunkelt), dann sollt ihr einmal essen wie noch nie in eurem Leben. Der alte Andreas am Eck gibt morgen seinem Sohne Hochzeit; der nimmt des Tini Hanni Misch sein einiges Trautchen,[1]) und heute Abend ist Sträußchenbinden.[2]) Wenn die im Hause oben lustig sind, gehen wir in den Keller, und da ist Brot und Fleisch und Wein die Menge; ich kenne Weg und Steg dahin ganz genau".

9. Der Wolf und Fuchs gehen durchs Feuer.

Der Wolf unterdrückte bei dieser Aussicht den reißenden Hunger. „Aber was sollen wir bis zu der Zeit vorgeben?" sprach er, „denn die Sonne steht noch kaum auf zwei!"[3]) „Wir machen uns", erwiederte der Fuchs, „an das Ende des Waldes und warten da bis sie hinter den Berg geht". Der Wolf wars zufrieden. Aber wie sie nun durch die Dornsträuche gingen und darüber sprangen, blieb der Wolf mit seinem Hanfzagel überall hängen, denn er konnte ihn nicht wie der Fuchs den seinen auf den Rücken oder auf die Seite schwingen; so hatte er seiner Ehren große Not. Endlich waren sie im Freien. Da sprach der Fuchs: „Es kann nicht schaden, wenn wir uns hier ein Feuer anmachen, denn es ist verteufelt kalt". Er brachte schnell Blätter und Reisig zusammen; dann rieb er sich so lange am Bart, bis es Funken gab, die fing er in den Blättern auf und bald loderte hell und lustig die Flamme. Da kitzelte ihn sein böser Mutwille. „Gevatter, ich möchte doch gerne wissen, wer von uns beiden ein reines Unschuldskind ist; man sagt, der sei es, wer unversehrt durch die Flamme gehen könne; versuchen wirs einmal!" Der Wolf wollte nicht recht, allein er durfte den Verdacht nicht auf sich kommen lassen, als sei er ein Sünder und willigte ein. Der Fuchs ging zuerst durch die Flamme und da er seinen Zagel rasch auf den Rücken schwang, geschah ihm nichts. Als aber der Wolf nachfolgte, blieb sein schleppiger Zagel, voll von klebendem und feuerliebendem Pech,

[1]) In der Mundart einijet (înijet) druzken; das ist ein stehender kosender Ausdruck; er sagt so viel und ist so zart, daß er sich, wie Kosewörter überhaupt, nur schwer durch einen einzigen schriftdeutschen Ausdruck genau wiedergeben läßt. Niedliches, herziges Mädchen, Trautliebchen ist nur ungefähr dasselbe.

[2]) Am Tage vor der Hochzeit binden die Mädchen für die geladenen Jünglinge Blumensträußchen; davon führt in Schäßburg der Tag und der Abend seinen Namen. Vgl. Mätz, Die siebenbürgisch-sächsische Hochzeit, S. 47.

[3]) Über diese Art der Zeitbestimmung s. den später folgenden Abschnitt: Zeitbestimmungen.

an den dornigen Bränden hängen und fing Flamme, und es verbrannte nicht nur der ganze Hanfzagel, sondern das Feuer versengte an seiner Wurzel auch die lebendige Haut. Da heulte der Wolf laut auf vor Schmerz; er packte den Fuchs und wollte ihn erwürgen. Doch fiel ihm noch zur Zeit ein, daß er, wenn er den Rotkopf zerreiße, um den Hochzeitsschmaus käme, denn er selbst wußte ja den Weg zum Bauernhause nicht. „Gnade für Recht will ich über dich ergehen lassen; deine Strafe sollst du erst morgen empfangen!“ „Aber Gevatter“, sprach der Fuchs, „jetzt zeigt es sich wieder, wie ungerecht ihr seid! Bin ich denn an euerem Unglück schuld? Was kann ich dafür, daß ihr ein Sünder seid?“

10. Der Fuchs und der Wolf auf der Hochzeit.

Endlich sank die Sonne hinter den Berg und kaum fings an zu dunkeln, so machten sie sich auf den Weg, der Fuchs voran. Sie gelangten ungefährdet zum Hochzeitshause, denn die Hunde sind bei solcher Gelegenheit auch nicht so wachsam als sonst, sie schnuppern meist im Kochhaus herum. Der Fuchs sprang zuerst zum Kellerloch hinein und winkte dem Wolf ihm zu folgen. Sie setzten sich sogleich nieder und aßen und tranken Fleisch und Hanklich (Kuchen), Wein und Met. Wenn aber so ein Nimmersatt wie der Wolf einmal viel Speise beisammen sieht, so ist ihm das eine höllische Qual, daß er nicht alles einpacken kann. Und da war das Fleisch von einer ganzen Kuh und eine solche Menge gerupfter Hühner, so viel Schweinefleisch, Gebacksel, Honig, Met und Wein, daß es den Füllenwürger gewaltig verdroß, nicht alles auf einmal verschlingen zu können. Aber er brauchte sein Maul so gut er konnte und sein Hals war nicht faul; kein Fleischstück war ihm zu groß, keine Metflasche, keine Weinkanne zu voll. Der Fuchs fraß nur zwei Hühnchen; er hatte keine Ruhe, sprang öfter zum Kellerloch hinaus und versuchte, ob er noch hindurch könne und nicht zu viel habe. Der Wolf sah dies und rief: „Was machst du? bist du närrisch?“ „Ich sehe, ob niemand kommt“, antwortete der Fuchs. „Da sieht man, was für ein Hasenfuß du bist!“ sprach der Wolf und aß und trank ruhig fort und füllte seinen Wanst, aber wenn er sieben Magen gehabt hätte, es wäre doch umsonst gewesen, so viel Speise und Trank war da beisammen. Als er voll war, stieg ihm der Wein in den Kopf und er wurde ausgelassen fröhlich. „Gevatter“, rief er zum Fuchs, „es kommt mir so zu singen, laßt uns einmal singen!“ „Ich

habe den Schnupfen!" sprach der Fuchs, „ich kann nicht, aber laßt auch ihr jetzt das Singen!" „Nein, Gevatter, ich muß singen, ich kann meine Freude nicht länger zurückhalten" und fing an fürchterlich zu heulen: ullulluh! jujujuh! wie ja die Wölfe singen. Da hörten das die Hochzeitsleute oben, merkten gleich, was es war, nahmen dicke Holzscheiter und liefen in den Keller. Als der Fuchs sie kommen hörte, sprach er: „Gevatter, nun könnt ihr gleich singen nach Herzenslust, da kommen welche, die den Takt schlagen wollen" und schlüpfte damit zum Kellerloch hinaus. Der Wolf versuchte es auch, aber er war so schwer und voll, daß er nicht hindurchkommen konnte. Die Bauern aber und die jungen Knechte schlugen aus allen Kräften auf den Wolf; der hatte seinen Kopf durchs Kellerloch gesteckt und konnte jetzt weder vor- noch rückwärts; da drückte und zwängte er in dieser Not aus Leibeskräften; endlich, endlich gelang es ihm, aber viel Haar und Haut und fast alles, was er gefressen, mußte er im Keller lassen; das Kreuz und die Haxen (die Beine) zerschlagen, am ganzen Körper zerzaust, gelangte er totmüde ins Freie, wo er nicht mehr verfolgt wurde und wieder ein wenig aufatmen konnte. So viel hat kein Wolf je ausgestanden. Da erblickte er den Fuchs. „Ha", dachte er, „dem sollst du es doch bezahlen, er ist an deinem Unglücke schuld!" Der Fuchs aber merkte gleich, was der Wolf im Sinn habe und schleppte sich zum Scheine ganz mühsam zu ihm heran. Er hatte aber im Keller seinen Zagel in ein Honigfaß getaucht und sich damit am Leibe bestrichen und war während der Zeit, daß man dem Wolf den Pelz ausgeklopft, unter dem Schopfen ruhig in den Ahnen gelegen und hatte sich darin herumgewalgert (gewälzt), so daß viele Ahnen an ihm hingen. „Wie ist es euch ergangen, Gevatter?" sprach er zum Wolf ächzend und kaum hörbar. „Schlecht genug", rief dieser trotzig, „das habe ich dir zu verdanken, du sollst mirs aber noch mit deinem Blute bezahlen!" „Laßt, Gevatter", seufzte der Fuchs, „laßt jetzt die grausamen Gedanken, ich verdiene eher euern Dank, ich habe mehr gelitten, als ihr, seht da, wie ich zugerichtet bin, wie mir alle Knochen herausstehen! Das habe ich von den Hunden, die ich aus Schonung für euch auf mich lockte, während ihrs mit den Bauern zu thun hattet. Wenn ihr mich nicht weiter tragt, so muß ich hier liegen bleiben und sterben". „Gut", sprach der Wolf, „eine Strecke will ich euch tragen, aber dann sollt ihr mich tragen!" „Das ist nur recht und billig!" sprach der Fuchs. Da nahm ihn der Wolf auf seine Schultern und wankte schweißtriefend weiter. Der Fuchs aber sprach

im Fortgehen so vor sich hin: „der geschlagene trägt den ungeschlagenen!“ „Was sagst du, Kerl?“ schrie der Wolf. „Ach nichts, ich rede nur so in der Fieberhitze“. Kaum war der Wolf einige Schritte weiter gegangen, sagte der Fuchs wieder: „der geschlagene trägt den ungeschlagenen“. „Was sprichst du?“ schrie der Wolf abermals: „Ach, ihr wißt ja schon, ich rede nur so irre“, und so geschah es bald zum dritten Male, der Wolf fuhr nochmals auf. „Ach, nicht mehr greint“,[1]) sprach der Fuchs, „ich habe euch ja gesagt, daß ich krank bin“. Der Wolf konnte nun fast nicht weiter vor Schweiß und Ermüdung. „Jetzt ist es an euch!“ sprach er zum Fuchs. „Nur ein kleines Stückchen noch!“ sagte dieser — und so geschah es einige Mal, — „dann trage ich euch“. Der Wolf ließ sich immer wieder bethören. Als sie nun an der Wohnung des Fuchses waren, sprang der geschwind ab und schlüpfte in seine Höhle: „habt Dank, Herr Gevatter!“ „Halt, halt!“ schrie der Wolf außer sich vor Zorn, „wir haben nicht so gesprochen“, setzte ihm nach und packte ihn am Zagel, der aus dem Loche heraushing: „ich habe dich!“ „Ha, ha!“ lachte der Fuchs, „ihr habt eine Baumwurzel“. Da ließ der Wolf ohne viel zu sehen los und packte nun eine wirkliche Baumwurzel. Der Fuchs aber zog sich tiefer in seine Wohnung und reizte und foppte den Wolf; der zerrte und zauste an der Baumwurzel, daß ihm der Schweiß rann. „O weh, o weh!“ jammerte der Fuchs sich verstellend, „mein Zagel!“ Endlich lachte er hell auf und rief dem Wolf zum Abschied zu: „Geht nach Hause, Herr Gevatter, mit euch will ich mein Lebtag nichts mehr zu schaffen haben und erzählt eurer Frau, was für ein Dummkopf, Nimmersatt und Sündenlümmel ihr seid!“ Der Wolf spie Feuer und Flammen vor Gift, er hätte den Fuchs jetzt auf tausend Stücke zerrissen, wenn er ihn gehabt hätte, aber das war alles umsonst, der war drinnen wohlgeborgen und lachte und spottete seiner Wut und höhnte ihn auf alle Weise. „Wenn euch euer Weib fragt, durch wen ihr euern Schmuck verloren habt, so sagt ihr: durch den Gevatter Fuchs, wie er euch das Fischen gelehrt hat“.

Seit der Zeit trägt der Wolf auf den Fuchs einen ewigen Haß (gränz) und wenn ihn der Fuchs sieht, nimmt er den Zagel zwischen die Beine und flieht eiligst in seine Burg.

---

[1]) Nemi gruntcht. Gruntchen wird für gewöhnlich für das Knurren der Schweine gebraucht, doch wird damit zuweilen auch das Greinen und Murren verdrießlicher Menschen bezeichnet. Vgl. Schmeller—Frommann 999 f.: grennen und gronen, murren, brummen, knurren, grunzen.



II. Der Wolf allein.

11. Der Wolf stellt sich tot, um zu Fischen zu gelangen.

Der Wolf mußte mit Schaden und Schande von dem Fuchsloche abziehen; aber heimkehren wollte er nicht eher, als bis ihm sein Schmuck, der Zagel, wieder gewachsen wäre. Nun ging er allein auf Abenteuer aus, sobald ihn sein unbändiger Hunger dazu trieb; das aber dauerte nicht lange, denn von dem Hochzeitsschmause war ja fast nichts in seinem Bauche geblieben. „Das ist wahr!“ sprach er bei sich, „der schlimme Fuchs hat dir manchen guten Bissen verschafft; doch was, ich werde mir schon auch ohne ihn helfen; habe ich doch die Schliche und Mittelchen ihm abgelernt“. Da sah er zwei Bauern auf einem Wagen, die führten Säcke in die Mühle. „Ha!“ dachte er, „das sind Fische, du willst es jetzt gleich so machen, wie der Fuchs!“ Er lief auf einem Seitenweg dem Wagen voran und legte sich wie tot an die Landstraße. Als der Wagen heranfuhr, sahen die Bauern den Wolf und zingelten sich die Hosenriemen, schnallten die Beigürtel fester[1]) und sprangen schnell hinab. Einer aber war gerade derjenige, der vom Fuchs geprellt worden; der winkte dem andern, es war der Schwiegervater seines Sohnes, mit den Augen, nickte (schnänkt) mit dem Kopf und zeigte mit den Armen: er solle die Axt nehmen. Er selbst machte für sich schnell eine Wagenleiste frei. So bewaffnet traten sie leise hinzu. Als sie nahe waren, führten sie zuerst einige gelinde Schläge; „denn, ist er tot“ dachten sie, „können wir den Pelz unversehrt haben“. Der Wolf ließ anfangs nichts merken und meinte: „die wollen gewiß nur versuchen, ob du wirklich tot bist!“ Als aber der eine sah, wie der Wolf mit den Augen zwinkte und Athem[2]) von sich

[1]) „Sie zingelten sich die Hosenriemen und schnallten die Beigürtel fester“, bedarf einer kurzen Erklärung. Die sächsischen Bauern gürten die Hosen mit Riemen um die Weichen; die Schnalle am Hosenriemen heißt zanjel, zanjdel (mittelhochdeutsch zingel). Der Gürtel, auch Beigürtel oder kurzweg Riemen (gîrkel, bœgîrkel, remen) genannt, gehört noch vieler Orten zur Volkstracht. Er ist oft mehr als spannenbreit und hat 2, 3 bis 4 Zingel. Beim Sitzen und Fahren läßt man den Hosenriemen und Gürtel etwas nach, beim Stehen und Gehen, Laufen und Reiten schnallt man beide fester; daher heißt: den Gürtel fester schnallen, den Hosenriemen zingeln, soviel wie: sich fertig machen. Der Gürtel ist beim sächsischen Bauern genau dasselbe geblieben, was er im Mittelalter war. Darüber vgl. Schultz, Das höfische Leben I, 243; Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter II², 279 ff.

[2]) Wæ der wûlf zwänkelt ent gâlemt. Gâlem heißt der (bei niedriger Temperatur) sichtbare Atem, dann der von erhitzten Tieren aufsteigende

ließ, erhob er die Axt und versetzte ihm einen Schlag auf den Schädel, daß gleich das Blut hervorströmte. Jetzt fühlte der Wolf, das sei kein Spaß, sprang heulend auf und rannte wie besessen davon.

12. Der Wolf und die Stute.

I. Die Wunde, die der Wolf empfangen hatte, war nicht gefährlich; er steckte seinen Kopf in einen Haufen Sand, dadurch hörte das Blut auf zu fließen und bald war der Hunger im Magen größer, als der Schmerz im Haupte. Da sah er an einem Bergabhang einsam eine Stute mit ihrem Füllen weiden. Alloh! — lief er drauf los und noch ehe sich die Stute umsehen und retten konnte, war er bei ihr. „So, da ertappe ich euch einmal auf verbotener Weide! Ich bin hier Torbesvater;[1]) euer Kind nehme ich mit zum Pfande!" Es half der Stute nichts, daß sie sich aufs Bitten verlegte. „Ach", seufzte sie, „mein armes unmündiges Kind wird sich in der Gefangenschaft zu Tode grämen!" „Wie alt ist denn euer Kind?" fragte der Wolf trotzig. „Ach, ich weiß es nicht mehr so ganz genau", sprach die Stute, „sein Geburtstag ist aber mit seinem Namen bei der Taufe in meinen rechten Fuß eingeschrieben worden; ihr könnt doch wohl lesen? Ja, ja, wie kann ich so einfältig fragen; da ihr Torbesvater seid, müßt ihr ja auch schreiben und lesen können". Der Wolf wollte jetzt nicht sagen: „nein, das kann ich nicht!" sein Ehrgeiz ließ das nicht zu. „Zeigt her euern Fuß!" rief er barsch. Da hob die Stute den Rechten und versetzte dem Wolf eins wider den Gehirnkasten, daß er vertaumelt (fertamelt) umfiel und sich hinstreckte so lang er war; indeß gewann die Stute Zeit, mit ihrem Füllen heimzutraben.

II. Dem Wolf drohte der Hunger die Därme zu zerreißen; vergebens hatte er sich im Walde nach Nahrung umgeschaut, er mußte hinaus zu sehen, ob vielleicht im freien Felde etwas zu finden sei. Da erblickte er ganz hinten im Hêwes (auf einer Waldwiese) eine

---

Dunst; gálmen also wird für dampfen, atmen nur bei lebenden Wesen und nur dann gebraucht, wenn der Atem oder Dampf gesehen wird. Vgl. D. Wtb. unter Galm.

[1]) Torbesfôter heißt in der Umgebung von Schäßburg der Feldrichter, d. i. der über die Feldhüter gesetzte Gemeindebeamte. Die unter ihm stehenden Feldhüter heißen Torbesbrüder. In torb hat sich die ursprüngliche Bedeutung des alten torp und neuen dorf erhalten; torp hieß so viel wie Feld. Vgl. Wolff, Die deutschen Dorfsnamen in Siebenbürgen, S. 106.



Stute mit ihrem Füllen. „Her mit deinem Kinde", rief er, „sonst freß ich dich". „Laßt das gut sein, Herr Gevatter", antwortete ihm die Stute, „ich will euch was besseres sagen: in Wohldorf ist der Pfarrer gestorben, die würden froh sein, wenn sie euch bekämen". Der Wolf machte ein ungläubiges Gesicht, aber die Stute fuhr fort und sprach: „Ihr seht so recht wie ein Pfarrer aus; setzt euch nur auf meinen Rücken, ich will euch hintragen". Der Wolf setzte sich aufs Pferd und ritt, zum ersten Mal in seinem Leben. Als sie mitten im Dorf waren, sagte die Stute: „Jetzt singt einmal die Kollekte, daß die Leute euere schöne Stimme hören". Der Wolf fing an zu heulen, so wie er immer heult, nur etwas härter, und die Leute kamen herbei und seligten ihn ein (setzten ihn ins Pfarramt) mit Stöcken und Stecken.

13. Der Wolf und die beiden Böcke.

Lange Zeit lag der Wolf daheim wie im Bradem;[1]) aber er hatte nicht himmlische, sondern höllische Träume. Als er endlich wieder zu sich kam, war das erste, was er verspürte, sein reißender Hunger. Wie er nun seine Augen hierhin und dorthin gehen ließ, sah er im Thale zwei Böcke, die aus lauter Mutwillen auf einander zuliefen und sich stießen. „Aha", rief er freudig, „da hast du gleich zwiefache Beute! Die sind in ihrem Eigensinne (t e r m e n) blind, die kannst du jetzt leicht haben". Er lief sturmstracks auf sie los. Die Böcke aber hatten den Wolf gesehen, bevor er noch bei ihnen war. „Lassen wir jetzt unsern Streit", sprachen sie, „und sehen wir zu, wie wir uns vor dem Wolf schützen, denn der hat Böses im Sinne". „Ha!" schrie der Wolf, als er angelangt war, „darf man so die Gemeindeweide zertreten? Ich bin der Feldhüter und erkläre euch für gefangen!" „Aber lieber Wolf!" sprachen sie, „wie könnt ihr das sagen? seht nur recht, das ist ja nicht Gemeindegrund; wir sind hier auf unserm väterlichen Erbe und wollten es teilen. Da ihr aber Torbesvater (Aufseher über die Feldhüter) seid und ganz so wie ein wohlweiser Teilherr aussehet, so müßt ihr die Sache besser verstehen als wir; helft uns lieber den Streit austragen". Der Wolf wollte nicht sagen: „was verstehe ich von Teilung!" Da man ihm einmal die Ehre angethan hatte, sprach er: „Nun so ist es mir recht, fahrt also fort, dann will ich entscheiden!" „Lieber Wolf!" sprachen die Böcke, „stellt euch in die Mitte des Grundstückes, dann geht jeder

[1]) Wie in der Entzückung und Entrückung eines Scheintoten. Die seltene Ausdrucksweise wird unter den sprichwörtlichen Redensarten erläutert.

von uns an ein Ende. Wer dann zuerst im Laufe zu euch gelangt, soll künftig der rechtmäßige Besitzer sein!" „So soll es sein!" sprach der Wolf. Da rannten die Böcke gleichmäßig wie der Blitz von den entgegengesetzten Seiten heran und bohrten dem Wolf ihre Hörner durch die Weichen so tief, daß ihm der Mond bis in den Magen hineinscheinen konnte; er sank bewußtlos zu Boden; die Böcke aber liefen schnell nach Hause und wollten nicht abwarten, bis der alte Würger sich erklaube.

14. Der Wolf und die Sau mit den zwölf Ferkeln.

Als der Wolf wieder zur Besinnung kam, klagte er: „Ich bin zu einer unglücklichen Stunde geboren; ich habe kein Glück!" Was ich immer unternehme, es mißlingt und ich gewinne nur Schläge; so lange ich mit dem Fuchs gut war, bekam ich zwar auch Schläge, aber ich stillte doch meinen Hunger; dieser ist nun gar zu andig[1]) (zu schmerzlich und unleidlich) und wächst immer größer". Weit und breit im Felde war nichts mehr zu sehen, was er als Beute hätte eintreiben können. Da gedachte er, wie seine Vorfahren in Zeiten der Not von Wurzeln gelebt hätten; er griff jetzt auch zu diesem Mittel; allein schon nach einigen Tagen war er ihrer satt, verwünschte sie und rief: „der Teufel soll Wurzeln fressen aber nicht ich; ich bin es von meiner Jugend an besser gewohnt, das ist keine Speise für einen ehrlichen Wolf. Ich muß mir Fleisch verschaffen, gelte es, was es wolle". Was war da zu thun? In Feld und Wald war nichts zu finden; da mußte er zu den gefahrvollen Unternehmungen ins Dorf sich entschließen. Oft hatte er sich den Gartenzäunen glücklich genähert, da rochen ihn aber die Hunde und vertrieben und verfolgten ihn ins weite Feld. Einmal traf es sich, daß der Müller in der Stadt auf dem Jahrmarkte war und seine Hunde mitgenommen hatte. Der Wolf hatte sich unbemerkt herangeschlichen und traf des Müllers Sau mit ihren zwölf Ferkeln; die wühlten unbesorgt oberhalb der Mühle am Mühlengraben. „Ha!" jauchzte der Wolf, „zwölf Ferkel sind keine magere Kost; da kannst du dir einmal einen guten Tag machen". Er lief im Sturm auf die Sau los und schrie: „Aha! habe ich euch einmal! Ihr seid es mit euerer Sippschaft,

[1]) Andig in der Mundart anjem und dieses gleich übel, unwohl, verdrießlich, schlimm, böse, unleidlich, wütend. Es ist das mittelhochdeutsche ande, schmerzlich, eifrig, übelmutig, das neuhochdeutsche, für die Schriftsprache aber verlorene Substantiv ahnd und and und das Adjektiv andig in Grimms Deutschem Wörterbuch.



die ihr mein Kartoffelfeld zerwühlt habt; euere Kinder als Pfand her!" Die Sau stutzte; sie dachte anfangs den Wolf gleich zu packen, als sie aber seine grimmigen Hungerzähne sah, fürchtete sie, es könne bei dem Kampfe eines ihrer Kinder in Gefahr kommen. Sie sprach nach kurzem Besinnen: „So? Ich entsinne mich nicht, daß ich mit meinen Kindern je auf euerem Kartoffelfeld gewesen; doch nehmt sie hin, wenn ihr uns durchaus für strafbar haltet; um eines nur bitte ich euch: die Armchen [1]) sind noch Heiden; ich fand bis jetzt keinen Priester, um sie taufen zu lassen; doch sehe ich an euerem Rock, daß ihr ein würdiger Herr [2]) sein müßt; ihr könnt gewiß taufen!" Der Wolf wollte nicht sagen: „nein, das verstehe ich nicht", denn es schmeichelte ihm, daß man ihn für einen Pfarrer hielt. „Ja, ja!" sprach er, „gleich will ich sie taufen!" Da ging er ans Mühlengerinne, bückte sich hinunter, benetzte seine Rechte und taufte der Reihe nach alle Ferkel. Als er am letzten war und sich wieder zum Wasser bückte, gab ihm die Sau mit ihrer Schnauze einen tüchtigen Schub; er plumpste hinein und mußte saufen; aber nun kam er auch unters Rad und wurde hier ordentlich gewalkt und gequetscht; endlich fiel er durch, tunkte noch einmal im scharfen Wasser und kam plutschnaß und totmatt wieder aufs Trockene. Da dachte er voll Grimm an die Sau und wollte über sie herfallen, die war aber indes mit ihren Ferkeln in die Mühle gelaufen und hatte sich geborgen. Bald kam auch der Müller mit seinen Hunden heim. Jetzt ging die Not für den Wolf aufs neue an und er hatte von Glück zu sagen, daß er mit dem Leben davon kam.

15. Der Wolf und die Geis mit ihren zehn Zicklein.

I. Der Hunger nagte bald wieder in den Eingeweiden des Wolfes, die Wurzeln verfluchte er, denn die hatten ihm nur den Geschmack am Guten verdorben und er hatte einen Eid gethan, keine mehr in seinem Leben zu berühren und sollte er vor Hunger sterben. Das Abenteuer mit der Sau war ihm noch frisch im Gedächtnis und er ward fast närrisch vor Ärger. „Die prächtigen Ferkel, ha! und die boshafte Treulosigkeit ihrer Mutter; soll man da nicht den Glauben an die Ehrlichkeit der Welt verlieren?" Unter solchen Gedanken hatte er sich wieder dem Dorfe genähert und wunderbar, es sah in den Gassen so aus, als wäre alles tot. Er fing an, mit der Vorsehung sich auszusöhnen. „Das scheint sich jetzt doch einmal gut zu machen", sprach er

[1]) Die Armchen (sächsisch öremtcher) ist Deminutivum zu arm.

[2]) „Würdiger Herr" ist der Titel eines evangelischen Geistlichen.

bei sich. Die Leute im Dorf hielten nämlich gerade Richttag,[1]) tanzten in den Häusern und waren lustig und die Hunde trieben sich, wie es bei derlei Gelegenheiten geschieht, in der Küche herum. Da sah der Wolf am Ende des Dorfes die alte Geis mit ihren zehn Zicklein, die waren wie immer fröhlich und sprangen sorglos um den Backofen herum.[2]) „Die hast du jetzt sicher!“ dachte er und war schnell an ihnen. „Ha!“ rief er, „da habe ich euch einmal; ihr seid es, die das Laub und die Blüten in meinem Baumgarten gefressen haben, kommt nur gleich mit, ihr seid meine Gefangenen!“ „Aber lieber Wolf“, sprach die Geis flehend, „wie könnt ihr uns so arg beschuldigen, wir haben uns ja nicht von dieser Stelle gerührt!“ „Ach was!“ sprach der Wolf, „das ist nun einmal so, das lasse ich mir nicht nehmen; nur kein langes Gerede mehr!“ Als die Geis sah, daß mit Vorstellungen hier nichts anzufangen war, sprach sie: „Lieber Wolf, ich weiß, ihr könnt so gut singen, ihr seid ja der beste Kantor, singt uns doch einmal vor, wir singen für unser Leben gern. Wenn wir dann gesungen haben, mögt ihr uns führen, wohin ihr wollt!“ Der Wolf war stolz darauf, daß man ihn für einen guten Sänger hielt, daher konnte er die Bitte nicht abschlagen. „Es sei!“ sprach er. Da schickte die alte Geis ihre zehn Zicklein in den Backofen, sie selbst sprang auf den Backofen und bat den Wolf, er möge auf die Beute (auf den Bäckertisch) steigen, das sei der Ehrenplatz für ihn. Als sie aufgestellt waren, schlug der Wolf den Takt und fing an sein Lied, das er auf der Hochzeit gesungen: „ullulluh! jujujuh!“ Die Geis und die Zicklein machten ihr: „meck, meck!“ Als die Leute auf dem Richttag den wilden Gesang hörten, sahen sie zum Fenster hinaus und erblickten den Wolf; alles lief hinaus, Männer und Frauen mit Holzscheitern, Ofengabeln, Besen, was jeder zuerst in die Hand bekam und — halloh! auf den Wolf los; auch die Hunde aus der Küche waren nun flink. Als der Wolf sie kommen sah, sprang er eilig von seinem Kantorstuhl herab und nahm sich aufs Laufen.[3]) Das war eine Hetze! Man ver-

[1]) Alle Jahre einmal halten die Nachbarschaften ihren Richt- oder Sittag. Den amtlichen Teil dieser Versammlungen, an denen alle Nachbarn teilnehmen, bildet die Verrechnung der Einnahmen und Ausgaben sowie die Bestrafung der gegen die Nachbarschaftsordnung begangenen Vergehen. Diesen Verhandlungen folgen in der Regel Tanz, Trink- und Festgelage. Vgl. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben S. 12. 94. 114.

[2]) Die Backöfen stehen in vielen sächsischen Dörfern im Hofe, früher standen sie vielerorts auf der Gasse vor den Häusern.

[3]) Vgl. Reinke de Voß (Schröders Ausgabe) v. 342 f.: wenn dit de hunde kregen to wetten, so moste he it up sin lopent setten.

folgte ihn weit ins Feld; dann kehrten die Menschen um; die Hunde bellten ihm noch eine Weile nach, dann eilten auch sie zum fröhlichen Feste zurück. Der Geis aber und den Zicklein zitterte noch der Bart von der Furcht, die sie ausgestanden hatten. Da gab man ihnen einige Hoffmannstropfen ein und bald waren sie wieder lustig, hüpften und sprangen herum wie ehedem.

II. Der Wolf traf einmal auf die alte Geis mit ihren Zicklein. „Aha, jetzt fresse ich dich!“ sprach er. Aber die Geis nahm sich diesmal auch ein Herz und rief: „Kennst du den Buß? Schnell pack dich, sonst erschieße ich dich; siehst du da meine Pistole!“ und dabei zeigte sie ihm den stumpfen Zagel. Der Wolf erschrack, kehrte um und lief wieder in den Wald. Wenn man dich nun fragt: „kennst du den Buß?“ so weißt du, was das heißt.

16. Der Wolf kehrt heim in sein Waldhaus und wird ein Büßer.

Voll Gram und Mißmut eilte der Wolf dem Walde zu. Er verfluchte das Schicksal, das ihn ganz nur dem Unglück geweiht habe.

„Kampf und Not
Sind dein täglich Brot!“

seufzte er. „Steter Hunger und keine Sättigung, keine Ehre und keine Freude! Meine Voreltern hatten es besser als ich, sie hatten die fettesten Bissen vollauf, aber jetzt, ach, sind die Füllen rar!“ Also haderte er ungestüm mit der Vorsehung. Zuletzt aber kam er auf wahrhaft reumütige Gedanken. „Wenn du es recht überlegst“, sprach er bei sich selbst, „so bist eigentlich doch nur du allein an deinem Unglücke schuld: du wolltest Schauspieler sein und den Fuchs nachmachen, du wolltest Torbesvater (Feldhüteraufseher) und Teilherr, Schulmeister, Pfarrer und Kantor sein und weder hat dein Vater, noch dein Großvater und Übergroßvater von jenen Künsten etwas verstanden: aber du, stolzer Einfalt, wolltest klüger sein als sie, und wolltest die Verstellerei, Leserei, Feldteilerei, Tauferei und Singerei gar aus dem Grunde verstehen. Ja, du bist wert, daß unser Herrgott seine feurigen Pfeile auf dich herabschleudere“.[1]) Indem war er in den Wald gekommen und ein Zigeuner, der ihn gesehen, hatte

[1]) In der Zuckmantler Überlieferung lautet die Stelle: „dat dich der Saturnus mät senjem hîder dànerwäder erschlô fûl“. „Dàt dech det hîder lächt dànerwäder erschlô fûl, das ist volkstümlich, aber der Saturnus paßt nicht hinein. Offenbar hat ihn der Herr Kantor, der seine Gelehrsamkeit leuchten lassen wollte, eingeschmuggelt.

sich aus Furcht schnell auf einen Baum geflüchtet. Und gerade unter diesem Baume lief der Wolf dahin, als er die feurigen Pfeile unseres Herrgotts auf sich herabwünschte. Der Zigeuner hörte das zornige Gebrumm, erschrack noch mehr und in dieser höchsten Angst ließ er seine Axt fallen, und sie fiel dem Wolf auf den Kopf. „O Gott", schrie er laut, „du erhörst doch gar zu schnell; ich hatte es ja nicht so gemeint!"

Er war aber so zerknirscht, daß er sich vornahm, sein bisheriges Leben ganz zu ändern; zudem überfiel ihn auch die Mutterkrankheit (das Heimweh) und so nahm er sich vor heimzukehren, obgleich ihm sein Zagel noch immer nicht gewachsen war. Er wollte seinem Weibe daheim alle Liebe und Treue erweisen und seine Kinder ordentlich erziehen und ihnen an sich ein warnendes Beispiel vorhalten. Auch wollte er allen Fleischspeisen entsagen und sich hinfort bloß mit unschuldigen Waldbeeren und Eicheln das Leben fristen; nur Wurzeln sollten nicht mehr über seine Lippen kommen. Ferner wollte er sich täglich dreimal geißeln und auf alle Weise fromm thun. So hoffte er für seine Sünden genug zu büßen und einst selig zu sterben.

Weiter ist nichts bekannt vom Wolf als soviel, daß ihm der Zagel wieder gewachsen ist. Aber auch seine stolze Wolfsnatur muß damit zurückgekehrt und die Erziehung seiner Kinder muß ganz mißraten sein, denn alle Sprossen seines Geschlechts sind bis auf den heutigen Tag Diebe, Mörder und Waldräuber.

17. Der geprellte Wolf.

I. Der Wolf war eines Tages gar hart hungrig, und da that er, was er in solchem Falle immer thut, er stund auf und ging aus, sich etwas unter die Zähne zu suchen. Mühselig trappelte er durch den Wald. Da fand er am Wege einen Bachen (eine Speckseite), der vor Alter ganz gelb war. „Wenn du von dem ißt", dachte er, „bekommst du einen dünnen Bauch und nur das fehlt dir noch". Er ließ den Bachen liegen und ging weiter. Am Waldsaume traf er eine Stute mit ihrem Füllen. Er gab ihnen einen guten Tag, klagte ihnen dann seinen Hunger und erklärte ihnen endlich, daß er sich nicht anders helfen könne, er müsse sich am Füllen sättigen. „Du sollst es haben", sprach die Stute, „nur mußt du mir zuvor einen Gegendienst erweisen; zieh mir, ich bitte dich, diesen Dorn aus dem Fuße". Der Wolf war sogleich bereit. Die Stute hob den Fuß, der Wolf bückte sich, um genau zu sehen, mit dem Kopfe

über den Huf, da schlug ihn die Stute wider den Schädel, daß er sich streckte. Als er sich wieder erholte, war Stute und Füllen verschwunden.

Der Hunger trieb ihn weiter. Auf einer Wiese sah er zwei Schafböcke, die sich stießen. Er sprang an sie hinan und fragte, warum sie mit einander stritten. Da antwortete der eine: „Wir haben diese Wiese von unserm Vater geerbt und können sie jetzt nicht teilen". „Wenn es nichts anders ist, da kann ich euch helfen", sprach der Wolf, „ich will gern auch einmal euer Teilherr sein. Geht auseinander, der eine an dies Ende der Wiese, der andere an jenes, ich will mich mitten auf sie stellen und wer dann zuerst wieder bei mir ist, dem soll die Wiese gehören". Die Böcke stellten sich auf, der Wolf zählte bis auf drei, da kamen die Böcke wie im Sturmwind heran und stießen ihn derart zusammen, daß er glaubte alle Knochen seien ihm zerwettert. Als es ihm wieder klar wurde vor den Augen, waren die Böcke nicht mehr zu sehen.

Sein Weg führte ihn an einen Fluß. Hier fand er eine Sau mit ihren Ferkeln. „Her mit deinen Kindern", rief er, „sonst freß ich dich!" „Du sollst sie haben", sprach die Sau, „laß sie uns nur zuerst taufen". „Gut", sagte der Wolf, „ich will euch einmal auch Pfarrer sein". Da stellte er sich ans Ufer und tauchte die Tatze ins Wasser; indem nahm die Sau ihn von hinten auf die Schnauze und warf ihn — plumps — in den Fluß. Nur mit Mühe konnte er wieder ans Land kommen.

Als er sich das Wasser aus dem Fell geschüttelt hatte, ging er am Fluß hinab und kam zu einer Mühle. Dort war eben Hochzeit; die Leute waren in der Stube, aßen, tranken und tanzten. Er kam glücklich in den Hof hinein. Auf dem Backofen spielten zwei junge Ziegen. Um nicht Lärm zu machen, kroch er in den Ofen und hoffte, die Ziegen würden endlich auch hineinkommen. Aus dem Ofen konnte er durch das offene Fenster in die Müllerstube schauen und es wässerte sich ihm der Mund, als er sah, wie prächtig der Herr Kantor und der Glöckner bewirtet wurden, weil sie die Hochzeitsmusik besorgten. Als er merkte, daß die Ziegen nicht kommen wollten, der Herr Kantor aber Bissen auf Bissen zum Mund führte, wollte er auch Kantor sein, räusperte sich und fing an zu singen. Aber ehe er noch den ersten Vers beendet, liefen die Leute herbei mit Stöcken und Stecken und mit Messern und Gabeln und — nur weh seiner — kam er fort.

Was er heute erlebt hatte, war auch für einen Wolf zuviel. Die Füße konnten ihn kaum noch tragen und das Leben war ihm eine Last. Verdrießlich legte er sich unter einen alten Weidenbaum nieder und

klagte sich sein Elend. „Der Speck", sagte er, „war dir zu gelb, du verachtetest ihn; dann wolltest du Doktor (Arzt) sein und wärst darüber beinahe gestorben; hierauf wolltest du Teilherr sein und es hat dir übel bekommen; dann wolltest du Pfarrer sein und bist dabei fast ersoffen; endlich wolltest du ganz bescheiden nur noch Herr Kantor sein und du hast es mit Blut und Haar bezahlen müssen. Ich kanns nicht mehr tragen; Herr, mach meinem Jammer ein Ende; wirf deinen dicksten Stein auf mich herab!" Da gab ihm der Bauer, der auf der Weide saß, mit der Axt einen Schlag auf den Kopf, daß es hallte. Der Wolf wälzte (winzelt) sich heulend von der Weide weg, dann sprang er auf und rief nach dem Baume schielend: „O Herr, wie du doch bist! Ich hatte ja nur Spaß; aber so bist du, wenn ich Spaß habe, erhörst du mich gleich; wenn es mir Ernst ist, thuest du es niemals!"

II. Der hungrige Wolf war vor Tag aufgebrochen, um sich etwas zum Kauen zu suchen. Da sah er den Hund vor einem Kornhaufen stehen, der lauerte auf eine Maus. „Jetzt kannst du zwei Mücken auf einen Schlag treffen", dachte er, „du kannst dich rächen am Hunde und dich zugleich sättigen". Mit ein paar Sprüngen war er bei dem Hunde. „Kerl, ich muß dich fressen". „Laß das jetzt bleiben", antwortete der Hund, „du siehst ich habe nichts als die Knochen; mein Herr läßt mich Hunger leiden, weil ich alt und schwach bin; mache lieber, daß ich zuvor fett werde". Das schien dem Wolf kein übler Vorschlag zu sein; er hob den Kopf stolz in die Höhe und sagte: „Ich will es machen". (Nun folgt die bekannte Geschichte, wie der Hund dem Bauern das Kind rettet. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr. 48: der alte Sultan.)

Der Wolf geht weiter und trifft auf die Stute, die war nach einem harten Winter auch nicht fett. „Schwester, mein Hunger ist gar zu groß, ich muß dich fressen!" „Da würdest du nicht gescheidt handeln, warte bis ich gefüllent habe". „Die Mutter und das junge Füllen", dachte der Wolf, „das läßt sich hören!" Er ging weiter und kam zur Sau: „Schwester, ich fresse dich, ich kann es nicht mehr aushalten!" „Ei, ei, wie du dirs nicht berechnen kannst; in einigen Tagen bringe ich zwölf junge Ferkel zur Welt!" „Die Sau und zwölf Ferkel! ei, da wärst du ein Thor, wenn du nicht so lange warten solltest", sprach der Wolf bei sich und ging weiter und kam zur alten Geis, die hatte grade zwei junge Böcklein geworfen. „Schwester, das ist ausgemacht, ich muß euch fressen". „Wenn es sein muß, so habe ich nichts dawider, aber

denke nur: zu junges Fleisch schmeckt nicht gut und ist ungesund, was für ein Mahl aber würdest du haben, wenn meine Jungen groß sind!" „Die alte hat recht!" dachte der Wolf, „die Böcklein sind auch noch zu zisemisig (klein) und klêber (dünn)", er ging weiter und stillte für diesmal seinen Hunger an einem toten Pferd, das an der Straße lag.

Nach langer Zeit gedachte er seiner rechtlichen Forderungen und ging, um sie einzuheben. Er kam zuerst zum Hund; allein der war nun fett und stark und wies dem Wolf die Zähne, und der hatte von Glück zu sagen, daß nicht er zerbissen wurde. Da lief er weiter und kam zur Stute und erinnerte sie an ihr Wort. „Ich bin schon gefaßt zum sterben, lieߧ nur zuvor das Testament an meinem rechten Fuß, das ich für dich und deine Nachkommen gemacht habe". Er wollte lesen; da gab sie ihm einen Schlag, daß er in Ohnmacht fiel und unterdessen lief die Stute mit ihrem Füllen heim. Als der Wolf sich erholt hatte, ging er weiter und kam zur Sau, die mit ihren zwölf Ferkeln am Mühlengraben spielte. „Jetzt seid ihr mein!" „Taufe doch zuvor meine Kinder, daß sie nicht als Heiden einen unseligen Tod sterben!" Der Wolf fing an zu taufen und wie er das letzte Ferkel übers Wasser hielt, stieß ihn die Sau mit ihrer Schnauze hinein und lief dann mit ihren Kleinen schnell in die Mühle. Weil der Wolf zu seinem Glücke schwimmen gelernt hatte, kam er noch heraus und ging zornig weiter und traf bald zur alten Geis und ihren beiden Böcklein, die waren groß und stattlich geworden. „Ein Mann ein Wort!" sprach der Wolf, „weißt du noch Schwester, was du mir versprochen hast? Jetzt müßt ihr in meinen Magen!" „Von Herzen gerne!" sprachen gleich die Böcke „und ihr braucht euch dabei keine Mühe zu machen, sperrt nur euern Rachen auf und hebt euern Zagel empor, so springt einer von uns von vorn, der andere von hinten in euern Bauch und unsere Mutter kommt den Weg nach, der ihr gefällig ist". Der Wolf war das zufrieden und stellte sich gleich auf. Die Böcke liefen nach beiden Seiten auseinander und kamen auf einmal wie der Blitz herangerannt und der eine stieß dem Wolf alle Hungerzähne in Hals, der andere traf ihn dahin, wohin der Schaaser die Geis sticht, (damit das Fell unversehrt bleibe,) und bohrte ihm ein Loch durch die Seite, daß die Sonne in den leeren Magen hineinschien. Bewußtlos fiel der Wolf zu Boden, indes die Böcke mit ihrer Mutter nach Hause flüchteten.

Als der Wolf wieder zur Besinnung kam, war ihm der Hunger vor Schmerz so ziemlich vergangen; mühsam schleppte er sich fort und

machte sich allerlei Vorwürfe: „Es ist mir eigentlich nur recht geschehen, denn warum habe ich die Böcke nicht verschlungen, ehe sie so groß geworden, daß der Eingang in meinen Magen zu klein war, und was habe ich Sachen verstehen wollen, die auch mein Großvater nicht verstanden hat, das Testamentlesen und Taufen?" Indem er so bei sich klagte, war er in den Wald gekommen. Ein Holzhacker, der auf einem Baume stand, sah den Wolf und schleuderte ihm seine Axt auf das Genick. „Ach, sprach er, jetzt wirft gar unser Herrgott noch seine Blitze auf dich, du mußt ein großer Sünder sein!" Elendiglich gelangte er in seine Wohnung; er nahm sich vor, von nun an zu Hause zu bleiben und Buße zu thun.

III. Der Fuchs allein.

18. Der Fuchs heilt des Raben Kinder von der Pips.[1])

„Deinen Gevatter Wolf hast du dir für alle Zeit vom Halse geschafft", sprach der Fuchs zu sich selbst und streichelte sich wohlgefällig den Bart, „er wird das Latein, das du ihm zuletzt gegeben hast, nie vergessen. Es war ja aber auch länger nicht zum aushalten; ich sollte immer nur sein Narr (Kapenaro) sein und ihn zu vollen Tafeln führen; freilich kam ihm keine Mahlzeit umsonst; er hat mir jede teuer bezahlen müssen. Nun bin ich für mich, mein eigener Herr, und will meine übrigen Tage wies recht ist genießen und will alleweil lustig sein".

Eine Zeit lang ging es ihm wirklich gut; er fand mit wenig Mühe und Gefahr köstliche Nahrung vollauf. Bald erschienen aber auch für ihn die Tage der Not, wo er sich fast nie satt aß und oft zwei, drei Tage und Nächte des Hungers Pein ertragen mußte. So hatte er wieder einmal großen Hunger; lange hatte er umsonst gespürt und nichts gefunden. Wie wahnsinnig lief er im Walde hin und her und sah nach allen Seiten, ob er nicht etwas entdecke. Da kam ein Mutterrabe, der hatte schon lange einen Arzt gesucht für seine Kinder, die mit einem bösen Husten behaftet waren; der freute sich, als er den Fuchs erblickte, denn er dachte: „der im gelben Rock (mente) ist gewiß ein Doktor". Er flog zu ihm und klagte ihm seine Not und bat um Hilfe. Der Fuchs

[1]) Pips (sächsisch de päps und pips) heißt bekanntlich jene Zungengeschwulst der Vögel, insbesondere der Hühner, die sich als kleiner weißer, verhärteter Fleck zeigt und leicht tötliche Folgen hat. Nach Weigands D. Wtb. ist der Pips die Verstopfung der Nase mit verhärteter Zungenspitze.



schüttelte bedenklich den Kopf und sprach: „Das ist eine gefährliche Krankheit, doch führt mich hin, daß ich die Kranken sehe". Der Rabe that das gerne und als der Fuchs das volle Nest mit sieben ziemlich erwachsenen Jungen sah, lachte er im Herzen. Er fühlte allen den Puls. Da sperrten sie den Mund auf und schrien und schluckzten vor Angst: „Wie die Armchen piepsen und kulken,[1]) sie haben den Eselshusten; es gibt kein besseres Mittel", sprach er, „sie zu heilen, als ein recht warmes Lager; sie sollen alsbald genesen, denn ich will sie recht warm betten". Damit verschlang er eins nach dem andern und die Mutter mußte froh sein, daß wenigstens sie mit heiler Haut den Klauen des Arztes entrann.

19. Der Fuchs und die Schnecke.

Wenn der Zigeuner satt ist, so ist er ausgelassen fröhlich, so machts auch der Fuchs. Als er die sieben jungen Raben im Bauch hatte, lief er mutwillig auf einer Wiese herum und machte allerhand lustige Sprünge. Da sah er im Grase eine Schnecke kriechen und fing laut an zu lachen und zu spotten: „Na du kleines Gerätchen (tea àbäzijet gerêtchen), wie du laufen kannst, das hätte ich nicht gedacht; willst du nicht mit mir in die Wette laufen?" Die Schnecke streckte ihre vier Hörner aus, sah um sich und maß den Fuchs mit ihren Augen: „warum nicht?" antwortete sie, „mit dir kann ich es immer noch aufnehmen". Sie setzten sich zum Ziele das Bachufer, das einige hundert Schritte entfernt war. „Ich will dir deine Körperlänge noch vorgeben", sprach die Schnecke und doch werde ich dich überholen". Das schien dem Fuchse wunderlich und unmöglich, allein er nahm es an. Unbemerkt klebte sich die Schnecke an die äußerste Spitze seines Zagels und rief dann: „Ich bin fertig, schicke dich, ich will zählen!" Der Fuchs richtete sich und kaum hatte die Schnecke eins, zwei, drei gezählt, so flog er wie der Wind dahin und war im Nu am Ziele. Jetzt schwenkte er rasch um, damit er sehe, wo die Schnecke sei und ob sie nachkomme; beim Schwenken aber hatte er sie von seinem Zagel auf das andere Ufer geschleudert. „Kommst du bald?" rief er, „du Langsamschleicher?" „Ich bin schon seit einer Viertelstunde hier", antwortete die Schnecke vom jenseitigen Ufer, „aus Langeweile ging ich dann noch über den Bach". Der Fuchs zog beschämt den

[1]) In der Mundart: pîpsen ent kälken. Die Rabenkinder piepsen nur, denn sie können, weil sie den Pieps haben, nicht schreien, und sie kälken (mittelhochdeutsch kulken, kölnisch kölschen) husten unter schwerem Röcheln.



Zagel ein und sprach: „Daß dich der Donner! Das kleine Ding kann mehr als ich!“ Er ließ die Schnecke drüben stehen und schlenderte wieder dem Wald zu.

20. Der Fuchs überlistet den Haushahn.

Bald nach diesem Wettlauf bekam der Fuchs wieder Hunger. Er wußte auf einem Hofe zwölf Hühner; die bewachte ein Hahn, der war auf dem rechten Auge blind. Eben sah er einen Stoßvogel (Hühnerhabicht) über dem Hofe kreisen. „Der schnappt dir den Braten weg, wenn du ihm nicht zuvorkommst“, dachte der Fuchs und lief behend hinzu. Der Haushahn sah ihn kommen, rief seinen Hühnern und warnte sie. „Du hast nicht Ursache, mein lieber Zeitbemerker, vor mir zu warnen, ich komme zu euerer Rettung, sieh einmal hinauf mit deinem linken Auge, so wirst du den Weltkucker erblicken, wie er sich anschickt, euch zu verschlingen“. Der Hahn sah hinauf und erschrack so sehr, wie er den Stoßvogel über sich erblickte, daß er kaum das Zeichen geben konnte zur Flucht. „Jetzt siehst du, wie ich es mit euch so gut meine. Aber ich möchte dir noch einen Beweis meiner Freundschaft geben. Mit zwei Augen sieht man besser als mit einem, wenn du wolltest, möchte ich dir den Staar am rechten Auge heilen, dann würdest du den Weltkucker jederzeit sehen und dich und deine Leute vor Gefahr schützen können. Es braucht einfach einen Kuß von mir — denn ich bin ja ein Gottesmann — so ist dein Auge gesund“. Der Hahn wußte, man dürfe dem Zaunschleicher nicht trauen, allein er war jetzt so bethört durch die Aussicht auf ein vollkommenes Gesicht, daß er hinging und ihm das Auge zum Kuße bot. Der Fuchs aber packte den armen Zeitbemerker am Hals und würgte ihn; und da die Hühner nun schutzlos waren, holte er sich eins nach dem andern.

21. Der Fuchs und die Meise.

Nach einiger Zeit, als alle Hühner aufgezehrt waren und sich die Not des Hungers wieder einstellte, kam der Fuchs an einen Baum, wo eine Meise ihr Nest hatte. „Gib deine Jungen her!“ rief er der alten Meise zu, „sonst schlage ich mit meinem Schwanz den Baum um und fresse dich!“ Die Meise erschrack und konnte lange kein Wort sprechen; endlich erholte sie sich und sagte: „Aber, lieber Fuchs, laß mir meine Jungen, sie sind ja so winzig, daß du an ihnen deinen Hunger doch

nicht stillen kannst; willst du mir folgen, so verschaffe ich dir reichliche Speise!“ „Laß sehen!“ sprach der Fuchs. Die Meise flog an die Landstraße, der Fuchs folgte ihr von weitem. Da saßen zwei Frauen, die hatten neben sich Körbe mit Backwerk. Die Meise flog in die Nähe und hüpfte hin und her, als ob sie nicht recht fliegen könne. Die Frauen bekamen Lust, das kleine Vöglein zu fangen, um ihren Kindern damit eine Freude zu machen; sie standen auf und eilten ihm nach, um es zu erhaschen; doch das hüpfte immer fürder. Der Fuchs schlich indes zu den Körben heran, fraß Alles, was in ihnen war, und wurde satt. Als das die Meise gesehen hatte, hob sie sich hoch in die Luft und flog zu ihrem Nest; die beiden Frauen aber machten lange Gesichter, als sie ihre Körbe leer fanden und ärgerten sich nicht wenig über ihre Thorheit.

Der Fuchs kam bald wieder zum Baume und rief der Meise zu: „Hoho! du bist noch nicht frei, schaff mir nun auch zu trinken!“ „So folge mir!“ sprach die Meise und wieder flog sie an die Landstraße. Da fuhr eben ein Mann zur Stadt, der hatte auf dem Wagen ein Faß voll Wein. Die Meise setzte sich seitwärts auf das Faß und fing an zu picken. Der Mann schlug nach ihr mit der Geißel; allein sie huschte hurtig weg, war aber gleich wieder da. Nun ward der Mann zornig, nahm seine Axt und wollte die Meise totschlagen; aber die Meise entkam und er schlug das Faß ein und der Wein strömte zu Boden. Als er weiter gefahren, kam der Fuchs heran und soff sich voll. „Bist du jetzt zufrieden?“ fragte die Meise. „Hoho! noch nicht!“ rief der Fuchs, „jetzt will ich auch einmal lachen!“ „So folge mir!“ sprach die Meise zum Fuchs und sie flog zu einer sächsischen Tenne; der Fuchs schlich heran und kroch auf den Hahnenbalken; da draschen zwei ungarische Drescher, ein junger und ein alter mit einem Kahlkopf. Die Meise setzte sich dem Alten auf die Glatze; vergebens griff und schlug er nach ihr, sie huschte flink fort, und wie er anfing zu dreschen, saß sie ihm wieder auf der Glatze. Da ward er ärgerlich und rief seinem jungen Kameraden zu: „Üssed Pista!“ (Schlag Stefan!) Der schlug mit dem Dreschflegel nach der Meise; allein die entkam glücklich und er traf den Alten auf die Glatze, daß er gleich zu Boden fiel. Da lachte der Fuchs oben auf dem Hahnenbalken so gewaltig, daß er sich nicht mehr halten konnte; er plumpste hinab in die Tenne und der Pista, nicht faul, klopfte ihm mit dem Dreschflegel den Pelz, daß ihm das Lachen verging. Nur mit genauer Not kam er davon; die Meise aber flog vergnügt zu ihrem Nest.

22a. Der Fuchs und die betenden Gänse.

Bald darauf kamen wieder fastige und verhungerte Tage. Erst nach langem vergeblichem Suchen traf der Fuchs auf einer Wiese eine große Schaar fetter Gänse. „Das ist einmal ein gefundenes Fressen“, sprach er bei sich und ehe sie fliehen konnten, war er bei ihnen. „Aha! habe ich euch! was verwüstet ihr meines Vaters Land? ihr alle seid des Todes!“ Da zitterten die Gänse und wehklagten; es war aber auch kein Spaß. Endlich faßte sich eine und sprach: „Lieber Herr Fuchs, wir bitten nicht um unser Leben, sondern nur um eine kleine Gnade, die ihr uns gewähren möget; aber gelobt es uns eidlich, laßt uns der Reihe nach noch einmal beten, und wenn wir ausgebetet haben, dann macht mit uns, was ihr wollt“. Die Bitte däuchte ihm gering. „Ich beschwöre es, sie zu gewähren“. Da fing die erste an: gigagagagagagaga — gigagagagagagaga! Die zweite konnte das Ende nicht erwarten und fing auch an gigaga, aber noch waren 98 zurück und schon riß dem Fuchs die Geduld. „Bis die alle ausbeten“, brummte er, „kannst du zehnmal vor Hunger sterben“. Da er jedoch einen feierlichen Eid abgelegt hatte, durfte er ihnen nichts anhaben; unter Fluchen und Schelten lief er fort.

22b. Der Fuchs und die tanzende Gans.

Eine Gans, die im vergangenen Sommer ihre Mutter hatte fliegen sehen, wollte es nun auch einmal versuchen und sieh, es ging. Im Scheuerengarten erhob sie sich und glücklich kam sie über den Bodenzaun (Gartenzaun) hinüber. Aber da lauerte der Fuchs; mit einem Satz hatte er sie und sprach: „Du kommst mir gerade recht zum Abendimbiß“. Die Gans wußte nicht gleich, was sie drauf antworten sollte, endlich sagte sie, was ihr gerade einfiel: „Ach, lieber Herr Fuchs, laßt mich vor meinem letzten Ende noch einmal tanzen“. Der Fuchs dachte: „Das kann nichts schaden, es wird dich nur lüsterner (g ô m e r i j e r) machen“, und hieß die Gans tanzen. Diese fing an zu hüpfen und zu springen und schlug mit den Flügeln und der Fuchs lachte, daß ihm die Zähren flossen. Und als er sie sich abwischen wollte, da erhob sich die Gans und brrr! war sie über den Bodenzaun hinüber. Der Fuchs riß die Augen auf, sprang, aber nicht über, sondern nur wider den Zaun, denn er war ihm zu hoch. „Das will ich mir merken“, sprach er, „vor dem Essen soll mir niemand mehr tanzen“.

23. Der Fuchs macht sich den Hasen leibeigen.

In seinem Mißmut traf der Fuchs den Hasen; der sprang fröhlich im Grase herum, denn er war satt. „Halt, halt!“ rief der Fuchs, „ich kann es nicht leiden, daß so ein Kerl, wie du bist, immer lustig und mutwillig ist. Gleich mußt du mit mir ringen, und da will ich sehen, ob du mit Ehren in der Welt fortleben kannst; unterliegst du, so bist du mein eigen mit Haut und Haar!“ Da zitterte der Hase nach seiner Natur schon im voraus, und als es zum Kampf kam, da ward er leicht überwunden. „Das Ehrenzeichen gebührt dir nicht“, sprach der Fuchs und biß ihm den Zagel ab und knüpfte ihn an den seinen — darum hat der Hase einen kurzen und der Fuchs einen langen Schwanz und davon kommt das Weiße an der Spitze des Hasenschwanzes — der Hase aber lief eiligst fort. „Du bist dennoch mein eigen“, rief ihm der Fuchs nach, „denn wessen der Zagel ist, dem gehört auch, was daran hing“. Deshalb betrachtet der Fuchs den Hasen bis heute als seinen Leibeigenen und tötet ihn, wo er ihn findet.

24ª. Der Fuchs und der Igel.

Für diesmal war ihm auch der Hase entgangen; sein Hunger war bald unbändig. Da lief er irr und wirr in einem frisch geackerten Felde herum und spürte im Ärger auf Mäuse. Da traf er auf den Igel, der saß ruhig neben einem Mausnest und fing gerade an zu fressen. „Räuber!“ schrie der Fuchs, „ist das ein Essen für so ein Erdschwein?“ Er nahm es ihm kurzweg fort und verschlang die Mäuse selber. „Ei, du verfluchter Schollentreter,[1]) daß du daran erwürgen solltest!“ tobte der Igel. Der Fuchs lachte über den ohnmächtigen Zorn. Das war nun für ihn zwar sehr wenig Speise, aber doch etwas, und er wurde drauf sogar gemütlich. „Aber sage mir“, sprach er zum Igel, „wozu hast du die vielen Lattnägel auf deinem Pelz?“ „Das ist meine einzige Waffe“, entgegnete der Igel, „gegen Hunde und andere Feinde, du kannst sie auch versuchen, wenn du willst!“ „Armes Tier“, sprach hohnlachend der Fuchs, „dich hat die Natur stiefmütterlich behandelt, du scheinst auch sonst mit Dummheit gesegnet zu sein. Ich, Gott sei Dank, brauche eigentlich keine Waffen, durch meine List kann ich immer und überall durchkommen!“ Indem hörte man: „halloh, halloh!“ Zwei Windhunde

---

[1]) Sächsisch schealpentrieder, schealp, hessisch schulpe, Erdscholle.

zeigten sich. Der Igel rollte sich schnell in eine Kugel; der Fuchs nahm sich aufs Füßchen. Die Hunde schnupperten ein wenig an dem Igel; allein da sie sich blutig daran stachen, ließen sie ihn und jagten dem Fuchs nach; dieser zog seine ganze List zu Rat, lief hin und her im Zickzack um den Heuschober und machte allerlei Sprünge; aber es half ihn nichts sie erreichten (erdienden, erdehnten) ihn endlich doch. Jeder packte ihn an einem Ohr und so brachten sie ihn zu ihrem Herrn, zum Jäger.

24[b]. Der Fuchs und die Katze.

Es begegnete einmal die Katze dem Fuchs und gab ihm einen schönen guten Tag. Der Fuchs zupperte die Nase und schaute sie an von oben bis unten. Endlich sprach er: „Wie getrauest du dich, mich anzureden, du elender Tellerlecker? Wer bist du, was kannst du?“ „Ich kann nicht viel“, sprach die Katze, „aber eins kann ich gut, wenn mich meine Feinde fangen wollen, klettere ich so hoch, daß sie mich nicht erlangen“. „Wenn das alles ist, so ist es verflucht wenig; ich habe einen ganzen Tornister (tåfer) voll Künste, sie helfen mir gegen alles und überall“. Doch kaum hatte er ausgeredet, so hörten sie des Jägers Hunde. Die Katze sprang auf den Baum, der Fuchs aber ward gefangen. „Macht auf, macht auf den Tornister, Bruder Fuchs, nehmt heraus euere Künste!“ rief die Katze vom Baume, aber der Fuchs konnte nicht mehr antworten, die Hunde schleppten ihn fort.

25. Der Fuchs verliert seinen Pelz und bereut seine Sünden.

Der Jäger freute sich, als er seine Hunde mit dem Fuchs kommen sah. „Ah, schlechter Kerl, du also bist es, der meine Hasen frißt? Deinen Rock her zum Pfand!“ Er hatte seinen Kürschner mit, zu dem sagte er: „Thut an dem Fuchs, wie sichs gebührt!“ er selbst jagte dann mit seinen Hunden weiter. Der Kürschner hatte den Fuchs gleich an den Baum gehängt und schickte sich an, ihm den Pelz auszuziehen; er war aber ein lustiger Kerl, wie viele Kürschner sind, und sprach zum Fuchs: „Lieber Fuchs, wie schmeckt euch das Sterben?“ „Ach, es ist ein bitteres Kraut, der Tod!“ seufzte der Fuchs und zappelte hin und wieder und hoffte los zu werden. „Bereut schnell euere Sünden, wenn ihr in den Himmel kommen wollt!“ sagte der Kürschner. „Meiner Sünden“, beichtete der Fuchs, „sind viel, ich bereue sie! Um eines bitte ich euch, grausamer Mann: Mantel und Mütze mögt ihr mir nehmen,

laßt mir nur die Handschuhe; ich bin es nicht gewohnt ohne sie!" „Es sei!" sprach der Kürschner gnädig und wetzte eifrig sein Messer; der Fuchs wurde darüber sehr unruhig. „Was denkt ihr, lieber Fuchs?" fragte der Kürschner. „Ei, ich möchte jetzt lieber Kürschner sein als Fuchs!" Nun machte der Kürschner rasch und lachend einige Messerstriche, wie es recht ist; dann packte er den Zagel und zog das Fell herab; als es über die Ohren ging, fragte er wieder: „Wie ist euch zu Mute, lieber Fuchs, was denkt ihr jetzt?" „Es hat Alles einen Übergang", sprach der Fuchs todesmutig. Als es geschehen war, nahm der Kürschner das Fuchsmente (den Fuchsrock) und sagte: „Nun tröste euch Gott, lieber Fuchs, im letzten Kampfe, wo euere Seele vom Leibe scheidet!" und ging damit seinem Herrn, dem Jäger, nach.

26. Der Fuchs hängt geschunden am Baum und wird vom Hasen geneckt.

Es wehte ein leiser Wind und schaukelte den Fuchs, wie er so am Baum hing, hin und her. Da kam der Hase des Weges und sah den Fuchs. „Aha!" dachte er, „vor dem hast du wohl Ruhe, mit dem ist es bald aus", und hegte boshafte Freude. Er ging zu ihm hin und sprach:

„Aber lieber Fuchs, was macht ihr da?"
„Ich lerne fliegen".
„Aber lieber Fuchs, warum ist so rot euere Haut?"
„Ich habe rote Kohlen gefressen".
„Aber lieber Fuchs, wornach strebt ihr so sehr?"
„Nach dem Irdischen".
„Aber lieber Fuchs, was wünscht ihr jetzt am meisten?"
„Ei, daß du hier hingest".

Der Hase lachte sich in den Bauch und da er nichts weiter zu fragen wußte, denn der Hase ist gar dumm, zog er heim und jubelte, daß sein Todfeind in den letzten Zügen sei; aber er sollte noch bitter erfahren, daß seine Freude umsonst und zu voreilig gewesen.

27. Der Fuchs wird vom Baume wieder los.

Der Fuchs am Baume hatte keine Ruhe. „Wie mußt du", sprach er bei sich, „diese Schmach so ungerächt über dich ergehen lassen! So werden noch andere kommen und fragen. Wenn du doch nur los kämest, dann wärst du gerettet!" Er wußte nämlich eine ganz besondere Quelle, wenn man darin bade, so erhalte man wieder, was man am Körper

verloren. Aber alles Denken und Versuchen war umsonst; vom Baum konnte er sich nicht frei machen. Sieh, da blies ein Sturmwind so heftig, daß der Baumast abbrach und der Strick los wurde. Hurtig sprang der Fuchs auf, lief zu der Quelle und in kurzer Zeit hatte er einen neuen Pelz; nur war der etwas dünner als der alte und das Rote schien noch stark durch.

So läuft denn der Fuchs bis auf diesen Tag in der Welt herum und wehe dem armen Hasen, wenn er ihn einmal bekommt.

IV. Vereinzelte Stücke.

28. Der Fuchs und die Tauben.

Der Fuchs hatte sich müde gelaufen und weil die Sonne heiß schien und der Hunger ihn eben nicht plagte, legte er sich in den Schatten einer alter Eiche und schlief ein. Die Tauben, die ihm zugesehen hatten, hüpften leise heran und warfen eine Wate (ein Netz) über ihn, daß er sich darin fange. Ein Mäuschen, das in der Nähe seine Nahrung suchte, hatte den Tauben zugesehen und weil es die Neugierde plagte, kam es zu sehen, was da geschehen sei. Und weil das Mäuschen das Nagen nicht lassen kann, versuchte es sogleich seine Zähne an dem Garn, riß hin und her, sprang herüber und hinüber. Der Fuchs fühlte das Gekrabbel, sprang auf und packte die Maus. Er wußte nicht gleich, ob er lachen oder schelten sollte. Als die Maus sich von ihrem Schrecken ein wenig erholt hatte, erzählte sie dem Fuchs, was die Tauben gethan und daß sie ihn aus der Gefahr habe befreien wollen. Da bedankte sich der Fuchs und ließ das Mäuschen laufen, aber an den feigen Tauben wollte er sich rächen. Am andern Tage schlich er sich vorsichtig zu der Stelle, wo sich die Tauben aufzuhalten pflegten, legte sich nieder und stellte sich tot. Die Tauben hatten ihn bald ersehen, flogen um ihn herum und kamen immer näher und endlich setzten sich die Beherztesten auf seinen Rücken. Da schnappte er auf, packte den Ruckes (Tauber) und drehte ihm den Hals um.

29. Der Wolf und das Menschenkind.

Der Wolf rühmte sich einmal gegen den Fuchs, er sei der Stärkste auf Erden, er fürchte sich vor Niemand. Da sprach der Fuchs: „Ich kenne einen, der stärker ist als du bist, das ist das Menschenkind“

„Was?“ rief der Wolf, „dem möcht ich alle Knochen zerknatschen [1]) und zerbeißen, wenn ich es sähe!“ „Ich will dich zu einem hinführen“, sagte der Fuchs. Als sie so hingingen, kam ein alter Mann daher, ganz krumm und gebückt. „Ist das ein Mensch?“ rief der Wolf. „Das war einer!“ sagte der Fuchs. Sie gingen ein wenig weiter, da spielte ein Kind im Felde. „Ist das ein Mensch?“ „Das wird einer!“ sagte der Fuchs. Sie hatten nur noch zwei, drei Schritte gemacht, da trat der Jäger aus dem Wald hervor. „Nun, das ist ein Mensch“, sprach der Fuchs und schlüpfte behend ins Gestrüpp. Der Wolf aber ging trotzig auf den Jäger los und sprach: „Dem will ich bald die Nieren prüfen!“ Der Jäger stand ruhig und wartete; als der Wolf schußgerecht war, zielte er und drückte los. Der Wolf stutzte über das Krachen und zugleich kitzelte ihn etwas so garstig ins Gesicht, daß ihm das Blut von der Stirne rann. Er ging aber dennoch auf den Jäger zu; der griff nach dem Hirschfänger und als der Wolf ihn packen wollte, stocherte er ihn einigemale in die Seite, daß diesem die Lust zum Knochen-Zerknatschen verging und daß er heulend fortlief. Der Fuchs lachte sich in den Bauch, als er den Wolf kommen sah. „Nun, wer ist stärker, Gevatter?“ „Der Teufel!“ sprach der Wolf, „das war mir so ein Kerl, der hatte ein langes krummes Holz, hinten rauchte es und vorne fuhr das Donnerwetter heraus; dann nahm er eine Grapschvoll Steinchen und schleuderte sie mir ins Gesicht,[2]) daß mir Hören und Sehen verging, und zuletzt zog er sich eine Rippe aus der Seite und stocherte mir damit im Magen herum, daß mir schwindlich wurde; das war das allerärgste. Ja, Gevatter, so einen habe ich nicht mehr gesehen“.

30. Der Wolf als König, der Fuchs als sein Minister.

(Der Hase und die Schlange.)

Der König der Waldtiere war gestorben; da sprachen sie unter einander: „Es ist am besten, wir machen den Wolf zum König; dann wird er immer daheim sitzen und Recht sprechen und wir haben indes vor ihm Ruhe!“ So geschah es auch, daß sie ihn wählten. Der Wolf freute sich über die große Ehre, und damit es ihm an klugem Rat

[1]) Zeknatschen, zerknacken, zerquetschen, immer nur von harten Gegenständen gebraucht. Andere Erzählungen haben dafür das synonyme zegräscheln, in Splitter, in Scherben zerdrücken.

[2]) Dernô nåm e en gràpschfel stîntcher unt gakt mer fe änt gesicht. Gràpschen, bei Goethe u. A. grapsen, schnell fassend greifen, davon die grapsch, die hastig zugreifende Hand.

nie fehle, machte er den Fuchs zu seinem Minister. Wehe aber den armen Tieren, die vor dem Gerichtshof des neuen Königs erschienen; keines kam lebendig davon. Was nicht der König tötete, das starb durch seinen Minister. So ging es auch dem Hasen. Die Geschichte ist diese:

Der Hase ging an einem Felsblock vorüber, dort sah er eine Schlange liegen, auf die ein dicker Stein gerollt war. Die Schlange bat ihn, er möge den Stein von ihr wegheben. Der Hase, mitleidig wie er ist, bedachte sich nicht lange und schob den Stein fort. Kaum war die Schlange frei, so wollte sie den Hasen verschlingen. „Wie, ist das der Dank?“ rief dieser. „Ja, so geht es in diesen Zeiten“, sprach die Schlange, „Undank ist der Welt Lohn!“ „So laß wenigstens einen andern Recht sprechen!“ sagte der Hase. Die Schlange wars zufrieden. Da fiels dem Hasen wie ein Stein vom Herzen. So gingen sie weiter, fanden zwei Raben und legten diesen die Sache vor. „Er soll sterben!“ sprachen die Raben, „denn Undank ist der Welt Lohn!“ „Was, sollen Räuber meine Richter sein?“ sprach der Hase, „noch füge ich mich nicht, gehen wir zum König!“ Die Schlange ließ auch das geschehen. Als sie vor dem König waren und ihm die Sache vortrugen, sprach dieser zornig: „der Hase hat auf keinen Fall recht, weil er der Schwächere ist, ob aber die Schlange recht hat, soll mein Minister untersuchen“. Da kamen sie vor den Fuchs und trugen ihm die Geschichte vor. Der schüttelte bedenklich den Kopf und sprach: „so ein verwickelter Fall ist mir noch nicht vorgekommen!“ Er ließ sich zum Steine hinführen und als sie dort waren, sagte er zu der Schlange: „leg dich an die Stelle, wo du warst, und du, Hase, wälze den Stein hin, wie er war“. Als das geschehen, sprach der Fuchs dieses Urteil: „so soll es bleiben!“ Den Hasen aber packte er und würgte ihn, indem er sagte: „dich hat mein König verurteilt, du darfst der gerechten Strafe nicht entgehen!“

Ob der Wolf noch immer der König der Waldtiere ist und der Fuchs sein Minister, weiß ich nicht; frage seinen Herrn Vetter, den im gelbkrausen Mente, der wird es wissen.

31. Der Fuchs und der Bär wollen Wein trinken.

Es traf sich, daß der Bär einmal einen ganz besonders großen Durst hatte, da fragte er den Fuchs, der eben vorbeiging, ob er nicht Rat wisse. Da meinte der Fuchs: er wisse in einem Keller guten Wein, wenn er wolle, so könnten sie im Bedunkeln hingehen und ihn holen.

Dem Bären wars recht und als der Abend kam, machten sie sich auf den Weg. Damals hatte auch der Bär noch einen langen Zagel und zwar einen viel längern als der Fuchs — und warum sollte er ihn nicht gehabt haben, er ist ja größer und stärker? — „Gevatter", sprach der Fuchs, „ihr seid stark, laßt euren Zagel zum Kellerfenster hinein, dann verkeule ich seine Spitze in das Pfundloch (Spundloch), und ihr zieht das Faß heraus". So geschah es. Als der Fuchs fertig war, sprang er wieder aus dem Keller und rief: „Jetzt, Gevatter, drauf los!" Der Bär zog, daß ihm die Rippen krachten und der Fuchs sah ihm zu. Doch das Kellerfenster war zu klein und das Faß ging nicht heraus, aber bei seiner großen Kraft zerbrach der Bär mit dem Faß die Mauer. Das gab ein fürchterliches Gerumpel. Darüber erwachte der Wirt im Hause, und als er sah, was es gab, griff er gleich zur Axt und rief alle seine Leute zusammen. Sie kamen mit Äxten und Spießen, mit Knütteln und Stecken, aber der Bär und der Fuchs rochen den Braten und waren schon im weiten Feld, der Fuchs voran, der andre mit dem Faß am Zagel hinterdrein. Als aber der Bär über einen Graben springen mußte, fiel das schwere Faß hinunter und nahm ein gutes Stück Bärenzagel mit. Seit der Zeit hat der Bär einen stumpfen (stàmpijen) Zagel.

32. Der Bauer, der Bär und der Fuchs.

Ein armer Bauer kam aus dem Wald mit einer Fuhre Holz; da trat ihm der Bär in den Weg und rief: „halt, einen Ochsen her; ich will euch mein grünes Haus verwüsten lehren!" Der Bauer war sehr erschrocken und bat demütig um Verzeihung, er habe ja nicht gewußt, daß der Wald ihm gehöre. Allein es half ihm nichts, der Bär blieb dabei. Endlich sagte der Bauer: „lieber Herr Bär, ich gebe euch gerne beide Ochsen, laßt mich nur dieses Holz nach Hause führen, daß meine armen Kinder sich wärmen können". Der Bär dachte: „zwei Ochsen sind besser, als einer", und spielte Erbarmen. „Nun, es sei eurer Kinder wegen so wie ihr wünschet; morgen um diese Zeit sollt ihr aber mit den zwei Ochsen hier sein, schwört mir darauf!" Da schwur der Bauer einen heiligen Eid. Darauf entfernte sich der Bär und der Bauer fuhr seines Weges. Der Fuchs aber war nicht weit im Versteck gewesen und hatte alles gesehen und gehört. Als der Bär fort war, lief er dem Bauern nach; dieser weinte und jammerte um seine schönen und einzigen Ochsen. Da rief ihm der Fuchs zu: „armer Mann, ich weiß was euch fehlt;

ich habe alles gehört; was gebt ihr mir, wenn ich euch die Ochsen rette?" Wer war froher als der Bauer: „was soll ich euch geben? verlangt etwas, ich thue es gerne!" „Laßt mich dreimal unter euerem Kreuz lecken!" Das schien dem Bauer eine sonderbare Forderung und er wollte nicht recht, aber — was thut ein Bauer nicht um seine Ochsen zu behalten? — er willigte zuletzt doch ein. Da sprach der Fuchs: „kommt nur morgen zu der bestimmten Zeit, wie ihr geeidet habt in den Wald, und wenn der Bär erscheint, will ich euch aus der Ferne rufen mit der Stimme des Jägers; dann müßt ihr nur dem Bären sagen, ich sei der Jäger, das übrige wird sich von selbst geben!"

Da fuhr der Bauer getröstet nach Hause und am andern Tag war er zur bestimmten Zeit und am bestimmten Ort mit seinem Wagen im Wald. Nicht lange, so kam auch der Bär und freute sich, daß der Bauer so ehrlich sei und Wort gehalten habe. Er war aber kaum am Wagen, so rief eine Stimme aus der Ferne: „Bruder, hast du nichts Wildes gesehen?" „Wer ist das?" fragte der Bär ganz leise und duckte sich gleich neben den Wagen auf die Erde. „Der Jäger!" sprach der Bauer. „Der Jäger?" fragte der Bär stutzig und der Atem blieb ihm stehen. „Sage, du habest nichts gesehen". „Ich habe nichts gesehen!" schrie der Bauer. Der Fuchs rief wieder: „was liegt denn so schwarzes neben deinem Wagen?"

Der Bär leise: „sage ein gebrannter Klotz" (knurpes).

Der Bauer laut: „ein gebrannter Knurpes".

Der Fuchs: „kannst du ihn allein aufladen? Ich will dir helfen!"

Der Bär leise: „sage: ja, ich kann; ich will mich selbst hinaufziehen, ich will mich leicht machen".

Der Bauer laut: „ja, ich kann schon".

Der Fuchs: „daß ich sehe, kannst du ihn auch festbinden? Sonst will ich dir beistehen".

Der Bär leise: „sage: ja; ich will stillhalten".

Der Bauer laut: „ja".

Der Fuchs: „nun schlag einmal die Axt hinein, aber wie es recht ist, daß ich sehe, kannst du?"

Der Bär leise: „schlag einmal, aber nur zum Schein".

Der Bauer hub die Axt und schlug, aber er schlug was er konnte, einen ehrlichen Schlag und der Bär war gleich steintot. Nun kam der Fuchs und verlangte seinen Lohn. Der Bauer hatte nicht wenig Angst; aber was sollte er thun, er mußte sich bereit machen. Wie nun der Fuchs

sich zum Lecken bückte, entging dem Bauer aus Angst einer. „Was war das? was ist das?“ schrie der Fuchs. „Ach, ein Windhund ist mir entlaufen“, antwortete der Bauer. „Ein Windhund?“ fragte der Fuchs und die Haare stunden ihm in die Höhe; „hast du ihrer noch mehr?“ „Noch zwei oder drei!“ „Halt an, (zoper, zoper!) nur ein wenig noch, daß sie nicht frei werden!“ bat der Fuchs und hollah! war er fort. Als er glaubte, daß er in Sicherheit sei, sprach er bei sich selbst: „es ist wahr, du verstehst deine Künste wohl, aber der Bauer ist des Teufels!“

33. Die Füchse verklagen den Wolf bei dem Bären.

Die Füchse hielten einmal eine Versammlung, sprachen und beschlossen: „Es ist am besten, wir halten alle zusammen, so können wir uns leicht Nahrung verschaffen!“ Dann gingen sie mit einander aus, fielen über ein Kühchen (kemel) und töteten es. Aber sie wußten nun nicht recht, wie sie es teilen sollten, daß keiner mehr, keiner weniger bekäme. Sie gingen zum Wolf und baten ihn, er solle ihr Teilherr sein und jedem so viel Fleisch geben als dem andern. Der Wolf erklärte, daß er ihnen gerne zu Diensten stehen wolle. Am andern Morgen kamen die Füchse und der Wolf gab jedem so viel Fleisch als er brauchte und die Füchse waren mit ihrem Teilherrn zufrieden. Als sie aber am nächsten Morgen wieder erschienen, sprach der Wolf, seine Frau sei krank, er könne ihnen jetzt nicht nachgehen, sie sollten ein andermal kommen. Als sie sich nun am dritten Morgen meldeten, war der Wolf zornig und sprach: „Meint ihr denn, ich hätte nichts Wichtigeres zu thun, als euer Teilherr zu sein; packt euch und kommt mir nicht wieder vor die Augen, sonst will ich anders anfangen!“

Nun liefen die Füchse zum Bären und klagten über den Wolf. Der Bär war sehr aufgebracht über den Wolf und sprach: „Kommet mit, ich will ihn lehren!“ Als sie vor dessen Burg kamen, rief ihn der Bär heraus und stellte ihn zur Rede. Da sprach der Wolf: „Herr König, wie könnt ihr nur diesem Laienvolk [1]) glauben? Ich bins, der zu klagen hat, nicht sie. Seht, sie kamen über mein Haus und wollten mich bestehlen“. „Ja, ist die Sache so?“ rief der Bär verwundert, „sie haben mich übel berichtet; gleich sollen sie es büßen!“ und damit schnappte er einmal nach rechts und wollte den nächsten von den Rotköpfen

[1]) In der Mundart: Wæ kend er nor desem låesche fûlk glîwen? Låesch fûlk (Laienvolk) gleichbedeutend mit: gemeines Volk.

packen, aber die Füchse warteten nicht, sie flogen davon, als ob man hinter ihnen schieße.

Seit der Zeit suchen die Füchse nicht leicht beim Wolf oder Bären ihr Recht, sie tragen ihre Streitigkeiten lieber unter einander aus, wenn dabei auch mancher zu kurz kommen sollte.

34. Der Bär, der Wolf und der Fuchs.

Der Bär, der Wolf und der Fuchs schlossen einmal mit einander Freundschaft und machten aus, weil die Zeiten schlecht seien, von nun an gemeinschaftlich auf Erwerb auszugehen und ehrlich mit einander zu teilen, was sie fänden. So gingen sie denn wie gute Kameraden von Hause weg und brachten bald ein Kühchen (kemelchen) heim. Der Bär, sagten sie, solle es teilen. Dieser wars zufrieden und teilte, aber so, daß der Fuchs nichts bekam. Bald darauf gewannen sie ein Schwein. Diesmal teilte der Wolf und der Fuchs bekam wieder nichts. Zum dritten Mal zogen sie aus und brachten ein Füllen ein. Nun war das Teilen am Fuchs. Er wollte ehrlich sein und machte sein Häuflein nicht größer als die beiden andern. Da wurden seine Kameraden zornig und nahmen ihm auch seinen Teil weg. Weinend ging er fort und drohte: „Wartet, ich werde mir schon Hilfe schaffen gegen euch!“

Bald darauf kam der Fuchs wieder und mit ihm ein Kater, ein Hahn und ein lahmer Hund. Als der Bär und der Wolf diese sahen, erschracken sie nicht wenig. „Das sind gefährliche Krieger!“ rief der Wolf, „der eine trägt die Standarte, der andere eine feurige Krone und dazu viele Säbel und der dritte, seht nur, klaubt alle Steine zusammen, uns zu erschmeißen!“ Da war nicht mehr viel zu bedenken, sie liefen und krochen beide auf einen Baum. Aber sie zitterten vor Angst wie die Blätter an den Ästen und — puff puff! fielen sie herunter. Der Wolf brach den Hals und der Bär lief mit gebrochnem Fuße davon. Die Sieger ließen ihn laufen, machten sich übers Füllenfleisch, aßen und waren lustig wie selten zuvor.

35. Der Kater Mitzpuf.

Eine arme Frau hatte nichts als eine Katze; das war ein Kater, den sie Mitzpuf hieß. Da sie ihm nichts mehr zu essen geben konnte, sprach sie: „Mein lieber Mitzpuf, es schneidet mir ins Herz, wenn ich sehe, wie du mager bist und ich kann dir nicht helfen; geh in den Wald

und suche dir etwas zu essen". Mitzpuf ließ sich das nicht zweimal sagen, denn er war hungrig und wollte auch gern den Wald einmal sehen. Als er in den Wald kam, fand er ein totes Pferd und gleich sprang er darauf und fing an zu beißen und zu reißen. Kurz darnach schlenderte ein Fuchs daher. Als er die Katze erblickte, kehrte er auf der Stelle um, nahm den Schwanz zwischen die Füße, schlich behutsam bis hinter ein dickes Gestrüppe und lief dann, wie wenn man ihn aus einer Büchse geschossen hätte. Ganz außer Atem begegnete er dem Bären. „Gevatter, was ist euch?" fragte ihn dieser, warum strapaziert ihr euch die Füße so stark?" „Fragt nicht, kommt mit, nur schnell, wenn euch euer Leben lieb ist!" sprach keuchend der Fuchs; „kommt, kommt, dort hinten sitzt ein kleines Ungeheuer auf einem andern Ungeheuer, das dreimal so groß ist als ihr seid, und das kleine hat das große umgebracht und frißt es!" „Das muß ich auch sehen!" sprach der neugierige Bär, brummte sich Mut in den Bart und ging langsam zu der Stelle, die ihm sein Gevatter zeigte. Der Fuchs blieb stehen und sah ihm kopfschüttelnd nach. Bald kam der Bär in vollem Laufe zurück. „Nur fort!" rief er, „es ist die größte Gefahr!" Beide liefen, daß ihnen Sehen und Hören verging. Da trafen sie auf den Wolf. „Was gibt es denn, warum so eilig und ängstig?" fragte der Wolf. Da sprachen der Fuchs und der Bär: „Fragt nicht, flieht mit uns, wenn euch euer Leben lieb ist. Dort sitzt ein kleines Ungeheuer auf einem fünfmal größern Wesen, als ihr seid, hat es umgebracht und frißt es!" „Was, ich mich fürchten?" sprach trotzig der Wolf, „das soll man von mir nicht sagen!" und lief nach der bezeichneten Gegend. Die beiden andern standen und sahen. Plötzlich kam der Wolf wie ein abgeschossener Pfeil gerannt. „Nur schnell, rettet euch, wie ihr wißt und könnt!" rief er. Nun liefen alle drei wie in die Wette. Da stießen sie auf das Wildschwein. „Was ist das? Was ist das? Habt ihr Feuer unterm Zagel?" fragte dieses. „Fragt nicht, rettet euch mit uns, wenn euch euer Leben lieb ist: dort sitzt ein kleines Ungeheuer auf einem fünfmal größern Wesen als ihr seid, hat es umgebracht und frißt es!" „Ihr Memmen!" schrie das Wildschwein, gleich will ich es umbringen," schnaubte fürchterlich ro, ro und rannte wie blind auf das tote Pferd und stieß ihm mit seinen Hauern in den Bauch, noch ehe sich die Katze versehen konnte. Diese war nicht wenig erschreckt, machte einen großen Buckel, sträubte die Haare, schnurrte und sah mit wilden Augen das Schwein an. Dieses konnte nicht gleich mit seinen Hauern frei werden

und glaubte schon der Kater habe es gepackt; endlich wurde es los, kehrte um und schoß wie der Blitz von dannen. Die Katze war mutig geworden und lief ihm nach. Das Schwein war bald bei den andern: „es kommt das grausige Ungeheuer, wehe uns, wir sind verloren, rette sich jedes, wie es kann!“ Da fanden sie einen dicken Baumstamm, der war hohl; das Wildschwein rannte hinein und barg sich, daß nur die Zagelspitze heraus reichte; der Bär, der Fuchs und der Wolf hatten sich schnell auf einen nahen Baum geflüchtet.

Der Kater Mitzpuf kam lustig herbeigesprungen, hüpfte auf den Baumstamm und packte die Zagelspitze des Wildschweins. „Jetzt frißt es dich!“ dachte dieses und grunzte einmal in seiner Todesangst so fürchterlich, daß seine Kameraden vor Schrecken vom Baum herabplumpsten. Dem Fuchs war nichts geschehen, er lief fort; der Bär hatte sich ein Bein gebrochen und hinkte nach; der Wolf aber war in einen Ast gefallen und hatte sich gespießt; sein Rachen stand weit offen und wies die Zähne. Das sah der Fuchs: „ei, Gevatter, warum lacht ihr uns aus? Das Laufen ist doch keine Schande, wenn man das Leben retten muß!“ Aber der Wolf antwortete nicht, denn er war schon steif und starr. Das Wildschwein getraute sich vor Angst nicht herauszukommen und verreckte in dem Baumstamm. Der Fuchs und der Bär laufen noch immer, aber auch mit ihnen ist es aus, wenn der Kater Mitzpuf sie bekommt.

36. Der Johannistag der Wölfe.

Die Wölfe hielten einmal bei einem Freunde zusammen Johannistag, schmausten und zechten und waren recht lustig. Inzwischen waren die alte Katze, die ihre Frau ersäufen wollte, weil sie keine Mäuse mehr fing, das abgetriebene Pferd, das der Bauer zum Schinder führen wollte, weil es zu nichts mehr taugte, und der zänkische Hahn, den die Wirtin schlachten wollte, weil er dem Geflügel keinen Frieden gab, ihren Herren entlaufen und gemeinsam in das leere Haus eines verreisten Wolfes eingekehrt. Als dieser spät in der Nacht betrunken vom Johannisschmaus heimkehrte, sah er die fremden Gestalten in seinem Hause. Er kehrte sogleich um und rief alle Wölfe herbei: es seien gar gräßliche Räuber bei ihm eingebrochen. Die Wölfe kamen, aber keiner getraute sich hineinzugehen. Da zwangen sie den ältesten von ihnen, sein Leben zu wagen, das sei ja ohnehin am wenigsten wert. Der Alte trippelte angstvoll hinein, kam aber bald jämmerlich zugerichtet herausgestürzt.

Neugierig drängten sich seine Genossen um ihn und fragten ihn, was denn da drinnen los sei. Als sich der Alte ein wenig erholt hatte, erzählte er und die Stimme zitterte ihm dabei: „eine Zigeunerin kratzte mich mit der Hanfhechel (grebel) ins Gesicht, ihr Mann schlug mich mit dem Schmiedehammer (pîrl) in die Herzgegend (hârzkel), ein Drachen mit feuriger Säge auf dem Kopf, hieb mit Säbeln um sich und schrie: „weh dir, wenn ich über dich komme!“ Kein Wolf wagte es weiter hineinzugehen, sie flohen so schnell sie konnten von dem unheimlichen Orte; die Katze aber und das Pferd und der Hahn blieben in dem eroberten Hause und wohnten darin bis an ihr Ende: der Hahn kehrte das Zimmer und den Hof, das Pferd spaltete das Holz zum Feuer und die Katze kochte für alle das Frühstück.

37. Der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase auf dem Medwischer Margareti.

Der Buschkönig und seine Freundschaft, der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase, saßen einmal vergnügt im grünen Waldhaus beisammen. Da sprach der Fuchs zum Bären: „wie wäre es Großvater, wenn wir auch einmal auf den Medwischer Margareti gingen;[1]) es soll dort gar lustig zugehen!“ Da antwortete der Bär: „ich bin schon alt und schwach, wenn aber der Wolf, dein Vater, mitgeht und uns schützen will, so ist es mir recht; denn das Menschenkind ist falsch und uns aufsäßig!“ „Was? ich fürchte mich nicht!“ schrie der Wolf trotzig, „ich gehe mit und ihr sollt weder Schaden noch Schande haben!“ „Auch ich will mit, auch ich!“ rief froh der Hase. „Halts Maul, Junge, du bist noch zu dumm“, sprach der Fuchs; „du würdest überallhin gaffen und große Augen machen und uns nur in Not bringen!“ Da schmiegte sich der Hase an den Wolf, als wenn er sagen wollte: „Großvater, macht, daß ich auch mitgehe!“ Dem Wolf gefiel das und er sprach: „ja, es muß auch mit mein Enkelchen, ich nehme alles auf mich!“ und streichelte ihm übers Gesicht. „Aber wofür sollen wir uns ausgeben?“ fragte der Bär, „es muß doch Jedermann etwas vorstellen, der auf den Margareti geht“. „Ach was, das ist leicht!“ sprach der Wolf, „für Schuler (Schulleute). Ihr singt den Baß, mein Sohn der Fuchs den Alt, mein Enkelchen der Hase den Diskant, ich will Kantor sein und die Melodie leiten!“

[1]) Der Medwischer Margareti-Jahrmarkt (am 13. Juli) ist einer der besuchtesten Jahrmärkte des Landes. S. die Note 1 auf S. 76.

Als sie Alles gehörig besprochen hatten, machte jeder seinen Pelz rein — denn man muß auf dem Margareti geputzt erscheinen — und dann brachen sie auf. Sie getrauten sich aber doch nicht recht, am hellen Tage in die Stadt zu gehen und warteten, bis die Dämmerung einbrach. Da kamen sie auf den Zehen ganz leise in die Vorstadt; sie gingen aber hintereinander, wie die Hunde nach Blasendorf gehen,[1]) der Wolf zuerst, dann kam der Fuchs, dann der Bär, zuletzt der Hase. In der Vorstadt ist das große Wirtshaus, wie ihr wißt; der Wirt hatte gerade Schweine abgethan (geschlachtet) und es roch die frische Wurst ihnen entgegen. „Da müssen wir hinein!“ sprach der Wolf, „und uns gütlich thun! Da kennt man uns nicht!“ Der Fuchs wollte nicht recht und sah sich zuerst die Gelegenheit genau an, es sah ihm gefährlich aus. „Vater Wolf, seid nicht zu hitzig!“ Der Wolf aber roch nur die Wurst, hörte nichts und klinkte gleich die Thüre auf. „Nur herein, willkommen!“ sprach der Wirt. Da gingen alle hinein. „Frische Wurst und Wein her!“ schrie der Wolf, „aber viel“. Der Kellner brachte; sie setzten sich, aßen und tranken, und wie etwas auf den Tisch kam, gleich war es weg, der Kellner konnte nicht genug bringen.

Endlich waren sie satt. Da kam der Wirt mit der Kreide und sprach: „zahlen!“ Ja, da fing nun die Not an. Der Wolf allein hatte den Mut zu reden und er sprach: „wir sind Schuler und wollen uns morgen durch Ansingen etwas verdienen, dann werden wir zahlen!“ „Das ist Alles recht schön“, sagte der Wirt, „laßt indessen euere Mäntel zum Pfande!“ Der Wirt aber hatte gleich beim Eintreten seinen Gästen angesehen, was für Zahler sie seien und hatte im Stillen den Kürschner herbeikommen lassen. „Wenns euch schwer wird“, fuhr er fort, „mein Freund da, der Kürschner, wird das Ausziehen besorgen!“ Als sie den Namen Kürschner hörten, sprangen alle voll Entsetzen auf und rannten zur Thüre, die aber war wohl verschlossen. Der Kürschner und der Wirt suchten nun einen nach dem andern zu packen und zu binden: der Bär brummte, der Wolf heulte, der Fuchs bellte, nur der Hase war vor Furcht stumm und starr und die Augen standen ihm heraus wie Taubeneier, der Diskant versagte ihm und bis heute hat er die Stimme nicht zurückerhalten. Ja, das war einmal ein Gesang!

Der Wolf und Fuchs sprangen dem Kürschner und Wirten immer zwischen den Händen durch. Da fingen sie zuerst den Hasen und das

---

[1]) „Wie die Hunde nach Blasendorf“ d. h. jeder geht für sich, einzeln (iläzich, mhd. einlützec).



war leicht, denn der rührte sich nicht von der Stelle und sie nagelten ihn am Zagel an die Wand; dann machten sie sich über den Bären; auch den überwältigten sie ohne große Mühe, denn er war alt und schwerfällig, und nagelten ihn auch am Schwanze an die Wand. Jetzt, Wolf und Fuchs, haltet euch! Die sprangen unter Geheul und Gebell im Zimmer herum, auf und ab, bald an die Thüre, bald an das Fenster. In der äußersten Angst und Not sprang der Wolf mit aller Kraft noch einmal wider den Fensterladen, der plumpste hinaus und der Wolf mit; er brach ein Bein, aber er raffte sich dennoch auf und lief unter Jammergeheul davon. Als der Fuchs das Fenster offen sah, sprang er sogleich nach; die Wirtin aber, die Milchrahm zu Butter rühren sollte, hatte gerade den rahmigen Löffel in der Hand und stand an der Fensteröffnung. Als sie den Fuchs springen sah, schlug sie mit dem Löffel nach ihm, traf aber nur die Zagelspitze und die ist bis auf den heutigen Tag rahmig.

Der Kürschner und der Wirt waren hinausgeeilt, um den Wolf noch zu fangen und den Fensterladen wieder anzumachen, damit der Fuchs nicht hinaus könne, indessen war dieser auch schon über alle Berge. Auch der Bär war nicht müßig, als er die Öffnung sah und wie der Wolf und Fuchs glücklich entwischt waren; er zog, er riß, — schubski! ward er los, aber der Zagel hing an der Wand. Und auch dem Hasen war auf einmal der verlorene Mut wieder gekommen, er machte es wie der Bär, er ließ seinen Zagel an der Wand und — hast du nicht gesehen! — war er davon und nicht leicht konnte etwas schneller sein, als er; er lief in einem Atem bis in den Wald.

Noch heute hat weder der Bär noch der Hase seinen Zagel eingelöst; du kannst sie bei dem Medwischer Wirten, oder wenn dort nicht, bei dem Kürschner (d. h. bei jenem Medwischer Kürschner, wenn er noch lebt, denn ein anderer Kürschner zeigt bloß einen Fuchsschwanz und der Fuchs hatte doch seinen Zagel nicht verloren!) sehen, und seit der Zeit sind der Bär, Wolf, Fuchs und Hase weder zusammen noch allein je auf dem Medwischer Margareti gewesen. Es hatte ihnen nicht wohl angeschlagen; der schlimme Fuchs war noch am besten durchgekommen.

38. Der Bär, Wolf, Fuchs und Hase bestellen einen Weingarten.

Der Fuchs hatte sich an verschiedenen Hühnerhöfen zu Gaste geladen, aber er war überall abgewiesen worden; darum kehrte er wieder in den Wald zurück, um sich dort, wenn möglich, ein Häschen aus dem

Strauche zu klopfen. Da kam ihm gerade der Wolf entgegen und weil dieser ein gar zu verdrießliches Gesicht machte, blieb er stehen und sprach: „Guten Tag, Herr Wolf, was suchen Eure Gnaden so eifrig auf der Erde?“ „Die Betrübnis (det bekridnes)“, gab der Wolf zur Antwort. „Höre Fuchs, kannst du mir nicht etwas zu essen geben, ich habe seit drei Tagen nichts verdient und leide grünen Hunger“. „Wie soll ich dir zu essen geben“, sagte der Fuchs, „wenn ich selbst nichts habe; doch komm mit mir, wir wollen unser Glück mit einander versuchen“. Rüstig schritten sie weiter und trafen bald darauf mit dem Bären und mit dem Hasen zusammen, die beide auch des Wolfes Elend klagten. Allen versprach der Fuchs guten Erwerb. Aber sie wanderten lang durch den Wald und fanden nichts, was sie hätten anbeißen mögen. Endlich schlug ihnen der Fuchs vor, sie sollten mit einander in Taglohn gehen, er wisse einen Weingarten, der noch zu graben sei, den könnten sie übernehmen. Seine Kameraden waren auch damit einverstanden, nur wollte keiner ins Dorf gehen, vom Bauern den Weingarten zu übernehmen. Da warfen sie das Los und es traf den Bären. Langsam schritt er zum Dorfe und hielt beim Bauern um den Weingarten an. Als dieser fragte, welchen Lohn sie begehrten, verlangte der Bär zum Mittagessen einen großen Topf voll Honig und zum Morgen- und Abendimbiß vier Brote und was dazu gehöre. Der Bauer wars zufrieden und übergab seinem Taglöhner sogleich das Frühstück und den Topf mit dem Honig. Die vier Gesellen verzehrten rasch ihr Frühstück und machten sich dann an die Arbeit. Dem Fuchs aber wollte das Graben nicht recht schmecken, seine Gedanken konnten sich vom Honigtopfe nicht trennen. Da setzte sich nicht weit von ihnen eine Krähe auf einen Weinpfahl und schrie ohne aufzuhören, als ob ihr etwas fehle. „Wißt ihr, was die will“, fragte der Fuchs seine Genossen. Keiner konnte es sagen, denn sie verstanden die Krähensprache nicht, aber sie waren durch des Fuchses Frage neugierig geworden und verlangten, er solle ihnen den Krähenruf erklären. Als der Fuchs schwieg, ward der Bär zornig und drohte ihm zuletzt mit dem Tode. „Gut ists“, sagte der Fuchs, „ihr sollt es wissen, die Krähe will heute taufen und bittet einen von uns zu Gevatter“. „Nun, da müssen wir ihr zu Diensten stehen“, sprachen die andern, und weil der Fuchs der faulste war bei der Arbeit, schickten sie ihn zur Taufe. Auf das hatte der Rotkopf gewartet. Er ging den Berg hinauf, kehrte aber bald wieder um und ging auf der andern Seite hinab, dahin, wo der Topf stand, und leckte den

Honig daraus bis zum Henkel. Als er wieder zu den Arbeitern zurückkam, fragten sie ihn, wie er das Krähenkind getauft habe. „Schön bis an den Henkel ausgeleckt und wieder schön zugedeckt“, sprach der Fuchs. Alle waren erfreut über den schönen langen Namen.

Nicht lange nachher kam eine zweite Krähe und krächzte und wieder deutete der Fuchs den Ruf und sagte, daß ein Prediger zur Taufe begehrt werde, und wieder ward er dazu bestimmt. Er ging und machte es wie vordem. Als er zurückkam, fragten sie wieder nach dem Namen des Getauften und er antwortete: „Schön bis in die Hälfte ausgeleckt und schön wieder zugedeckt“. Bald darauf erschien auch eine dritte Krähe und wieder mußte der Fuchs gehen das Kind zu taufen, damit es einen Christen mehr gebe. Er fügte sich, ging und machte es wie früher. Als ihn nachher seine Kameraden nach dem Namen des Täuflings fragten, sprach er: „Schön ganz ausgeleckt und schön wieder zugedeckt“. „Du gibst heute lauter schöne Namen“, sprach der Bär, „das hast du bei unsern Kindern nicht gethan, die heißen nur Nikolai, (rumänisch für Nikolaus), Petz und Tanzmeister“.

Indessen war es Mittag geworden und sie begaben sich hinab zum Hag, um zu essen. Wie freute sich der Bär auf seine Lieblingsspeise und wie zornig ward er, als er den Topf leer fand! Aber noch wilder als er benahm sich der Fuchs. „Ihr habt den Honig gefressen, als ich taufen war“, schrie er, „nun so grabt auch den Weingarten, ich arbeite nichts mehr!“ und damit lief er weg. Die andern gingen wieder an die Arbeit, gruben mit hungrigem Magen bis zum Abend und brachten die bedungene Arbeit zu Ende. Als sie heimkamen wich der Fuchs ihnen aus, er wußte wohl warum, und als die andern ihm nachriefen, zeigte er ihnen den Schwanz und antwortete über den Rücken: er müsse ins Dorf, er habe dort ein Hühnchen zu taufen.

39. Der Zigeuner, der Wolf, der Fuchs und der Esel in der Wolfsgrube.

Ein Zigeuner kam bei Nacht vom Medwischer Margareti-Jahrmarkt, war guter Dinge und taumelte singend auf der Landstraße fort und fidelte dazu.[1] Als er aber einen Seitenweg durch den Wald einschlug,

[1] Der Mediascher Margareti ist für einen Teil der siebenbürgischen Zigeuner der schönste Festtag des Jahres. Und weil er eben nur einmal kommt im Jahre, genießt er ihn in einer Weise, die sprichwörtlich geworden ist; unter den sprichwörtlichen Redensarten soll ihrer noch einmal gedacht werden.

verirrte er sich und geriet in eine Wolfsgrube. Er krabbelte lange hin und her, um herauszukommen; allein die Wände waren zu hoch und all sein Bemühen war umsonst. Da ergab er sich in sein Schicksal, setzte sich in eine Ecke und war ruhig. Nach einer Weile kam auch der Wolf des Wegs und plumpste gleichfalls hinein. Er erschrack nicht wenig, als er das schwarze Ungeheuer mit den roten Augen und den weißen Zähnen sah; er zog sich in eine andere Ecke und verhielt sich ruhig. Nicht lange, so kam auch der Fuchs diese Straße gegangen und fiel hinein. Auch er sah in der Ecke das schwarze Ungeheuer mit den roten Augen und den weißen Zähnen und dachte: „das ist der leibhaftige Teufel!“ Die Angst ließ ihn nicht recht sehen, wer in der andern Ecke sei; er zog sich in die dritte Ecke und blieb ruhig. Da kam letztlich auch der Esel diesen Weg und plumps rumpelte auch er hinunter. Da sah er gleich das schwarze Ungeheuer mit den roten Augen und den weißen Zähnen und erschrack nicht wenig; er schlich in die vierte Ecke. Der Zigeuner zitterte vor Furcht; um diese zu bemeistern, nahm er seine Geige und fidelte. Das aber kann weder der Wolf, noch der Fuchs, noch der Esel recht vertragen. Der Wolf heulte entsetzlich, der Fuchs bellte, der Esel iate. „Ah, seid ihr es, Gevatter?“ rief der Fuchs zum Wolf und Esel; „wir sind verloren, wenn ihr nicht meinen Rat befolgt. Ihr Gevatter Esel, stellt euch auf die Hinterbeine an die Wand, dann klettere ich und der Wolf über euch hinaus und wir ziehen euch dann empor!“ Der Esel that, wie ihn der Fuchs geheißen; da sprang dieser und der Wolf sogleich hinaus; sie dachten aber gar nicht daran, den Esel hinaufzuziehen, sondern waren froh, daß sie der Gefahr entronnen. „Helf euch Gott!“ riefen sie dem Esel zu und machten sich aus dem Staub. Nun war der Zigeuner nicht minder froh, als er den Esel allein da sah, den er jetzt wohlkannte; er hörte auf zu spielen und sprach: „fürchte dich nicht, Grauchen, ich bin ja der Midi vom Graben, der deine Schuhe beschlagen hat!“ [1]) Da ließ auch der Esel seine Angst und so schliefen beide ruhig bis an den Morgen.

---

[1]) In der Marienburger Erzählung: Szürkechen los de frike; ech bän jô det Midi fun det gerätsch, dî denj geschäch gepàkôlt hôt. (Szürkechen, Deminutiv vom magyarischen szürke = grau; frike ist rumänisch und heißt Furcht; Midi ein häufiger Zigeunername; gerätsch, Gerütt, abschüssiger Graben; gepàtkôlt, vom magyarischen patkó, Hufeisen, also: der dir dein Geschuh (deine Schuhe) mit Hufeisen versehn hat). Die Zigeuner lernen da, wo keine oder sehr wenige

40. Der Bauer und der Fuchs.

Ein Bauer fuhr im Frühjahr aufs Feld, um seinen Acker zu pflügen; zum Mittagessen nahm er sich eine gebratene Gans mit und legte sie mit dem übrigen Geräte an die Anwende. Als er vom Pfluge einmal zurückschaute, bemerkte er, daß ihm der Fuchs die Gans stehlen wollte. Da er zu weit war, um den Dieb mit dem Sprinkel[1]) zu vertreiben, rief er ihm zu: „He, Gevatter, laß mir meine Gans stehen!" Als aber der Fuchs nicht darauf hören wollte, rief der Bauer noch einmal: „Gevatter, laß mir meine Gans in Ruhe (zefriden), ich will dir morgen was besseres mitbringen, ein Paar ganz neuer Stiefel!" Der Fuchs dachte: „zu laufen gibts viel und ein Paar neue Schuhe könntest du auf diesen schlechten Wegen schon brauchen." Er antwortete dem Bauern zurück: „ich nehme den Tausch an", und zog weiter. Als der Bauer am andern Morgen wieder ausfuhr, nahm er seine beiden Hofhunde mit, legte sie an die Anwende, deckte sie mit seinen Kleidern zu und begann seine Arbeit. Der Fuchs hatte nicht vergessen, wozu sich der Bauer voriges Tages verpflichtet, und stellte sich bald bei ihm ein. „He, Gebauer", rief er ihm zu, „hast du mir Wort gehalten?" „Ja", sagte der Bauer, „sieh an jenem Ende des Ackers unter meinen Sachen nach, geh, nimm dirs!" Der Fuchs ging sogleich hin, rasch hob er die Kleider auf und heraussprangen mit offenen Mäulern zwei mächtige Hunde und jagten dem Rotkopfe nach bis in seine Höhle. Als der Fuchs wieder an seinem Herde saß, bedachte er, wie schlimm es ihm hätte gehen können und sprach: „Dank euch, ihr meine lieben Augen, daß ihr meine Höhle so schnell wieder gefunden habt, und Dank euch, ihr meinen guten Füße, daß ihr so flink gewesen seid, denn wenn mich die beiden Stiefel erwischt hätten, die hätten Fleisch aus mir gemacht. Nur du, du niederträchtiger Schwanz, verhieltst mir immer die Füße, darum hinaus mit dir, marsch, marsch!" Und so kam er ruckweise im Loche zurück, bis der Schwanz ganz draußen war. Da auf einmal packten ihn die Hunde und zerrissen ihn.

Rumänen sind, sächsisch; wo sich aber Rumänen finden, da sprechen sie neben ihrem Zigeuneridiom meist rumänisch, unter den Magyaren und Széklern aber magyarisch. Am schwersten wird ihnen das Sächsische; wenn sie sächsisch sprechen, ist es meist ein komisches Gemisch aus schlechtem Sächsisch, Walachisch und Magyarisch.

[1]) sprinkel heißt das Holz, mit dem das Kulter (Pflugmesser) am Pfluge befestigt wird. Vgl. Weigand, Deutsches Wörterbuch II⁴, 777.

41. Der Wolf und der Fuchs beim Kürschner in der Beize.

Fuchs. Nicht wahr, Gevatter, es liegt sich hier so weich, so ruhig; wir müssen im Paradiese sein! Aber sagt mir, wie kommt ihr denn her?

Wolf. Weiß der blaue Teufel! Ich hatte meinen Hunger, lief damit in die Schafheerde, packte ein schönes junges Lämmchen und ging fort. Da fielen die Hunde über mich her; doch erwehrte ich mich ihrer, biß zwei zusammen und kam glücklich in den Wald. Jetzt glaubte ich an keine Gefahr mehr; sieh, da blies nur einmal einer in ein Rohr, daß es rauchte; sogleich kitzelte es mich in dem Kopfe, ich bekam Schwindel, verlor das Bewußtsein, und von der Zeit an bis jetzt weiß ich nicht mehr, was mit mir geschehen. Aber wie kommt ihr denn her? Laßt hören!

Fuchs. Weiß Gott, durch die Falschheit und Undankbarkeit eines Bauern. Es waren auf einem Hofe zwölf schöne Hühner; neun hatte ich mir davon geholt. Der böse Bauer hatte umsonst seine Hunde auf die Wache gestellt und mir Fußeisen gelegt, er bekam mich nicht. Ich wollte mir jetzt nur noch das zehnte Huhn holen; zwei wollte ich, bei Gott, dem Bauern lassen, den Hahn und eine Henne, daß er Nachzucht habe. Aber sieh da, der Boshafte und Undankbare, er hatte sich selbst — o der Bauer ist des Teufels! — denkt euch nur, er hatte sich selbst in den Hühnerstall auf die Lauer gestellt und die Hunde und Fallen entfernt. Ich Einfalt gehe bis zum Stalle ganz behutsam und spüre und lausche hin und her und sehe keinen Hund, keine Falle. Als ich glücklich bis an die Öffnung zum Hühnerstall gekommen, ward ich sorglos und springe blind hinein und — dem Kukelure (Paßauf [1]) gerade in die Arme. Nur einmal fühle ich meine Kehle beengt wie bei einer bösen Halsentzündung und verliere sogleich die Besinnung. Was weiter bis jetzt mit mir geschehen ist, weiß ich nicht.

Wolf. Euch ist nur recht geschehen; ihr leidet für eure Sünden; aber was hatte ich denn jenem Manne im Walde gethan?

Fuchs. Schweigt nur, ihr Vielfraß, ihr Nimmersatt; euch ist recht geschehen; ihr seid ja der große Mörder, der Dieb! — aber ich Unschuldiger! — —

Der Streit wäre jetzt arg geworden und bald hätten sie sich derb die Wahrheit gesagt und einander zerzaust. Da trat der Kürschner zum Glück ein — und beide verstummten.

[1]) Kukelûre, einer der überall hinguckt. So heißt ein Bauer, der in der Stadt verwundert und neugierig sich umschaut, kukelûre. Im Reinke de Vos heißt einer der Bauern, die auf den Bären am härtesten schlugen, Kuckelrei.

42. Der bier uch de ålt gîs mät ären zân zinebäkeltchern.

Et wôr emôl en ålt gîs, dæ hàt zân klîn, klîn zinebäkeltcher, dæ wôren àwer wæ de orjelflûren, änjden înt klener wæ det ånder unt det klenst wôr nor efi grîs wæ me klî fànjer. Nea tråf et sich emôl, dàt de ålt gîs fôt: „menj käntcher, hîrt, wàt ich ich fôn: ech gôn àf de môrt äkîfen zàlåt uch kàmpest unt ich brànjen ich uch äst mät, mältch äm ziz uch wîch weis brît; schlest de dir nea glech zea hànjder mer unt nemesten lot erän, dier net en schîn stäm unt weis kàtschker hôt, dåt àwer bän ech, fonst kit der gàrstich bier unt fräst ich àlle, wô er-n erä lot“. „Næ, næ, moter, mer wäle geat folgen unt nemesten erälossen, bäs ir net kut“, fôden de zinebäkeltcher. Nea nåm de gîsmoter den eisfàk en geng. De zinebäkeltcher schlusen zea unt dånzten äm ieren eräm en wôre làstich. Wæ àwer de gîs durch de bäsch geng, fåch fe der bier aus fenjer stuf en dôcht glech: „aha, nea käste de zinebäkeltcher leicht bekun und frêsen!“ Wæ fe ferbæ gegànge wôr, lef hie glech fuer de stuf der gîs, stes än de dir en bromt en morwelt gor erschräklich: „måcht mer àf, måcht mer àf!“ De klîn ôrm zinebäkeltcher stîften gånz ferbêfelt, dàt se niche liewen hàden, aus enånder en ferkruchen fich, wôr se keangden, înt eangder de mealt, înt eangder de wêschtrôch, înt eangdert mältchdäpen, înt än de steankt, înt änt uewerîr unt efi wekter, unt det klenst än d'êsch. Wæ nea der bier dertaus bromt ent bêrt, àwer denich net äne keankt, nåme fich de nenj grest zinebäkeltcher en härz en fôden: „âs môter fôt, mer fîlen nemesten erälosen, dier net en schîn stäm unt weis kàtschker hât“. Nea fengen fe uch un ze spôten — àwer dåt hâde fe kene bleiwe losen — unt fôden: „här gefàter bier, net wôr, det zäkleflîsch schmåkt geat? Na kut doch erän durch't schläsellôch; ir dinkt jo, ir wêrt der stärkst unt klächst ent kênt alles“. Nea wort der bier gäftig en lef ewêch en dôcht: „nà wôrt, ich wäl ich schî bekun!“ De zinebäkeltcher åwer bekåmen kurâfchi, wæ fæ hîrten, dàt der bier nemi fuer der dir wôr, språnge weder eraus aus dem wänkel en dånzten unt wôre làstich. Nor det êschpaderche fôt:

„Wàt hôd-er gedôn?
Wæ wit-et es gôn?
Der bier äs zàrnich,
Der bier äs stàrk!“

Der bier lef grôt zea bæ de schleifer ent fôt em: „glech schleif mer menj zeang, dad-ich uch esi schîn riede kån, wæ de ålt gîs“. Chjà, wàt hàt der schleifer gefûlt, e most et dean, dän der bier wûl e sonst frêsen. Nea kåm e wädergàlich àf de zäklestuf; wæ e gånz dertu wôr, geng e hemlich en bromt net mi wæ e bier unt kåm fuer det schläsellôch en krîsch gånz schîn

42. Der Bär und die alte Geis mit ihren zehn Zicklein.

Es war einmal eine alte Geis, die hatte zehn kleine, kleine Zicklein, die waren aber wie die Orgelpfeifen, immer eins kleiner als das andere und das kleinste war nur so groß wie mein kleiner Finger. Nun traf es sich einmal, daß die alte Geis sagte: „meine Kinderchen, hört, was ich euch sage: ich gehe auf den Markt, einzukaufen Salat und Kraut, und ich bringe euch auch etwas mit, Milch im Zitz und weiches weißes Brot; schließt die Thüre nun gleich zu hinter mir und niemanden laßt herein, der nicht eine feine Stimme und weiße Händchen hat, das aber bin ich; sonst kommt der garstige Bär und frißt euch alle, wenn ihr ihn hereinlaßt." „Nein nein, Mutter, wir wollen gut folgen und niemanden hereinlassen, bis ihr nicht kommt," sprachen die Zicklein. Nun nahm die Geismutter den Quersack und ging. Die Zicklein schlossen zu und tanzten auf dem Fußboden herum und waren lustig. Als aber die Geis durch den Wald ging, sah sie der Bär aus seiner Stube und dachte gleich: „aha! nun kannst du die Zicklein leicht bekommen und fressen!" Wie sie vorbeigegangen war, lief er gleich vor die Stube der Geis, stieß in die Thüre und brummte und murmelte gar erschrecklich: „macht mir auf, macht mir auf!" Die kleinen armen Zicklein stäubten ganz verblüfft, daß sie kein Leben hatten, auseinander und verkrochen sich, wohin sie konnten, eines unter die Mulde, eines unter den Waschtrog, eines unter den Milchnapf, eines in die Uhr, eines in die Ofenröhre u. s. w. und das kleinste in die Asche. Wie nun der Bär draußen brummte und lärmte, aber doch nicht hinein konnte, nahmen sich die neun größten Zicklein ein Herz und sagten: „unsere Mutter sagte, wir sollen niemanden hereinlassen, der nicht eine feine Stimme und weiße Händchen habe". Nun fingen sie auch an zu spotten — aber das hätten sie können bleiben lassen — und sagten: „Herr Gevatter Bär nicht wahr, das Zickleinfleisch schmeckt gut? Nun, kommt doch herein durch das Schlüsselloch; ihr denkt ja, ihr wäret der Stärkste und Klügste und könntet alles!" Da wurde der Bär giftig und lief weg und dachte: „nun wartet, ich will euch schon bekommen!" Die Zicklein aber bekamen Kourage, wie sie merkten, daß der Bär nicht mehr vor der Thüre war, sprangen wieder heraus aus dem Versteck und tanzten und waren lustig. Nur der Aschenputtel jammerte:

„Was habt ihr gethan?
Wie wird es uns gahn?
Der Bär ist zornig,
Der Bär ist stark"

Der Bär lief geradezu zu dem Schleifer und sprach: „gleich schleife mir meine Zunge, daß ich auch so fein reden kann wie die alte Geis." Ja, was hat der Schleifer gesollt; er mußte es thun, denn der Bär wollte ihn sonst fressen. Dann kam er wettergallig auf die Zickleinstube; wie er ganz daran war, ging er leise und brummte nicht mehr wie ein Bär und kam vor das Schlüsselloch und rief ganz fein

wæ de ålt gîs: „måcht mer àf!“ De zinebäkeltcher erfêrde ſich, hîrden àf ze dånzen, bliwen awer än der stäl stôn; nor der êschpàder wôr glech än der êsch. Nô er wel, wæ der bier weder krîsch, frôcht înt: „bäs te âs moter?“ „Chia, chia“, ſôt der bier. „Nà los fæn denj kàtschker!“ Der bier àwer hàt fergêsen ſenj schwàrz gàrstich pràzen weis ze måchen. Wæ e ſe nea wis, ſåzen de zinebäkeltcher, dàt et der bier wôr en fenge weder wæ întern un ze spôten. Der bier kôcht fuer zuern en bromt, än dem e ewêch lef: „nà wôrt, er ſelt mer det bezôlen!“ De zinebäkeltcher dånzten en sprangen weder eräm unt wôre làstich.

Der bier àwer wôr grôtzea än de mil bæ de melner gelûfen unt ſôt: måch mer menj pràzen eſi weis wæ der ålden gîs är!“ Der melner, ôf e wûl oder net, e most et dean, dä sonst hæt en der bier frêsen. Wæ et geschæ wôr, lef der bier weder zea den zäkeltchern en geng gånz hemlich wæ e än der nêt wôr en ruf fuerm schlässellôch gånz schîn wæ de ålt gîs: „ir menj känjdercher, känjdercher måcht mer àf!“ De zinebäkeltcher worde weder erfêrt, hîrden àf fum dånzen, bliwen àwer än der stäl stôn, nor det klîn êschpàderchen wôr glech än der êsch. „Bäs te âs moter?“ frôchten de åndern. „Chia, chia!“ ſôt der bier. „Nà weist de hänjt!“ Dô wis der bier ſenj weis gemåcht pràzen unt nea glûfte ſe, et wêr är moter en wôre frî unt sprången en wûle gärn ſæn, wàt ſe en hât brôcht unt schlussen de dir àf. Awer o jê, dô ſåze ſe de gàrstige bieren. Nea hât er ſæ ſelen, wæ ſe durch enånder lefen. Alîn dåt hålf àlles näst; der bier ſåch, wôr ſe àlle lefen, feng ſe, înt nô dem åndern en schläkt ſe àlle än. Det êschpàderchen àwer zedert än der êsch ent grålt, der bier werd et uch fànjden; àlîn e hàd et net geſæn unt eſi dôcht-e, e wêr färtich unt geng ewêch en wôr frî. Wæ e un't rêch unt un de bäsch kåm, ſe ſåch-e de gîs; dæ kåm glàt fum môrt hîmen en brôcht àlerhånd äkîfes àf-em räk. E frôcht ſe gånz làstich: „nà wohär kuder, gefàder?“ „Na fum môrt“, åntfert ſe heflich; — dä ſe dôcht: et äs änjden bêser, em dît fränjtlich — „em mes jô uch àlt äs äkîſen“. Awer et wôr er gôr net riecht, dàt der grål eſi gespâſich wôr. „Nà ech kun fun der hochzet en hu gor geat gelieft“, ſôt der bier. De gîs geng schnêl wetjer en lef hîmen en wûl ſæn, ôf der gàrstich bier är känjt zefride gelosen hât. Awer wæ word et er, wæ ſe de dir sparwetj ôfen unt än der stuf àles ämgedrêt ſåch unt àles maiskestäl wôr. „Menj känjdercher, menj känjdercher, wô ſetj er, kut doch erfuer!“ Awer et les ſich làng näst hîren. Det êschpàderchen zedert en grålt, et wêr weder der bier und e hât ſich nor ferstålt; ändlich kukt et e wenich durch de êsch en ſåch nea, dàt et ſenj leifhàftich moter wôr en språng eraus unt erzålt nea àles, wæ et ku wôr. Nea wort de ålt gîsmoter

wie die alte Geis: „macht mir auf!“ Die Zicklein erschracken, hörten auf zu tanzen, blieben aber in der Stelle stehn; nur der Aschenputtel war gleich in der Asche. Nach einer Weile, wie der Bär wieder rief, fragte eines: „bist du unsere Mutter?“ „Ja, ja!“ sagte der Bär. „Nun laß sehen deine Hände!“ Der Bär aber hatte vergessen, seine schwarzen, garstigen Pratzen weiß zu machen. Wie er sie nun wieß, sahen die Zicklein, daß es der Bär war und fingen wieder wie ehedem an zu spotten. Der Bär kochte vor Zorn und brummte, indem er weg lief: „nun wartet, ihr sollt mir dieses bezahlen!“ Die Zicklein tanzten und sprangen wieder herum und waren lustig.

Der Bär aber war geradezu in die Mühle bei den Müller gelaufen und sagte: „mache mir meine Pratzen so weiß wie der alten Geis ihre!“ Der Müller, ob er wollte oder nicht, er mußte es thun, denn sonst hätte ihn der Bär gefressen. Als es geschehen war, eilte der Bär wieder zu den Zicklein und ging ganz leise wie er in der Nähe war und rief dann vor dem Schlüsselloch ganz fein wie die alte Geis: „ihr meine Kinderchen, Kinderchen, macht mir auf!“ Die Zicklein wurden wieder stutzig, hörten auf vom Tanzen, blieben aber in der Stelle stehn, nur das kleine Aschenputtelchen war gleich in der Asche. „Bist du unsere Mutter?“ fragten die anderen: „Ja, ja!“ sagte der Bär. „Nun weist die Hände!“ Da wieß der Bär seine weiß gemachten Pratzen und nun glaubten sie, es wäre ihre Mutter und waren froh und sprangen und wollten gerne sehn, was sie ihnen gebracht hätte und schlossen die Thüre auf. Aber ach, da sahen sie den garstigen Bären. Nun hättet ihr sehen sollen, wie sie durcheinander liefen. Allein das half alles nichts; der Bär sah, wohin sie alle liefen, fing sie, eines nach dem andern, und schluckte sie alle ein. Das Aschenputtelchen aber zitterte in der Asche und fürchtete sich, der Bär werde es auch finden; allein er hatte es nicht gesehen und so dachte er, er wäre fertig und ging weg und war froh. Wie er an den Berg und an den Wald kam, so sah er die Geis; die kam eben vom Markte heim und brachte allerhand Einkäufnis auf dem Rücken. Er fragte sie ganz lustig: „nun woher kommt ihr, Gevatterin?“ „Nun vom Markt!“ antwortete sie höflich; — denn sie dachte: es ist immer besser, man thut freundlich — „man muß ja zuweilen etwas einkaufen!“ Aber es war ihr gar nicht recht, daß der Schreckliche so spaßhaft war. „Nun ich komme von der Hochzeit und habe gar gut gelebt“, sagte der Bär. Die Geis ging schnell weiter und lief heim und wollte sehn, ob der garstige Bär ihre Kinder in Ruhe gelassen hätte. Aber wie wurde es ihr, als sie die Thüre angelweit offen und in der Stube alles umgedreht sah und alles mäuschenstill war. „Meine Kinderchen, meine Kinderchen, wo seid ihr, kommt doch hervor!“ Aber es ließ sich lange nichts hören. Der Aschenputtel zitterte und fürchtete, es wäre wieder der Bär und er hätte sich nur verstellt. Endlich guckte er ein wenig aus der Asche heraus und sah nun, daß es seine leibhaftige Mutter war und sprang heraus und erzählte nun alles, wie es gekommen war. Da wurde die alte Geismutter

zàrnich iwer de bieren ent ſôt: „nà wôrt, ech wäl emt glech bezôlen! Bleif tea, menj êschpàderchen, nor hiesch derhîm, bäs ich dich rofen“. Se wûl grôtzea dem bieren àf't gebå; àwer wæ ſe un de bäsch kåm, wôr e nôch dô, wô ſe mät enånder geriet hàden unt låch un em rîn unt ſànt sich. Nea kåm de gîs bæ en unt ſôt: „wæ hôd er't doch, læwer gefàter, àf der hochzet esi geat gehôt; wæ ſenj wärd er nea schlôfen; ſål ech ich net e wenich lauſen?“ „Wæ geat wit dåt ſenj, deat dåt, gefàder“. Nea feng ſe-m un ze lauſen und e schlef dreangder båld än. Schniel lef ſe nea hîmen unt ruf ärem klensten: „kàm mät, brànj de nôlt, den zwîrn uch de schêr; ech ſål de milestîn drôn“. Eſi genge ſe zem bieren, dier àwer schlef ent schnôrkt. De gîs nåm de schêr en schläpt dem biere de beoch àf. Af îst sprangen är nenj zinebäkeltcher eraus en wåre frî, wæ ſe är moter ſågen unt dàt ſe weder äm lächte wåren; är moter àwer klôpt ſe àf't mel unt wänkt en, ſe ſîle gånz stäl ſenj unt hîme gôn; nor det êschpàderchen blif dô unt wôr zer hånt. Nea nåm ſe de milestîn en dêt en dem bieren än de beoch ent nêd en weder zea; dî àwer schlef noch änjde fêst ent spîrt näst. Nor ist erwàcht e en dråst ſich en rif ſich d' ûgen. Det êschpàderchen ferkruch ſich hänjder 'n streoch. „Jài“, krêzt der bier, „et låt mer wæ e stîn äm môgen“. „Eſi gîd et, won em ze geat lieft“, ſôt de gîs; „àwer net lod ich, ſåt fräsch, ſæt wæ kernich ech bän“. Unt de gîs spräng en wår làstich. Awer der bier ſåch gàrstich en wôr urſchich en keankt ſich kom fun der stäl wiejen. „Na, er ſetj en êlent kärl!“ ſôt de gîs, „er kent net îst iwer deſe bràne spränjen; ſæt mir emôl zea!“ Än em wiz wôr de gîs dertif. Der bier wûl net riecht, àwer e schumt ſich ze sprêchen: „næ, dåt kån ich net“, dän e dôcht, hie wêr der grest unt kênt àles. E geng en wefelmôl äm de brànen ämeränk en wûl, en wûl uch net; zelêzt nåm e ſich denich en dräft en språng, àwer der milestîn zuch en än de brànen. De gîs awer krîsch em nô:

> ràmpel, ràmpel milestîn,
> menj zân zinebäkeltcher ſe gôr derhîm“.

Der êschpàder lef hîmen en ruf uch de åndern. Nea kåme ſe gôr en språnge äm de brànen ent ſången:

> „gefàter bier, gefàter bier,
> ſe ſæt doch nor e wenich hier
> er dinkt, er hât de zäkeltcher äm beoch,
> et äs knôchijeret nôch;
> nea ſoft en pàze wàser àf de milestîn,
> en bleift en åndermôl dehîm!“

Eſi most der bier êlent erdränken unt dåt wôr em riecht.

zornig über den Bären und sagte: „nun warte, ich will ihms gleich bezahlen! Bleibe du, mein Aschenputtelchen, nur hübsch zu Hause, bis ich dich rufe“. Sie wollte geradezu dem Bären aufs Gebäude; aber als sie an den Wald kam, war er noch da, wo sie miteinander geredet hatten und lag an einem Rain und sonnte sich. Nun kam die Geis zu ihm und sagte: „wie habt ihr es doch, lieber Gevatter, auf der Hochzeit so gut gehabt; wie gut werdet ihr nun schlafen; soll ich euch nicht ein wenig lausen?“ „Wie gut wird das sein; ei wahrlich, thut das, Gevatterin“. Nun fing sie an ihn zu lausen und er schlief darunter bald ein. Schnell lief sie nun nach Hause und rief ihrem jüngsten: „komm mit, bring die Nadel, den Zwirn und auch die Schere; ich soll den Mühlstein tragen.“ So eilten sie zum Bären, der aber schlief und schnarchte. Die Geis nahm die Schere und schlitzte dem Bären den Bauch auf. Sogleich sprangen die neun Zicklein heraus und waren froh, wie sie ihre Mutter sahen und daß sie wieder im Lichten waren. Ihre Mutter aber klopfte sie auf den Mund und winkte ihnen, sie sollten ganz still sein und nach Hause gehen; nur der Aschenputtel blieb da und war zur Hand. Nun nahm sie den Mühlstein und that ihn dem Bären in den Bauch und nähte ihn wieder zu; der aber schlief noch immer fest und merkte nichts. Als er darauf erwachte, reckte er sich und rieb sich die Augen. Der Aschenputtel verkroch sich hinter einen Strauch. „Weh!“ seufzte der Bär, „es liegt mir wie ein Stein im Magen“. „So geht es, wenn man zu gut lebt,“ sprach die Geis; „allein nicht lasset euch, seid frisch, seht, wie munter ich bin“. Und die Geis sprang und war lustig. Aber der Bär sah garstig und war verdrießlich und konnte sich kaum von der Stelle rühren. „Nun, ihr seid ein elender Kerl!“ sagte die Geis, „ihr könnt nicht einmal über diesen Brunnen springen; seht mir einmal zu!“ Im Nu war die Geis drüben. Der Bär wollte nicht recht, aber er schämte sich zu sagen: „nein, das kann ich nicht!“ denn er dachte, er wäre der Größte und könnte alles. Er ging einigemal um den Brunnen herum und wollte und wollte auch nicht; endlich nahm er sich einen Anlauf und sprang, aber der Mühlstein zog ihn in den Brunnen. Die Geis aber rief ihm nach:

Rumple, rumple Mühlenstein,
Meine zehn Zicklein sind alle daheim!“

Der Aschenputtel lief nach Hause und rief auch die andern. Nun kamen sie alle und sprangen um den Brunnen und sangen:

„Gevatter Bär, Gevatter Bär,
So seht doch nur ein wenig her;
Ihr denkt, ihr hättet Zicklein in dem Bauch,
Es ist Knochigers noch, ihr alter Gauch;
Nun sauft gut auf den Mühlenstein
Und bleibt ein andermal daheim!“

So mußte der Bär elendig ertrinken und das war ihm recht.

V. Hühnchen und Entelein.

43. Hühnchens Tod.

Hähnchen und Hühnchen scharrten auf dem Mist; da fand Hähnchen ein Weizenkörnchen und Hühnchen eine Erbse. Hähnchen schluckte das Körnchen hinunter, dem Hühnchen aber blieb die Erbse in der Kehle stecken und wollte würgi, würgi machen (erwürgen). Da sah Hähnchen, wenn es nicht gleich Wasser bringe, müßte das Hühnchen ersticken; es lief gleich zur Jungfer und sprach: „Jungfer mir Wasser gib, Hühnchen will würgi, würgi machen!“ Jungfer sprach: „bring mir Schuh vom Schuster!“ Hähnchen lief zum Schuster und sprach:

„Schuster mir Schuh gib,
Schuh ich der Jungfer gebe,
Jungfer mir soll Wasser geben,
Wasser ich dem Hühnchen gebe,
Hühnchen das will würgi, würgi machen!“

Der Schuster sprach: „Bring mir vom Schweine die Borsten!“ Hähnchen lief zum Schwein und sprach:

„Schwein mir Borsten gib,
Borsten ich dem Schuster gebe,
Schuster mir soll Schuh geben,
Schuh ich der Jungfer gebe,
Jungfer mir soll Wasser geben,
Wasser ich dem Hühnchen gebe,
Hühnchen das will würgi, würgi machen!“

Das Schwein sprach: „bring mir Mehl vom Müller!“ Hähnchen lief zum Müller und sprach:

„Müller mir Mehl gib,
Mehl ich dem Schweine gebe,
Schwein mir soll Borsten geben,
Borsten ich dem Schuster gebe,
Schuster mir soll Schuh geben,
Schuh ich der Jungfer gebe,
Jungfer mir soll Wasser geben,
Wasser ich dem Hühnchen gebe,
Hühnchen das will würgi, würgi machen!“

Der Müller sprach: „bring mir Korn vom Acker!“ Hähnchen lief zum Acker und sprach:

„Acker mir Korn gib,
Korn ich dem Müller gebe,
Müller mir soll Mehl geben,
Mehl ich dem Schwein gebe,
Schwein mir soll Borsten geben,
Borsten ich dem Schuster gebe,
Schuster mir soll Schuh geben,
Schuh ich der Jungfer gebe,
Jungfer mir soll Wasser geben,
Wasser ich dem Hühnchen gebe,
Hühnchen das will würgi, würgi machen!“

Der Acker sprach: „bring mir Mist vom Hof!“ Hähnchen lief zum Hof und sprach:

„Hof mir Mist gib,
Mist ich dem Acker gebe,
Acker mir soll Korn geben,
Korn ich dem Müller gebe,
Müller mir soll Mehl geben,
Mehl ich dem Schwein gebe,
Schwein mir soll Borsten geben,
Borsten ich dem Schuster gebe,
Schuster mir soll Schuh geben,
Schuh ich der Jungfer gebe,
Jungfer mir soll Wasser geben,
Wasser ich dem Hühnchen gebe,
Hühnchen das will würgi, würgi machen!“

Da gab der Hof Mist:

Hähnchen Mist dem Acker,
Acker Korn dem Hähnchen,
Hähnchen Korn dem Müller,
Müller Mehl dem Hähnchen,
Hähnchen Mehl dem Schweine,
Schwein Borsten dem Hähnchen,
Hähnchen Borsten dem Schuster,
Schuster Schuh dem Hähnchen,
Hähnchen Schuh der Jungfer,
Jungfer Wasser dem Hähnchen,
Hähnchen Wasser dem Hühnchen.

Da war aber das Hühnchen schon erstickt und mausetod.

44. Hühnchens Begräbnis.

Das Wasser kam zu spät; das Hühnchen hatte sich an der Erbse schon zu Tode geschluckt. Da machte das Hähnchen einen Wagen aus Eierschalen, legte das tote Hühnchen darauf, spannte zwei Läuschen und zwei Mäuschen an und fuhr hübsch langsam zu Grabe und trieb immer:

tschâ laisker,
uidä maisker,
hetj u mir,
morn un dir!

Als nun das Hühnchen begraben worden war, kehrte das Hähnchen traurig wieder heim und fuhr ganz langsam. Kam der Bär und fragte das Hähnchen, warum es so traurig sei und wie er hörte, daß das Hühnchen gestorben und jetzt begraben wäre, so fing er an zu weinen und das Hähnchen weinte noch mehr und schluchzte. Sprach der Bär: „willst du mich nicht auffitzen lassen?“ Rief das Hähnchen:

hop handjen âf,
dàt de râdcher kerzeln,
dàt de maisker kräzen,
unt de laisker pàzen!
tschâ laisker,
uidä maisker,
hetj u mir,
morn un dir!

Als sie nun ein Stückchen weiter gefahren, kam der Wolf und fragte, warum sie so traurig wären und wie er hörte, daß das Hühnchen gestorben und begraben wäre, so war er auch untröstlich und fing an zu weinen und weinten nun das Hähnchen, der Bär und der Wolf. Sprach der Wolf: „darf ich nicht auch auffitzen?“ Sagte das Hähnchen:

hop handjen âf,
dàt de râdcher kerzeln,
dàt de maisker kräzen,
unt de laisker pàzen!
tschâ laisker,
uidä maisker,
hetj u mir,
morn un dir!

Und wie sie nun weiter fuhren, kam auch der Fuchs, der Krebs, das Ei, die Nähnadel und die Stecknadel und der Mühlstein und alle weinten, wie sie hörten, daß das Hühnchen gestorben wäre und da noch Platz war, ließ das Hähnchen sie alle auffitzen. Sie fuhren aber immerfort,

bis die Nacht sie überfiel, da suchten sie Herberge in einem Wirtshaus, das lag an der Straße. Der Wirt war aber ein grober und hartherziger Mensch und wie sie ihm ihren Jammer erzählten und ihre Not klagten, daß das Hühnchen gestorben sei, so lachte er sie aus, spottete ihrer und peitschte sie fort in die dunkle Nacht. Da wurden alle sehr zornig und sprachen unter einander: „Das können wir nicht ungestraft lassen!“ Und nun sagte ein jedes, was es dem bösen Wirten anthun wolle. Der Bär sprach: „Ich will seinen Kuhstall heimsuchen“, der Wolf: „ich seinen Schafstall“, der Fuchs: „ich seinen Gänse- und Hühnerstall“, der Krebs: „ich will mich unvermerkt in das Wasserschaff hineinschleichen“, das Ei: „und ich in den Glinster (glühende Asche)“, die Nähnadel: „und ich in den Sorgenstuhl“, die Stecknadel: „und ich ins Handtuch“, der Mühlstein: „und ich über die Hausthüre“, der Hahn: „und ich als Wächter auf den Hahnebalken!“ Als nun der Wirt eingeschlafen war und schon schnarchte, gingen alle auf ihren Posten. Der Bär, Wolf und Fuchs hielten in kurzem mit den Kühen, Schafen, Gänsen und Hühnern so Hochzeit, daß nichts am Leben blieb.

Als der Wirt am frühen Morgen erwachte, ging er zum Feuer, um es anzublasen; da spritzte ihm das Ei glühende Asche in die Augen und ins Gesicht: er fluchte und lief gleich zum Wasserschaff; als er die Hand hineinlangte, kneipte ihn der Krebs, daß er nur schnell herauszog, als habe er sich auch da verbrannt. Wie er mit dem Handtuch sich abtrocknen wollte, stach ihn die Stecknadel, daß ihm gleich das Blut rann. Er wußte nicht, was heute mit ihm geschah und ließ sich im Zorn in seinen Sorgenstuhl nieder, aber im Hui sprang er auf kerzengrade, die Nähnadel hatte das ihrige gethan und ihn unsanft im dicken Fleische gekitzelt. „Ist denn der Teufel los? Himmel Donnerwetter!“ fluchte er wütend und wollte zur Thür hinausstürzen. Da fiel der Mühlstein auf ihn herunter und schlug ihn tot. Als das der Hahn sah, rief er: „recht geschehen, recht geschehen!“ Es wurde aber gerade Tag und der Hahn fing an zu krähen: „Kikeriki! auf, auf! lasset uns weiter ziehen!“ Nun kamen alle herbei und erzählten ein jedes, was es ausgerichtet, der Mühlstein aber erhielt das größte Lob. Dann zogen sie fort und der Hahn trieb:

tschâ maisker,
nidä laisker,
hetj u mir,
morn un dir!

Und so fahren sie noch heute in der Welt herum und wo sie einen groben und hartherzigen Wirten treffen, da spielen sie ihre Stückchen.

45. Enteleins Reise.

Das Entelein (schnàderintchen) wackelte fort und wollte eine Reise in die Welt machen, kam das Hutzelbein (Frosch, hîpertîperchen) und sprach:

„Wohin, Entelein?“
„In die Welt hinein!“
sagte Entelein.
„Darf ich mit, Entelein?“
fragte Hutzelbein.
„Sitz auf mein Schwänzelein!“
sprach das Entelein.

Da setzte es sich auf und nun zogen beide fort; kam der dicke Mühlstein und sprach:

„Wohin, Entelein, Hutzelbein?“
„In die Welt hinein!“
sprach Entelein, Hutzelbein.
„Darf ich mit, Entelein, Hutzelbein?“
fragte der dicke Mühlstein.
„Sitz auf mein Schwänzelein!“
sprach das Hutzelbein.

Der dicke Mühlstein setzte sich auf und so gings langsam fort; kam die Kohle mit den roten Backen (rît pàzerchen) und sprach:

„Wohin, Entelein, Hutzelbein, dicker Mühlstein?“
„In die Welt hinein!“
sprach Entelein, Hutzelbein, der dicke Mühlstein.
„Darf ich mit, Entelein, Hutzelbein, dicker Mühlstein?“
fragte das rote Kohliglein.
„Sitz auf mein Schwänzelein!“
sprach der Mühlstein.

Da setzte sich das Köhlchen mit den roten Backen auf und war sehr lustig und froh, daß es die Welt sehen sollte. So zogen sie weiter fort und kamen an den Fluß (den Mieresch). Das Entelein schwamm hinein und als es in der Mitte war, sprach es: „nun haltet euch, ich soll einmal tunken und mir ein Fischchen erschnappen!“ O weh, da wars um den Mühlstein und die Kohle geschehen; sie stürzten hinab ins Wasser, der Mühlstein ging zu Grund und wurde nicht mehr gesehen, die Kohle blieb zwar oben, aber sie verlor gleich ihre roten Backen und wurde schwarz wie der Tod und floß ins Meer.

Nur das Entelein und Hutzelbein blieben am Leben, weil sie schwimmen können und lachten sich die Bäuche voll und so lachen sie noch fort, bis auf den heutigen Tag. Die Leute aber welche diese Geschichte nicht wissen, sagen nur: „sie schnattern und quacken!“

Anhang:

Die Tierwelt in Sprichwort und Redensart.

Der Titel dieses Anhangs verspricht etwas mehr als wir zu geben beabsichtigen. Wir werden nur diejenigen Tiere berücksichtigen, die in dem Tiermärchen vorkommen; auch die andern heranzuziehen, haben wir an dieser Stelle keine Veranlassung.

1. Der Bär.

Bäs em de biere net hôt, terf em det fêl net ferdränken (bis man den Bären nicht hat, soll man das Fell nicht vertrinken.) Ähnlich ein deutsches und französisches Sprichwort.

Tea (du) bier! ist eine Schelte für einen plumpen Gesellen.

Wier? — der Piter bier. So antwortet man, meist nur im Scherz, um eine Frage abzuweisen.

E bromt (brummt) wæ e bier.

E lutscht fich un de kniweln (saugt sich an den Fingern) wæ der bier un de präzen (Pfoten). Nach Wilhelm Körte, Die Sprichwörter 2, S. 33 braucht man die Redensart: „er saugt an den Tatzen wie ein Bär“ in Beziehung auf hoffärtige Armut.

Et äs deankel (dunkel) wæ än em bieren; die Redensart erinnert an das Tiermärchen unter Nr. 42: vom Bären und der alten Geis, muß jedoch nicht aus ihm stammen.

E äs flink wæ der bier, ironisch gebraucht, ebenso:

Nà chà, frälich äs der bier der bêst dinzer, (ja freilich ist der Bär der beste Tänzer).

Wie der Bär spricht und singt, darüber später, unter den Naturstimmen.

2. Der Wolf.

Eigentümliche sächsische Eigenschaftswörter, die vom Wolf, zuweilen in Verbindung mit Kerl, gebraucht werden: der ànäz (der unnütze), — der getîrschtich (der wagende, Wagehals), — der sûmäzich und àgeneischt (unverschämt), — der kêspênich (gegenspänig, widerharig), — der schiwerhîfdich (splitterköpfig), — der urschich (verdrießlich), — der dànerschlâchtich (donnerschlächtig, plump), — pustich (wüst), — sturdich (widersetzlich, eigensinnig), — ràterschätlich (rappelköpfig).

Won-em des wûlf gewênt, äs e än der nêt. Ein alter, weit und breit, bei Germanen, Romanen und Slaven bekannter Spruch.

Es war „Grundsatz des Altertums, den Namen des Unheimlichen, Zauberhaften nicht laut auszusprechen, weil es dadurch augenblicklich herbeigerufen wird. Sobald man den Teufel, den Wolf nennt, ist er da. Noch jetzt hütet sich das Volk, irgend ein Übel zu berufen". J. Grimm, Reinhart Fuchs LIII. und CXXX.

It lupus inter oves, cum sermo ceditur inde (11. Jahrhundert). Mittelhochdeutsch: sô man den wolf nennet, sô er zuodrenget. Germania 18, 312.

Der wûlf wieselt det hôr, awer net de ôrt oder wie der Rumäne — und ihm nach auch der Sachse — sagt:

Lupu lasse poru, da naravu nu, der Wolf läßt (wechselt) das Haar, aber nicht die böse Art. Ein deutsches Sprichwort (Simrock, Sprichwörter[2], S. 644) spricht reimweise:

> Der Wolf ändert das Haar
> Und bleibt wie er war.

Es ist nicht nötig die Belege zu häufen; sie finden sich in reicher Fülle in Wanders Sprichwörter-Lexikon und in der Germania 18, 328 zu Vers 239.

Wûlf äs wûlf en bleift (bleibt) e wûlf unt wert e esi âlt wæ de Keakel (und würde er so alt wie die Kockel). Ein wolf was siech, dô er genas, was er ein wolf als er ê was, sagt ein mittelhochdeutscher Dichter. Um ein hohes Alter zu bezeichnen wird hier immer die Kockel, niemals ein andrer Flußname gebraucht. Dazu ist zu vergleichen aus den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen (Nr. 39): Als der Wichtelmann Wasser in Eierschalen überm Feuer kochen sieht, ruft er aus: „Nun bin ich so alt wie der Westerwald und habe doch nicht in Eierschalen kochen sehn". Grimm, Mythologie[3], 437. In Schlesien

dient zur Bezeichnung eines unberechenbaren Alters die Redensart: „so alt wie der ungarische Wald“. Weinhold, Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche, 6.

Der taiwel trâ dem wûlf! (Der Teufel traue dem Wolf).

Wàt frôcht der wûlf nô de statuten! (Was fragt der Wolf nach den Statuten!) Die Statuten sind das Eigen-Landrecht der Siebenbürger Sachsen, das nach der letzten Umarbeitung durch den Kronstädter Senator Matthias Fronius über Ansuchen der Sächsischen Nation vom König Stefan Báthory 1583 als Gesetzbuch der Sachsen bestätigt wurde.

E wûlf kå fil ferdrôn (ein Wolf kann viel ertragen).

Än dem der wûlf behôrt, än dem e begrôt, schon die ersten Haare des Wolfs sind grau.

Enem de wûlfszånd ausreisen, (einem den Wolfszahn ausreißen); die Redensart wird auch von Auerbach in seinen Dorfsgeschichten 3, 440 gebraucht. Sie ist alt. Der Wolfszahn ist vielerorts sprichwörtlich geworden. Schon bei Neithart heißt es: er zeiget mir den wolwes zant, und in Freidanks Bescheidenheit:

swâ ich weiz des wolves zant,
da wil ich hueten mîner hant.

Enem de wûlf (auch: de wûlfstermen) ausdreiwen, den Wolf, die Wolfsnatur austreiben.

De wûlf zem hânen (grêwen, fàr, kanter) mâchen, den Wolf zum Hannen und Gräfen, d. i. zum Richter oder zum Pfarrer und Kantor machen. Wer das thut, ist schlecht bestellt. Solche Redensarten nehmen sich wie Überschriften einer Tiergeschichte aus. Und gleichsam die Moral einer bloß in Gedanken erzählten Fabel sind Sprüche wie die Freidanks:

swâ der wolf ze hirte wirt,
dâ mite sint diu schâf verirt.
swer wolve nimt ze râtgebn,
daz gât den schâfen an daz lebn.
swâ der wolf gerichtes pflege,
dâ gên diu lember von dem wege.

E sekt (sieht) wæ en ålt isegrim, oder: e huet ûgen wæ en ålt isegrim. Grimm, Reinhart Fuchs CXCVI, führt aus, daß man schon am Beginn des 12. Jahrhunderts einem wildaussehenden Menschen spöttisch den Namen Isengrim beigelegt habe. So bezeichnen auch wir mit Isegrim in dieser und andern Redensarten, so in den

Schelten: tea isegrim, tea ålder isegrim schlechthin einen grimmigen, finstern, mürrischen Menschen. Aber ganz geläufig ist uns das Wort dennoch nicht. Und von denen, die es verwenden, denken nur diejenigen an den Isengrim der Tierfabeln und Tierepen, die in der Schule davon gehört haben. Der Ausdruck ist aus der Schule und aus Büchern, durch die Vermittelung der Studierten unters Volk gekommen.

E sänjt (helt, dît) wæ e wûlf (er singt, heult, thut wie ein Wolf).

E kån helen wæ siwe wîlf (er kann heulen wie sieben Wölfe).

Se helden (heulten) wæ zân (zehn) tausent wîlf.

E äs erhält wæ e wûlf, hungerig, verhungert wie ein Wolf. Zu erhälen vgl. das niederd., hessische und rheinfränkische hâl, hæl, trocken, mager, dürr; dann das oberdeutsche hellig, dürr, trocken, lechzend, hungrig und durstig, mit leerem, blödem Magen. D. Wtb. IV. 2, 159. 973.

E weist mer de zànjt (Zähne) wæ e wûlf (s. oben die Bemerkungen zu Wolfszahn.)

E äs zeareisän (zureißend) wæ e wûlf.

E hôt äst fum wûlf, er hat es von Wolfsart an sich.

E zikt stàrk àf de wûlf, schlägt auf den Wolf, artet ihm nach.

E hôt et hànjdern îren wæ der wûlf det felefrêsen (er hat es — das Streiten, Neiden, Schelsehen u. s. w. — hinter den Ohren wie der Wolf das Füllenwürgen).

E pàst derzea wæ der wûlf zem fàr (kanter), von einem der zu einem Amte nicht geeignet ist. Die Veranlassung zu dieser Redensart könnten die Tiermären gegeben haben. Der Vergleich war übrigens schon im 12. und 13. Jahrhundert auch außerhalb der Tiergeschichten beliebt. Walther von der Vogelweide sagt vom Papste, daß er zeinem wolwe worden under sînen schâfen und in einem der mittelalterlichen Vagantenlieder (Carmina burana 14) heißt es: custodes sunt raptores atque lupi pastores. Weitere Belege gibt W. Wackernagel, Kleinere Schriften 2, 275 ff. 294.

E hôt en zê liewen (ein zähes Leben) wæ en ålt wûlf.

E äs from wæ e wûlf; der Gegensatz dazu: e äs zeareisän wæ det lämchen (zureissend wie das Lämchen).

E äs easchäldich (unschuldig) wæ e wûlf.

Wie der Wolf singt, darüber in dem weiter unten folgenden Kapitel über die Naturstimmen.

3. Der Fuchs.

Bezeichnende Eigenschaftswörter, die vom Fuchs meist in Verbindung mit Kerl, gebraucht werden: der ànäz wie der Wolf, — der licht (schlimme) — der wädrich und gewädert (wetterige, gewetterte, mutige), — der gedànert (gedonnerte, unternehmende), — der durchgriwelt (durchgrübelte, pfiffige), — der glât (glatte), — der hemlich (heimliche, bedächtige).

Et hôt àles en iwergànk, fot der fus, wæ em der kîrschner det fêl iwer de îren zuch (es hat alles einen Übergang, sagte der Fuchs, als ihm der Kürschner das Fell über die Ohren zog). Genau dieselbe Redensart bezeugt J. Spee, Volkstümliches vom Niederrhein, 1. Heft S. 23, aus Leuth im Kreise Geldern.

Fus uch wûlf äs fedel enes hûlz, Fuchs und Wolf sind gleich schlecht. Herkunft und Bedeutung von fedel ist dunkel.

Der kanter hôt de fus bedruegen (der Dorfskantor hat den Fuchs betrogen) was so unglaublich klingen soll wie das, daß der Sachse einen Juden betrogen habe.

Læwer kîrschner wæ fus, lieber Hammer als Amboß.

Fus, lichter fus! wird dem zugerufen, den man als pfiffig, ränkevoll, durchtrieben bezeichnen will. Durch Ton und Stimmung kann das Wort zur Schelte werden. Und eine solche war es den salischen Franken. Ihr Gesetzbuch, die lex salica, tit. XXX, zählt den Namen des Fuchses unter jenen Scheltwörtern auf, für welche gerichtlich zu büßen sei: Si quis alterum vulpe clamaverit, solidos III culpabilis judicetur. Hat der Angerufene rote Kopfhaare, dann bekommt er gewiß ein tâ rîthîfdijer fus zu hören. Dem Rotkopf und Rotbart glaubt man überhaupt nicht trauen zu dürfen. Deutlich kommt die Anschauung zum Ausdruck in unsern Märchen von den drei Rotbärten (Haltrich, Deutsche Volksmärchen Nr. 2). Schon im 10. Jahrhundert war die Falschheit rotlhariger und rotbärtiger Menschen sprichwörtlich und darum erscheint Judas, der Verräter, auf Gemälden immer mit rotem Haar und Bart; der Teufel selbst heißt der Rote und die Hexen, die in seinem Dienste stehen, sind rotharig. Man greift gewiß zu weit, wenn man für all das Böse, das den Rotbärten nachgesagt wird, in des Donnergottes feuerfarbenem Haupt- und Barthaar die Erklärung sucht.

Et äs e fus, em mes sich fuerm hæden (es ist ein Fuchs, man muß sich vor ihm hüten).

Net trâ em (nicht trau ihm), et äs en ålt fus. Je älter, desto listenvoller ist der Fuchs.

E äs durchgriwelt (durchgrübelt) wæ e licht fus.

E äs mät fusfät geschmiert (er ist mit Fuchsfett geschmiert), e hôt det fusemänte un (er hat den Fuchsrock an); das gilt dem Verschlagenen, dem Ränkeschmied.

Heißt der, der einem Fuchs verglichen wird, Fuchs, so sagt man: Et äs e riecht fus (ein rechter Fuchs);

E ferlent (verleugnet) de fus net, d. h. er ist voller Tücken.

4. Der Hase.

Der hôfen wirt näkest e wûlf (der Hase wird niemals ein Wolf).

Der hôfen fergäst det foterâfer, won e de wûlf fekt (der Hase vergißt das Vaterunser, wenn er den Wolf sieht).

Der hôfen hôt kurafchi, won e nemeste fekt, fuer dem e grålt (der Hase hat Kourage, wenn er niemanden sieht, vor dem er sich fürchtet). Dasselbe sagt man vom Zigeuner.

E äs en hôfefos (er ist ein Hasenfuß) ist zwar noch immer keine Schmeichelei, aber auch nicht mehr ein so schwerer Schimpf wie den alten Franken. Das salische Gesetz (tit. XXX) setzt auf das Schimpfwort Hase eine Buße von 120 Denaren.

De ûgen stôn em eraus wæ em hôfen (die Augen stehen ihm heraus, hervor, wie einem Hasen).

E späzt de îren (spitzt die Ohren) wæ en hôfen.

5. Das Pferd.

E gât rôs fäkt-em äm stål (ein gutes Roß sucht man im Stall).

E refonirt wæ en teiseltruos, wie ein an der Deichsel gehendes Pferd.

Wun em nichen rôs huot, rekt em àf dem gifebak, (hat man kein Roß, so reitet man auf dem Ziegenbock).

Et äs en rôsarbet (Roßarbeit).

Enem zâ-rieden wæ em kränken rôs, (zureden wie einem kranken Roß) eifrig und nachhaltig, bald freundlich, bald zornig.

Der Zegun hàt fenj gor bäs dôr brôcht, dàt fe niche fâder brocht, dô geng fe'm lôs (des Zigeuners Gurre stand um, als er sie gewöhnt hatte, daß sie kein Futter mehr brauchte).

Dem rôs fål em net trân, fôt der Angenîtler, uch won et àf-m hemelz hêt (dem Roß soll man nicht trauen, sagte der Agnethler, auch wenn es auf dem Dachboden hängt). Einem Manne ward geweissagt, daß er durch sein Pferd sterben werde. Da lachte er und sprach: „dem werde ich zuvor kommen!" Er ließ gleich den Schinder holen und das Pferd totschlagen, die Haut aber ließ er auf sein Hemelz zum trocknen aufhängen. Als er nach langer Zeit einmal auf den Boden stieg und die steif getrocknete Haut da hängen sah, erinnerte er sich an die Weissagung: „nun, verfluchtes Tier, du hast mich doch nicht umgebracht!" und führte zugleich einen derben Stoß auf die Haut; die fiel vom Nagel herab, ritzte ihm eine Wunde ins Haupt, in deren Folge er bald darauf starb. Vgl. damit die nahverwandte Sage, die Grimm in seiner Mythologie[3] 901 Anm. mitteilt.

E äs tum (dumm) wæ e rôs.

Schäk nor det rôs mät dem uesen, dæ zwê wärn et schî kleach måchen (schicke nur das Roß und den Ochsen, die beiden werden es schon klug machen). Du hast die Ausführung dem Unverstand und der Dummheit übertragen.

Gànk rôs, oder te hâst fàr fele' wärden (geh Roß, oder du hättest Pfarrer sollen werden), dann könntest du müßig im Schatten liegen.

Bäs det grâs wiest, äs der håst dît (bis das Gras wächst, ist der Hengst tot), völlig übereinstimmend mit der mittellateinischen Formel: antequam herba veniat, saepe videtur equus mortuus; bezeichnender und schärfer als das Sprichwort bei Simrock: Das Pferd stirbt oft, eh das Gras wächst.

Zu seinem Herrn spricht das Pferd:

Bärchän los mich net,
bärchaus dreif mich net,
àf'em grôden spôr mich net,
äm stål fergäs mich net.

6. Der Esel.

Won et dem iefel geat gît, fe gît àf den eis en brächt den hålz. Alt und allgemein. Wanders Sprichwörter-Lexikon 1, 869.

Wel der iefel schîn fänjt, mes em en dräm zem kanter måchen? Muß man den Esel deshalb gleich zum Kantor machen, weil er dünn (d. h. mit feiner, hoher Stimme) singt?

Uch der iefel träft et ålt îst (auch der Esel trifft es zuweilen).

Der iesel sekt uch mät dem ûgespäjel näst (der Esel sieht auch mit dem Augenglase nichts), wer nicht lesen kann, und der, dem der Inhalt einer Schrift zu hoch, setzt sich vergebens eine Brille auf die Nase.

Te bäs en rôs Gottes, du bist ein Esel.

Näst git iwer de dästeln, sprächt der iesel (nichts geht über die Disteln, spricht der Esel).

De îre wôsen em wæ dem iesel, won em en lueft (die Ohren wachsen ihm wie dem Esel, wenn man ihn lobt).

Wàt fum iesel gebueren äs, bleift senjer lieftuech en iesel (was vom Esel geboren ist, bleibt seiner Lebtage ein Esel). In Iserlohn heißt es: Bat taum iesel gebuoren äs, wärt sin liäwen kain piärt. Woeste, Volksüberlieferungen 70.

Der iesel lîrt det abc räklänjän (der Esel lernt das ABC rücklings), er ruft i-a, i-a.

7. Das Rind.

Fum uesen terf em näst åndert ferlången wæ geat flîsch (vom Ochsen darf man nichts anders verlangen als gutes Fleisch).

Der uesen äs des iesel se geläfter (der Ochse ist des Esels Zwillingsbruder). Über geläfter s. Korrespondenzblatt 6 im Wortregister.

Der uesen hôt en lång zeang, àwer riede kån e denich net (der Ochse hat eine lange Zunge, aber reden kann er dennoch nicht). Vgl. mittellatein. non ideo tacet bos et humano sermone non utitur, quod satis magnam non habeat linguam, und aus dem 11. Jhdt.: quod careat lingua stolidus non inde tacet bos. Bartsch in der Germania 18, 327 zu V. 231.

Ich dinke schær, der uesen wôr bæm iesel än der schîl (ich denke schier, der Ochse war beim Esel in der Schule). Wer sich seines Lehrmeisters rühmt, kann leichtlich mit dieser Redensart abgetrumpft werden.

E sekt än de wärlt, wä en kâ weder e nå duer (er sieht so klug in die Welt hinein wie eine Kuh wider ein neues Thor).

8. Das Schwein.

Dem schwenj äs àles hiesch (alles hübsch).

Fuer det schwenj git et näst gàrstijet än der wärlt (für das Schwein gibt es nichts garstiges in der Welt).

Dem schwenj schmåkt åles wæ krokt (wie Kraut), ihm ist jedes Fressen Sonntagsessen.

Wåt frôcht det schwenj nô låtenjescher kächen (was fragt das Schwein nach lateinischer, d. i. vornehmer Suppe). Latenjesch heißt bildlich bei den Bauern so viel wie vornehm. In der Stadt nennt man die Medizin latenjesch kächen, latenjesch, weil das Rezept und die Namen der Apothekerwaren lateinisch sind. Kächen nennen wir eine dick eingebrühte Suppe, aus der das gekochte Rindfleisch nicht gewonnen, sondern zugleich in der Schüssel aufgetragen wird.

Wier sich än de klåe mäscht, dien frêsen de schwenj (wer sich die Kleien mischt, den fressen die Schweine).

Det schwenj drîmt gärn fum åker (träumt gern von Eicheln).

Det schwenj, dåd em krât, wit fät, — dåt wîs uch der Zegun (das Schwein, das man kraut wird fett, — das weiß auch der Zigeuner).

Wôr em't fårke krât, dôr gît et (wohin man das Ferkel kraut, dahin geht es).

Det schwenj wîs net, wohär et fät wit (weiß nicht, wovon es fett wird).

Der bêst fuegel äs det schwenj, won et flijel hât (der beste Vogel ist das Schwein, wenn es Flügel hätte, sagte der Zigeuner). Des Zigeuners Huhn ist das Schwein.

Wô hun mer de schwenj mät enånder gehæt? (Wo haben wir die Schweine mit einander gehütet?) Ich bin nicht deinesgleichen.

Et äs reachelz wæ en kræm (er ist unflätig wie eine Sau).

Te hôst fum schwenj môres gelîrt. Môres ist aus der Schule ins Volk gekommen und bei Städtern und Bauern der geläufigste Ausdruck für Anstand, Gesittung. So wird es in zahlreichen stehenden Redensarten verwendet: e wîs (weiß) net môres; — e ferstît (versteht) nichen môres; — e hôt bæ de getern (beim Vieh) môres gelîrt.

Te wêsch tich än der môr wæ des Zegune fenj hänkeln (du wäschst dich im Kot wie des Zigeuners Hühnchen).

Se hîren (hören) wæ de sehwenj äm rênwäder (Regenwetter), sie folgen schlecht.

E gruntcht wæ e schwenj (er greint, grunzt wie ein Schwein).

9. Die Ziege.

En jêt gîs hôt de wedje gärn (eine jede Ziege hat die Weiden gern).

E gîsebeak äs det lêzt rôs und daneben e gîsebeak äs uch e rôs (ein Geisbock ist das letzte Roß, — ist auch ein Roß).

E sekt wä en gestôchän gîs, er sieht gradaus, stiert dumm in die Welt hinein.

E äs làstich wæ en gîs (lustig wie eine Geis).

E sanjt en spranjt wæ en gîs (singt und springt wie eine Geis).

E hôt e gebârt wæ en zâp (gîszâp) (hat einen Bart wie ein Geisbock).

En mutich (einfältig) gîs.

10. Der Hund.

E sekt wæ der heankt än 't kôches (er sieht wie der Hund ins Kochhaus). Der Sinn der Redensart ist: er schaut mißtrauisch, furchtsam um sich, möchte und möchte auch nicht.

Wôrt nor esi làng, bäs der heankt en wurst fräst (warte nur solange, bis der Hund eine Wurst frißt) das ist: einen Augenblick.

Et gäken en de hanksmäken (es jucken ihn die Hundsmücken), ähnlich auch sonst.

E schedelt sich îst wæ der heankt (er schüttelt sich einmal wie der Hund) und die Strafpredigt ist vergessen; deutsch: er schüttelt es ab, wie der Hund den Regen.

Vom Hund ist auch die Redensart genommen: e zecht (zieht) de schwânz än, er gibt nach, wird kleinmütig, zieht sich feige zurück.

E lef (lief) wæ won en der heankt gebäsen (gebissen) hât und in dem gleichen Sinne: e zecht wæ e geschlôän heankt, er zieht, läuft vor seinem Gegner wie ein geschlagener Hund.

Et äs en heanktsbrôden (ein Hundsbraten), gebraucht von einem nichtsnutzigen Menschen.

E làcht iwer den heankszânt (er lacht über den Hundszahn), zeigt die Augenzähne, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Hundszähnen auch Hundszähne heißen. Es ist das Lachen des Pharisäers, des Neidings, würde Felix Dahn sagen. Schon die mittelalterliche Vagantenpoesie gebraucht eine ähnliche Redewendung: rodere dente canino heißt es in dem Tiergedichte Brunellus.

Tea verfleachter (verfluchter) heankt!

11. Die Katze.

Nea gôn der kàz de hôr ôf (nun gehen der Katze die Haare ab), die Sache entscheidet sich.

Wàt schirt ſich de kàz dräm, ôf de kächen ubræt (was schiert sich die Katze drum, ob die Suppe anbrennt).

E lâkt ſich det mel wæ en kàz.

Se zârde ſich wæ zwô kàzen (sie zankten sich wie zwei Katzen); wird von streitenden Frauen gebraucht.

Dàt dich de kàze màze fûlen! (daß dich die Katzen küssen, d. i. kratzen sollten!)

Dåt äs fuer de kàz, das ist gar nichts.

Die Katze im Sack kaufen, heißt auch hier: etwas kaufen, bevor man es gesehen hat, bevor man weiß, was es ist.

12. Huhn und Henne.

Wàt net um kokesch äs, mes um kåm ſenj (was nicht am Hahn ist, muß am Kamm sein).

E drît spuern wæ e kokesch (er trägt Sporn wie ein Hahn).

Dåt äs e kokesch, e kokeſchich kärl, das ist ein mutiger, entschlossener, tapfrer, hoch- und übermütiger, streitsüchtiger Mensch. So wird bekanntlich auch Hahn und Kampfhahn seit alters für tüchtige, streitbare und zanklustige Menschen gebraucht.

E mâcht de ûgen zea wä e kokesch, wun e krêt (er macht die Augen zu, wie der Hahn, wenn er kräht).

E ſekt, wæ won em de hienen det brît hâde frêsen, er sieht so düster, trübselig drein, wie wenn ihm die Hühner das Brot gefressen hätten.

Se stält ſich wæ en brædich hien (sie stellt sich wie eine brütige, brütende Henne).

Se zârde ſich wæ zwin kekesch (sie zankten, stritten sich wie zwei Hähne).

Iwer dåt hôt der kokesch gekrêt (über das hat der Hahn gekräht), aus dem wird nichts!

13. Die Gans.

E ſekt wæ de gås, won et wäderlicht (er sieht wie die Gänse, wenn es wetterleuchtet). So auch sonst, wie aus Körte, Die Sprichwörter[2] S. 132, zu ersehen ist.

Im sächsischen Erzgebirge heißt es: der steht da wie die Gänse, wenn es donnert.

E stît wæ de gås äm hôlwäder (er steht wie die Gänse im Hagelwetter).

Emesten iwern gåsdrâk færen.

Bàrbes gôn wæ de gås (barfuß gehen wie die Gänse).

De gås gôn iweràl bàrbes, (die Gänse gehen überall barfuß). Es ist überall so wie bei uns. So auch in Melckenburg-Schwerin nach Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1, 74.

Mät de gåsen äm prozes senj. Im sächsischen Erzgebirge (Göpfert, Die Mundart des Sächs. Erzgebirges) und sonst: mit den Gänsen im Streit liegen. Damit spottet man über spärlichen Bartwuchs.

II.

Die Zigeuner im sächsischen Volksmund.

Schlaue waren und sind sie; weder Fleißige, noch Anstellige, noch Treue, noch Gutmütige, noch Tapfere, sondern sie sind Schlaue, Verschmitzte, ein schlechtes, aller Ordnung und Zucht abholdes Gesindlein. Man hat sie zu belehren und zu bekehren gesucht, aber sie sind vom Glauben wieder abgefallen; man hat sie Handwerke gelehrt, aber sie haben sie nicht getrieben; man hat ihnen Äcker gegeben, aber sie haben sie nicht besäet; man hat sie zu Soldaten gemacht, aber sie sind davon gelaufen.

O. Glaubrecht.

Man spricht jetzt so viel von unbefriedigten Nationalitäten in Cis- und Transleithanien oder Österreich und Ungarn, daß es einem friedliebenden Gemüte gewiß wohlthut, auch einmal von befriedigten Nationalitäten etwas zu hören. Wir wollen dabei nur den Teil des österreichisch-ungarischen Quersackes [1]) im Auge behalten, in dem wir selbst stecken.

In den Ländern der ungarischen Krone zählen wir zu den jetzt befriedigten Nationalitäten:

1. Die Magyaren und zwar sind sie durch den Ausgleich mit Österreich die primo loco Befriedigten, so daß man glauben sollte, sie würden sich nun vollends begnügen. Die Vernünftigern unter ihnen thun es auch; allein die Unvernünftigen hegen wie „die Frau im Essigkrug" noch maßlos hochgehende Wünsche und sollten sie einmal, wie es den Anschein hat, über die Vernünftigern die Oberhand gewinnen, so werden sie am Ende gewiß auch ein ähnliches Ziel wie „die Frau im Essigkrug" erreichen.

---

[1]) Ein Freund verglich die österr. Monarchie nach dem vollzogenen Ausgleich mit einem Quersack, der am Flüßchen Leitha wie Zentralamerika fest zusammengeschnürt worden und von dem neuen Atlas (Beust) so getragen werde, daß die vordere Hälfte (die Erbländer) ihm auf der Brust, die hintere Hälfte (die Länder der ung. Krone) auf dem Rücken hinge. Demnach hätte der neue Atlas sein Antlitz nach Westen, nach Frankreich gekehrt.

Mir fällt dabei ein anderes Bild vom Quersack ein: Man sagt: jeder Mensch trage einen Quersack und zwar so, daß er in der vordern Hälfte seine Tugenden, in der hintern seine Laster habe, da jeder in der erstern sich gerne bespiegele, die letztere aber gerne seinen Augen entziehe. Wollte man dies auf den großen österreichischen Quersack anwenden, so kämen wir schlecht davon, es sei denn, daß wir uns einbildeten, der „gemeinsame Herr Minister" trage eigentlich uns an der Brust und an seinem Busen und die Erbländer auf seinem Rücken.

2. Die Croaten könnten durch den Ausgleich mit Ungarn nun auch zu den befriedigten Nationalitäten gezählt werden. Ob aber ihre Befriedigung eine dauernde sein wird, kann erst die Erfahrung lehren.

3. Endlich gehören noch zu den befriedigten Nationalitäten die Zigeuner und zwar sind sie die höchst befriedigten, weil sie nicht durch einen äußern Ausgleich, sondern durch unsern Herrgott, durch ihre glückliche Naturanlage befriedigt sind.

Andere dürften vielleicht noch die Israeliten und Armenier als befriedigte Nationalitäten bezeichnen. Doch wäre das nicht richtig, denn als urwüchsige Nationalitäten können eigentlich beide nicht mehr gelten, da das charakteristische Merkmal der Natianalität, die besondere Sprache, beiden abgeht, indem ja weder die Israeliten für gewöhnlich hebräisch, noch die Armenier armenisch sprechen, sondern diese Sprachen höchstens als Kultussprachen bei beiden noch in Übung sind, beide aber unter sich einen Hausjargon gebrauchen, der keine, oder nur höchst wenige national-originale Elemente in sich schließt. Die ziemlich zahlreichen Israeliten (428,000) können denn mehr nur als befriedigte Religionssekte angesehen werden und die Hand voll Armenier (10,600 Seelen) sind ja schon längst stolz darauf, Schnurbart und Sporn tragen zu dürfen und nicht mehr etwas besonders zu sein.

Also die Zigeuner sind und bleiben bis jetzt die dritte und letzte befriedigte Nationalität in den Ländern der ungarischen Krone.

O die Glücklichen, wie sind sie zu beneiden, daß, obwohl sie hier 150,000 Seelen, also eine respektable Zahl bilden, keine Furcht vor Vergewaltigung und Vernichtung ihrer Nationalität haben! Auch der Kulturdrang, der in den andern Nationalitäten jetzt so mächtig ist und dem unzufriedenen Sinn immer neue Nahrung bietet, ist ihnen ganz fremd. Denn wer hat je von einem großen Gelehrten unter den Zigeunern, von einem großen Theologen, Juristen, Mediziner, Sprachforscher, Philosophen, von einem großen Feldherrn, Staatsmanne gehört? Die weißen Raben sind gewiß leichter zu finden. Und doch sind die Zigeuner von Natur mit Verstandesgaben wohl versehen; aber die Harmlosigkeit des Gemütslebens ist bei ihnen stärker, als der spekulierende und stete Unruhe erzeugende Verstand; daher kommt es, daß sie ihre irdischen Wünsche, wie sonst nur die weisesten unter den andern Völkern, auf das bescheidenste Maß beschränken.

Hat der Zigeuner zu essen und zu trinken, daß er satt wird und kann er dann das dolce farniente genießen, in der Sonne liegen und

den heitern Himmel anschauen, so ist seiner Wünsche Ziel erreicht: er ist vollkommen glücklich und zufrieden. Auch sind es nicht Leckerbissen, nach denen sein Gaumen verlangt: Schwarzbrod, Paluckes, ranziger Speck und Branntwein genügen ihm vollständig. Ist einer alle sieben Pfingsten einmal so glücklich, statt Branntwein Rosolie (süßgemachten und rotgefärbten Branntwein) zu trinken, so schwimmt er in Seligkeit und preist große Herren und den Kaiser zumal nur darum glücklich, daß sie in der Lage seien, jeden Morgen Rosolie frühstücken zu können. Und wäre ich Kaiser, sagte einer von ihnen, so wäre nach dem Rosolie das Zweite, was ich mir gönnen würde: ich würde auf einer ganzen Fuhre Stroh schlafen, und das Dritte wäre: ich würde das Fett mit dem Löffel essen. Aber Kaiser kann er nicht werden, ein gutes Essen und einen guten Trunk möchte er dennoch von Zeit zu Zeit haben; nur Arbeit soll es nicht kosten. Da greift er denn, wenn Betteln und Stehlen versagen, zu ganz eigentümlichen Mitteln. Er hält gern sechs bis zwölf Prügel aus für einen tüchtigen Schluck Branntwein, für ein Stück ranzigen Speck und das dazu gehörige Brot. Walachische Knechte machten sich Sonntags oft das Vergnügen, für einige Prügel zwei oder drei Zigeuner zu speisen.

Die Kleidung der Zigeuner, namentlich der ärmsten, der Ziegelmacher, sind Lumpen, gerade hinreichend die Blöße zu decken. Die Sommerkleidung ihrer Kinder ist die Adams und Evas vor dem Sündenfall. Es macht sich daher komisch, wenn ein zigeunerisches Familienhaupt bettelnd eine große Zahl seiner also gekleideten Kinder vorführt und dabei zusetzt: Én ruházom, ich kleide sie! Doch sieht man zuweilen solche Zigeunerkinder auch bekleidet und zwar oft bloß mit einem Fetzen von einem Halstuch um den Hals, oder mit den Trümmern eines alten Strohhutes, oben mit einer Feder geschmückt, auf dem Kopfe, vielleicht noch das eigene Kunstwerk einer Pfeife im Mund stolz einhergehen. Ein Maler aus der Schweiz — Namens Guilarmot, wenn wir nicht irren — der vor mehreren Jahren in Siebenbürgen war und hier über ein halbes Jahr verweilte, fand außer an den siebenbürgischen Büffelgestalten, an dieser Originalkleidung der Zigeunerkinder ganz besondere Freude.

Die vornehmern und wohlhabendern Zigeuner schließen sich in der Kleidung großenteils den gemeinen Rumänen und Magyaren an. Die Zigeunerfrauen lieben das Hochrote und überhaupt kreischende Farben.

Die Arbeit liebt der Zigeuner wie der Hund die Peitsche. „Graben mag ich nicht und ich schäme mich nicht zu betteln!“ und was Lessing von der Faulheit singt:

„Faul zu sein sei meine Pflicht, diese Pflicht ermüdet nicht!“

ist das Moralprinzip der Zigeuner. Seinem Hang zum süßen Nichtsthun kommt das Talent für die Musik zu statten. Die volkstümlichen Musikanten mit Geige, Cimbel und Clarinett durch ganz Ungarn und Siebenbürgen sind durchaus Zigeuner — darum sind Musikant und Zigeuner an vielen Orten identische Begriffe — und es gibt manche Naturvirtuosen in dieser Kunst unter ihnen; Lenau hat im „Mischka an der Theiß und an der Marosch“ einen solchen poetisch verherrlicht.

Nach den Künstlern unter den Zigeunern, den Musikanten, welche die erste Stufe der Ehre einnehmen, kommen die Schmiede. Dieses Handwerk treiben die meisten; einige beschäftigen sich auch mit Flickschusterei, die Frauen mit Weißmachen (Häusertünchen); in den Landgemeinden leisten viele auch den kinderarmen sächsischen Familien Hilfe bei den Feldarbeiten im Sommer, wofür sie dann Jahr aus Jahr ein ihrem Wirten im Brotkorb liegen.

Die sogenannten wandernden Zigeuner sind in gröbern Holzarbeiten nicht ungeschickt; Löffel, Spindeln, Quirl, Tröge, Körbe sind die Hauptfabrikate.

Das Geschäft der Abdecker und Henker versehen in den Ländern der ungarischen Krone meist die Zigeuner ohne Konkurrenz von Seite der andern Nationalitäten.

Die Wahrsagerei in Verbindung mit Diebstahl treiben ältere Zigeunerweiber mit Geschick und übertölpeln durch ihre Pfiffigkeit und Schelmerei manche gutmütige und einfältige Gans, die sich sonst weit vornehmer und gescheiter dünkt.

Im Pferdediebstahl werden die Zigeuner, obwohl sie das Ding auch verstehen, doch von einem andern Volke übertroffen; als Roßtäuscher stehen sie, die Schlauen, obenan.

Die Zank- und Streitsucht ist auch dem angesiedelten, halbzivilisierten Zigeuner in hohem Grade eigen; der Lärm und das Toben und die Gestikulationen ihrer Weiber sind berühmt. Unter einander streiten sie oft thätlich und schlagen sich blutig; mit Leuten anderer Volksstämme lassen sie es meist beim Schimpfen, das sie aus dem Grunde verstehen, indem sie im Faustkampfe zu unterliegen fürchten. Charakteristisch für die Furcht der Zigeuner ist die rasche Nachgiebigkeit; sie biegen und

schmiegen sich in der Gefahr, nehmen aber sofort eine kühne und trotzige Geberde an, wenn die Gefahr vorüber ist.

Die Scheu der Zigeuner vor dem Militärdienste ist bezeichnend; schon manche haben sich in früherer Zeit die Hände verstümmelt und die schönen Vorderzähne ausgerissen, oder sich sonst eine Körperverletzung zugefügt, nur um als ungeeignet befunden zu werden. Nun aber rettet sie ihre grausame List nicht mehr; sind sie nur sonst fest und stark, so werden sie als Fuhrweser eingereiht.

Was aber die Zigeuner vor allem in sächsischer und walachischer Volkspoesie zu der scharf gezeichneten lustigen Gestalt erhoben, zum „Bruder Lustig“ und zum „Hans im Glück“ gemacht hat, ist ihre unverwüstliche Heiterkeit, ihr Hinleben ohne Kummer und Sorge um die großen Weltfragen. Sie ringen und kämpfen nicht für ihre Nationalität, für ihre Sprache, für die äußerlich angenommene Religion, ja nicht einmal für die ihnen zukommenden allgemeinen Menschenrechte; sie sind unsers Herrgotts zufriedenste Kostgänger auf Erden.

Die Zigeuner lernen die Landessprachen mit großer Leichtigkeit; manche sprechen die sächsische Mundart, dann hochdeutsch, magyarisch und rumänisch ganz fertig, wenn auch zuweilen nach eigener Grammatik und Flexion; aber auch die ureigene Sprache hegen und pflegen sie am häuslichen Herd und unter einander mit treuer Liebe, trotz der Nichtachtung oder Verachtung, welche dieser Sprache von den andern Nationalitäten zu teil wird; denn wer lernt von den andern Volksgenossen zigeunerisch, außer etwa der Kuriosität wegen einige Brocken. Und doch ist ja das Zigeunerische die Urgroßtante oder das Urgeschwisterkind der meisten europäischen Sprachen, nämlich der sogenannten indogermanischen; sie ist der einzige indoasiatische Ableger in Europa. Es ist eigentlich merkwürdig, wie noch kein in Ungarn oder Siebenbürgen lebender deutscher Gelehrter die Gelegenheit benützt hat, Zigeunerisch aus dem Fundament hier an der Quelle zu studieren und was Pott und andere deutsche Gelehrte fern von den Zigeunern mit mühsamem Fleiße über diese erforscht, mit leichter Mühe weiter zu führen und etwaige Irrtümer zu berichtigen.

Der Konkurrenz belgischer Maler, welche uns bevorsteht, suchen die wackern Zeichenlehrer an unsern evang.-deutschen Gymnasien mit rühmlichem Eifer zuvorzukommen, indem sie anfangen, schöne Landschaftsbilder in Photographien und Gemälden zu liefern. Möchten unsere Philologen sich doch auch beeilen, der Konkurrenz der deutschen Gelehrsamkeit zu begegnen und die noch so interessante Nationalität der Zigeuner ins

Auge zu fassen, dieselbe nach Sprache, Sitte, Lebensweise und Glauben genau zu erforschen und getreu zu schildern. Die Ausbeute ist jetzt noch um so lohnender, je weniger dieser Boden bisher von der gelehrten heimischen Forschung betreten worden und überall gleichsam herrlicher Urwald einem entgegenlacht.

Was wir in den folgenden Erzählungen und Schilderungen über Zigeunerwesen, Zigeunersitten und Zigeunerglauben mitteilen, ist nur weniges von dem allgemein Bekannten; doch dürfte es vielleicht zur Anregung nicht unwillkommen sein.

1. Frühlingsboten.

Wenn die ersten warmen Strahlen der Sonne nach Verfluß des strengen Winters irgend ein schönes Plätzchen der Stadt oder des Dorfes, wo Zigeuner angesiedelt sind, trocken gelegt haben und die Sonne milde scheint, so wird dasselbe alsbald von Zigeunern in Besitz genommen. Bevor noch irgend ein Wurm oder Käfer es wagt, aus der Erde herauszukriechen, verläßt in seine Lumpen gehüllt der Zigeuner seine Hütte und verkündet so zuerst das Herannahen des Frühlings und der schönen Jahreszeit, die er mit Sehnsucht erwartet; denn der Winter, insbesondere der Februar (spirkel) mit seinem häufigen kalten Wind ist dem Zigeuner verhaßt. „Lieber drei Sommer, als einen Winter“, ist sein Spruch.

2. Das Zigeunerfeld.

Die Zigeuner hatten einmal auch ein eigenes Dorf und Grundeigentum, bauten das Feld und säeten Korn. Als aber einmal die grüne Saat vom Wind bewegt wurde, daß sie Wellen schlug, fürchteten sie, das Korn werde ihnen weglaufen. Da gingen sie hin und schnitten die junge Saat. Natürlich trug ihnen der Acker nun nichts als Stoppeln und Disteln. Darüber wurden sie ärgerlich, gingen hin und verkauften ihren Acker und so kommt es, daß seit der Zeit die Zigeuner weiter keinen Grund und Boden haben und daß sie bloß am Ende der Ortschaften sich angesiedelt finden, wo sie nur geduldet werden. (Vergl. Müllers Sagen N. 232.)

3. Die Zigeunerkirche.

Auch eine eigene Kirche hatten vor Zeiten die Zigeuner und zwar aus Mörtel, Kalk und Steinen erbaut; die Walachen aber hatten damals eine Kirche aus Käse, deren Thüren Speckseiten, deren Dachsparren

Bratwürste und deren Dach Pfannkuchen (Kletiten, plecinta) waren. Die Zigeuner nun gelüstete sehr nach dieser Kirche und so trugen sie den Walachen einen Tausch an. Diese gingen ihn gerne ein. In kurzer Zeit aber aßen die Zigeuner ihre Kirche ganz auf und seit der Zeit gibt es in der Welt keine Zigeunerkirche mehr. Gehen sie noch zuweilen in die Kirche, so gehen sie am liebsten in die walachische, indem sie an dieselbe noch Eigentumsrechte zu haben meinen. (Vergl. Müllers Sagen Nr. 231.)

4. Wie sich ein Zigeuner den Kaiser vorstellte.

Als einmal der Kaiser Siebenbürgen bereiste, trug ein Zigeuner großes Verlangen denselben zu sehen und er wartete deshalb einen halben Tag lang auf der Landstraße, auf welcher der Kaiser kommen sollte. Als nun derselbe mit großem Gefolge herankam und der Zigeuner ihn sah, rief er in gebrochenem Sächsisch: na buc! äs nor wæ ånder mänsch, net toppelt adler!

Bekannt ist eine andere Äußerung, die aber nicht nur Zigeunern, sondern auch „Jobagyen“ der früheren Zeit in den Mund gelegt wird. Als man ihnen sagte: „der Kaiser kommt!“ sprachen sie. „Der kann kommen, nur der szolgabiró soll nicht kommen!“ — und blieben ruhig bei ihrer Feldarbeit.

5. Das höchste Gut des Zigeuners.

„Kinder sind der größte Reichtum“ hat bei vielen Menschen volle Geltung; doch der Zigeuner, — wenn er die Kinder auch nicht immer für eine Last und ein Übel hält — kennt noch ein höheres Gut: sein Schwein, dem er eine viel größere Aufmerksamkeit und Liebe widmet als seinen Kindern. Bekannt ist die Antwort eines Zigeuners auf die Frage, welches Geflügel ihm am besten gefalle? „Das Schwein, wenn es Flügel hätte.“ Stirbt ihm eines seiner vielen Kinder — die gibt ihm Gott, meint er, umsonst, aber das Schwein muß er kaufen — so tröstet er sich leicht, zumal er darin einen gerechten Grund findet zur Bettelei, da ihm mitleidige Menschen oft die Mittel zu dessen Beerdigung und noch mehr beisteuern müssen; aber der Tod seines Lieblings, des Schweines, schmerzt ihn tief, denn das ist für ihn reiner Schaden, da er das Mitleid der Menschen bei solchem Trauerfall nicht wachrufen kann. Eine Zigeunerin ging einmal wild heulend und laut wehklagend durch alle Gassen eines Dorfes; als die Leute herauskamen und sie teilnehmend

fragten, was ihr fehle, ob ihr ein Kind gestorben, rief sie: „Ach nein, das hat der Teufel nicht geholt, sondern ach, ach mein Schwein, mein liebes schönes Schwein, unter Brüdern zwanzig Gulden wert.“

6. Der Zigeuner und sein Schwein.

Die ersten Schneeflocken fielen und kündigten den nahen Winter an. Der Zigeuner setzte sich auf ein Bündel Holz, das er eben aus dem Walde gebracht und schaute wohlgefällig auf den Stolz seines Hauses, das feiste Schwein, das Wurst und Fleisch und Speck für den langen Winter liefern sollte. Aber wehmütig ruhte auch sein Blick auf dem aus Zaunruten geflochtenen Kukurutzkorb, der einst voll, nun aber ganz leer war.

„Hârzet menjet schwentchen!“ rief er elegisch gestimmt aus, „de kukuruz hôste mer frêsen, mät wàt sål ech dech nea frêsen?“ (Herziges Schweinchen mein! den Kukurutz hast du mir gefressen, womit soll ich dich nun fressen?) — Denn das Brot des Zigeuners ist der Palukes (Brei aus Maismehl) und seine größte Seligkeit besteht darin, mit Palukes in Fett zu tunken und ein Schweinsrippchen mit Kampest (gesäuertem Kraute) zu essen. Dafür könnte er fast den Glauben lassen.

7. Zigeunerheldentum.

Der Zigeuner ist feige von Natur, aber ein Maulheld, der seines gleichen sucht. Vor der Gewalt und in Gefahr duckt und beugt er sich, ist er aber weit vom Schuß, dann lärmt und poltert und droht er. Charakteristisch ist die Äußerung eines Zigeuners, der, als er hart hergenommen wurde, jammerte und fußfällig um Schonung bat, dann aber, als er entlassen eine Strecke gelaufen war, halt machte und drohend rief: „Warte, ich würde dir geben, wenn ich mich nicht fürchtete!“

8. Na, äs der härr fôter uch en Zegun?

In den Landgemeinden sind die Zigeuner hauptsächlich Schmiede und Musikanten; aber außerdem treiben einige daselbst auch die Flickschusterei. Nun kommt es schon seit älterer Zeit vor und ist seit dem Jahre 1848 viel häufiger geworden, daß Abfälle des städtischen Gewerbtums auf das Land ziehen, dort ihr Handwerk treiben, oder Schankwirte, Burghüter u. dgl. werden. Manche dieser Burghütter sind öfter auch Schuster. Die Frage an solche, die ihre städtische noblere Kleidung

meist beibehalten: na, äs der här fôter uch en Zegun? von naiven Landleuten oder Zigeunern gestellt, kann darum ganz harmlos gemeint sein und nur so viel heißen: nun ist der Herr Vater auch Schuster? Sie kann aber von Seite pfiffiger Zigeuner auch Spott und Rache dafür sein, daß ihnen in ihrem Erwerbszweig unliebsame Konkurrenz gemacht wird.

9. Ein Zigeuner Cicero.

Vor mehreren Jahren gab es in einer sächsischen Stadt einen Zigeuner, der, wenn er eine kleine Gabe, insbesondere ein Glas Schnaps, erhielt, sogleich im Stande war, eine Rede aus dem Stegreif zu halten und zwar über jeden Gegenstand, den man ihm bezeichnete und in jeder Weise, ernst oder spaßhaft, wie man es wünschte. Berühmt war bei ihm eine stehende Lob- und Spottrede auf die „Herren", ebenso eine allgemeine Leichenrede und eine Leichenrede auf einen Geizhalz, eine Spottrede auf eine böse Frau. Schulkinder und Gassenjungen machten sich oft das Vergnügen, den berühmten Redner, wenn sie ihn irgendwo in den Straßen antrafen, zu hören. Ein Stück Brot, Semmel, ein Kreuzer entfesselte seinen Mund: er stellte sich sogleich auf eine Erhöhung, auf einen Stein oder Holzbock und der Strom seiner Beredsamkeit floß nun ungehemmt und oft so gewaltig, daß Volkshaufen ringsum sich sammelten, lachten und sich an dem drolligen Wesen des Redners ergötzten, — daß Polizeidiener den Redner manchmal unterbrachen und ob des Inhaltes seiner Reden an einen ihm wohlbekannten und vertrauten dunkeln Ort abführten, wo er dann Zeit hatte, auf neue Reden zu sinnen.

10. Zbing.

Ein Zigeuner trat abends in ein Haus mit der Absicht, etwas wegzutragen, was nicht von selbst mitgehen wollte und fragte, ob altes Eisen zu verkaufen wäre. Die Wirtin, welche allein war, fürchtete, daß, während sie draußen Eisen suche, der Zigeuner im Zimmer etwas in seinen Schnappsack stecken könne und sagte darum, sie dürfte keines verkaufen; denn käme ihr Mann zufällig nach Hause, so würde es für sie und den Zigeuner Prügel setzen. „O", sprach der Zigeuner, „fürchte dich nicht; kommt dein Mann nach Hause, so springe ich schnell unter den Tisch und merkt er etwas Schwarzes unter dem Tisch und fragt darnach, so sage nur: es sei ein alter Kessel!" Kaum hatte der Zigeuner ausgesprochen, trat auch der Mann von draußen ins Zimmer. Er hatte

die ganze Unterredung gehört. „Mich hungert!“ rief der Mann zu seiner Frau, „mache, daß das Essen bald auf den Tisch kommt! Was ist aber unter dem Tisch so Schwarzes?“ „Ach, es ist ja ein alter Kessel!“ sprach die Frau lächelnd und zwinkerte mit den Augen. Da setzte sich der Mann an den Tisch und stieß absichtlich an den Zigeuner. Um der aufgenommenen Rolle treu zu bleiben, rief dieser: „zbing!“ als klinge der Kessel. „Schön klingt dieser Kessel!“ sprach der Mann; „doch muß ich jetzt mit einem dicken Stocke versuchen!“ Als der Zigeuner vom Stocke hörte, sprang er hervor und husch war er zur Thüre hinaus.

11. Ein Rettig als Schutz gegen den Wind.

Ein Zigeuner wollte aus einem Garten Rettig stehlen. Eben war er daran, einen aus der Erde zu ziehen, als er unvermerkt vom Eigentümer gepackt wurde. „Kerl, du willst stehlen!“ „Ach nein, Herr, denke nicht so schlecht von mir; ich wollte mich ja nur an dem Rettig halten, daß der Wind mich nicht fortblase“.

12. Wie kann man sich selbst auf die Stirne beißen?

Ein Zigeuner wollte eine Speckseite aus einer Kammer stehlen. Bevor er dieselbe aber gehörig gefaßt hatte, fiel sie vom Balken, an dem sie hing, und das Zahnstück (der zanjderlenk) ritzte dem Zigeuner die Stirne. Der Fall des Specks machte aber solches Gepolter, daß der Zigeuner aus Furcht ertappt zu werden, sogleich Reißaus nahm. Seine Hast und Angst verriet seine schlechte Absicht, so daß er gefaßt und bald ins Verhör genommen wurde. Er aber leugnete dreist die beabsichtigte That. Als man ihn nun fragte, wie er die frische Wunde an der Stirne erhalten habe, meinte er, er habe sich selbst gebissen. „Aber das ist ja nicht möglich; wie hast du es denn gemacht?“ „Nun Herr, ich stellte mich auf einen Stuhl!“

13. Der kranke Zigeunerknabe.

Der Himmel erscheint dem Zigeuner als ein Baum mit goldenen Äpfeln. Als ein Zigeunerknabe einmal schwer krank lag, sprach er zu seinem Vater: „Vater, koche mir einen Stern vom Himmel, daß ich ihn esse, dann werde ich gesund!“ „Ach, mein Sohn“, sprach der Alte, „der Himmelsbaum ist gar hoch, ich kann keinen langen, aber bete du nur, unser Herrgott solle dich so lange krank sein lassen, bis der Himmel verfault und umfällt, dann koche ich dir zwei!“

14. Wie der Zigeuner einen Kürbis ausbrütet und warum er Pferde stiehlt und steinreich ist.

Ein Zigeuner kam einst auf einen Jahrmarkt und sah hier zum erstenmale große Kürbisse. „Wai de minje!“ rief er verwundert und machte große Augen, „was sind denn das?“ Der Verkäufer, ein Schalk, sah gleich, mit wem er es zu thun habe und sprach mit ganz ernster Miene: „Fülleneier!“ „Wai domnule!“ Jetzt begreife ich Dummkopf, warum die jungen Füllen meist so rot sind, nun von den roten Eiern, von was denn sonst“, rief er freudesprühend und der Mund wässerte ihm nach dieser Seltenheit. Er bat den Mann, er solle ihm doch auch eines verkaufen, daß er ein Pferd bekomme. „Ja, das kannst du nicht bezahlen, das ist für dich zu teuer“, sprach der Verkäufer, setzte aber sofort hinzu: „freilich, wenn du ein Ei kaufteſt und brüteſt das aus, so würdest du ein steinreicher Mann werden; denn das Füllen würde wieder Füllen bekommen und diese wieder und alle diese Füllen verkaufst du um teures Geld.“ „Was verlangst du denn dafür?“ sprach der Zigeuner mit Eifer. „Einhundert Gulden und davon lasse ich keinen Kreuzer nach, und eines gebe ich nur gerade dir, weil du es bist; du darfst aber niemandem von unserm Handel etwas sagen; nur schnell, bedenke dich, ehe jemand kommt!“ „Topp!“ schlug der Zigeuner dem Verkäufer in die Hand. „Es ist zwar viel Geld, allein das Füllen wird es ja zurückbringen. Aber wie soll ich das Ei denn ausbrüten?“ Der Schalk sprach: „du gehst ganz allein auf einen einsamen Berg, wo dich niemand sieht; hier legst du das Ei auf die Spitze nieder und sitzest darauf so lange ohne dich auch nur einen Augenblick zu rühren, — denn sonst ist alle Mühe umsonst, — bis das Füllen herausspringt“. Der Zigeuner zählte sogleich die hundert Gulden auf, nahm ein vermeintliches Füllenei, versteckte es auf die Mahnung des Verkäufers, damit niemand etwas merke und lief überglücklich davon und straks auf einen einsamen Berg, den er wohl kannte, setzte sich hier sogleich auf den Kürbis und brütete. Zwei Tage lang hielt er aus ohne sich zu rühren, denn Mundvorrat hatte er sich mitgenommen; am dritten Tage aber sprang er auf und etwas seitwärts, um etwas zu verrichten, was man nicht sagen darf; sofort rollte der Kürbis bergab in ein Gesträuch und husch! rannte ein aufgestöberter Hase aus diesem heraus. Der Zigeuner meinte, das sei das Füllen, das eben aus dem Ei herausgesprungen und lief dem Hasen nach. „Mutschi, Mutschi!“ rief er seinem Füllen, dann pfiff er, wie man Pferden pfeift und rief wieder: „Mutschi, Mutschi,

komm her, ich bin dein Vater!“ Doch der Hase kehrte nicht um und war bald über alle Berge. „O weh, o weh! mein Pferd, mein Pferd, warum bist du mir fortgelaufen, du kostest mich ja hundert Gulden!“ so rief er untröstlich einmal über das andere; doch war alles umsonst.

Darum aber glaubt bis zum heutigen Tage der Zigeuner, wenn er irgendwo im Gebüsch ein Pferd sieht, es sei sein Füllen, das er ausgebrütet habe und eignet sich es, kann er es nur irgendwie erhaschen, zu, schwingt sich darauf und sprengt — hast ihn nicht gesehen! — davon und kein Mensch kann ehrlicher Weise sagen, er habe es gestohlen; es kostet ihn ja seine hundert Gulden und — steinreich ist der Zigeuner noch immer.

Wenn aber einmal ein Zigeuner diese Geschichte lesen sollte, — im Nösnergelände lehren die Sachsen auch die Zigeunerkinder lesen, — dann mags ihm und seinen Volksgenossen zum Trost dienen, daß ein berühmter deutscher Mann, Gustav Freytag, in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit von Wasungen etwas Ähnliches erzählt: „dieser Ort (Wasungen) galt bei Ohrenbläsern für das Schilda oder Schöppenstadt Meiningens und im Lande rollte eine lügenhafte Geschichte von seinen Ratsherrn und einem großen Kürbis umher, der Rat sollte den Kürbis verkannt und als ein Pferdeei betrachtet haben, welches zum Wohl der Stadt durch vereinte Kraft der Ratsherren auszubrüten sei“.

15. Die Zeltzigeuner erbitten sich von unserem Herrgott zwei Sommer auf einen Winter.

Die Korterar oder Zeltzigeuner beklagten sich einst bei unserem Herrgott, daß sie gegen andere Menschen von ihm so schlecht bedacht worden, da sie nicht einmal warme Häuser hätten, um vor Wind und Kälte geschützt zu sein; sie baten ihn, er möge ihnen doch wenigstens zwei Sommer auf einen Winter geben. Unser Herrgott sagte ihnen gnädig die Erfüllung ihrer Bitte zu, doch müsse eine Ordnung sein: jetzt sei Sommer, dann folge der Winter, hernach solle gleich wieder der Sommer kommen.

Gerührt dankten sie unserem Herrgott und so freuen sie sich noch heute, daß sie auf einen Winter zwei Sommer haben.

16. Wie der Zigeuner dem Winter, dem Sommer und dem Winde begegnet.

Ein Zigeuner ging munter seiner Wege und pfiff lustig vor sich hin, denn er hatte sein Schwein auf dem Markttag gut verkauft. Da

begegnete ihm der Winter, der Sommer und der Wind. „Einem von euch“, rief er laut, „einen glückseligen guten Tag! — den zwei andern aber **nicht**“. Alsbald fingen die drei Wanderer an zu streiten, welchem von ihnen der „gute Tag“ des Zigeuners möchte gegolten haben. „Offenbar mir“, sagte der Winter, „denn vor mir hat er einen heillosen Respekt und ihr kennt ja des Pharaoners Sprichwort: lieber halte ich drei Sommer als einen Winter aus. Es ist gut, wenn man sich bei diesem Gesindel in gehörigem Respekt erhält“. „Die Furcht allein erzwingt keine Achtung“, sagte der Sommer, „mir gilt der gute Tag des Zigeuners; ich bin sein größter Wohlthäter; die Strahlen meiner Sonne durchwärmen sein luftiges Haus und ersetzen seinen Kindern die mangelnde Kleidung“. „Ihr irret beide“, rief siegesgewiß der Wind: „des Zigeuners guter Tag hat mir gegolten“.

Den Streit zu schlichten, wurden die drei Wanderer eins, den Zigeuner zurückzurufen und ihn zu fragen, welchem von den dreien er den guten Tag gewünscht habe.

„Nicht wahr“, begann der Winter, mich hast du so schön gegrüßt?“ — „Beileibe nicht“, sprach der Zigeuner, „du bist mir ein viel zu grober Herr und dazu mein ausgesprochener Feind“. „Warte nur“, sagte der Winter, „nach wenigen Wochen beginnt meine Herrschaft auf der Erde wieder und ich will dir und deiner Brut das Blut in den Adern erstarren machen!“ „Nur zu“, sprach der Zigeuner, „deine trockene Kälte fürchte ich nicht; es soll nur von deinen zwei Begleitern nicht einer mit dir in den Bund treten“.

„Sagte ichs nicht“, rief frohlockend der Sommer, „die Furcht macht keine Freunde; nicht wahr, Zigeuner, du grüßtest mich vorhin so schön?“ „Ach nein, lieber guter Sommer“, sprach der Zigeuner, „ich bin dir wohl zu großem Dank verpflichtet; du bist ja mein bester Freund; aber es ist Einer unter euch dreien, der mir Freund und Feind zugleich sein kann, dem hat mein Gruß gegolten“.

„Merkt ihrs nun“, rief triumphierend der Wind, „daß der Zigeuner mich gegrüßt hat?“

„Ja, Herr Wind“, spricht der Zigeuner, „du bist es, den ich so schön grüßte; denn du bist mir Freund und Feind in einer Person. Kommt der rauhe Winter allein, so fürchte ich seine Kälte nicht; tritt er aber mit dir in den unheilvollen Bund und wirfst mir Regen und Schnee durch die Spalten meiner Hütte, schlägt er mir den Rauch in die Kaliba zurück, daß ich mit Weib und Kind fast ersticken

muß, wie der Fuchs, den der Jäger in seinem Bau zu Tode räuchert, fährt mir die nasse Kälte des Winters mit deiner Hülfe auf Schritt und Tritt durch die zerfetzte Kleidung und durchdringt mir Leib und Seele, dann bin ich ein verlorner Mensch! Der gute Freund Sommer aber will mir manchmal all zu wohl! Seine heiße Sonne brennt mich zuweilen ganz unerträglich auf den nackten Leib, so daß ich, wenn ich fetter wäre und auch so gut lebte, wie die großen Herren, zerschmelzen müßte, aber dann kommst du, Freund Wind, und fächelst dem armen Dodo sanfte Kühlung zu und mir wird so wohl ums Herz, daß ich das Fett mit dem Löffel essen möchte, — wenn ichs hätte."

„Nichts für ungut!" schloß der Zigeuner, sich vor den drei Herren zum Abschied verbeugend, „bleibe mein wohlwollender Freund und Gönner, Herr Sommer; tobe du nur immer zu, grausamer Winter! Wenn nur der Domnu Wuntu (der Herr Wind) immer mein Freund und nie mein Feind ist, dann möget ihr euch unter einander wie ihr wollt ums Regiment auf Erden raufen oder wie heute zum Scheine friedlich mit einander spazieren gehen; immer aber, wenn ich euch zu dreien begegne, soll mein guter Tag dem Wind gelten, der mir Freund und Feind in einer Person sein kann".

Fronius hat das Märchen aus dem Munde seines sächsischen Knechtes zuerst im vorigen Jahrgang unseres siebenbürgischen Korrespondenzblattes erzählt. Er wird uns die Entlehnung um so leichter zu gute halten, als wir in Schotts walachischen Märchen (Nr. 38) eine hübsche Variante nachzuweisen vermögen. An der Stelle des Winters steht im walachischen Märchen der Mond. Ob der sächsische Knecht oder Schotts Berichterstatter recht hat, wollen wir nicht entscheiden, uns gefällt der Winter besser als der Mond. Beide sind, so scheint es ziemlich junge Gestalten im Märchen. In der äsopischen, im Mittelalter oft, so z. B. von Romulus, Avianus, vom Anonymus Noveleti, nach Avian von Boner u. A. bearbeiteten Fabel sind es nur der Nordwind und die Sonne, die miteinander streiten und den wandernden Mann zum Schiedsrichter machen. F. L. W. Schwartz hat im 2. Bande seines Buches über die poetischen Naturanschauungen auf S. 80 das Märchen als Beleg für den Satz verwertet, daß der Naturmensch zunächst nur verehre, was ihm als Macht gegenüber tritt. Er sieht darin ein wertvolles Zeugnis für die Richtigkeit seiner Ansichten über die Anfänge der Mythenbildung. Dabei ist selbst ihm, dem bücherkundigen Gelehrten, die Quelle unseres Märchens, die äsopische Fabel, unbekannt geblieben.

17. Die Verteilung der Welt nach der Offenbarungstheologie der Zigeuner.

Als unser Herrgott die Güter dieser Welt an die Menschen verteilte, beschloß er jedem dasjenige zu geben, was er sich eben wünschen würde.

Es kam nun zuerst der Dom (Herr) mit dem ehrerbietigen Gruße: „Se däe dumneseu bine“ (es gebe Gott Gutes) zu unserm Herrgott.

„A ta parte se fie“ (dein Teil soll es sein), antwortete ihm Gott und der Dom ging mit seinem Teil, dem Bine (dem Guten), heim.

Hierauf kam der Ungur (Ungar) mit demselben Gruß zu unserm Herrgott: „Se däe dumneseu bine“. „Bine i date“ (das Gute ist vergeben), erwiderte unser Herrgott.

„Csinas lukru“ (hübsche Arbeit), meinte darauf der Ungur.

„A ta parte se fie“, sagte unser Hergott und der Ungur ging mit seinem Teil, dem csinasigen (dem Hübschen) heim.

Auf diesen folgte der Szász (Sachse). „Se däe dumneseu bine“. „Bine i date“, erwiderte unser Herrgott. Darauf der Szász: „csinas lukru“. „Ä, da si alla i date“, (auch das ist vergeben), sagte unser Herrgott. „Mare lukru“ (große Arbeit), rief darauf der Szász. „A ta parte se fie“, sagte unser Herrgott und der Szász nahm seinen Teil, die mare lukru (die schwere Arbeit).

Es kam der Rumun. „Se däe dumneseu bine!“ „Ä, da bine i date“, antwortet unser Herrgott. „Csinas lukru“, ruft darauf der Rumun. „Si alla i date“, antwortete ihm unser Herrgott. „Mare lukru“, sagte darauf der Rumun. „Si alla i date“, erwiderte unser Hergott. (Jetzt folgt etwas, wo die Feder versagt, wie so oft, wenn der Rumäne flucht). Der Rumun stößt einen langen Pfiff aus, wie man es vor Verwunderung zu thun pflegt. „No“, sagte unser Herrgott: „alla se fie a ta parte“ (das soll dein Teil sein), und der Rumun hatte das Nachsehen.

Zuletzt kommt der Zigan. „Se däe dumneseu bine“. „Bine i date moi“, erwiderte unser Hergott. „Csinas lukru“, sagte darauf der Zigeuner. „Si alla i date“, antwortet unser Herrgott. „Mare lukru“, bittet der Zigeuner. „Da si alla i date“, erwiderte unser Herrgott. Nun stößt der Zigeuner den Verwunderungspfiff des Rumun aus. „Da si alla i dat, moi“, sagte unser Herrgott. „Wai de minje“, (weh mir), ruft ganz erschrocken der Zigeuner. „No, alla se

sie a ta parte“, spricht unser Herrgott. So ist denn dem Zigan das Wai zu Teil geworden.

Das hat uns ein Lechnitzer Zigeuner erzählt, der aus einer vorwiegend rumänischen Gegend des Sajothales stammt.

18. Wie unser Herrgott dem Sachsen, dem Walachen und dem Zigeuner das Land zuteilt.

Der Sachs arbeitete im Schweiße seines Angesichtes hoch oben in seinem Weinberg; der Walach hütete unten im Thal die Schafe und der Zigeuner hielt mit Erlaubnis des Sachsen Nachernte im abgelesenen Weingarten.

Da rief plötzlich von einem hohen Berge herab unser Herrgott allen dreien mit lauter Stimme zu: „Kommt, so schnell ihr laufen könnt, ich will euch das Land zuteilen; wer zuerst hier ist, bekommt den besten Teil, der Letzte den schwächsten. Der Sachs ließ sich das nicht zweimal sagen; schnell schlappte er den rechten Stiefel an, steckte den Schnitzer (die Hippe) in die Stiefelröhre, nahm den linken Stiefel in die eine, den breiten Hut in die andere Hand und lief, was er laufen konnte, bergan. Alsbald war er bei unserm Herrgott, sagte ihm einen glückseligen guten Tag, bat um Vergebung, daß er auf den gnädigen Befehl sogleich gekommen sei und fragte, ob er etwas helfen oder ausrichten könnte.

„Ach nein, Freund Michel“, sprach unser Hergott, „ich bedarf heute Eurer nicht: ich will Euch im Gegenteil selbst einen Gefallen thun; das Land ist hier herum noch herrenlos und ich möchte es dem Sachsen, dem Walachen und dem Zigeuner zuteilen; dort aber, wo die Sonne aufgeht, hat sich der Szekler, dort unten, wo sie untergeht, der Ungar sein Teil genommen. Weil du nun der Erste gewesen, der meinem Ruf gehorcht hat, so soll alles Land, was in der Ebene und an den Berglehnen liegt, es sei Wiese oder Acker, für ewige Zeiten dir gehören; baue es im Schweiße deines Angesichts und gib davon Gott was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist“. Der Sachse verbeugte sich tief vor unserm Herrgott und nahm das reiche Geschenk dankbar an.

Unterdessen hatte sich unten im Thal endlich auch der Walach gewerbest (die Bundschuhe angelegt) und trat den Weg zur Höhe an. Schweißtriefend oben angelangt, warf er vor Freuden die Ketschule (Pelzmütze) und den Motschuke (Hirtenstock) in die Höhe und schrie unserm Herrgott vor Freude laut ins Angesicht: Ju, ju, juuuh!

Als sich unser Herrgott von diesem seltsamen Gruß einigermaßen erholt hatte, sprach er zum Walachen: „weil du so spät gekommen, kann ich dir von dem verfügbaren Land nur zuteilen, was noch übrig geblieben ist. Was dort oben an den Anwenden, unter dem Busch und im Gerütt noch übrig ist, soll dir gehören. Mache es urbar und sieh zu, wie du davon lebst“. Mißvergnügt kraute sich der Mann in den Haaren und nahm Abschied von unserm Herrgott, da er einsah, daß dieser nicht weiter mit sich wollte handeln lassen.

Während unser Herrgott dem Sachsen und dem Walachen ihr Teil gab, war der Zigeuner hurtig nach Hause gelaufen. Die Zigeuner waren nämlich damals wohlhabende Leute, hatten daheim was sie brauchten und gingen gut gekleidet unter die Leute. Freilich neigten sie schon zu jener Zeit stark zum Betrug. Auch unser Zigeuner gedachte Gott den Herrn schlau zu hintergehen. Denn er war darum erst nach Hause gelaufen, um seine guten Kleider abzulegen und hatte sich in Fetzen gekleidet, das Mitleid Gottes zu erwecken. So, dachte er, werde er mehr bekommen als der Sachs und der Walach. Aber er hatte sich getäuscht. Unser Herrgott durchschaute ihn und gab ihm auf sein Geklage und Gejammer zur Antwort: „schon weil du meinem Rufe so spät gehorcht hast, ist für dich von dem zu verteilenden Land durch deine eigene Schuld nichts übrig geblieben; da du mich nun obendrein noch betrügen willst, so sollst du dein Leben lang in Fetzen und Lumpen gekleidet herumgehen, wie du heute vor mir erschienen bist“.

So ist es gekommen, daß der Sachse das beste Land, der Walach sein Land bloß an den Anwenden und unter dem Wald, der Zigeuner aber gar kein Land bekam. Und weil der Zigeuner demnach auch keinen Pflug braucht, so sagt er vom Hammer und Ambos, mit denen er arbeitet, von Geige und Klarinett, mit denen er dir zum Tanze aufspielt und von seinem losen Maul, mit dem er dich betrügt: „esta plugu meu“, das heißt: dies ist mein Pflug.

19. Wie der Zigeuner unserm Herrgott den großen Kessel geflickt hat.

Unserm Hergott hatte sein größter Kessel, in dem er für die Kaiser und Könige und deren Hausgesinde die Speisen kochte, ein Loch gewonnen. Er wußte in seinem Leide nicht, wie er sich helfen sollte, denn der nächste Kupferschmied wohnte sehr weit. Die Großen der Erde aber harrten der gewohnten Speise und es war bald Mittagszeit. „Habe keine Sorge, Herr“, sagte der Zigeuner zu unserm Herrgott, als er von seiner Not

gehört hatte, „schaffe mir nur ein Stücklein Kupfer wie ein alter Zwölfer so groß und es soll dir alsbald geholfen sein". „Nichts leichter als das", sagte unser Herrgott, „geh flugs hinüber an jenen Berg und grabe unter dem grauen Felsstück da ein Loch in die Erde, alsbald wirst du Kupfer genug haben".

Der Zigeuner that, wie ihm unser Herrgott befohlen hatte. Alsbald stieß er auf eine Masse gelben Metalls, das nicht so hart, aber weit dehnbarer war als Kupfer; mit diesem Metall flickte er den Kessel tadellos, daß kein Tröpflein durchrinnen konnte.

Als der Zigeuner unserm Herrgott den großen Kessel eingehändigt hatte, forderte er den bedungenen Lohn und freute sich schon zu erfahren, ob das Palukesmehl und die Rintschesala (was von der obern Seite des Speckes als verdorben abgeschnitten wird) im Himmel auch so aussehe wie auf der Erde. Unser Herrgott aber wollte den Zigeuner für seine Kunst königlich belohnen und sagte: „geh hin auf den Platz, wo du dir das Kupfer zum Kesselflicken gegraben hast, du findest dort eine unerschöpfliche Menge; nimm dir, was du haben willst; merke dir aber, es ist nicht Kupfer, sondern das kostbarste Metall, das ich in der Erde Schoß gelegt habe, pures Gold, aus dem sich die Kaiser und die Könige die Kronen machen".

Weil aber der Zigeuner noch nie Gold gesehen hatte und unserm Herrgott nicht recht trauen wollte, sprach er: „behalt dir dein Metall oder gib es den Fürsten und Königen zu Kronen, gib mir das bedungene Palukesmehl und die Rintschesala; jeder Arbeiter ist ja seines Lohnes wert und was Recht ist — ist Gott lieb".

III.

Sächsischer Volkswitz und Volkshumor.

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

Goethe.

Einleitung.

Das deutsche Volk hat neben dem Fleiß und Ernst, den keine Mühe bleichet, auch eine unendliche Fülle von Witz und Humor, welche sein Gemütsleben immer frisch erhalten und dadurch ihm eine unverwüstliche Kraft verleihen. Wie hätte dieses Volk das viele Elend, welches über dasselbe gekommen, ohne die letztere Eigenschaft ertragen, ohne zu verkümmern und zu vergehen, wie wäre es ihm möglich gewesen, sich so ehrenvoll zu der alten Herrlichkeit wieder emporzuschwingen? Und wir, der kleine Zweig dieses großen Volkes, so weit getrennt vom Stamm, inmitten der fremden Völkerflut, wie hätten wir ohne die gute Natur der Mutter die Eigenart unseres Volkstums durch sieben Jahrhunderte hindurch unter schweren Kämpfen uns erhalten und retten können bis auf den heutigen Tag? Niemand aber wird leugnen, daß dieses alteigentümliche deutsche Wesen und Leben auch in unserem sächsischen Volke vorhanden sei, wer seine Geschichte, seine Sprache und die darin niedergelegten Schätze, seine Sitten und Gewohnheiten etwas näher kennen gelernt hat. Ja wir sind Fleisch von einem Fleisch und Geist von einem Geist, das bezeugen unsere Volksmärchen und Sagen, unsere Volkslieder und Sprüche, kurz unser ganzes Sein und Thun und Lassen. Es hieße die Sterne zählen oder das Meer ausschöpfen wollen, wollten wir versuchen, all den Reichtum an geistigem Leben, den unser Volk noch in seiner Sprache besitzt, darzustellen. Was bisher dafür geschehen, sind nur Tropfen aus dem Meere dazu bestimmt, das allgemeine Verlangen zu wecken, daß unser Volk immer mehr aus diesem seinem Jungbrunnen schöpfen möge.

Daß der Deutsche in Siebenbürgen sein volles Erbteil auch an Witz und Humor von seiner Frau Mutter empfangen, das werden die folgenden Blätter denen darthun, die es nicht bereits wissen.



Auch wir haben wie Deutschland unsere Narrenorte und Necknamen für einzelne Gemeinden, Schelten und Necknamen für besondere Volksklassen und Berufsarten, für körperliche, geistige und sittliche Eigenschaften und Gebrechen Einzelner in überreicher Menge; der Till Eulenspiegel wandert als Schaaser durch das ganze Sachsenland, komische Inschriften an Häusern und Geräten, komische Redensarten, Sprichwörter, komische Rätsel und Geschichten, welche Dinge, Zustände, Thätigkeiten des menschlichen Lebens in der Sprache des Volkshumors bezeichnen, besitzen wir die Fülle; Lügenlieder und Lügengeschichten, der dumme Hans im Märchen fehlen uns nicht; groß ist auch bei uns die Anzahl der Geprellten, Geneckten und Geäfften, die in der Regel mitlachen oder mit gleicher Münze bezahlen oder einfach mit dem Eulenspiegelschen Nasenzeichen den Schimpf zurückgeben; selbst in der Kirche, auf der Kanzel, am Sarge spielt der Humor zuweilen seine schalkhafte Rolle.

Es sei nun gestattet, das Gesagte mit bestimmten Beispielen zu belegen. Zuvor aber erbitten wir uns die Nachsicht der geehrten Leser und Hörer, denn manches, was wir vorbringen werden, dürfte teils durch seinen Inhalt, teils durch seine Form anstößig erscheinen, da bekanntlich der Witz und Humor öfter kein Blatt vor den Mund nimmt, nichts, weder Heiliges noch Unheiliges verschont und sich zuweilen der derbsten Ausdrücke bedient. Anders war es freilich zu der Zeit, als der erschrockene Ratsherr von Schäßburg, Lukas Seiler, nach dem Chronisten „aus der Kugeln Sausen gemerkt, was dort auf den Türmen und Basteien die Birn gelten“, wo man bildliche Redensarten häufig brauchte, wie: der Wallenstein wollte allen Protestanten das Licht ausblasen, und noch früher, als man (1523) in das Lehrergestühl der Schäßburger Bergkirche die Inschrift einschnitzte:

Wer yn dys gestül wil stan
Und nit latyn reden kan,
Der solt blyben daraus,
Das man ym nit mit kolben laus!

Welch einen tiefen Blick läßt uns diese bildliche, uns jetzt so anstößige Redensart: „mit Kolben lausen“ in die Kulturgeschichte thun! Sie erinnert uns an jenen Urzustand, wo Kamm und Seife, diese besondern Gradmesser der Kultur noch nicht erfunden oder so allgemein im Gebrauch waren, wo es in seligen Mußestunden das süße Geschäft liebender Wesen war, ihren im Schoße ruhenden Geliebten mit zartem Werkzeug im Urwald ihres Hauptthaares jene Tierchen zu

erjagen, die man bei uns mit Namen zu nennen sich scheut, die aber in ihrer Heimat weiße Flöhe heißen sollen.

Noch begegnen wir in manchen unserer Märchen dieser Sitte des Paradieses, wo Unholde oder Drachen sich l—iebkosen lassen; noch endlich steht sie in voller Blüte bei dem glücklichsten Volk der Erde, unsers Herrgotts Liebling, das zumeist nicht säet und doch erntet und ernährt wird, — es ist unser Mitbruder der Zigeuner. Dieser Sperling unter den Menschen, immer munter und lustig, dieser einzige Hans ohne Sorgen in dieser schweren politischen Zeit, den die großen Weltfragen nicht beschäftigen und die bange Brotfrage anderer: was werden wir morgen essen? auch nicht beunruhigt, ist er trotzdem, daß er die Kulturdinge, Kamm und Seife noch nicht kennt, nicht beneidenswert, so wie der Dichter, der nichts hat, dem dafür der Himmel stets offen steht?

Doch, um nicht länger bei der Schilderung der unserm Geschmack nicht mehr zusagenden Sitte zu weilen, mag diese Einleitung geschlossen werden mit einem Spruch, der gegen alle etwaigen Angriffe und Vorwürfe schützen wird:

„Der Scherz kennt kein anderes Ziel, als sein eigenes Dasein und die Freude und Lebenslust, die er erregen will.“

I. Volks-, Orts- und Standesneckereien.

Specksachs ist der hauptsächlich vom Militär gegen die Sachsen gebrauchte Spottnamen; er ist aber eigentlich ein Ehrenname, denn in Zeiten höchster Bedrängnis fand das kaiserliche Militär oft bei den Sachsen allein Vorrat, namentlich an Speck und Brot; leider sind jetzt viele Sachsen in so manchen Gemeinden keine Specksachsen mehr. Die Banater Deutschen dürften wohl den ihnen gegebenen Namen Kornbauern nicht als Schelte hinnehmen.

Bakszász ist die von den Magyaren so häufig gehörte Schelte gegen die Sachsen. Was sie damit sagen wollen, wissen wir nicht; sie vielleicht auch nicht.

Wenn der Magyare übermütig und verächtlich auf den Sachsen herabblickt und mit eigentümlicher Gehäßigkeit das Wort Szász den Zaun seiner Zähne durchsäuseln läßt, sagt ihm der Sächsisch-Regner ganz ruhig: Egy Szász még is többet teszen mint kilenzven kilenz — hát nem ugy van? — Magyar.[1])

Lob und Tadel liegt in der Redensart, mit der der Sachse ein Unterfangen als ein gewagtes und thörichtes bezeichnen will: dåt äs wæ wun der Sàks de Juden bedräje wîl.

Der Magyar heißt beim Sachsen scherzweise der Jàntschi (das Häuschen), der Pali (das Paulchen) und nach dem alle Augenblick gehörten magyarischen Scheltwort: der Teremtete.

Wenn der Szekler (der Magyare) drei Zwetschkenbäumchen hat, meint das sächsische Sprichwort, dann denkt er, er sei einen Dreier mehr wert, als ein anderer Mensch; und für alle, die am liebsten mit der Faust antworten, muß wieder der Magyare nach einer andern Redensart zum Gleichnis dienen, darum ist auch der „donnerschlachtige", wetterartige

[1]) Zu deutsch: ein Szász ist doch mehr als 99, — ist es nicht so? — Magyar(en). Der Doppelsinn liegt in Szász, das hundert und Sachse heißt.

Tartlauer auf den Hieb wie der Szekler: der Tôrtler äs âf den hăch wæ der Zækel.

Der Rumäne, sächsisch immer blôch (Blache) genannt, führt der Unnamen mehr als irgend ein anderer Volksstamm: er ist der Moi, d. i. der Du, der Wlez, Werdez und der Râfesich, d. i. der Knüttel und der Rauhfüßige. Von seinem Schuhwerk hat er die Beinamen der Werbes, dî än den opintschen, dî än de brotfânen. Der Werbes, die Opintschen, die Bratfannen, damit sind immer die Bundschuhe gemeint. Die beiden ersten Benennungen klingen undeutsch und doch sind sie deutsch, die erste lautet in der Zips Fürbs und als Zeitwort in Thüringen ferbsen und fürbsen, die zweite aber ist nichts anders als eine Entstellung aus Bind- oder Bundschuh.

Das waren die Prädikate, die sich an die äußere Erscheinung halten; auf das innere Wesen, auf den Charakter geht der Zine-minte, der Haltsimsinn. Am, să te ţiu minte, ich will dich in Erinnerung behalten, sagt der Rumäne demjenigen, der ihn beleidigt hat, und Beleidigungen, meint er, sollen nicht ungerächt bleiben. Nach rumänischer Auffassung, so belehrt uns ein angesehener und gelehrter Rumäne, ist es kein Verbrechen, sondern nur recht und billig, nur Mannespflicht, dem Beleidiger die Ochsen zu entführen, ihm seine Bäume abzuhauen, in sein Hab und Gut Feuer zu legen und ihn bei einer vorsichtig gewählten Gelegenheit zu erschlagen.

An vergangene Zeiten und Kulturverhältnisse erinnert die Redeformel: Menj härz äs niche blôch (mein Herz ist kein Walach). So sagt der Sachse, wenn er eine Zumutung, die ihm zu dumm vorkommt, abweisen will. Will er andeuten, daß man etwas nicht thun solle, weil es nicht anständig sei, so ruft er: der mäntsch äs niche blôch.

Doch der Rumäne bleibt die Antwort nicht schuldig. In Reps singen sie beim Tanze unter anderm:

Sasu vinde holdele
schi kumpere paputschele

(Der Sachs verkauft die Äcker
und kauft sich schöne Schuhcher.)

Vor Zeiten müssen die Rumänen um ein gutes Stück genügsamer gewesen sein als heute; damals war ihnen der Rabe was uns die Taube ist, und der Froschgesang galt bei ihnen so viel wie bei uns der Gesang der Nachtigal. Seit der Zeit heißt der Rabe auch walachische Taube (blêsch dauf) und der Frosch walachische Nachtigal (blêsch nôchtegôl).

Ein Schelm war es, der die Redensart gemacht und unters Volk gebracht hat: sìchen (harnen) ône furzen äs en blêsch hochzet ône musik.

Der Zigeuner ist der Kere, der More, der Kätsch, der Purde (der Nackte). Er ist nicht ein Mensch, er ist eben nur ein Zigeuner. Hat der Bauer jemanden, den er in der Ferne kommen sah, für einen Menschen ausgegeben, und sieht er beim Näherkommen, daß es ein Zigeuner ist, so korrigiert er sich regelmäßig mit den Worten: es war doch nicht ein Mensch, es ist nur ein Zigeuner. Sein Pflug ist der Betrug, sein Mut der des Hasen. Der Zigeuner hat Kourage, wenn er niemand sieht, vor dem er sich fürchtet. Im Lügen ist er Meister. Es ist schon der Superlativ, wenn man von jemandem sagt: e lecht wæ en Zegun oder gar: e lecht wæ e Schàtertzegun. Im Betteln haben sie nicht ihres Gleichen. Darum heißt es von einem zudringlichen Bittsteller: e schänt ìnt (er schindet eins) wæ en Zegun.

Alle drei, die Magyaren, Rumänen und Zigeuner, charakterisiert ein Sächsisch-Regner Spruch schlecht und recht wie folgt:

Der Onger, Blôch uch der Zigu,
Dôt fai guor làstich leut:
Der Jàntschi flacht de gônze dôch,
Der Moi gît mät dem botu nôch
Der Kere, dier gît nàktich.

Der Ungar, Wlache und Zigeuner
Das sind gar lustge Leut:
Der Jantschi (Magyare) flucht den ganzen Tag,
Der Moi (Walache) geht mit dem Klüppel noch,
Der Zigeuner, der geht nacktig.

Man sagt, der Volkswitz zeichne scharf, er treffe den Nagel auf den Kopf. Das soll hier ununtersucht bleiben; nur als Proben volkstümlicher Charakteristik teilen wir die folgenden Schnurren mit.

Wie Gott die Siebenbürger Nationen schuf.

Da Gott der Herr seinen Fuß nach Siebenbürgen herein setzte, sprach er die Worte: „in dieses gespaltene Land der drei Anfangsflüsse will ich drei Völker setzen".

Er stieß mit dem Stab den Kieselstein an, der am Wege lag und sagte: „keljfel Jancsi" (magyarisch: Steh auf, Hänschen!) der Sekler sprang daraus empor und rief: „ih teremtette!"

Ein Lehmkloß war nicht weit davon, und Gott der Herr redete zu ihm mit den Worten: „stôt âf Mächel!“ (Aufstehen Michel!) der Sachse erhob sich die Augen reibend und sprach; „hoi, wàt gid et, här fôter?“ (Heda, was gibt es, Herr Vater?)

Und weiter des Weges lag auf dem Gras ein käbesch (Kuhfladen), den Gott der Herr mit dem Fuß berührte, sprechend: „skoalete român!“ (rumänisch: Steh auf, Rumäne!) der Walach stand auf und tief verbeugt fragte er: „tsche poruntșeșt, supân?“ (Herr, was befiehlst du?)

Wie die Siebenbürger Christum vom Kreuz befreien wollten.

Da sie in Siebenbürgen das Schreckliche vernahmen, die Juden hätten Christum gekreuzigt, traten die Nationen zusammen und berieten, wie sie den Heiland vom Kreuze befreien sollten.

Der Sekler sprach: „schlagen wir die zwei römischen Söldlinge nieder, die das Kreuz bewachen!“

Der Sachse meinte: „das ist nicht erlaubt; reichen wir beim Herrn Statthalter Pilatus eine Bittschrift ein, daß er Christum freigebe“.

Der Walach sprach: „gebt Euch Ruh bis zur Nacht; dann stehle ich ihn vom Kreuze“.

Es gibt im Sachsenlande gewiß wenige Ortschaften, die der Volkshumor unberührt gelassen, die er verschont hätte. Selten schlägt er daneben; er trifft immer ins Schwarze. Mit der Miene des Schalks sagt er bitterste Wahrheiten und läßt sein Opfer auch dann nicht los, wenn es sich gebessert hat.

Die Agnethler haben eine scharfe Zunge, sagt man, und so ist es nur ihre Schuld, daß man sich an niemand mehr als an ihnen die Zähne gewetzt hat. Sie heißen nicht allein die Schlechtmäuligen (lichtmelijen) und die Lakesch, sondern auch wie die Mediascher die Turmknebler (turebredler). Aber das wissen nur ihre Nachbarn, anderwärts, im ganzen Land, werden sie gemeinhin Goreschäner (Roßschinder) genannt. Zahlreich sind die Anekdoten, die sich an diesen Namen knüpfen. Eines Morgens kamen zwei Mergeler daher geritten und bemerkten, wie am Zaune des äußersten Hofes ein Agnethler eine Mähre schann. „Warte, den soll ich mir einmal verbrennen“, sagte der jüngere Mergler zu dem ältern. „Laß das bleiben“, warnte dieser, „er wird dich garstig bescheiden, du kennst ja die Agnethler“. Doch jenen

ritt der Mutwillen, er hielt an und rief hinüber: „Guten Morgen, guter Freund! Habt ihr hier euere Fleischbank?“ „Chià, chià, fair de uorem striuselotj!“ (Ja, ja, für die armen Straßenleute), antwortete der Agnethler und schann weiter. „Sagt ich dirs: er wird dich verbrennen (flemen)“, sprach der alte Mergler.

Den Urbegern ruft man zu: Arbäjer, käzeschäjer, darum, sagt man, weil sie geschuht gehen wie die Katzen, nämlich barfuß.

Die hochgewachsenen Urkeder sind die Lànkbâlijen (die Langdärmigen), haben außerdem den Spott mit der Lichtschere zu ertragen. Man redet ihnen nach, daß sie den abgebrannten Docht mit den fünf Fingern von der Kerze wegputzen und denselben alsdann behutsam in die Lichtschere legen.

Die Baiersdörfer hören es nicht gern, wenn man Steinbök hinter ihn ruft.

Die Bekoktner sind die Hemelhâken und es singen ihnen die Leblanger zu:

Hemelhâken,	Himmelhacken
Zeät de klâken,	Zieht die Glocken,
Zeät fe àle fìr,	Zieht sie alle vier,
Et kit e mâchtich gedìr.	Es kommt ein mächtig Getier.

Die Beleschdörfer nennt man, — was können sie dafür? — die Schildbürger des Sachsenlandes. Als der Dechant zur Kirchenvisitation kommen sollte, verdroß es die guten Beleschdörfer, auf dem Altare keine Heiligen zu haben. Ein Kluger wußte Rat: die beiden Kirchenväter sollten sich schön ankleiden und sich auf den Altar stellen, der eine als heiliger Petrus, der andere als heiliger Johannes. So geschah es und mit Freuden sahen die Männlein und Fräulein bald auf ihre Heiligen, bald auf den Dechanten. Aber während der Predigt sah der heilige Petrus vom Altare durchs Kirchenfenster, daß des heiligen Johannes, des jüngern Kirchenvaters, Schweine in seinen Garten geraten waren und seine Gemüsestreifen zerwühlten. Sofort sprang er herab, stürzte hinaus, lief in den Garten, hetzte die Hunde über die Schweine und wollte sie losmachen (erschlagen). Das sah der heilige Johannes, da hielts ihn nicht — herab, — hinaus, in den Garten, seine Schweine zu retten. Der Dechant blieb stecken in seiner Rede; solche Heilige hatte er noch nicht gesehen. Ein andermal hatten sie zu Beleschdorf einen Brunnen gegraben und hätten nun gern gewußt: wie viel Mannes tief er sei. Auch dafür wußte einer Rat: sie legten einen Baumast

über den Brunnen, der Richter klammerte sich mit den Händen an ihn, die Füße ließ er in den Brunnen hängen; ein zweiter ließ sich an ihm hinab, erfaßte ihn an den Füßen, dann kam ein dritter und vierter. Dem Richter ward die Last, die an ihm hing zu schwer, er rief hinab: „He, haltet euch fest, ich soll mir 'mal in die Hand spucken!" spuckte und plumps lagen alle vier unten im Brunnen.

Die Birthälmer heißen Breithüte (de Brîthet) und de Loz (Tölpel) und machen dazu den Arkedern die Lichtschere streitig.

Die Bistritzer sind die Fu-ze-nisner, weil manche von ihnen sagen: eich bä fu ze Nîſen (Nösen). Nösen ist der alte, volkstümliche Name ihrer Stadt.

Die Braller heißt man, weil einmal eine Frau aus Unachtsamkeit eine Katze im Kraut mitgekocht und der ehrlichen Nachbarschaft, die ihr beim Hausbau geholfen, aufgetischt hat, die Katzenfresser.

Der Budacker ist, wir wissen nicht warum, eine Dohle (en Tschuka).

Die Denndörfer tragen den Spitznamen Baschkrächer (Buschkriecher).

Die Eidescher sind als Kirscheknatscher bekannt.

Die Klugheit der Felmerer will man auch nicht loben. Man sagt ihnen nach: sie hätten einmal die Herren vom Repser Stuhlsamt einladen wollen, Schweine in die Eichelmast nach Felmern zu schicken und dabei ortsämtlich geschrieben: „Die vorsichtweisen Herren Schweine vom Repser Stuhlsamt werden höflichst nach Felmern in die Eichelmast eingeladen". Aber nicht deshalb allein heißen sie bei den seitdes verstimmten Repsern te tum Felmerer.

Die Galter werden mit einem Neujahrsgeschenk und Neujahrswunsch gehöhnt, welche sie einst dem Herrn Königsrichter zugedacht hatten. Sie gingen damals noch ä werbeſen. Der Hann, der älteste Borger und der Wirtschafter waren zur Überreichung des Neujahrsgeschenkes und zur Darbringung der Gratulation ausersehen. Sie kamen nach Reps. Der Hann trug eine hölzerne Kanne (en stôend) voll mit saurer Milch, der älteste Borger einen Fisch und der Wirtschafter einen Hahn. Vor dem Königsrichterhause hielten sie an und berieten endgiltig über den schönen Neujahrswunsch. Endlich wurden sie einig, es sollte der Hann sagen: ech wôënjtschen dem gnêdigen fuërſichtsweiſen haren e glajklich nô jôr, der Borger: ôch der gnêdigen frâ, und der Wirtschafter: ôch dem gûnzen hëusgesanjd. Die Rollen waren einstudiert, und mit langsam abgemessnem Schritte stiegen die Gratulanten die Stufen der Treppe hinan. Nachdem sie Mund und Nase vorher

in dorfsüblicher Weise gereinigt, klopften sie an und traten ein. Beim Überschreiten der Schwelle lösen sich dem Hannen de werbesreimen, der Borger tritt auf dieselben und der Herr Hann stürzt der Länge nach auf den Fußboden, die Sauermilch weit von sich schleudernd, daß sie die nobeln Möbel feuchtet. Auf dem Boden liegend kehrt er entrüstet dem Borger das Gesicht zu und ruft: „Em sch . . . . ich än hâlz". Der Borger setzt, der einstudierten Rolle sich erinnernd, fort: „ôch der gnêdigen frâ", und der Wirtschafter schließt mit würdigem Ernst: „ôch dem gânzen hëusgesanjd".

Den Fogaraschern hat man aufgebracht, sie seien die Dummen im Lande. Ein Fogarascher genannt zu werden ist keine Ehre, und gar ein dummer Kerl von Fogarasch gescholten zu werden, ist beinahe eine Ehrenbeleidigung. Man hat längst vergessen, was sie Albernes gethan, aber das Spottwort haftet fest trotz aller Tugenden der Fogarascher, und sie haben, glaube ich, eben so viele als andere Leute.

Die Groß-Alischer werden als Kakelrienen (Rockelklötze) verspottet.

Die Groß-Schenker nennt man êlsterefrêser oder auch nach dem Ochsenkopf im Ortswappen Uisenhêfder.

Warum die Gürtler Tschagerak genannt werden, wissen vielleicht auch sie selber nicht. Oder heißt die Elster bei ihnen Tschagerak?

Die Heidendörfer haben den Übernamen Scheibenlâker (Scheibenlecker).

Die Hermannstädter sind nicht nur die Hoffärtigen und die Glatten sondern auch die Stiglitzfresser (Stigelsfrêser), weil sie Stiglitze mit Kraut gekocht haben sollen.

Den Hohndörfern hat sich der Spottname Uowenbredler (Ofenknebler) angeheftet.

Die Jader sind de Huowersträzel (Haberstritzel).

Die von Jakobsdorf im Altlande werden wohl ihres herrischen Wesens wegen Kanzelisten betitelt.

Die Katzendörfer haben einen vordersten und einen hintersten Rücken; der vorderste (der federst räk) ist die Brust; es geschieht ihnen somit kein Unrecht, wenn sie allgemein dæ mät dem federsten räk genannt werden.

Bei den Klein-Schenkern, die am Alt wohnen, hebt man keine Ehre auf, wenn man sie Kripespêler nennt. Der Name bezeichnet einen Krebspfähler, doch kann er auch eine andere, minder saubere Bedeutung haben und an der stoßen sich die guten Schenker.

Die **Klosdorfer** nennt man Statutekniecht. Die Statuten, auf welche hier angespielt wird, sind die „Statuta oder eygen Landtrecht" der Sachsen in Siebenbürgen. Die Kenntnis dieser Statuten war früher eine allgemeine. Von den Klosdorfern und Kreuzern sagte man: dåt senj uch dier, dæ de statuten äm tåſer (Tornister) drôn, d. h. die gehören auch zu denen, die das Gesetzbuch immer bei sich tragen.

Die **Kronstädter** sind als die Reichen und Stolzen bekannt.

Weil sie am Harbach wohnen und weil der Harbach mit Fröschen gesegnet ist, heißen die **Leschkircher** de Harbåchkrader.

Wie der **Maldörfer** ins Himmelbrot fällt, ist sprichwörtlich und landbekannt. Von heißhungerigen Essern sagt man allenthalben: sie fielen drüber (über die Speise), wie die Maldorfer ins Himmelbrot, auf die in der Karwoche gebackenen Oblaten. Es müssen rüstige Männer sein, die zu Maldorf, denn sonst hießen sie bei ihren Nachbarn nicht Bikaberler (Stierbrüller).

Warum die **Malmkroger** von den Neudorfern den Namen Kukuk bekommen haben, erfährt man aus folgender Geschichte: Als die Neudorfer einmal die Malmkroger höhnten, sie hätten nur einen Kukuk, während sie (die Neudorfer) zwei hätten, stieg ein Malmkroger, um jenen zu beweisen, sie hätten auch zwei, auf einen Baum und rief: kukuk!

Den **Marienburgern** (bei Schäßburg) hat ein Schelmuffsky aufgebracht, sie hätten ihre Kirche vom Berge ins Dorf schaffen wollen. Da kam ein Fremder und erbot sich, die Kirche hinabzutragen. Sie bewirteten ihn trefflich. Dann lehnte er sich an die Kirche und forderte sie auf, ihm die Kirche auf den Rücken zu heben. Sie stellten sich an die Rückseite des Hauses, schoben, was sie konnten, den ganzen Tag lang, indessen ging der Fremde unbemerkt, woher er gekommen war, und ist nicht wieder gesehen worden.

Reich an Necknamen sind die **Medwischer**, aber sie zahlen den Spöttern ehrlich zurück und darum auch heißen sie de Anäzen (die Unnützen) und de Lichtmelijen (Schlechtmäuligen). Knebeln (breideln) die Agnethler ihren Turm, die Hohndörfer den Ofen, so können die Medwischer ihre schadhaften Basteien mit Knebeln binden und heißen deshalb de Båståbredler. Ihnen allein gehört der Übername Fleofemåcher (Flausenmacher).

Die von **Mergeln** nennt der Volkswitz Schnôkepêler (Schnaken-, Mückenpfähler, wobei es übrigens mit pêlen dieselbe Bewandtnis hat wie bei den Kripespêlern zu Klein-Schenk).

Die Mettersdorfer sind, wer weiß warum, die Gupenklauber.

In Michelsberg heißt das Eichelhuhn patcheres und jeder Hermannstädter Junge weiß die Geschichte zu erzählen: wie der Michelsberger patcheres fing, aber nicht jeder kann sie für sich behalten und manchem ist es schlimm ergangen, wenn er patcheres rief und ein Michelsberger zufällig in der Nähe war.

Die von Minarken haben mit denen von Budack den Beinamen Tschuka gemein.

Die Mortesdorfer werden als de Nenjhîfdijen (Neunhäuptigen) ausgezeichnet, aber sie nehmen es für Spott.

Die von Neudorf bei Bistritz ärgern sich, wenn man ihnen Bikaschwinz (Stierschwänze) nachruft.

Den Neustädter heißt sein Nachbar von Neithausen einen Moi (rumänisch Du), dafür schreit der Neustädter dem Neithäuser nach:

Nethaiser Dåler,
Måch dich zea em tåler,
Måch dich zea er pladermois (Fledermaus),
Råk de . . . . .

den Rest verschweigen auch die Neustädter solang sie bei Trost, d. h. so lang sie nicht aus dem Häuschen hinaus sind.

Die Nimescher heißen Tûten (Slovaken), die Petersberger sind die Geizigen, die Petersdorfer im Nösnerland die Kornären, die Petersdorfer im Unterwald die Kröpfigen und die Probsdorfer im Schenker Bezirk die Hirsemäuler (de Hîrschmeler).

Pruden hat das beneidenswerte Glück mitten in der Welt zu liegen.

Das gute Rams ist nicht nur eines der ältesten deutschen Dörfer im Lande, sondern auch eins der ärmsten. Wenn die Leute dort nichts Besseres haben, schmecken ihnen auch die Stachelbeeren. Daraus hat man eine Anekdote gemacht und aus ihr stammt die Redensart, die man auf Heißhungerige anwendet: se fålen drif, wæ de Rumeser iwer den âjersch (sie fallen darüber, übers Essen, wie die Ramser über die Stachelbeeren).

Rätsch heißt Klein-Ungarn; klein ist das Dorf freilich, aber Ungarn (Magyaren) hat es — und das ist sein kleinster Schmerz — keinen einzigen.

Reps liegt, sagt man, nicht weit von Spâenderf, aber dieses Speiendorf liegt bis noch im Fabelland. Doch gleichviel, für die Schäß-

burger sind die Repser die Speiendörfer. Die Benennung erklärt sich aus der lautlichen Übereinstimmung des Ortsnamens mit dem Zeitworte räpsen (rülpsen) und àf't räpsen kit det spâen (aufs Rülpsen folgt das Speien). Die Bauern der Nachbargemeinden ziehen es vor, die Herren Repser als Goreschäner (Pferdeschinder) zu schmähen. Wo sie einen alten abgetriebenen Gaul sehen, meinen sie: der sei gut für die Repser. Als die Redensarten aufkamen, stand es um das Lederergewerbe in Reps noch gut.

Die Sächsisch-Regener verdanken ihrem frischen, selbstbewußten Auftreten die Benennung: de Tàterigen, de tàterig Rêner, ihrem Flößenhandel aber den Spitznamen Flîzenzâkel (Flößenszekler). Was sie neben den Ungarisch-Regenern bedeuten, rühmt der Spruch:

Wer in Sächsisch-Regen nicht kann leben,
Geht hinaus nach Magyar-Regen,
Wer in Magyar-Regen ganz verdirbt,
Bleibt ein Bettler bis er stirbt.

Ein ungarischer Spruch antwortet darauf:

Szász Régen Sodom és Gomorrha,
Radnotfán minden ház korcsoma.

(S. Regen Sodom und Gomorrha,
In Radnotfa ein jedes Haus 'ne Schenke).

Die Schäßburger haben der Übernamen eine ganze Menge. Kukeruzpàzer heißen sie, weil die benachbarten Szeklerinnen auf ihrem Markt zu gewissen Zeiten viel geröstetes Kukurutz feil halten, und aus einem ähnlichen Grunde werden sie Dilenzâkel (Bretterszekler) genannt. Schon die alten Chronisten kennen den durus Schässburgensis, der Volksmund nennt ihn den Dànerschlâchtigen (Donnerartigen, mittelhd. slaht, geartet), den Âkijen (Eckigen) und Grêdijen (Grätigen).

Den Schaasern müssen wir ein besonderes Kapitel widmen.

Von den Schönbergern erzählt man sich eine lustige Geschichte: Ein Mergeler rief einen Schönberger zum Agnethler Jahrmarkt. Der Schönberger aber sagte: „Ich komme vor dir hin, obwohl du früher ziehst". Er machte sich nämlich aus Maisblättern Flügel, ging auf den Schopfen und wollte von da nach Agnetheln fliegen, doch fiel er beim Fliegen in das hezel (in die dürren Äste, ins Reisig) herab. Davon heißen die Schönberger Hezelflâjer.

Die Schweischer sind die Gatchespranjer, vielleicht weil einer von ihnen, wie es im Märchen erzählt wird, vom Schopfen herab in die Unterhosen sprang. Überdies sind die Schweischer die, dæ de arbes mät der hâgâfel än de fàk brânje wällen (die die Erbsen mit der Heugabel in den Sack bringen wollen). — Ein Sprüchlein sagt: durch Krez unt Dreiffâl änt Hemelrech. Krez ist Deutsch-Kreuz, Dreiffâl (Trübsal) wird Bodendorf meinen und Hemelrech soll Schweischer sein. Der Spruch stammt aus der Zeit, da die Fuhrleute häufig im Kote Bodendorfs versanken und nicht selten in Schweischer ausgeraubt wurden. Als ein Fuhrmann, dem man zu Schweischer alle vier Räder gestohlen hatte, darüber klagte, gab man ihm zur Antwort: im Himmelreich brauche man keine Räder. Das ist aber langher.

Die von Seligstadt sind de Strêpcher, daneben auch de Kukukwänjterer (die den Kukuk überwintern).

Beliebt ist die Tschuka (Dohle); auch die Senndorfer werden mit ihr geneckt.

Die Steiner sollen früher nur hölzerne Glocken gehabt haben wie die Walachen, darum nannte man sie und nennt sie zuweilen heute noch êlänt Stener, oder: schwêrlich, sprächt der Stener.

Daß der Tartlauer auf den Hieb ist wie der Szekler, ward bereits erwähnt; die ganze Formel wird zuweilen in das eine Wort zusammen gezogen: de Wäderschlâchtijen, die drein schlagen wie das Wetter.

Die Tartler sind die Berauchten (Berûchten), die Trepzicher die Eichenbohrer, die Waldorfer die Krautbêltscher.

Die Weilauer neckt man zu Sächsisch-Regen mit dem Kakô fûn der Wila, der soll nämlich so gescheit aussehen, wie eine Kuh, wenn sie widers neue Thor schaut.

Die sparsamen Weißkircher heißen die Geizigen. Man behauptet von ihnen, sie äßen immer zu zweien von einem Ei, tunkten den Bissen nur auf einer Seite ins Fett und würden vom Käse durch Riechen satt.

Die Windauer sehen sauer, wenn sie vom Holzbock sprechen hören.

Die Wolkendorfer im Burzenland werden von den Zeidnern damit geneckt und aufgezogen, wie sie die Radwelle gedehnt, den Buffherrn (Gemeindestier) auf die Mauer gezogen, wie sie die Krebse in der Burzen' getränkt und ein Haritschfeld für das rote Meer angesehen hätten.

Die Zäpner nennt man Huesepläker (Hasenrupfer).

Die Zendrischer sollen einmal wie jener Zigeuner aus einem Kürbis ein Füllen haben ausbrüten wollen. Sie hören es nicht gerne,

wenn Fremde in ihrem Dialekte mit ihnen zu reden versuchen, denn so leicht gelingt das keinem und klingt darum immer wie Hohn. Recht böse kann sie das Zwiegespräch machen, das einer der ihren mit einem hochdeutsch redenden Fremden geführt haben soll. Der Fremde fragte einen kröpfigen Zendrischer:

„Wo wohnt hier der Richter?

Der Zendrischer (näselnd): „En trichter hu mer net, mer lose durch de kerbes de wenj änt lêgel“.

Der Fremde: „Wo wohnt hier der Hann?“

Der Zendrescher: „En han hun mer net, âs hiene gôn zem nôber tåsten“.

Der Fremde (der merkt, woran er ist): „Wie weit ist es nach Rode?“

Der Zendrescher: „Wetj äs et net, àwer geneätert (genattert, geschlängelt) lunk.

Die Zippendorfer endlich nennt man de Huazejâjer, die Heckenjäger.

Mit einigen Berufs- und Standesneckereien wollen wir dieses Kapitel schließen.

Der Advokat wird vom Volkswitz umschrieben: Kare minjte pe banj, (das ist rumänisch und heißt zu deutsch: einer, der um Geld lügt).

Der Apotheker heißt Giftmischer, Pillendrechsler und Brunnenvergifter.

Der Barbier ist der Kneistkräzer (Schmutzkratzer).

Der Bauer ist der Schälpentrieder (Schollentreter).

Der Buchbinder ist der Klipser (Kleber).

Der Finanzer wird seiner dunkelgrünen Kleidung wegen Græn-spiecht (Grünspecht) genannt.

Den Gerber, der in Sächsisch-Regen schâster heißt, necken dort die Jungen mit dem Ruf:

> Schâster, schâster, dien (dehne) det läder,
> fäch (sieh) et kit äe donkel wäder.

Der Kammmacher heißt Lausfälmâcher.

Der Kaufmann ist der Gräk, der Fêfergräk (Pfeffergrieche) und der Gestäp-Mächel (Gewürz-Michel).

Der Kürschner wird mit Klåeblôfer (Kleienblaser) oder auch mit Bläzmâcher (bläz eine Art von Kürschen, Pelzmantel der Frauen) gefoppt.

Der Riemner ist der Duhut- oder Peochertschmierer (der Theerschmierer).

Den Schneider ärgerts, wenn man ihm gîszâp (Ziegenbock) nachruft; ruhiger nimmt der Schuster den Pechvogel, den Tschislik und Tschismante (eine Entstellung des aus dem rumänischen tsisme = Stiefel gebildeten tschismânemâcher) an.

Der Seiler wird mit Galgeposementîrer, Hanferlenk und Strangár (ein rumän. Bildung aus dem deutschen Strang) geneckt und der Weber mit mäkeschnàper (Mückenschnapper) und bûwelä gûltschmit.

Beamte, Pfarrer, Lehrer und alle die, deren Beruf nicht so sehr körperliche als geistige Anstrengung fordert, sind dem Handwerker und Bauern Müßiggänger und Tagdiebe.

II. Komische Redensarten, Sprüche, Rätsel und Inschriften.

E fält drän, wæ de Maldîrfer änt hemelbrît.
E fält drän, wæ de Rumeser än den âjersch.
E stächt en wæ der Schâfer de gîs.
Se pespern wæ de Schâfer iwer de bâch.
Se pespern wæ de Halwelagner iwer de Kakel.
E hôt än der Alescher mil studîrt (er lügt).
E hôt än den Halwelagner wedjen studîrt (er lügt).

E äs frå derfun wæ Abraham fun Zendersch. Die Geschichte, wie die Redensart entstanden, ist lustig zu erzählen. Es war einmal in Zendresch ein Kantor, der hieß Abraham. Derselbe hatte nach Art der damaligen Kantoren ein Verhältnis mit einer Witwe, dessen Resultat ein Kind war. Unserem Abraham war die Sache unbequem und er beschloß, sich bei Nacht und Nebel fortzuschleichen. Nachts packte er seinen Schiffkasten auf den Wagen und fuhr froh davon. Beim Sonnenaufgang war er auf dem Berge, von dem man Zendresch zum letzten male sieht. Froh, daß es ihm so gut gelungen war, stand er im Wagen auf, wandte sich mit dem Gesichte gen Zendresch und rief hocherfreut: „Abraham äs frå fun Zendresch!“ In demselben Augenblicke weinte hinter ihm im Schragen ein kleines Kind. Die listige Witwe, welche die Absicht des Kantors längst durchschaut, hatte ihm das Kind im Geheimen beigepackt.

Se gôn wæ de hangd kê Blôsenderf.

Weit verrufen sind der Türke und Tatar.

Der Türk uch der Tàter
Wôren zwîn gefàter,

oder: Türk uch Tàter, kàz wæ miz, tot a teta = 't äs în daiwel, (was der eine noch ließ, trug der andere weg).

Net dàt ich der det Medwescher wôpe weifen! (die flache Hand).

Dåt äs net ener fu Schink!

Dî hôt näkent de spändîrhuefen un!

Enen ôwend êse mer paleokes, den åndern e Schâfer hienchen, den dräten giel Mächeltort, den firten pite ku zwîrn, um fanktuch gebrôdä kalefankestin, net wôr, mer liewen häresch?

Friz, Friz — der Remner Misch kit! (Peitsche.)

Munchmôl mese mer uch mät der Arkeder lächtschêr schnetjzen. Mit der Arkeder Lichtschere das Licht schneuzen, d. i. mit den fünf Fingern.

Dernôden — geade nôcht Schêsbrig!

Dî äs åf àle færen beschlôn. (S. Redensarten Nr. 33.)

Di drît den eissak åf bîden — nor åf ener fekt fôl, er ist ein ganzer, oder einseitiger Mensch. (S. Redensarten Nr. 29.)

E fekt wæ en gestôchä gîs (verlegen).

E fekt wæ en schlidenteiselt (starr vorwärts).

De fâr af de klêkner fâzen (eine bessere Speise auf eine schlechtere folgen lassen).

Gank rôs oder te hâst fàr (bäschef) fele wärden!

De nôchtegôl dæ fele fräst = Wolf.

Blêsch nôchtegôl = Frosch.

Blêsch pupes = Wiedehopf.

Dier kit mer angder det klarinet, (wird sterben, ich werde ihm zur Leiche blasen).

Em hôt em de hâfeisen ôfgenuen, (man hat ihm die Hufeisen abgenommen) man hat ihm vor dem Sterben das Abendmahl gereicht.

E zecht mät dilen (Brettern). — Der däschler hôt em de rôk gemåcht (er ist gestorben).

Ech wäl der äst hosten, flûren, môlen! — En flûr, en mâtsch, en pels, en heangsmâtsch, en kàzebir, en kàzebirestil! (aus dem wird nichts).

Af de gorefåstich! Won de kàz en åche liegt, (nie und nimmer).

Raritäten: E furz mät drå knäden, e fälpesfel fännelächt (ein Korb voll Sonnenlicht) uch e såkfel schåden (und ein Sack voll Schatten).

Der Kukuk liegt und brædigt net,
Der får dier prädigt und hält et net.

E kängd e wängd, awer won enem der sadelhåst stäkt — dåt äs net spås! (Ein Kind ein Wind, aber wenn einem das Sattelpferd draufgeht, das ist kein Spaß!)

E kniecht nor aus strî gedrêt,
Äs mî wiert, wæ en gälda mêd!

Læwe fuosnicht kiste wider,
Izt ä jôr bliw ich iwrig,
Sål ich den bûrten nôch länger drô,
Dåt der hiderdaner de knîcht ful ärschlô.

(S.-Regen.)

Glücklicher fühlte sich die sächsische Buhle, die beim Aufgehen des Morgensternes von ihrem Geliebten sich trennen mußte und im Unmut rief:

Ei hêt ich de schläsel, dier den dåch afschlest,
Ech schmîs en änt wåser, wô et um defsten flest!

Wie wäre Goethe vor Freude gesprungen, wenn er dieses gewußt hätte, als er seinen König von Thule dichtete!

Von den Rätseln, deren Zweck der Scherz ist, hier statt vieler nur diese:

Was geht über den Verstand? (Die Laus.)

Was ist voller als der Vollmond? (Die Gemeindeamtsleute, denn die sind immer voll, der Mond aber nur kurze Zeit.)

Was ist das: Was die Schäßburger anziehen, essen die Hermannstädter und Mediascher? (huefen in Schäßburg = Hosen; huefen in Hermannstadt, Mediasch = Hase.)

Und was die Bistritzer anziehen, essen die Schäßburger? (hôfen in Bistritz = Hosen, hôfen in Schäßburg = Hase.)

Die Grundstimmung der Hausinschriften ist der stille, gemessene Ernst, aber sie verschmähen es nicht, von Zeit zu Zeit auch dem launigen, kecken Mutwillen zu dienen. Neben dem frommen Segenswunsch

steht der neckische Scherz, neben der weihevollen Weisheit der lachende Humor. Zeugnis dafür unsere Sammlung deutscher Inschriften aus Siebenbürgen. Wir wollen hier weder viel noch aber das Beste vorwegnehmen. Die Nummern beziehen sich auf die Inschriften-Sammlung.

Wenn Neid und Mißgunst brennt wie Feuer,
So wär das Holz nicht gar so teuer. (Nr. 335.)

Nun werd' ich wohl auch Neider haben,
Hier habt ihr Steine, freßt euch satt;
Das ist ein Mann von schlechten Gaben,
Der keine Neider hat. (Nr. 339.)

Allen denen, die mich kennen,
Gebe Gott, was sie mir gönnen. (Nr. 325.)

Ein jeder wünsch mir, was er will,
Ich wünsch ihm noch einmal so viel. (Nr. 326.)

Bauen ist eine schöne Lust,
Was es aber kostet, hab ich nicht gewußt. (Nr. 124.)

Wird mir mein Schwiegervater Geld vorstrecken,
Werd ich das Haus mit Ziegeln decken. (Nr. 132.)

Kummer, Arbeit, Müh und Sorgen,
Ist mein Frühstück alle Morgen. (Nr. 293.)

Wer früh aufsteht, der frißt sich arm,
Wer lange schläft, dem bleibt das Bettchen warm. (Nr. 384.)

An einem Haus in Magarei zwischen der Schenke und der Predigerwohnung:

Sehr selten hats jemand wie ich:
Ein Nachbar bet täglich vor mich,
Der andre reicht mir guten Wein,
Sollt ich dabei nicht fröhlich sein? (Nr. 389.)

Zum ersten: Gott lieben macht selig,
Weintrinken macht fröhlich,
Also ein jeder trinke Wein,
So kann er fröhlich und selig sein. (Nr. 390.)

Was du willst verschwiegen haben
Sollst du keinem Weibe sagen,
Denn da ist's verschlossen,
Wie Wasser in ein Sieb gegossen. (Nr. 393.)

Nichts ist besser in der Welt
Wie: Tod und Teufel nimmt kein Geld. (Nr. 394.)

In Franken, wo diese Hausinschrift mit geringen Änderungen sich auch findet, folgt noch:

Sonst müßte mancher arme Gesell
Für den reichen in die Höll.

Vieles Denken schwächt die Glieder,
Denn was nützt es, daß man denkt und dicht?
Das Vergangene kehrt nicht wieder
Und das Künftge weiß man nicht. (Nr. 383.)

Will einer in dies Haus eingehn,
So darf ers Stehlen nicht verstehn. (Nr. 379.)

Dies Thor steht offen; man kann herein,
Nur nicht ein Räuber soll es sein. (Nr. 380.)

In Seligstadt bestand ehemals eine Hausinschrift, (Nr. 397.) deren beide letzten Zeilen lauteten:

Und weil ich an der Straße wohn,
So glaub ich an Gott, Vater und Sohn.

Verwandt diesem ist eine Inschrift an der Thür eines Schusters zu Graupen bei Teplitz:

Ich lobe Gott und laß ihn walten,
Mach neue Schuh, reparier die alten.

Inschriften an Wirtshäusern:

Komm herein du lieber Gast,
Wenn du Geld im Beutel hast;
Hast du eins, so setz dich nieder,
Hast du keins, so geh bald wieder,
Heut ist nicht der Tag,
Wo ich borgen mag,
Borgen macht nur Sorgen. (Nr. 470.)

Ach wie ich lachte,
Wie mir der Schenker den Wein brachte;
Ach wie ich fluchte,
Als ich das Geld suchte,
Aber wie schwer kam es mich an,
Wie der Schenker mir den Rock wegnahm. (Nr. 475.)

An einem Feldbrunnen:

In dieses Wirtshaus kehret ein,
Denn hier kriegt ihr den besten Wein. (Nr. 477.)

An einer Weinkanne:

O du edler Rebensaft,
Deinetwillen geh ich nackt;
Du wirst mir doch nicht entweichen
Und sollt ich dir am Stock nachschleichen. (Nr. 516.)

III. Lügenliedchen und Lügengeschichten.

Dâ de flî de wuozen zuch,
Dâ de mäk den torn ämfluch,
Dâ wôre làstig zegden.

Dâ de bäfelkâ fâs àf dem bûm,
Der kokesch dràch en wisebûm
Dåt wôre làstig zegden.

E regder rit iwert kirchendåch,
E milestîn schwåm iwer de båch,
Dåt wôre làstig zegden.

IV. Humor in den Märchen und Tiergeschichten.

Wer kennt aus unsern sächsischen Volksmärchen den Groß-Alischer und Zendrischer, dann den Edelmann, die drei lustigen Brüder nicht, die mit dem deutschen Münchhausen im Lügen wetteifern? Wem hat der schalkhafte Humor in unsern Volksmärchen: Der lose Knecht, Die tauben Hirten, Der Mann mit dem Zaubervogel, Der dumme Hans, Die thörichte Liese, Hans und Jagerle, Wie soll ich denn sagen? Suche nur, es gibt noch dümmere, Die faule Kathrin, Die Frau ohne Hemd, nicht zuweilen das Zwerchfell erschüttert? Wem bleibt nicht unvergeßlich die Dummheit des Astsägers, des Gatchenspringers, des Toten, der hungert? Unsere Tiergeschichten aber strotzen von dem köstlichsten Humor, so vor allen anderen die zusammenhängenden Geschichten vom Fuchs und Wolf.

V. Schaaser Spässe.

1. Die Schaaser essen nur Übriggebliebenes, denn was nicht übrig ist, kann man nicht essen; sie machen nur im guten Wetter Heu, denn im schlechten trocknet es nicht; sie brennen stets trocknes Holz, denn auch das grüne muß auf dem Feuer zuerst trocknen, bevor es brennt; es gibt in Schaas in jedem Winter eine Menge Hasen — nämlich in den Schweinen, welche geschlachtet werden.

2. Den Hahn des Schaaser Kirchturmes hat man in Kronstadt gesehen, was gilt die Wette? Er ist nämlich in Kronstadt gemacht worden.

3. Eine Schaaserin verkaufte Erbsen. „Sind sie gut?“ fragte die Städterin. „Sie kochen gern“, sagte die Schaaserin.

4. Ein Schaaser verkaufte ein träges, unbrauchbares Pferd. Hat es keine Fehler? fragte der Käufer. Es geht nur nicht gern auf Bäumen und in Hanf, sagte der Schaaser. Der Käufer lachte über den Spaß, ohne weiter darüber nachzudenken und kaufte das Pferd. Das wollte aber im Geschirr nicht gehen und war über keine Brücke zu bringen. Da brachte er es dem Verkäufer zurück; allein nun lachte der Schaaser und sagte: „ich habe dirs doch beim Verkaufe ehrlich gesagt, daß das Pferd nicht gern auf Bäumen (Brücken) und in Hanf (Geschirr, Strängen) gehe?“

5. Ein Schaaser Zigeuner gefragt, welches Geflügel ihm am liebsten sei, sprach: „das Schwein, wenn es Flügel hätte“.

6. „Gibt es nichts Neues in Schaas?“ fragte ein Städter einen Schaaser. „Ja freilich! rief dieser, eine Walachin hat ihr Kind aufgehängt“. Die Mähr lief bald durch die ganze Stadt. Das Ortsamt meldete nichts; eine Gerichtsperson eilte nach Schaas. Endlich kam man auf den Urheber des falschen Gerüchtes; doch blieb er dabei, er habe die Wahrheit gesagt und zeigte nun auch die hängende Wiege, worin die Walachin das Kind aufgehängt hatte.

7. Ein Schaaser fragte einen Städter, wie viel von einer Speckseite (båchen) eintrockne? Als ihm dieser sagte: bis 25 Pfund, erwiderte der Schaaser: „nun da muß ich mir noch 5 Pfund zum Eintrocknen kaufen, denn ich habe eine Speckseite gemacht, die nur 20 Pfund wiegt“.

8. In Schaas gibt es einen steinalten Mann, weit über 100 Jahre alt, ja älter als einst Methusalem war, wer ist das? Der Hinkelmann (ein Berg).

9. „Geht eure Mühle?“ fragte ein Trappolder einen Schaaser. „Sie ist mir nicht begegnet“, antwortete dieser.

10. Statt des Namens **Kraft**, wie ein Schaaser heißt, brauchen manche Schaaser zuweilen den Namen **Herrlichkeit**, weil diese im „Vater Unser" auf Kraft folgt: De Harrleget kit!

11. Es schlägt jemand auf einen Schaaser. Da ruft dieser ihm zu: „Hast du Ernst oder Spaß?" „Ernst", sagt jener. „Dein Glück", erwiderte der Schaaser, „denn solchen Spaß würde ich nicht verstehen".

12. Wiederum schlägt einer einem Schaaser auf den rechten Backen. „Warum schlägst du?" fragt der Schaaser. „Die Schrift sagt", spricht jener, „wenn dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar". Der Schaaser thut es, der andere schlägt. Nun aber packt der Schaaser den andern und haut ihn krubel, indem er spricht: „es steht aber auch in der Schrift: mit dem Maß, mit dem ihr messet, wird man euch wieder messen und ein voll gedrückt, gerüttelt, überflüssig Maß wird man euch geben — und da hast dus jetzt".

13. Ein Schaaser trank in der Stadt in einem Wirtshaus Wein, der sehr gut war; er schwieg und ließ sich ein Seitel nach dem andern geben. Als er bald wieder einmal in demselben Wirtshaus trank und der Wein schlecht war, lobte er denselben. Der Wirt äußerte seine Verwunderung darüber, daß er den guten Wein nicht gelobt habe, den schlechten lobe. „Ja", sagte der Schaaser, „jener lobte sich selbst, dieser aber thut es nicht, den muß man loben!"

14. Ein alter Schaaser zog beim Aufsteigen auf das Pferd den Sattel herunter. „Seht da!" sprach er, „ich bin jetzt stärker als in meiner Jugend; damals zog mich der Sattel auf das Pferd hinauf, jetzt ziehe ich den Sattel vom Pferde herab".

15. „Habts ihr auch Esel hier?" fragte hohnlächelnd ein Bezirksämtler in Schaas? „Wir haben keine", sagte der Schaaser, „außer den Fremden, wenn welche da sind".

16. In älterer Zeit ritt ein Schäßburger Bürger auf dem Marktplatz der Stadt den hölzernen Schandesel. Ein Schaaser stand davor und schaute sich den Mann genau an. „Wàt quâkt ir mich efi un?" rief ihm der vom Esel zornig zu. Gelassen erwiderte der Schaaser: „Na, wô et dem härn net jefält, se retj der här än jen jàs!" (Wenns dem Herrn nicht gefällt, so reite der Herr in jene Gasse!") Die Worte des Schaaser belohnte ein Beifallssturm der umstehenden Menge, der auch jetzt noch in Schäßburg nachklingt.

17. Als einmal im Oktober die Trappolder an einer Feldbrücke bauten, kam ein Schaaser hinzu, um sich die Sache anzusehen. Da schlich ein Trappolder unvermerkt hinter den Schaaser und rief ihm jäh ins Ohr: „Kukuk Schaaser!" Der Schaaser wandte sich um und rief verwundert: „Ei der Teufel, ich hätte nicht gedacht, daß die Trappolder einen so dicken Oktoberkukuk haben sollten". Von da an hieß der Trappolder seine ganze Lebenszeit hindurch Oktoberkukuk.

18. Wie eine Schaaserin einen Türken überlistet. Zu jener Zeit, als noch die Türken Siebenbürgen beherrschten und verwüsteten, kam einmal ein Trupp berittener Türken nach Schaas, um zu plündern. Die Bewohner flüchteten in die Kirchenburg und schlossen hinter sich das Thor. Nachdem die Türken geplündert hatten, ritten sie in den Radwiggrund, stiegen da von ihren Pferden, um sie weiden zu lassen. Eine Schaaserin wagte es aus der Kirchenburg in ihren Weingarten am Romrich zu gehen. Als sie nun ein Türke bemerkt, bestieg er sein Pferd und ritt eiligst heran, band sein Pferd unten an den Zaun und eilte in den Weingarten, um sich die Frau als erwünschte Beute zu erhaschen. Allein diese hatte den Türken ebenfalls heranreiten und sein Pferd anbinden gesehen. Da nahm sie schnell ihren Strohhut vom Kopf, setzte ihn auf den neben ihr stehenden Weinstock, hing ihre weiße Joppe darunter. Während nun der Türke auf diesen Weinstock zueilte, rannte sie im Weingarten des dritten Nachbars unbemerkt hinunter, setzte sich auf des Türken Pferd und ritt darauf ins Dorf in die Kirchenburg; die weidenden Pferde aber liefen auf das Gewieher jenes Pferdes ebenfalls nach und so rettete sie nicht nur sich, sondern führte auch als Beute den ihrigen mehrere Pferde zu; die Türken aber, die nicht länger verweilen durften, um von ihrem Heere nicht zurückzubleiben, mußten zu Fuß mit langer Nase abziehen.

VI. Humor auf der Kanzel, in der Kirche, bei Leichen.

1. Ein Dorfsprediger, der zugleich ein großer Raucher im Herrn war, hatte bei dem Lernen der Predigt unbemerkt eine Kohle auf das aufgeschlagene Evangelienbuch fallen lassen und diese hatte in dem Evangelium: „Jesus fuhr über das Meer" gerade das Wort Meer durchgebrannt. Als er nun Sonntags in der Predigt das Evangelium auflesen sollte, las er also: „Jesus fuhr über das — Jesus fuhr über

das“ — nun nahm er das Buch näher vor die Augen und las frisch weg: „Jesus fuhr über das — Loch“.

2. In einer magyarischen kleinen Gemeinde da oben bei Bistritz war der Pfarrer gestorben und die Gemeinde konnte lange keinen andern finden; endlich verirrte sich ein aus dem Sachsenlande durchgegangener lüderlicher Kantor dahin; den fingen sie und machten ihn zu ihrem Pfarrer, was dieser sich auch gern gefallen ließ. Nach langen Jahren kamen zufällig Leute aus dem Orte, aus welchem der Kantor durchgegangen war, in diese Gemeinde und zwar gerade an einem Sonntag während der Predigt. Als sie nun in die Kirche eintraten und der Pfarrer von der Kanzel sie sogleich erkannte, erschrack er; doch faßte er sich sogleich und sprach sächsisch: Ir verflacht kerl, wàt en daiwel hôt ich hier gebrôcht? Net dàt er fôt, wier ich bän! Nô der kirch awer kut zea mir zem êsen! — ugy monja a görög szó (magyarisch: so sagt der griechische Text) und predigte magyarisch fort bis zu Ende.

3. Als in einer Predigt ein Pfarrer die oratorische Frage gebrauchte: Wî äs dåt? (Wer ist das?) — Wî äs dåt? glaubte ein Zuhörer, auf welchen der Pfarrer gerade bei diesen Worten sah, die Frage gelte ihm und beziehe sich auf seinen Nachbarn, den er als Gast in die Kirche gebracht, und antwortete bei der wiederholten Frage: Et äs me schôger (Schwager) fu Buss! — Der Pfarrer predigte weiter: dier hemel uch ierden erschäffen hôt? Nun sprach der Mann wieder: Ach næ, dåt hôt der net verschûld.

4. Ein frühtrunkener Kantor war während der Predigt eingeschlafen. Als die Predigt zu Ende war, stieß sein Nachbar an ihn und flüsterte ihm zu: Et äs aus! Da rief der Kantor laut: em fål e fräschet äschinken.

5. Ein Bauer war während der Predigt eingeschlafen. Träumend seufzte er nur einmal und sprach: „et wås enzet e geär, dat em âse Szirka schänt, got hàf e fêlig än der iard!“

6. Ein reicher älterer Bauer machte die Anzeige, daß sein einziges spätgebornes Kind, ein Söhnchen von 5 Wochen, ihm gestorben sei und wünschte, der Herr Pfarrer selbst solle ihm die Leichenpredigt halten und führte nun folgendes Gespräch mit dem Pfarrer:

Bauer: (beim Eintreten zum Pfarrer) Ach, ach, ach!

Pfarrer: Wat fur ä bekridnes huet ich hergefårt, Mächel?

Bauer: Ach mei hârz gongelche äs gestorben.

Pfarrer: Ich bedauren ich fîr Mächel, awer wat âfer härgott schäkt, mæs der mensch ärdrô.

Bauer: Der här fueter fâl em prädige.

Pfarrer: Wô er et wänscht, et fâl geschä.

Bauer: Der här fueter muk et awer bung den leut und der här fueter fâl fô, wæ geschät det gongelche wôr und wat aus im hät wierden kene und wæ wiert et âs wôr — ach, ach, ach!

Pfarrer: Lot nur Mächel, dât wäl ich schu môche.

Bauer: Awer, här fueter, wat kost de predig?

Pfarrer: Na ir wäst et jô Mächel, wä et bä âs rêcht äs: en horgasch.[1])

Bauer: (zurückweichend) Awer här fueter, en horgasch — fur efu e klî gongelche — et äs jô gônz net ä fufel wiert.

Leichenklagen:

7. Eine Frau klagte am Sarge ihres Mannes den Hund anrufend: kleä Tarku uch tea, et wôs net denj här et wôs den leifhêftig fôter!

8. Eine Frau, deren zwei Kinder gestorben, klagte: ach won mer læwer zwê felle frâkt wêren, fe hât ich kom de fêl!

9. Ein Mann klagte bei dem Tode seiner Frau: ach, uch en uis brält, won fenj tarsch stäkt, wæ fîl e mån net klôn, won fen frâ sterft.

10. Eine Frau klagte am Sarge ihres Mannes: ach tea menj hârzer siwenhemdiger, înt hôst te un, înt äs än der trun, nôch foaf fûl ich der mâchen!

11. Eine Gieresauerin, die oft im Ehezwist vor dem Pfarramt gewesen, klagte, als ihr Mann plötzlich gestorben: Sim, Sim, de hôst mich fil geärgert, awer det äs det ärgst, wat te mer gedôn.

12. Ein Sohn klagte am Sarge seines Vaters: ach fôter, fôter, wæ befult ir es, dea mir ke Gielekouten (Zalakut) âf den gaermert fäoren: fæt dat er net ämstälpt — mer stälpten awer denich äm!

13. Ein Bauer zeigte seinem Nachbar, der am Zaune seines Gartens stand, den Baum, an dem seine Frau sich erhängt hatte. Da sagte der letztere, der eine böse Frau hatte, seufzend, daß diese es hörte: ach nôber, wält er mer net uch en schnåd fun diem bûm gien?

---

[1]) Ehemalige Münze von beiläufig 17 kr. ö. W.

VII. Naturstimmen.

Dem Volke hat jeder Klang und jedes Geräusch in der Natur Sinn und Bedeutung. Die Bewegungen und Schläge der Werkzeuge, der Ruf der Tiere, der Gesang der Vögel, das Schwirren der Insekten, der Ton der Glocke, das Knarren der Räder, das Sausen des Windes, das Knistern des Feuers, das Sprudeln und Plätschern des Wassers, — das alles, dem sogenannten Gebildeten nur verworrene Töne, ist dem gemeinen Manne eine verständliche Sprache, eine Sprache voll Poesie und Humor.

Die folgenden Beispiele, dem Sprachschatz unseres Volkes entnommen, von denen manche gleich vielen Volksliedern und Sprüchen Eigentum des ganzen deutschen Volkes sein mögen, werden das Gesagte bestätigen:

Das Webschiff des Webers sagt, den Schall und dazu die Bewegung der Hände nachahmend:

Kein Geld, das hab ich nicht,
Kein Geld, das hab ich nicht.

oder wie andere gehört haben:

Käs — und Brot — brauch — ich nicht,
Käs — und Brot — brauch — ich nicht;

Des Schneiders Nadel antwortet darauf:

Ei hätt ichs! ei hätt ichs.[1])

Der Hobel des Tischlers ruft: Da hast's, da hast's.

Der Hammer des Kupferschmiedes sehnt sich nach Ruhe und ruft:

Komm, komm, komm!
Du lieber Sonntag — tag tag!

Der Schmiedehammer schreit, wenn der Meister ihn auf den Amboß schlägt:

Werd, werd — werd weich!

Schlagen Meister und Gesellen zugleich, so schreien ihre Hämmer:

Willst du nicht, willst du nicht,
Willst du nicht, so schlag ich dich!

---

[1]) Nach Simrocks Deutschem Kinderbuch, 2. Aufl. Nr. 731 sagt des Tischlergesellen Hobel:

Käs und Brot mak ich nicht, Worscht! Worscht!

Darauf antwortet der Schneider:

Hätt ichs, hätt ichs!

Die Sehne des Hutmachers meint:

Zer — zer — zermæ dich!
Katrenchen kàm bæ mich! [1])

Der Kamm des Tuchmachers läßt sich also vernehmen: härnes Tuch, härnes Tuch!

Der Hammer des Faßbinders spricht nach der Übersetzung des Faßbinders: Binde, binde, binde fest! oder: Reif, Reif, halt fest! nach der Übersetzung der Hörer:

Bedner, bedner banjd de kofen,
Nor net gànk zem nôber fofen!

Die Raspel des Gerbers keucht: schlurf, schlurf, oder: schlurp, schlurp!

Die Feile des Schlossers spricht magyarisch: Siga, Siga, Siga! (Sigmund).

Von der Kratze des Rauchfangkehrers hat man gehört: Kratz, kratz, kratz Schimmel!

Die Axt des Holzhauers ruft: Platz! Platz!

Die Säge des Holzschneiders gebietet dem Holz: gäf spên! gäf spên! (Gib Späne!)

Der Waschbleuel sagt: Kneist ewech! Kneist ewech! [2]) (Schmutz hinweg!)

Der Dreschflegel ruft den Körnern zu:

Ihr müßt heraus, es hilft euch nichts!
Ihr müßt heraus, es hilft euch nichts!

Der Bär brummt voll Behagen:

ech bän der grest, ech bän der grest!
(Ich bin der Größte, ich bin der Größte).

Ist er zornig, so grollt er:

ech kun, ech frêsen dich!

Der Wolf (figürlich die Nachtigall, die Füllen frißt) jubiliert: ulluluh! jujuju, (so seit der Hochzeit, wo es ihm zu singen kam).

Der Fuchs, wenn er hart gejagt wird, lacht nur und bellt wie ein Hund: er bekut mich net, er bekut mich net! (Ihr bekommt

---

[1]) Ist auch in Simrocks Kinderbuch aufgenommen worden.

[2]) Hat auch in Simrocks Kinderbuch unter Nr. 734 der 2. Aufl. Aufnahme gefunden.

mich nicht!) Fangen ihn aber die Hunde, so jammert (mâzt) er: àch jài, ech hu jo näst gedôn, näst gedôn. (Ich habe nichts gethan.)

Der Hase pfeift (pîpst), wenn ihn der Hund beißt: et dît wî, jài, et dît wî! (Es thut weh!)

Der Hund bellt, wenn er das Posthorn hört:

Ach wie ist das — schön!

oder, wie andere gehöbt haben:

O weh! o weh! — o weh!

In Mediasch aber bellt er: ho! ho! — in Schäßburg: hau! hau! — an andern Orten: ham! ham! und dabei denkt er: er habe eine Mücke gefangen.

Wenn mehrere Hunde ein Stück gestohlenes Fleisch gefunden haben, knurren sie, indem mit neidischer Gier einer den andern anblickt: Schwagerrrr Nachbarrrr — Bruderrrr! Gevatterrrr — legt niederrrr!

Die Katze miaut vor der Thüre: macht mir auf, macht mir auf. Dem Kater ruft sie: kut eram, kut eram! (Kommt herum, herüber!) und wenn er endlich kommt, greint sie: kut er nor näo, kut er nor näo! (Kommt ihr erst jetzt!)

Das Pferd lacht: ihaha, ihaha; wenn es wiehert, spricht es: hôwer, Mihai, hôwer Mihai! (Haber, Michael!) Mihai ist die magyarische Form von Michael, und diese Form wird gebraucht, weil die Sachsen gern junge Szeklerburschen als Pferdeknechte halten.

Der Esel syllabisiert wie überall: ia, ia!

Der Ochse brüllt (berlt): hå! hå! (Heu!)

Die Ziege singt ungarisch: mäk, mäk!

Wenn die Schweine aus der Herde kommen, quicksen die kleinen: uch mir e stäk! uch mir e stäk! (auch mir ein Stück!) oder: kut hîmen, kut hîmen! (Kommt nach Hause!) doch mahnen die alten: nor hiesch lånzem, nor hiesch lånzem! (Nur hübsch langsam!)

Im Regenwetter kommend, quicksen die kleinen: ach här Jeses! ach här Jeses!

Die großen aber brummen:

Ei hât ich mer en stuf gebât,
En hât dem wäder net getrât,

manchmal auch:

Hât ich de rên nor wôrgenuen,
Ich hât de mànkel mätgenuen!

und die kleinen stimmen mit ein:

uch ech, uch ech![1])

Die Schwalbe singt im Frühling auf dem Dache:

Wæ ich zuch, wæ ich zuch,
Wôren scheur uch käler fôl,
Wæ ich kâm, wæ ich kâm,
Wôr àles — ewech.[2])

Die Kohlmeise singt im Frühling: stäke gôn, stäke gôn! Sie schickt den Bauern hinaus in den Weingarten, Weinpfähle neben die Reben zu stecken. Und wenn der Wald knospet, dann jubelt sie: tschutschi bäsch, tschutschi bäsch! (Schöner Wald, schöner Wald! — Tschutschi heißt in der Kindersprache: hübsch, schön.)

Die Spatzen (sächsisch mäschen) rufen Sommers und Winters: hiesch, hiesch! (hübsch), in Sächsisch-Regen wie der Kukuk ihren eigenen (magyarischen) Namen: tschirib! tschirib!

Der Finke tadelt die faule Magd:

Fikes, Fikes feler ôrsch,
Wô te net gespänen (gesponnen) hôst,
dràch wegden än (trag Weiden ein!)

Fikes hier spöttisch für Fichen, Sophiechen.

Die Goldammer (sächsisch gielenk, Gelbling) singt im Frühjahr dem Bauern: ei, tâ dæf! ei, tâ dæf! (Ei du Dieb!) Im Herbste

---

[1]) Ei hätt ich mir 'ne Stub gebaut,
Und hätt dem Wetter nicht getraut.
Hätt ich den Regen wargenommen,
Ich hätt den Mantel mitgenommen!
Auch ich, auch ich.

[2]) In allen deutschen Land singt die Schwalbe dasselbe sinnvolle Lied, nur verstehen die Menschen ihre Worte nicht überall in gleicher Weise. Nach Simrocks deutschem Kinderbuch hat man sich den Schwalbengesang also gedeutet:

Wenn ich wegzieh, wenn ich wegzieh, sind Kisten und Kasten voll,
Wenn ich wieder komm, wenn ich wieder komm, ist alles verzehrt.

Oken sagt in seiner Naturgeschichte, den deutschen Bauern singe die Dorfschwalbe:

Da ich fortzog, da ich fortzog, waren Kisten und Kasten voll,
Als ich wieder kam, als ich wieder kam, war alles wüst und leer.

Das schöne Lied Rückerts: Aus der Jugendzeit, haben wir diesem Schwalbenliede zu verdanken.

ruft sie: här fäter, här fäter! (Herr Vetter!) Das alles gilt dem Spatzen.

Die Krähe, der Wintervogel, ruft heiser nach Schnee: schnå, schnå!

Sitzen mehrere Krähen auf dem Dach, eine unten auf einem Aas, so rufen jene: äs mî dô? äs mî dô?

Die eine antwortet: nor de knôchen, nor de knôchen!

Der Specht am Baum, wenn er unbedeutende Beute gemacht, pickt: na buk, na buk!

Der Kukuck schreit: kuck kuck! (als wolle er mit einem Verstecken spielen).

Der Wiedehopf: hupup! hupup! (In der Kindersprache hüpfe auf!)

Die Wachtel schlägt wie in andern deutschen Gauen, nur redet sie hier sächsisch: bäk de räk! bäk de räk! (Bück den Rücken).

Die Lerche singt:

Se kam mer dän nô!
Än de hît, än de hît!
(So komm mir denn nach!
In die Höh! in die Höh!)

Die Henne, wenn sie ein Ei gelegt hat, ruft:

Kut, kut, kut und fæt!
Kut, kut, kut und fæt — und fæt!
(Kommt, kommt, kommt und seht!)

Zwei Hennen führen folgendes Zwiegespräch:

Erste: Komm ins Grüne, komm ins Grüne!
Zweite: Ja wenn uns der Bauer sieht,
Ja wenn uns der Bauer sieht!
Erste: O geh, o geh; o geh, o geh!

(Sie gehen in den Garten und indem sie der Bauer zurückscheucht)

Zweite: Hab ich dirs gesagt, hab ich dirs gesagt!
Erste: Ja was hab ich denn gewußt,
Ja was hab ich denn gewußt!

Wenn zwei Hähne zusammen kommen, reden sie also mit einander:

Der Erste: Nôber, wî erniert ech?
Der Andere: Gott der här ê!

Der Hahn auf dem Miste, wenn er zum Himmel sieht, ruft dem Stoßvogel zu: ech sæn dich geat, ech sæn dich geat! (ich sehe dich gut!)

Der Hahn aufwärts blickend kräht: kut zeräk eh!

Eine Erzählung aus Halwelagen erklärt diesen Hahnruf. Als man nämlich an einem Ostertag das Hahnschießen und Hahnschlagen vornehmen sollte, waren alle Hähne aus dem Dorfe fort, nur ein lahmer war zurückgeblieben. Diesen schickten die Knechte (Bauernburschen) auf den Turmknopf, er solle seine Brüder zurückrufen, es werde ihnen nichts geschehen. Der flog hinauf und rief: kut zeräk eh! (Kommt zurück he!) Jene kommen zurück und die meisten wurden alsbald ergriffen und zum Osterfest erschlagen, nur wenige hatten sich in Schlupfwinkel gerettet. Als der Ostertag vorüber und nichts mehr zu fürchten war, kamen sie hervor und wollten über den herfahren, der sie zurückgerufen. Der aber stand noch immer oben und steht bis zum heutigen Tag da — und zwar weil er lahm ist, auf einem Fuße und fürchtet sich vor den Knechten und seinen Brüdern. Die sahen ihn endlich oben, nachdem sie ihn unten lange umsonst gesucht und schrien sogleich im Zorn und höhnisch: kut zeräk eh! Deshalb sehen noch heutzutage die Hähne aufwärts und machen wie zum Spott ein schiefes Gesicht, wenn sie rufen: kut zeräk eh!

Die Gänse im Hof, die Hälse streckend, wenn ihnen der Wirt Futter bringt, schnattern:

Hâde mer nor fâk, Pal Hones, mer werden ich
Det kuern âles verstielen.

Die Enten schnattern und lachen:

Ha, ha, ha, dât äs lästich!

Manchmal auch:

Wàt schàfe fe, wàt schàfe fe?[1])

Die Indianer im Hofe:

Einer ruft: Jurka, Jurka!
Die andern: Ei dat dich der Môrlef,
Ei dat dich der Môrlef!

Der Frosch (blêsch nôchtegôl): Giorg! Giorg! Giorg!

Der Zapfenstreich meint in Mühlbach, Sächsisch-Regen und sonst:

Nach Haus, nach Haus, ihr Lumpenhund,
Ihr freßt dem Kaiser das Brot umsunst.

---

[1]) In niederdeutschen Gegenden kommt das Entengeschnatter zur Übertragung in folgendem Situationsbilde: Hat eine Ente etwas gefunden, dann kommen gleich alle andern herbei und schaaren sich zusammen mit der neugierigen Frage:

Wat, wat, wat?

Sieh L. Jacoby in Fromels und Pfaffs Sammlung von Vorträgen 2, 356.

Die Hausgrille: zirp, zirp, zirp! (schlürfe).

Die Feldgrille: mæn, mæn, mæn! (Zeit zum mähen!)

Die Schnacke (Gelse) summt ganz fein ums Ohr: Szegin, szegin, szegin! (magyarisch: ich Armer, Armer, Armer!) bis sie niedersitzt und Blut saugt.

Das Rad der Bretterkarre des Szeklers hat sich seit etwa vierzig Jahren fast ganz zivilisiert, indem es jetzt beschlagen und rund ist, damals aber unbeschlagen und mehr viereckig bis achteckig als rund war. Nur wer jene Zeit gesehen, versteht den sächsischen Dichter Brecht aus Mediasch, wenn er singt: „Das klingt ja wie Rädergeknarre der Bretter belasteten Karre". Wer das Geseufz und Geknarr jener seit ihrer Schöpfung bis zu ihrem Untergang nie geschmierten Räder nicht gehört hat, der kann sich keine Vorstellung davon machen.

Wenn diese Karren, schwer beladen mit Brettern, schneckenartig durch die Stadt sich bewegten, so seufzten sie in gedehnten Schmerzenslauten, natürlich magyarisch:

e — het — ném, — i — hat — nám,
e — het — ném, — i — hat — nám.

Hatte aber der Eigentümer seine Bretter verkauft und sich auch einen Spitz in dem damals billigen Wein angeseidelt, so fuhr er dann mit seinen kleinen Pferden schmetternd durch die Stadt und die Räder erklangen flink und fröhlich:

ettem, ittam, jól laktam!
ettem, ittam, jól laktam!

Wenn man die Rute schwingt, pfeift die Spitze und heischt: flîsch, flîsch! (Fleisch).

Das Feuer, wenn es sprüht und spritzt, ruft: gêst, gêst! (Gäste).

Ebenso das brodelnde Wasser im Topfe: gêst, gêst!

Das Kraut protzelt im Topf: Sonntag, Sonntag, Sonntag!

Der Wind pfeift durchs Schlüsselloch: Sagt ichsss! sagt ichsss!

Das Rauschen des Wehres, das der Wind in der Nacht in die Ferne trägt, ruft mit anfangs starkem, dann gedämpftem, allmälig verklingendem Ton: schlaft, schlaft, schlaft, schlaft!

Die Stimme der Glocken lautet in unveränderter Nachahmung auch bei uns:

bim — bam, bim — bam.

Große Glocken rufen dumpf: En kræm hôt mich ausgewâlt! (Bezieht sich auf die Sage von der durch Schweine ausgewühlten Glocke.)

Kleine Glocken rufen hell: stîndankel, kålt ârbes! oder: rît repen, kalrâben!

Bei der Leiche eines Kindes klingen die Glocken in Malmkrog ganz traurig (lecheresch):

Kam bleåm — hindeån,
Kam bleäm — hindeån.

Schluss.

Wir sind zu Ende. Wem das, was wir geboten, nicht bereits genug und übergenug ist, der braucht nur vor- und rückwärts zu blättern in unserm Buch, er wird bald einen neuen Strauß beisammen haben. Und wer noch mehr begehrt, dem empfehlen wir zunächst die prächtigen Schilderungen unseres ersten Humoristen, die Bilder aus dem sächsischen Bauernleben von Friedrich Fr. Fronius (Wien 1883).

Die Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart von Johann Karl Schuller (Hermannstadt 1840).

Die Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart von Viktor Kästner (Hermannstadt 1862).

Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit von Johann Mätz.

Georg Schullers Volkstümlichen Brauch und Glauben bei Tod und Begräbnis im Siebenbürger Sachsenland.

Friedrich W. Schusters Siebenbürgische Volksdichtungen (Hermannstadt 1865).

Josef Haltrichs Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen (3. Aufl. Wien 1882).

Josef Haltrichs Plan zu Vorarbeiten für ein Idiotikon der siebenbürgisch-sächsischen Volkssprache (Kronstadt 1865).

Vor allem aber verweisen wir auf die Hauptquelle, auf den Volksmund. In ihm ist noch ein Meer altererbter Geistesschätze, und manche schöne Perle ruht noch ungesehen und ungehoben in seiner Tiefe. Wer sucht, der findet. Auf denn, rüstige Jugend unseres Volkes, und setze die Forschungen fort, die ja vor kurzem nur begonnen worden, dir zur Freude, uns allen zur Ehre!

IV.

Die Welt unsrer Märchen

und unsrer Kinder.

Einmal atmen möcht' ich wieder
In dem goldnen Märchenreich;
Doch ein strenger Geist der Lieder
Fällt mir in die Saiten gleich.

Freiheit heißt nun meine Fee
Und mein Ritter heißet Recht;
Auf nun Ritter und bestehe
Kühn der Drachen wild' Geschlecht.

Uhland.

Wen, der mitten in der harten Arbeit des Lebens steht, ergriffe nicht zuweilen, wie den edlen deutschen Dichter, stille Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese der Kindheit, nach dem goldenen Märchenreich, über das ein stets heiterer oder nur von schnell vorüberziehenden Wölkchen getrübter Himmel sich ausbreitet, in dem Friede und Freude und vollkommene Glückseligkeit herrschen; doch wie wenigen gelingt es, diese Sehnsucht zu befriedigen! Wie vielen wehrt die Rückkehr gleichsam als Engel mit dem flammenden Schwert die schwere Sorge des Tages, der nie endende Kampf ums Dasein und um die edelsten Güter der Menschheit. Unserem Dichter war es vergönnt, nachdem er als Ritter vom Geist, wie wenige, für die Freiheit und das gute Recht lange mannhaft gekämpft, zu der stillen, friedvollen Beschäftigung mit der Märchenwelt des deutschen Altertums, die ihm lieb geworden, in seinen letzten Lebensjahren zurückzukehren. Er legte das Schwert des äußern Kampfes nieder mit der Zuversicht, daß das Heil, für das auch er gestritten, doch einst kommen werde. Das bezeugen seine Worte:

> Untröstlich ist's noch allerwärts;
> Doch sah ich manches Auge flammen
> Und klopfen hört ich manches Herz.
>
> Wohl werd ichs nicht erleben,
> Doch an der Sehnsucht Hand
> Als Schatten noch durchschweben
> Mein freies Vaterland.

Noch am 7. Oktober 1850 schreibt Uhland an Professor Moritz Haupt in Leipzig: „Mitten in der Schwüle dieser zerrütteten Zeit lassen es doch jene Brunnen aus der Tiefe des deutschen Wesens niemals gänzlich an Labsal und Erfrischung fehlen. Während des stürmisch bewegten Lebens in Frankfurt habe ich mir, oft in der stillen Nacht, ohne Bücher und nur aus der Erinnerung an die heimatlichen Dinge eine Art schwäbischer Mythologie gebildet, an der sich mir manchmal der Geist erholt hat, wenn ich sie auch nie schriftlich ausführen sollte".

So baute denn der edle Mann bis zu seinem Lebensende, wenn auch zuletzt in stillerer Weise fort an des Reiches innerer Herrlichkeit sich zum Trost und zur Freude.

Seitdem die Brüder Grimm im Jahre 1812 zuerst eine Sammlung von Volksmärchen in schlichter und naturgetreuer Darstellung veröffentlicht und auf mancherlei Schätze, welche diese Volksüberlieferungen in sich bergen, hingewiesen hatten, ist allerorten, namentlich aber in Deutschland, mit Eifer gesammelt worden. Auch unser Volk ist dabei nicht zurückgeblieben und freudig wurden von den beiden Altmeistern die „deutschen Tiermärchen" und die „deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande", als erstere im Jahre 1855, die andern im Jahre 1856 zum ersten Male durch den Druck veröffentlicht wurden, begrüßt. „Wer hätte geglaubt", schreibt Jakob Grimm über unsere sächsischen Tiermärchen, „daß aus so weiter Ferne neue Reichtümer dieser Literatur aufgethan und Bestätigung mancher Dinge, die ich bloß vermutet hatte, dargereicht werden sollten". Und von unsern Volksmärchen sagt Wilhelm Grimm: „ich habe mich an dem Buch erfreut; es befinden sich darin manche eigentümliche und merkwürdige Überlieferungen, wie ich gleich das erste Stück hervorheben muß".

„Wie einsam" — schreibt Wilhelm Grimm in der Vorrede zur sechsten Auflage der Kinder und Hausmärchen, — „stand unsere Sammlung, als sie zuerst hervortrat, und welche reiche Saat ist seitdem aufgegangen. Man lächelte damals nachsichtig über die Behauptung, daß hier Gedanken und Anschauungen erhalten seien, deren Anfänge in die Dunkelheit des Altertums zurückgingen; jetzt findet sie kaum noch Widerspruch. Man sucht nach diesen Märchen mit Anerkennung ihres wissenschaftlichen Wertes und mit Scheu an ihrem Inhalt zu ändern, während man sie früher für nichts als gehaltlose Spiele der Phantasie hielt, die sich jede Behandlung müßten gefallen lassen.

Gemeinsam allen Märchen sind Überreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens, der sich in bildlicher Auffassung übersinnlicher Dinge ausspricht. Dies Mythische gleicht kleinen Stückchen eines zersprungenen Edelsteins, die auf dem von Gras und Blumen überwachsenen Boden zerstreut liegen und nur von dem schärfer blickenden Auge entdeckt werden. Die Bedeutung davon ist längst verloren, aber sie wird doch empfunden und giebt den Märchen den Gehalt, während es zugleich die natürliche Lust an dem Wunderbaren befriedigt; niemals sind sie bloßes Farbenspiel gehaltloser Phantasie".

Daß auch unsere sächsischen Märchen überaus reich sind an Resten altheidnischen Glaubens, hat Wilhelm Schuster in seiner Kritik des Märchens vom Rosenmädchen [1]) und in der seine gesamten diesbezüglichen Forschungen zusammenfassenden Abhandlung: Deutsche Mythen aus siebenbürgischen Quellen, in eingehender Weise dargestellt. Wir kennen nun näher den alten Mann im grauen Mantel und das achtfüßige Roß, die uns in unsern Märchen erscheinen; es ist Wodan oder Odin und sein Roß Sleipnir; und wie sie, so finden wir in unsern Märchen auch den alten Schwert- und Donnergott und die Frau Holla. Nicht mehr ganz fremd sind uns auch nach ihrer ehemaligen Bedeutung der gotsbôrich, das härgotîsken (der Marienkäfer), das wenjwâjeltchen, [2]) die bäschgrîs und bàlegrîs, [3]) de brâne frâ (die Brunnenfrau), der hôkemån, der môrlef, der bobeloz, der wärlthankt (Welthund), der pêlzmierten (Pelzmartin), die nun zu Kinderscheuchen und Kinderspielzeug herabgedrückt worden. [4])

Wie in Homers Gesängen das gesamte menschliche Leben in seiner bunten Mannigfaltigkeit sich abspiegelt und alle Volksklassen und Stände und Charaktere vertreten sind: Herrscher und Beherrschte, Große und Kleine, Reiche und Arme, Männer und Frauen, Edle und Unedle, Kluge und Dumme, Mutige und Feige, Tapfere und Schwache, Schöne und Häßliche, Glückliche und Unglückliche, also auch in der Zauberwelt der Märchen.

Auch unsere siebenbürgisch-deutschen Volksmärchen zeigen uns dieses mannigfaltige, reiche Leben. Auch sie erzählen uns von Königen, Königssöhnen und Königstöchtern, schönen und häßlichen Jungfrauen, von Starken und Tapfern, von Reichen und Armen, von Glückskindern und Unglückgeprüften, von Guten und Boshaften, von Listigen und Erzdummen, namentlich finden sich auch bei uns jene allgemeinen, scharf ausgeprägten

---

[1]) Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde N. F. 5, 409 ff.

[2]) Wenjwajåltchen, wörtlich übersetzt: Weinwägelein. Diesen Namen führt in Schäßburg der Segelfalter und Schwalbenschwanz. Man hat im Namen mythische Nachklänge finden zu können geglaubt.

[3]) Bäsch- und bàlegrîs, das erste Wort ist gleich: Waldgroßmutter, das zweite gleich: böse, wilde Großmutter. F. W. Schuster hat im Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde 9, 250 f. beide mythisch (Hel) zu deuten versucht. Der Volksmund nennt bäschgrîs und bäschmoter auch eine gefühllose Mutter.

[4]) Der Vortrag setzte an dieser Stelle die Bekanntschaft mit Fr. W. Schusters Abhandlungen über deutsche Mythen aus siebenb.-sächs. Quellen (im 9. und 10. Band des Vereins-Archives) voraus und schloß sich den dort niedergelegten Anschauungen an.

Märchencharaktere des Starken, des Listigen, des Verachteten und dann zu Ehren Emporgestiegenen. Auch bei uns sind die Riesen plump und tölpelhaft, ebenso wird der Teufel, der an Stelle des Riesen getreten, meist von dem Kleinen, dem fêferketj (Pfefferkorn), Domen-Hanz (Daumen-Hans) und vom Zigeuner überlistet. Die Rolle des deutschen Bruder Lustig und Spielhansel hat bei uns oft und mit vollem Recht der Zigeuner übernommen; unsere „Burghüterstochter“ (im Märchen Nr. 46 der 3. Aufl. von Haltrichs Deutschen Volksmärchen) gibt der „klugen Bauerntochter“ nichts nach. Die liebe Dummheit ohne alle Zuthat kommt in unserer „thörichten Liese“ (Nr. 65) und dem thörichten Hans“ (Nr. 66) und „Suche nur, es gibt noch Dümmere“ (Nr. 69), dem „lateinischen Jungen“ (Nr. 51) glänzend an den Tag; unsere „faule Kathrin“ (Nr. 70) und „Die Frau ohne Hemd“ (Nr. 71) lassen auch nichts zu wünschen übrig; in der harmlosen Lust des Aufschneidens wetteifern unsere „Drei lustigen Brüder“ (Nr. 59), „Die beiden Lügner“ (Nr. 57) und „Lügenwette“ (Nr. 58) mit den besten derartigen Märchen, gegen welche nach Grimm die bekannten münchhausenischen Lügen nur ein matter, geistlos behandelter Nachhall sind. Wem hat der schalkhafte Humor, der in vielen unserer Märchen, so in der Klugheit des Astjägers, des Gatchenspringers, des Toten, der hungert, sich ausspricht, nicht zuweilen das Zwerchfell erschüttert? Unsere Tiermärchen aber sind geradezu voll von dem köstlichsten Humor. „Es ist erfreulich“ — sagt Wilhelm Grimm — „daß die Deutschen das Tiermärchen noch immer in seinem ursprünglichen Geist hegen, ich meine in der unschuldigen Lust an der Poesie, die keinen andern Zweck hat, als sich an der Sage zu ergötzen und nicht daran denkt, eine andere Lehre hineinzulegen, als die frei aus der Dichtung hervorgeht. Reiner und volkstümlicher als wir haben die nach Siebenbürgen vor etwa siebenhundert Jahren ausgewanderten Niedersachsen in ihrer Abgeschlossenheit die Überlieferung bewahren können“.

Zu dem schönsten aber in unsern Märchen und in unserer Volkspoesie gehört das, was über den Aschenputtel (êschpàder oder schärhîbesken) handelt. Er ist oft ein Stiefkind oder eine Waise oder das kleinste und am wenigsten geachtete von mehreren Kindern. Ausführlicher ist darüber gesprochen in der Abhandlung über die Stiefmütter, Stief- und Waisenkinder in der siebenbürgisch-sächsischen Volkspoesie, worauf hier einfach verwiesen werden kann. In Schaas wird sehr bezeichnend neben dem Namen êschpàder noch wàserdràjerchen gebraucht. Die kleinsten Kinder, die zur schweren Feldarbeit noch nicht taugen,

müssen wenigstens aus den Feldbrunnen Trinkwasser holen. Davon ist nun der Ausdruck wàserdràjerchen allgemein auf das Kleinste, Elendeste übertragen worden, und es verbindet sich damit abwechselnd Mitleid und Spott. Ôrm, înich, rêklich, àbäzich, ropich, beschnupert, betrepst, êlend u. dgl. Beiwörter werden nach den jeweiligen Umständen dem wàserdràjerchen beigelegt. Nicht nur unter Menschen und Völkern, sondern auch unter allen Tiergattungen in Haus und Hof gibt es in Schaas Wasserträgerchen.

So viel in Kürze über das Wesen unserer Märchen. Was Grimm über die in Deutschland gesammelten Märchen sagt, paßt genau auch für die unsern. „Wo sie noch sind, leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder für gescheidte Leute abgeschmackt; man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben empfangen hat und freut sich daran, ohne einen Grund dafür. So herrlich ist lebendige Sitte, ja auch das hat diese Poesie mit allem Unvergänglichen gemein, daß man ihr selbst wider Willen geneigt sein muß. Leicht wird man übrigens bemerken, daß sie nur da gehaftet hat, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöschte Phantasie vorhanden war. Was aber so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Notwendigkeit in sich. Darum geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen. Das ist der Grund, warum wir durch unsere Sammlung nicht bloß der Geschichte der Poesie und Mythologie einen Dienst erweisen wollten, sondern es zugleich unsere Absicht war, daß die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann, also auch, daß es als ein Erziehungsbuch diene. Wir suchen für ein solches nicht jene Reinheit, die durch ein ängstliches Ausscheiden dessen, was Bezug auf gewisse Zustände und Verhältnisse hat, wie sie täglich vorkommen und auf keine Weise verborgen bleiben können, erlangt wird; wir suchen die Reinheit in der Wahrheit einer geraden, nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung. Übrigens wissen wir kein gesundes und kräftiges Buch, welches das Volk erbaut hat, wenn wir die Bibel obenan stellen, wo solche Bedenklichkeiten nicht in ungleich größerem Maße einträten, der rechte Gebrauch aber findet nichts Böses heraus, sondern, wie ein schönes Wort sagt, ein Zeugnis unseres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während andere nach dem Volksglauben die Engel damit beleidigen“.

Nach diesem flüchtigen Umblick wollen wir uns den Boden genauer beschauen, auf dem unsere Märchen einheimisch sind oder sein sollen und wollen uns in der Welt unserer Kinder ergehen, um uns so unsere eigene goldene Jugendzeit auf Augenblicke ins Gedächtnis zurückzurufen. Dazu ist nicht nötig, den ganzen großen Umfang des Gebietes zu beschreiten, es genügt einiges weniges aus dem Bereiche des Kinderwesens, der Kinderpflege und Kinderzucht, der Kindersprache, Kindergebete und Kinderspiele hervorheben.

Kinderwesen.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich" und „wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, kann nicht hineinkommen". Wer sollte die tiefe Wahrheit dieser Worte unseres Heilandes nicht empfinden in dem Umgang mit Kindern, bei denen noch Herzenseinfalt und Unschuld, treue Hingebung und Liebe, Genügsamkeit, Sorglosigkeit, Freude und Seelenfriede in ungetrübter Reinheit sich offenbaren. Was anderes erfüllt uns mit so inniger Freude bei dem Anblick der unschuldigen Kleinen, als daß ihre Worte und Geberden so treu, wahr und lieblich sind, daß in ihnen die schöne Menschennatur so vollkommen sich ausspricht im Gegensatz zu der falschen Bildungstünche und den Verkehrtheiten der Welt. Mit welch inniger Liebe schmiegt sich der Säugling an der Mutter Brust; wie sind alle seine Wünsche erfüllt, wenn er die Mutter hat, sie ist ihm sein Alles: nährende Sonne und schützende Burg zugleich. Wie sind bei ihm Lachen und Weinen in einem Töpfchen; doch ist er nur gesund, lacht ja meist sein Herz auch im Schlafe; denn das Englein der Mutterliebe redet mit ihm. „Überall" — sagt Grimm — „geht das Leben des Menschen auf wie eine Blume, ehe sie die stechende Sonne trifft und der irdische Staub trübt, in reiner unversehrter Farbe". Rührende Züge aus dem Kinderleben finden wir sowohl in ältern als in neuen deutschen Dichtungen: Froh wie ein Kind sitzen ist ein bildlicher Ausdruck der Edda; Gudrun spricht in einem Liede der ältern Edda: „so war Schwanhild (meine Tochter) in meinem Hause wie der lieblich anzuschauende Sonnenstrahl". Hartmann von der Aue weiß nicht herrlicher die Tugend einer Frau zu preisen, als wenn er ihre Worte und ihr Wesen mit dem der Kinder vergleicht (Iwein 5470):

si was, daz man an kinden
niemer mohte vinden
süzzer worte noch reiner sitte.

Wie ergreifend hat Rückert die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese der Jugend und der Kindesheimat in seinem Schwalbenlied: **Aus der Jugendzeit**, besungen:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war.

O du Kindermund, o du Kindermund
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo.

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heilgen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

Kinderpflege und Kinderzucht.

Je sorgsamer und liebevoller die leibliche und geistige Pflege des Kindes in der ersten Lebenszeit geübt wird, desto herrlicher entfalten sich alle Anlagen. Dieses heilige Geschäft sollte jede Mutter, ob Fürstin oder Bettlerin, wenn es nur möglich, selbst thun und nicht durch fremde, oft herzlose Ammen besorgen lassen. Über der leiblichen Pflege wird aber so oft aus Unverständnis die Pflege des geistigen Lebens vernachläßigt, und doch müssen beide Hand in Hand gehen, soll der Mensch harmonisch und gesund sich entwickeln, und es ist ein weitverbreiteter Irrtum zu meinen, die Pflege des geistigen Lebens habe erst später zu beginnen, wenn der Körper gehörig erstarkt sei. Nein, mit dem ersten Blick des Kindes in die Welt, mit dem ersten Weinen beginnt der Geist sogleich auch unbewußt seine Thätigkeit, und was Häuschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Namentlich wird von überzarten Müttern und Eltern darin gefehlt, daß sie nicht zur Zeit die gehörige Zucht gegen ihr Kind anwenden, Lohn und Strafe weise abwechseln lassen. Die Zucht muß schon beim Säugling Trotz und Eigensinn brechen und den freien, willigen Gehorsam zur andern Natur machen, sollen die Kleinen nicht bald zu Haustyrannen sich aufwerfen. Wird doch auch der Körper in der ersten Zeit in Windeln gepreßt, damit die Gliedmaßen gerade und nicht krumm werden. Nur Thoren können das Tyrannei und Sklaven=

zucht nennen. Da hat unser großer Reformator Dr. Martin Luther in wenigen derben Worten den Müttern das rechte Erziehungsprinzip an die Hand gegeben:

Des Kindes Zorn
Ist am . . . verloren.

Bei Kindern ist zu gebrauchen: der Apfel und die Rute, d. h. sie zum Guten locken mit dem Apfel, vom Bösen schrecken mit der Rute. Lohn und Strafe müssen nach Bedarf gehandhabt werden. Kurz und bündig, nicht viel theoretisch, sondern praktisch muß die Disziplin im Anfang sein. Eine verständige, gute Mutter muß es dahin bringen, daß stets das Kind um ihr Wohlwollen und ihre Liebe buhlt und nicht das Umgekehrte stattfindet, denn sonst ist sie verloren und dann hört alle ihre Zucht auf und die strengste spätere Zucht kann dann oft nichts ausrichten. Aus dem Englein im Kinde wird ein Plagteufel, der nun fort und fort an dem Lebensmark der Eltern zehrt, und der Gotteslohn, welcher der Mutter für ihre vielen schweren Sorgen und Mühen und schlaflosen Nächte gebührt, die nie aufhörende Liebe und der Dank der Kinder, Freude über das Wachstum derselben in allem Guten, über deren Ehre bei Gott und den Menschen, wird in das Gegenteil verkehrt, in die höchste Strafe. Wie es bei guten, wohlgeratenen Kindern keine Freude gibt über Mutterfreude, so giebt es dann bei mißratenen Kindern keinen Schmerz über den Mutterschmerz. Freilich muß eine gute Mutter, um sich das schönste Lebensglück zu verschaffen und nicht zu verscherzen, neben der rechten Einsicht und dem richtigen Takt eine Engelsgeduld haben.

Aber auch die beste Mutter wird nicht umhin können, manchmal zu wettern und den vollen bittern Ernst dem wilden Kinde zu zeigen, wenn sie auch die altherkömmlichen Kinderscheuchen und Schreckmittel: den bilibau, baubau, baguz, den stäch än de sak, bubusch, môrlef, die Brunnenfrau (brànefrâ), den Hackenmann (hôkemån), den Thut dir nichts (den dîternäst) u. a. m. oder den Wolf, den Piter Bär nicht zu Hilfe rufen mag, womit manche Mütter fast zu verschwenderisch umgehen. Selbst bei der Krankheit der Kinder, wo so manche sonst strenge Mutter dem Kinde gegenüber weich und schwach wird, darf das Heft der Herrschaft keinen Augenblick dem unmündigen Kinde überlassen werden.

Bei einer von allem Anfang mit liebendem Ernst geübten konsequenten Zucht ist es gewiß in vielen Fällen gar nicht nötig, je zur

Rute zu greifen, deren zu häufige Anwendung natürlich auch vom Übel ist. Das will uns Walther von der Vogelweide mit den Worten sagen:

nieman kan mit gerten
kindes zucht beherten,

d. h. mit der Rute allein ein Kind erziehen.

Für die leibliche Pflege und Gesundheit des Kindes sorgen wohl mit Ausnahme der wenigen Rabenmütter alle Mütter mehr oder weniger; darum suchen denn auch viele Mütter auf dem Lande bei drohenden und wirklichen Krankheiten die altererbten abergläubischen Schutz- und Heilmittel noch immer in Anwendung zu bringen, indem sie sich oft damit trösten, daß, wenn sie nichts nützen, auch nicht schaden.

Die ganz kleinen Kinder werden in Nadosch nie schlafen gelegt, bis man sie nicht gebadet hat, „weil sie sonst klein bleiben, wie die Zwerge“.

Dieser Aberglaube, meinen verständige Nadoscher, sei sehr gut und nicht aufzugeben. Bade man nämlich die kleinen Kinder nicht fleißig, so würden sie krank. Manche Mutter würde aber allein aus vernünftigen Gründen ihr Kind nicht so fleißig baden und dabei denken: nun, wenn du es auch einmal nicht badest, wird es ja nicht zu Grunde gehen. Ein andermal würde sie wieder so denken, und so, wenn sie von Geschäften gehindert wäre, öfter das Kind ungebadet zu Bette legen, wovon es endlich erkranken müßte. Da nun aber der Glaube herrscht, das Kind würde nicht groß, wenn es auch nur *einmal* ungebadet niedergelegt würde, so läßt jede Mutter die übrigen Geschäfte so lange ruhen, bis sie ihr Kind badet, da keine es verschulden will, daß ihr Kind klein bleibe.

Wenn Kinder scheinbar ohne besondere Veranlassung heftig weinen, so glauben manche Mütter, dieselben seien durch das Anschauen eines Fremden oder durch den bösen Blick einer Hexe bezaubert worden, was *berufen* genannt wird.

Die Zahl der volkstümlichen Schutzmittel gegen das Berufen und andere Krankheiten der Kinder ist groß; die meisten sind an einer andern Stelle besprochen worden, können also hier übergangen werden.

Kindersprache.

Entsprechend der leichten leiblichen Nahrung, welche das Kind in der ersten Zeit des Lebens genießt, ist auch die erste geistige leicht und wird von der Mutter zunächst und dann von den Nahestehenden dem Kinde in gefälliger Schale gereicht. Eine solche Schale möchte ich die

Kindersprache nennen. Sie ist nicht eine müßige Erfindung weichlicher und überzarter Mütter, sondern hat sich zufolge eines Naturgesetzes wie von selbst entwickelt, und es gibt wohl keine echte Mutter, welche diese Sprache nicht kennen und nicht gebrauchen sollte. Außer den häufig angewandten Diminutiven gibt es hier viele Klangwörter; vorzüglich werden die Tiere nach ihren Naturlauten genannt. Unsere siebenbürgisch-sächsische Kindersprache hat außer den mancherlei eigentümlichen Wörtern und Redensarten eine Menge Kose- und Schmeichelformen. Mutter und Kind legen ihr ganzes reiches Gemüt in der Kindersprache nieder. In Haltrichs Plan zu Vorarbeiten für ein Idiotikon der siebenbürgisch-sächsischen Volkssprache sind zahlreiche Beispiele aus der sächsischen Kindersprache mitgeteilt worden. Wir beschränken uns diesmal auf eine kleine Auslese und beginnen mit den Schmeichelnamen und scherzhaften Schelten, welche dem Kinde gegeben werden: tea menj înich maisken (du mein einiges Mäuschen), — mizken (Kätzchen), — häsichen (aus Häschen gebildet), — gedeisken (Kleidchen), — schärhîbesken, — gukes, — kukes, — baglôrchen, — druzken (Trutchen, Trautchen), — härzkelchen (Herzgrübchen), — grôz, înich grôz, grêzken (Strünkchen), krader, bakeskrader, — môkusch, klener mokusch, — bisebâchen (Bise-Bienchen), — bîsàkes, — ruschla, — wischla, — rawata, — hurlibusch, — haschebasch, — prôdijel (wohl zum Regener prôden, schmollen, also vielleicht: Schmolligel), — sturdibuk, — zornebuk, — zornebika (Zorn-Stier), — bikabu, — puzi, — pizimizi, — wuzeli, — wuzika, käzendrêtchen (im Reim auf mêdchen) u. dgl. eine Legion.

Und nun noch einige der Kindersprache eigentümliche Ausdrücke.

Die erste Stelle gebührt dem Namen der Mutter. Sie heißt im Kindermund Mama und Mami, zuweilen auch Nänä. Mama zur Bezeichnung der Mutter hat man in den verschiedensten Gegenden der Welt gefunden. Zahlreiche Belege finden sich in Tylors vortrefflichem Buche: Die Anfänge der Kultur (deutsch von Spengel und Proske, 1, 221 ff.) Nicht anders verhält es sich mit dem andern Worte, mit Nina und Neina, das unsere Kinder hier und dort für Mutter, zumeist aber für eine ältere, außerhalb der Familie stehende Frau gebrauchen. Im Englischen heißt nana die Amme, in der siebenbürgisch-sächsischen Bauernsprache ist die Nîna die Muhme; dasselbe bedeutete das griechische Nenna; im Italienischen wird ein kleines Mädchen Ninna genannt; im Magyarischen heißt die ältere Schwester néne und im Ostjakischen njena, und im Suluanischen und Sangirischen bezeichnet Nina, im

Malagasischen Nini die Mutter. Tylor hat (a. a. O. 226 und 224) in überzeugender Weise ausgeführt, daß die Namen, welche die Kinder für die Eltern gebrauchen, nicht so zu betrachten seien, als ob sie in der Sprache allein stünden. Sie sind die Glieder einer großen Wortklasse, welche allen Zeiten und Ländern angehört und eine Kindersprache bildet, deren gemeinsamer Charakter vornehmlich darauf begründet ist, daß sie sich in der begrenzten Reihe jener Vorstellungen bewegt, an welchen auch die Kinder teilnehmen und diese Vorstellungen mit der beschränkten Reihe von Artikulationen ausdrückt, die den ersten Sprachversuchen der Kinder angemessen sind.

Nach der Mutter kommt gleich der Vater. Er heißt Tata und Tati. Und — klingt es nicht sonderbar? — nicht nur das deutsche und romanische Kind, auch das des Congo-Negers ruft seinem Vater Tata, und dieser würde, wenn man ihm davon sagte, begreifen, wie dasselbe Wort im klassischen Latein für Vater und im mittelalterlichen Latein für Schulmeister hat gebraucht werden können.

Ein außerhalb der Familie stehender älterer Mann ist der Batschi; ein Wort, das dem Magyarischen entlehnt ist, wo jüngere Personen die ältern mit dem vertraulichen bácsi benennen.

Bubi gebraucht die Kindersprache für den kleinen Knaben; — häzi-päzi (statt härzi, Herzchen, mit dem reimenden päzi) ist ein Schmeichelname fürs artige Kind; — mama und mämä gilt für Wasser — papen für essen und papa für das Essen, — zizi und tschitsche für die Mutterbrust, — papa tschitschi, oder mama tschitchi: das Kind will saugen, — eia für schlafen und für Wiege, — für die Wiege auch buia, belli und eia-buia, — bibi für die Wunde, doch bibi imperativisch auch für: laß stehen! — hita ist der Wagen, hitahi das Pferd; katsch und katschi heißt die Hand, — patsch der Handschlag, gäf mer en patsch: gib mir einen Handschlag, — kukeli und kukchen ist das Auge, — und so auch nukelchen, — luki und lukchen gilt für das Licht, — kiki für Nadel und kiken (statt des keken der Erwachsenen) für stechen und stecken; — pû ist die Büchse, — tàngà die Glocke, — tiktak die Uhr; — idîen heißt streicheln im Gesicht der Mutter, des Vaters, und dann schön thun, schmeicheln; — streicheln bedeutet auch zirûken; — hàpa mâchen heißt aufheben, — lotscha mâchen baden, — purdu mâchen und purduen schießen, — tuni mâchen sich niederlegen zum schlafen, — ai und tai gòn ausgehen, — tai-tai heißt im Munde des sächsischen Kindes und der antwortenden

Mutter was in dem des englischen Kindes tata besagt, nämlich: leb wohl, tai mami tai, leb wohl Mutter, leb wohl! — tschutschu ist hübsch, schön, kaka ist garstig, darum: kaka bubi! und zur Antwort: kaka mami. Brîtfrêserchen (Brotfreßerchen) nennt scherzhaft die Mutter den Kindermund — und rôzkâmerchen das Näschen.

Etliche Tiernamen der sächsischen Kindersprache mögen den Schluß dieses Kapitels bilden: miz und piz, pizmiz und mizpiz heißt die Katze, — mizûsch' ruft man der Katze, — hauhau und tätä ist der Hund, — kuzi und kuschken der kleine Hund, — kuta und kutgedâtsch die Henne, — pipi, pipichen und kutachen das Hühnchen, — kikeriku der Hahn, — liba und libachen die Gans, — riza und rizachen die Ente, — tubi und tubichen die Taube, — jurkaglugluguk der Truthahn, — mæ das Lämmchen, — bæ das Schaf, — ziglimæ und mäkmäk die Ziege, — bikabu jedes gehörnte Tier, — bika bombolom der Büffel, — bû der Ochse, — mû die Kuh, — mokeli das Kalb, — jihaha und màtschi des Pferd, — mutschken, munsichen, mutscheli das Füllen, — botschi und potschi, botschken und bonjsken das Ferkel, — tschoka das Schwein und tschokâchen, — hîpertîperchen der Frosch.

Kindergebete.

1.	Ech bä klîn,	Ich bin klein,
	menj härz äs rîn,	Mein Herz ist rein,
	nemest fål drä wunen	Niemand soll drin wohnen
	alz der här Jesus elîn.	Als der Herr Jesus allein.
	Amen.	

Allgemein; hier in der Schäßburger Mundart.

2.	Bietklôk, [1])	Betglocke,
	hälf es gôt,	Hilf uns Gott,
	gott der fueter,	Gott der Vater,
	gott der fàn,	Gott der Sohn,
	gott der helich gîst.	Gott der heilge Geist.
	Amen.	

In Sächsisch-Regen, Malmkrog und sonst.

[1]) Wenn die Abendglocke ausgeläutet, wird in allen sächsischen Gemeinden dreimal mit dem Klöpfel die Glocke in kurzen Pausen angeschlagen zur symbolischen Bezeichnung des Glaubens an den dreieinigen Gott (den Arianern oder, wie sie hier heißen, den Unitariern gegenüber).

3. Ach här kom,
måch mich from,
dàt ich za dir
än himel kom.

Ach Herr komm,
Mach mich fromm,
Daß ich zu dir
In Himmel komm.

Amen.

Hier in der Sächs.-Regener Mundart.

In Schäßburg lautet dieses Gebet:

Hârzer härgott,
måch mich from,
dàt ich zea dir
än hemel kàm. Amen.

Dasselbe Gebetchen in K. Simrocks Deutschem Kinderbuch, 2. Aufl. S. 78.

4. Än mei bietche liegn ich mich,
menem got befieln ich mich,
alen ôbend, ale morgen
wit mei got men ſîl ferſorgen.

In mein Bettchen leg ich mich,
Meinem Gott befehl ich mich,
Alle Abend, alle Morgen
Wird mein Gott meine Seel ver-
[sorgen.

Aus Sächsisch-Regen. Aufgenommen auch ins Deutsche Kinderbuch von Simrock, S. 77.

5. Des ôbents wun mer schlôfe gô,
sibn ängel bä es stô,
zwî zen hêbden,
zwîn ze fäse,
zwîn zen ſeten,
der ſibnt ſal âs dicken,
Christus der här
ſal âs mät fràschem geſond of-
[wieken. Amen.

Abends wenn wir schlafen gehn,
Sieben Engel bei uns stehn,
Zwei zu den Häupten,
Zwei zu den Füßen,
Zwei zu den Seiten,
Der siebente soll uns decken,
Christus der Herr
Soll uns mit frischer Gesundheit
[aufwecken.

In Sächsisch-Regener Mundart. Das Gebetchen ist allgemein, in Stadt und Dorf bekannt. Vgl. K. Simrock, Das deutsche Kinderbuch, S. 77, wo es 14, und Agricola, Sprichwörter Nr. 547, wo es 12 Engel sind.

6. Ech huirt ä klêkelche klänge,
de helig ängel äm himel ſänge;
ech schläef bäe gott dem härn
guor fäes. [ſen fäes

Ich hörte ein Glöcklein klingen,
Die h. Engel im Himmel singen;
Ich schlief bei Gott des Herrn
Gar süß. [Füß

ä wiekt mich of,	Er weckt mich auf,
ä schàkt mich än de kirch,	Er schickt mich in die Kirche,
de kirch wôr gekiert,	Die Kirche war gekehrt,
der ielter wôr gediekt;	Der Altar war gedeckt;
äm den ielter geng ich,	Um den Altar ging ich,
Christus den härn ämfeng ich,	Christus den Herrn empfing ich,
frô dich, fîl,	Freue dich, Seele,
frô dich, härz,	Freue dich, Herz,
et kit mei truist,	Es kommt mein Trost,
dier mich aus der häel ärluist.	Der mich aus der Höll erlöst.
Amen.	

Aus Sächsisch-Regen. Aufgenommen auch in Simrocks Deutsches Kinderbuch, 2. Aufl., S. 81.

Kinderspiele.

Die eigentliche Welt der Kinder ist das Spiel, in dem sich ihr Wesen am besten und freiesten entwickelt. Von den Kunststückchen des Säuglings auf dem Mutterarm bis zu den mancherlei sinnigen Einzel- und Gesellschaftsspielen der Jünglinge und Jungfrauen, welch eine große Zahl von Spielen! Der Thätigkeits- und Nachahmungstrieb der Kinder verwandelt ja überhaupt alles in ein Spiel. In unschuldiger Naivität spielen kleine Kinder auch das Sterben und das Begräbnis des Schwesterchens, Brüderchens, des Vaters und der Mutter mit rührendem Gesang, mit Klage- und Leichenrede. Die Sage vom Brüderchen, das mit seinem Schwesterchen Schlachtens spielte, es in die Gurgel schnitt und tötete, wie sie uns Grimm erzählt, ist in meiner Knabenzeit in Sächsisch-Regen fast Wirklichkeit gewesen, indem zwei kleine Brüder Ochsenschlachten spielten und der jüngere als Fleischhauer den älteren als Ochsen mit einer Axt und zwar mit der Schneide so in den Kopf hieb, daß derselbe, wenn nicht gleich Hilfe gekommen wäre, sofort an der Verblutung hätte sterben müssen, was aber dann nach momentaner Heilung ein Jahr später dennoch geschah. Hätte nicht nach dem Volksglauben jedes Kind einen besondern Schutzengel, der es auf Schritt und Tritt begleitet und behütet, dem es aber bei manchem Kinde geht wie Petrus, als er die Geis hütete, so würden viele der Todesgefahr, in die sie unbewußt so oft kommen, nicht entrissen werden. Verunglückt ein kleines Kind, so heißt es, sein Engel müsse im Augenblick der Verunglückung geschlafen haben.

Nach den ersten drei Monaten, die allgemein das dumme Vierteljahr heißen, wo mit dem ersten bewußten Lächeln des Kindes sichtbar der erste Flügelschlag des geistigen Lebens beginnt, fängt die Mutter sogleich den Unterricht in jenen Kunststückchen an, wodurch die Säuglinge so herzig und lieb erscheinen. Da diese Kunststücke und Spiele allgemein bekannt sind, so will ich einige derselben bloß andeuten:

1. Wæ grîs fål der bubi (det înich mêdchen) wôsen?

2. Tàpesch, tàpesch käjeli,
Der härgot hôt e bäjeli,
Gåf et fenje känjden,
Dàt fe file liren,
Se wûlen et net hîren
Unt schmîsen't än de brànen.

3. Wô wunt (wohnt) det înich papâchen (det gàrstich mêdeschken)?

4. Versteckenspielen der Mutter mit dem Kinde: niche mî mama (keine mehr Mutter).

5. Kreuzweis die innere Seite der Hand streichend: langweis — kreuzweis — gribli — grabli — dicke patsch.

6. Finger- und Zehenspiele:

Det (klîn) wôr än de bäsch gegàngen,
Det hàt en hâske gefàngen,
Det hàt et hîme brôcht,
Det hàt et gebrôden,
Der däk buta hàt et ales gepapt.

Oder hochdeutsch, wie es auch in Simrocks Kinderbuch aufgenommen worden ist:

Das (der kleine Finger) war in den Busch gegangen,
Das (der Goldfinger) hatt ein Häschen gefangen,
Das (der Mittelfinger) hatt es heimgebracht,
Das (der Zeigefinger) hatt es gebraten,
Der dicke Buta (Daumen) hatt alles gepappt.

7. Die Mutter legt den Finger der Reihe nach auf die genannten Körperteile und spricht dabei (in Trappold):

Stärnchen bärnchen,
ûgeltchen bûgeltchen.
nâsken blâsken,
meltchen beltchen,
plutsch än't keltchen.

8. Nase, Mund und Kinn berührend:

Hæ äs en häfeltchen (Hügelchen)
hæ berlt (brüllt) e bäfeltchen,
plutsch än de grôwen.

Stirne, Nase, Mund, Bauch, Hände berührend:

Sterebantchen,
rôzkâmerchen,
britfrêserchen,
bochabundri,
gribli grabli
dikepatsch.

9. Das Kind auf den Knien wiegend:

Zuzu, zuzu zondermêdchen,
dränk det wàser aus dem kêpchen,
hîrt nor, hîrt wol krêt der hun (kräht der Hahn):
hâd ich rît paputschen un.

Andere Reimverse für den Knieritter:

Hop zop, zweibelfop,
knädel drä gebàken,
kut gefater, kuert wæ fe schmàken.

Hop serâke fuer de dir,
kam erän en äs mät mir,
zweibelschôle gien ich dir,
reifekächen kôchen ich mir.

Fängt das Kind an zu reden, so werden ihm allerlei Sprüchlein und Zungenüber vorgesagt, auch mancherlei Kosefragen gestellt und auf Fragen des Kindes neckische Antworten erteilt.

Die Zungenfertigkeit wird geübt an dem Sprüchlein

Zwê däpcher, Zwei Töpfchen,
zwê dækeltcher. Zwei Deckelchen.

Aus der großen Anzahl kosender und neckischer Antworten auf die Frage der Mutter:

Wæ gärn hôs te mich?

nur diese:

Wæ e stäkeltche brît, Wie ein Stücklein Brot,
Wæ menj härzken, Wie mein Herzchen,

oder neckisch Zigeunernamen nennend:

Wæ de Midi, wæ de Pizi,

und wenn dazu die Mutter den Kopf schüttelt, rasch durch einen andern Namen sich verbessernd.

Kommt die Mutter heim, so heißt es:

Moter, wat bronjs te mer?

und sie antwortet:

E nästnitchen	Ein Nichts-nitchen
än em gäldäne schidchen	In einem goldenen Scheidchen.

oder wo hochdeutsch gesprochen wird:

Ein silbernes Nichtschen,
In einem goldenen Büchschen.

Wenn die Kinder, die man zum Besuch bei Freunden mitgenommen hat, ihre Geduld im Bleiben eher verlieren als die Mutter und anfangen zu greinen: ech wäl hîme gô, ech wäl hîme gô, da antwortet ihnen die Sächsisch-Regener Mutter oder Großmutter:

Hîme gô,	Heimen gehn,
dæpe schlô,	Töpfe schlagen,
wier-e net wæl kîfe,	wer nicht will kaufen,
dien fâl em gât zerîfe.	den soll man gut zerraufen.

Auch Sprachstudien werden zuweilen im Spiele getrieben. Ein Beispiel, es stammt aus Sächsisch-Regen, mag genügen:

Ech geng zem nôber — szomszét,
ech häesch em de akes — feiszét,
ech geng än guorten — kertbe,
ech fôch ä giske — kecske,
et frâs mert krot — káposzta,
ech häch et widert fäske — lábotska,
mät der akes — feisze!

Die Fremdwörter sind magyarisch, sie geben das unmittelbar vorausgehende Wort wieder.

Man muß Mutter und Kind, wenn beide gut aufgelegt sind und miteinander spielen, selbst sehen, um zu ermessen, welches von beiden das glücklichere sei.

Gegen den Spott fremder Kinder wappnet die deutsche Mutter in Sächsisch-Regen ihr Kind mit dem Spruch:

Spôt nor, spôt,	Spotte nur, spott,
äm himel äs ä gôt,	Im Himmel ist ein Gott,
e wit mech ereten	Er wird mich erretten,
und dech änt häelesch feur schäken.	Und dich ins höllische Feuer schicken.

Welche Mutter hätte nicht ein unerschöpfliches Arsenal von altererbten Kunststückchen, Spielen, Sprüchlein, Kinderliedchen, Rätseln, Fragen in Ernst und Scherz, Märchen, Sagen, Erzählungen aus der alten Zeit der Türken und Tatern, um ihrem Kinde allerlei geistige Nahrung zu bieten, so daß sie nicht Not hat, um teures Geld Flitterwerk von neuen Spielsachen zu kaufen, welche die Kinder, sich überlassen, gedankenlos zertrümmern und verwerfen. Wahrlich, wenn eine Mutter ihre schwere aber liebe Aufgabe recht und vollends erfüllt und dem Kinde das ganz ist, was sie sein soll, eine gute Mutter, dann lernt ein Kind in den sechs ersten Jahren seines Lebens, bis der eigentliche Schulunterricht beginnt, spielend verhältnismäßig mehr, als das ganze Leben hindurch, und was unvertilgbar im Gedächtnis haftet und zu den kostbarsten Erinnerungen gehört.

Fangen die Kinder einmal an zu gehen, so beginnen immer mehr die selbständigen Einzel- und Gesellschaftsspiele, deren Zahl nach den Jahreszeiten und nach den Umständen groß und nicht leicht zu erschöpfen ist. Allgemein sind die zwei, die Geschlechter sofort scheidenden und kennzeichnenden Spiele: das Steckenpferd und die Docke (Puppe).

Die verschiedenen Spiele zu beschreiben oder auch nur sie zu nennen, das würde hier zu weit führen; eine nicht ganz geringe Anzahl findet der, der Gefallen daran hat, in unsrer Sammlung siebenbürgisch-deutscher Jugendspiele.

Welch ein reiches Kinderbuch könnte aus dem von Fr. W. Schuster (in seinen siebenbürgisch-sächsischen Volksdichtungen) und von andern veröffentlichten und aus dem noch zu sammelnden Vorrate in unserm Volke für deutsche Mütter zusammengestellt werden! Dieses Kinderbuch könnte dem Simrockschen vielleicht gleich kommen, über welches ein Kinderfreund aus der Schweiz beim Erscheinen der zweiten Auflage 1857 unter anderem folgendes schreibt: „Liesest du dieses Kinderbuch, wie es gelesen werden muß, mit Kindersinn und jugendseliger Erinnerung, so wirst du mir recht geben müssen, wenn ich behaupte: diese Sammlung ist ein Kompendium der Kinderweltgeschichte. Dies Kinderbuch umfaßt die Jugend von uns allen; mit diesen Liedlein sind wir in den Schlaf gesungen worden, nach ihnen haben wir auf Vaters Knie geschaukelt, sie haben wir im stillen Kämmerlein aufgesagt, auf der Wiese haben wir nach ihnen getanzt und gebrütet, an den Sprachübungen unser Schnäblein gewetzt und an den Rätselfragen das Kopfhäuslein erweitert. Dies Buch war unser Eigentum, ehe wir

buchstabieren konnten, es war von Alters her bei allen Müttern und Kindern, Ammen und bessern Tanten, es hat sich aufgebaut wie ein glitzeriger Korallenbaum und baut sich fort die Jahrhunderte hinaus, so lange noch kindliche Weisheit die Dinge des Himmels und der Erde und die Gedanken der eigenen kleinen Brust fröhlich und sorglos an Wortschnüre reiht und lustig klingend damit herumhüpft. Gruß und Handschlag euch biderben Kinderspruchsammlern für den klaren, frischen Jungbrunnen; ihr habt ein schöner Werk gethan, als wenn ihr den Kölner Dom fertig gebaut hättet".

Soll es in der Welt immer besser werden, so kann es nur durch die Kinderwelt geschehen, aus der stets tüchtige Männer und Frauen erwachsen; soll aber die Kinderwelt freudig und gesund sich entwickeln, so müssen wir gute Mütter haben. Diese sind das A und das Z bei der Grundlage der Erziehung. Im Übrigen huldige ich trotz der vielen niederschlagenden Erscheinungen nicht der trübseligen Ansicht, daß es in der Welt im Ganzen immer schlechter werde. Das ist eben nur Schein; denn im Stillen arbeiten alle Guten und die großen und kleinen Meister aller Wissenschaften bei allen Kulturvölkern ja noch immerfort an den Bausteinen für die fortschreitende sittliche Weltordnung, und auch das Böse in der Welt dient ja widerwillig immerfort nur dem Guten und fördert dieses, wie das im folgenden Gleichnis prächtig ausgedrückt ist: „Die Natur ist eine Orgel, auf der unser Herrgott spielt und der Teufel muß ihm die Bälge dazu treten. Der dumme Teufel; er meint oft, er spiele und ist doch nur immer der vielgeplagte, keuchende Balgentreter". Ein sächsisches Sprichwort drückt denselben Gedanken noch einfacher aus, indem es den Teufel unsers Herrgotts besten Vorläufer (sächsisch perge oder kalaus) nennt. Gott also regiert die Welt. Das zu wissen, mag uns genügen, uns getrost machen und erhalten.

V.

Siebenbürgisch-deutsche
Kinder-Spiele und Kinder-Reime.

Es gibt kaum einen froheren Anblick als eine spielende Dorfjugend, und die städtische, namentlich die großstädtische, ist herzlich zu bedauern, wenn sie um diese Jugendlust und Jugendfreiheit betrogen wird.

Fast noch reizvoller für den Anblick und wertvoller für die Erziehung sind jene Spiele der Kinder, welche aller Zeit des Ernstes, also auch der Schule vorangehen. Hier ist das Spiel — das noch fast das ganze Leben ausfüllt — die Morgenröte des Daseins vor dem heißen Tage ernster, pflichtenreicher Arbeit.

M. Lazarus.

Welch einen bedeutenden Einfluß die Spiele auf die leibliche und geistige Entwickelung des Menschen üben und wie der Charakter eines Volkes am unmittelbarsten auch aus seinen Spielen erkannt werden kann, braucht wohl nicht näher erörtert zu werden. Eine Sammlung und Beschreibung der unter unserm Volke, und zwar bei Jung und Alt in den verschiedenen Jahreszeiten üblichen Spiele ist gewiß eine verdienstliche Aufgabe. Die Spiele in der Stadt sind, wie leicht erklärlich, bei weitem zahlreicher und zusammengesetzter als auf dem Lande, auch mehr entlehnt. Die Spiele der ältern Leute ferner sind sehr leicht zu zählen — das häufigste Spiel dieser ist das Kartenspiel, seltener Billard, Schach und Kegel zur Sommerszeit — während die Spiele der Jugend, deren Wesen ja überhaupt das Spiel mehr zukommt, fast unzählbar sind. Von den Kunststückchen des Säuglings bis zu den witzigen und sinnigen Gesellschaftsspielen der Jünglinge und Jungfrauen welch eine Fülle der mannigfaltigsten Spiele! Der Thätigkeits- und Nachahmungstrieb der Kinder verwandelt ja überhaupt alles in ein Spiel. In unschuldiger Naivität spielen kleine Kinder auch das Sterben des Schwesterchens, Brüderchens, des Vaters, der Mutter.

Was wir im Folgenden bieten, ist nur ein geringer Teil dessen, was die sächsische Jugend an Spielen, Spielnamen und Spielreimen besitzt. Wo es möglich und notwendig ist, fügen wir kurze Beschreibungen bei und verweisen, soweit es die uns zugängliche Literatur erlaubt, auf ähnliche und gleiche Spiele in anderen deutschen Gauen.

Von den Spielen der ganz kleinen Kinder wollen wir hier nur eine sehr bescheidene Auslese geben; wir haben ihrer bereits auf S. 174 f. gedacht.

Daß bei der Beschreibung der Spiele die eigentümlichen Namen und Wörter, Reime u. dgl., sie mögen nun sächsisch, magyarisch oder walachisch sein, beibehalten oder wenigstens nebenbei angeführt werden müssen, versteht sich von selbst.

Abzählen. Bei einer Menge von Spielen, wo zwei Parteien sich gegenüber stehen, wird bei Anfang des Spiels der Vorrang bestimmt, unter anderm auch durch das Abzählen, wobei mancherlei Sprüche gebraucht werden, z. B.:

Unebe, dunebe doi,
kitschi kiewer moi,
obra, dobra fläpes. (Schäßburg.)

Aufhüpfen, âfhäpsen, aufspringen. Auf den Rücken eines Knaben, der an einen gradstehenden und sich anlehnenden bückt, springen 2, 3 bis 4 Knaben der einen Partei. Kann der Letzte noch Platz finden und sich auch nur solange halten, bis er dreimal in die Hände klatscht oder einmal pfeift, so ist das Spiel gewonnen, im Gegenteil verloren, worauf dann die Springer Böcke und die Böcke Springer werden. Vgl. unten zegânesch rôs. Genau dasselbe Spiel, Bomhopsen genannt, im Schwabenland und im Oldenburgischen. Vgl. Ernst Meier, Deutsche Kinder-Reime und Kinderspiele aus Schwaben. Tübingen, 1851, Nr. 422.

Armbrust. Die gemeinsten Armbrüste sind aus Schindeln, zum Pfeile schießen. Das Loch in der Schindel, durch welches der Schnellstab geht, wird nach alter Praxis von den Knaben gewöhnlich mit glühenden Kohlen durchgebrannt. Uneigentlich heißt auch ein einfacher Stab aus hartem Holz, meist Hartriegel, mit einer Sehne bogenförmig gespannt, Armbrust; diese wird gebraucht zum Rohrschießen, die Spitze des Rohrs ist mit einem Holunderstückchen beschwert. (Schäßburg, Sächsisch-Regen, Mühlbach und sonst.)

Apfelbrunnen. Ein Apfel (es kann übrigens auch eine Birne sein) wird in Stücke geschnitten, die innere Seite der Stücke abgenommen, die Stücke werden dann wieder in die frühere Apfelform zusammengelegt u. dgl. Spielereien mehr.

Ballspiele. Der Ball heißt Pila (latein. pila). Das Wort Ball ist im Sächsischen nicht gebräuchlich. Der gewöhnliche Ball ist aus Rindshaaren in heißem Wasser zusammengewalkt; nobler ist der, den der Schuster aus acht schwarzen, oder manchmal auch aus acht buntfärbigen Lederstückchen gemacht hat; gefüllt ist dieser gewöhnlich mit Rindshaar, ausnahmsweise mit Rehhaar. Die Bälle aus Gummi elasticum, die Federbälle und ähnliche sind nicht volkstümlich. Kein Spiel ist vielleicht so mannigfaltig, als das Ballspiel. Da gibt es Spiele Einzelner mit dem Ball und Spiele einer Gesellschaft, Spiele aus bloßer Hand, Spiele mit Werkzeugen, Spiele im Freien und zwar auf der Ebene oder am Berge

und Spiele im Zimmer, Werfen und Schlagen des Balles im offenen Raum und Werfen und Schlagen an Wände, auf Häuser, auf Kirchen, Werfen auf den Boden 2c. Wir können nur einige Hauptarten namentlich anführen und kurz bezeichnen:

1. **Die deutsche oder große Ausmaß.** Eine beliebige Anzahl von Spielern, immer über vier, doch muß sie gerade sein, da die Spieler zwei Parteien bilden. Im wesentlichen stimmt es mit dem bei Werner, S. 14 beschriebenen „deutschen Ballspiel“ überein.

2. **Die ungarische oder kleine Ausmaß** mit drei Spielern. Bei Werner S. 26: „das Dreiballspiel“.

3. **Bika.** Ein Kunststück, wenn es vollständig gelingt. Der Ball wird auf die verschiedenste Weise dreimal geworfen: dreimal an die Wand, dreimal auf den Boden, dreimal an die Zimmerdecke, dreimal von hinten nach vorn zwischen den Füßen durch, dreimal mit abgewendetem Gesicht über den Kopf an die Wand 2c., endlich wird unzähligemal hinter einander der zurückprallende Ball an die Wand oder den Zimmerboden mit der Hand geschlagen. Sobald der, der den Ball geworfen, ihn nicht auffängt, ist er koz.[1])

4. **Die laufende Burg.** Zwei Linien werden gezogen mit einem Zwischenraum von 5—10 Schritten. Auf der einen Linie stehen mit Ausnahme eines Spielers alle übrigen zum Laufen fertig; auf der andern Linie steht ein Spieler, zum Fangen und Werfen bereit. Einer der andern wirft nun den Ball diesem zu, worauf alle weglaufen. Dieser wirft nun, falls er den Ball fängt, auf einen der Laufenden, trifft er ihn, so ist dieser abgesetzt und muß auf die Seite gehen, trifft er ihn nicht, so ist er abgesetzt und wirft nicht weiter; ein anderer seiner Partei tritt an seine Stelle. Vgl. Meier, Nr. 438: Schulzenbäles.

5. **Die stehende Burg.** Das Spiel ist ähnlich wie das frühere, nur ist der Zwischenraum gewöhnlich größer; ferner dürfen sich von der Linie, auf der sie stehen, weder der Werfende, noch die, auf welche man wirft, entfernen — bei der laufenden Burg kann der Werfende bis an die Linie der Fliehenden laufen, — die dem Wurfe Ausgesetzten können aber auf der Stelle allerlei Schwenkungen und Bewegungen machen, niederfallen u. dgl. um nicht getroffen zu werden.

6. **Det Erfôren**, das ist der gewöhnlichste Ausdruck für das Auffangen des Balles aus der Luft; des erfôre-spilen heißt aber

[1]) Koz senj heißt in der Spielsprache der Schäßburger Kinder: fertig sein, verloren haben. Ech bä koz = ich habe verspielt.



insbesondere das Spiel: wenn einer den Ball wirft oder schlägt und die andern ihn aufzufangen suchen. So lange ihn keiner auffängt, wirft oder schlägt jener fort. Wer ihn auffängt, wirft oder schlägt, und der frühere Werfer oder Schläger tritt unter die Fangenden. Beim Schlagen wird der Ball aufgegeben (d. i. zugeworfen) oder nicht aufgegeben, d. h. der Schläger gibt sich ihn selbst auf. Gesetz ist beim Schlagen, eine Bogenlinie oder den Ball überhaupt hoch zu schlagen, was man in Sächsisch-Regen Kopô heißt. Wer dreimal nacheinander beim Schlagen entweder nicht trifft, oder nur werbesschneâren (Schäßburg) schlägt, d. h. den Ball nur so trifft, daß er am Boden fortschnellt und nicht aus der Luft gefangen werden kann, verliert den Schlag, und wenn ein Aufgeber da ist, tritt dieser an die Stelle, wenn keiner ist, erhält der das Schlagrecht, wer zuerst von den andern den Schlagstock in die Hände bekommt.

Geschlagen wird der Ball mit einem Stocke, der wenn möglich ein ordentlicher knurpeskläpel (knotiger Knüttel) sein muß. Nur kleine Kinder bedienen sich der plâk beim Spielen. In solchen Spielen, in denen einer nach dem andern zum Schlag oder Wurf kommt, wird die Reihenfolge wie bei dem gleich nachher zu beschreibenden Gulaspiel bestimmt. Haben sich aber die Spieler in zwei Parteien zu sondern, so verfahren sie — im Siebenbürger Sachsenland wie in Hessen und Meklenburg — also: Die zwei geschicktesten Knaben treten vor, einer wirft dem andern als seinem Gegner den Ballstock (pîlakläpel) zu, der fängt ihn auf und jener legt seine Hand über die des Gegners. Auf diese Weise wechseln die Hände fort bis ans Ende des Stocks. Der, dessen Hand die Spitze des Stockes noch so fest fassen kann, daß er diesen um den Kopf schwingen und von sich werfen kann, hat das Recht der ersten Wahl. Er wählt für seine Partei den besten Spieler und dann wählt der Gegner und so geht es fort, bis alle Knaben zu einer der beiden Partein erkoren worden sind. Hierauf staben (stiewen, schwadimîren) die Parteihäupter aufs Neue, um zu bestimmen, welche Partei den Ball zuerst schlagen soll. Ganz so machen es nach der in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 1867, S. 284 und in Firmenichs Germaniens Völkerstimmen 3, 64 gegebenen Beschreibung die hessischen und meklenburgischen Knaben.

7. Kreishoppen. Die Spielenden stehen in einiger Entfernung von einander im Kreise und werfen den Ball entweder von Nachbar zu Nachbar oder kreuzweise hin und her; wer nicht gehörig aufmerkt und

den Ball beim zuhoppen (zuwerfen) nicht auffängt, wird von dem, welcher den zu Boden gefallenen Ball zuerst in die Hände bekommt, geworfen, und zwar entweder wie und wohin es eben kommt, oder an eine von ihm bestimmte Stelle; trifft der Werfende dann nicht an die bestimmte Stelle, so hat jener das Recht ihn zurückzuwerfen.

8. **Redjä gor** (reitende Stute). Eine Hälfte der Spieler sind Rosse, die andern Reiter, die auf jenen sitzen, welche vorwärts gebückt mit den Händen entweder auf die Kniee oder einen Stock sich stützen. Die Reiter werfen einander den Ball zu. Läßt ihn einer fallen, oder kann ihn einer nicht fangen, was um so leichter geschieht, da die Pferde Sprünge machen, so springen die Reiter ab und Reiter und Rosse suchen den Ball zu fassen; erhascht ihn ein Roß und trifft damit einen der Reiter, so werden die Rosse Reiter und die Reiter Rosse. Vgl. Meieri 435: Ritterbales.

9. **Pazi** (sonst Name des Henkers). Einer der Knaben ist paz, und gibt allen andern den Ball zum Schlagen auf; der pazi muß sich den geschlagenen Ball immer selbst holen; jeder schlägt einmal, der letzte dreimal; wenn der letzte den dritten Schlag gethan, müssen alle mit einander bis zu einem bestimmten Male laufen und wieder zurückkehren; kann der pazi hiebei einen treffen, so wird der sein Geselle und muß ihm nun den Ball beim Schlagen holen; allmälig kann er sich mehrere, ja alle zu Gesellen machen, wenn das Spiel lange dauert. Ein Geselle wird frei, wenn er den Ball, den der pazi geschlagen, aus der Luft auffängt.

10. **Kaluga me lôch** oder poarke (walachisch), Schwein genannt. Einer der Spieler ist der Schweinehüter und steht in der Mitte mit einem Stock, wo in einem großen Loch der Ball ist; rings im Kreise stehen die andern, deren jeder seinen Stock in einem Loch vor sich hält. Der Schweinehüter treibt nun sein Schwein, den Ball, mit dem Stocke aus, die andern Spieler suchen unter dem Rufe: kaluga me lôch! zu verhüten, daß der Ball in ihr Loch kommt; hebt einer seinen Stock aus dem Loch und kommt der Schweinehüter mit dem Balle oder mit seinem Stock in dasselbe, so wird der Betroffene Schweinehüter. rc. Ähnlich bei Werner, 330 Spiele, S. 12: der Treibeball oder das Geierspiel. Das Spiel ist wohlbekannt im Thale der untern Wupper, in Elberfeld, im Fränkisch-Hennebergischen (Spieß, Volkstümliches, S. 83) und in ganz Norddeutschland. Vgl. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 3, 48 und die dort zitierten Stellen.

11. Der Prellball. Das Spiel mit dem Prellballe, wie es Werner auf S. 53 f. beschreibt, ward früher auch in Sächsisch-Regen gespielt; man brauchte dazu oft auch nur eine Schindel und einen Stein zur Unterlage und einen andern zum Abprellen.

12. Rika (ins Loch, in die Löcher). In Sächsisch-Regen gibt es verschiedene Rikaspiele:

Rikaspiel mit so vielen Löchern als Spieler. Der Ball wird wie beim Kegelspiel gerollt; in dessen Loch er kommt, der hat das Recht auf die andern, die wegstieben, zu werfen. Vgl. Werner S. 8: Steht alle.

Rikaspiel bei zwei Spielern. Einer gibt den Ball auf, der andere schlägt; nach jedem Schlag, ob er trifft oder nicht trifft, muß er zu einem bestimmten Male laufen und mit dem Stock dreimal anschlagen. Kann er das nicht und kann der Aufgebende den Ball eher in das Loch, in dem jener mit dem einen Fuß während des Schlagens stehen muß, legen, so hat er verspielt und der Aufgebende wird Schläger.

Rikaspiel bei drei Spielern. Einer schlägt, der zweite gibt auf, der dritte wirft den Ball zu; verspielt der Schläger, so tritt der Aufgebende in seine Stelle; der frühere Schläger wird dritter, der dritte zweiter.

Rikaspiel bei vier Spielern. Zwei stehen als Schläger in gehöriger Entfernung von einander in Löchern und je ein Aufgeber neben ihnen. Aufgegeben wird von einer Seite auf die andere. Wird der Ball von einem der Schläger auch nur berührt, so müssen beide suchen zusammen zu kommen, dreimal mit den Stöcken zusammenschlagen und rasch wieder in ihr Loch zurückkommen; geschieht das nicht oder wird von einem der Aufpasser sonst wie der Ball ins Loch gebracht, so verlieren die Schläger und die Aufgeber treten an ihre Stelle.

Ganz ähnlich ist das Rikaspiel bei sechs Spielern, wo vier Schläger sind und zwei Aufgeber; hier kann immer nur ein Paar verlieren. Beim Rikaspiel mit acht Spielern sind vier Schläger und vier Aufgeber, von denen zwei die Knechte sind, die den geschlagenen Ball aus der Ferne holen müssen. Beim Gewinnen treten alle vier an die Stelle der Schläger in die Löcher.

13. Semel Gremel. Ein Spieler h o p t, d. h. er wirft den Ball entweder in die Höhe oder an eine Wand und spricht dabei:

Semel,
Gremel,
Stiefelmann
Zieh die Hosen an
Sch . . . davon,
Beiß davon,
Lauf davon.

Beim letzten Wort laufen alle auseinander, um vom Stiefelmann, der mit dem Balle wirft, nicht getroffen zu werden.

Bärentanzi. Eins der ersten Kunststücke der Säuglinge; es besteht darin, daß sie mit zwei gabelförmig gestreckten Fingern auf eine Platte (Tisch u. dgl.) wiederholt anstoßen.

Ballon, Blasenball. Beim Schlagen dieses mit einer aufgeblasenen Schweinsblase gefüllten Balles braucht man zuweilen statt Knütteln brätschen, das sind kurze Holzscheite mit breitem flachen Vorderende.

Bauen und zerstören. Aus Lehm oder aus Steinen, Sand Hölzchen bauen Kinder allerlei: Türme, Kirchen, Wohnhäuser, Keller, Ställe, Brücken, Mühlen u. dgl. was sie auch wieder zerstören. Mit Kukurutz- oder körnerlosen Maiskolben (kukuruzgrôzen) bauen sie Türme, indem sie auf zwei parallel gelegte immerfort, solange es geht, ohne daß das Gebäude wankend wird, zwei andere Kolben parallel auflegen.

Biseboa. Ein Reihenspiel kleiner Kinder in Schäßburg. Sie drehen sich im Kreise, in dem alle sich an den Händen gefaßt haben, und singen dabei:

Biseboa	Biese Bienchen,
krech änt hoa,	Kriech ins Heu,
mälch änt flêschken,	Milch ins Fläschchen
hôwer änt têschken,	Haber ins Täschchen
plutsch än de bâch!	Plutsch in den Bach.

Beim letzten Wort hocken alle Kinder nieder. Ein anderes, verwandtes Reimsprüchlein in Schusters Volksdichtungen 340.

Blinde Maus. Das Spiel ist ganz allgemein; in Bistritz heißt es: Bläntschenburg. In Schwaben und Baiern heißt das allbekannte Spiel ebenfalls Blinde Maus. In Norddeutschland ist die Benennung Blinde Kuh häufiger. Meier, Kinder-Reime und Kinder-Spiele, Nr. 409. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1877, S. 107.

Blumen- und Pflanzenspiele, d. h. Spiele mit Blumen, Pflanzen; sie sind überaus mannigfaltig. Wir erwähnen nur: Die Ketten aus Löwenzahn, die Kränze aus Eichenblättern, die Flöten (flûren, blêsch flûren) aus Weiden, die Schlitten aus Weiden, die Geigen aus reifen Maisstengeln, die „Meerschaumpfeifen“ aus der Wurzel des reifen Maisstengels, das Ochsengespann aus Maisstengeln, die Kürbislaternen, das Zerknallen von Blättern auf der Hand, das Zerzupfen der Stern- oder Wucherblume unterm Hersagen eines Spruches, die Froschkörbchen (kraderkärfken) u. dgl.

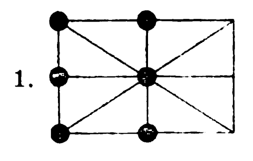
Brunnenfrau, brânefrâ. Ein Kind sitzt auf einem Stühlchen, andere Kinder tanzen um dasselbe herum und rufen:

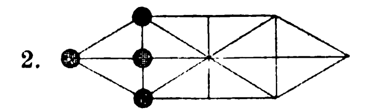
> Brànefrâ, brànefrâ,
> zàp mich än de brànen!

Kommt eines einmal so nah, daß es von der Brunnenfrau erhascht werden kann, so wird es selbst Brunnenfrau. Die Brunnenfrau ist bekanntlich Frau Holla.

Brautführen heißt mit flachen Steinen über den Wasserspiegel werfen, so daß dieser oft und oft gestreift wird. Je häufiger das Wasser berührt wird, desto gelungener ist der Wurf. (Sächsisch-Regen.) In Schäßburg heißt das Spiel: àf dem wàsser schänjzeln. Dieses alte, schon den Griechen unter dem Namen ἐποστρακισμός (Scherbenwerfen) bekannte Spiel heißt in Hessen ebenfalls Brautführen, daneben auch Jungfernführen, Jungfernwerfen (Vilmar, Idiotikon 188) und kommt unter andern Namen auch sonst in Deutschland vor. Sieh Grimm, Märchen, 2. Ausgabe, in der Einleitung über Kinderwesen und Kindersitten 2c., Nr. 14; ferner Meier, Kinder-Reime und Kinder-Spiele 96. H. Krause, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bei den Griechen, Etruskern und Römern, S. 365 führt eine Stelle aus Marc. Minutius Felix an, in der dieses Spiel auch für die römischen Jungen bezeugt wird.

Brettspiele gibt es mancherlei Art; die beiden folgenden werden häufig gespielt:

1.  mit sechs Steinen, wo jeder Spieler drei hat.

2.  mit vier Steinen, von denen drei Hunde, einer den Hasen vorstellt.

Brückenhüter. Es stellen sich zwei Knaben an je ein Ende der wirklichen oder fingierten Brücke als Hüter; die andern necken die Hüter und suchen über die Brücke zu kommen, ohne berührt zu werden. Wer von einem Hüter berührt wird, wird Brückenhüter. (Abtsdorf bei Agnetheln).

Brückenspiele sieh Farbenwahl.

Brummbär. So heißt ein hölzerner Kreisel mit dickem Kopf, der gehöhlt ist und eine Öffnung hat. Ein langer Bindfaden wird um den Fuß gewickelt und dieser dann in ein kleines Querholz mit großem und kleinem Loch gegeben, der Kreisel dann mit einem Zuge herausgeschnellt. Werner, Die reinste Quelle jugendlicher Freuden oder 330 Spiele, 1843, S. 84, beschreibt dasselbe Spiel, er nennt es Mönch.

Bockspringen ohne Ende. Einer der Knaben ist Bock, indem er den Kopf einwärts senkt und den Rücken etwas bückt; ein zweiter springt hinüber und stellt sich in einer gewissen Entfernung gleichfalls als Bock auf, ein dritter springt über die beiden und stellt sich in verhältnismäßiger Entfernung dann auch als Bock auf; ein vierter, fünfter folgt bis zum letzten; darauf hebt sich der erste Bock und springt, dann der zweite u. s. w., die am Ende sich wieder als Böcke aufstellen.

Docke, dôk. Puppe, Spielpuppe der kleinen Mädchen, pl. dôken. Das Wort Puppe wird im Sächsischen nicht gebraucht.

Drache. Ein rechter Junge läßt im Frühjahr auch bei uns seinen Drachen steigen. Je größer der Kopf (das mit Papier überzogene Gestell), je länger der Schweif (die nachflatternden Papierketten) und je höher der Flug, desto stolzer der Junge. Eine genaue Beschreibung gibt Werner a. a. O. S. 145.

Drücken über den Strich. Zwei Spieler oder zwei Parteien suchen mittels der entgegengestreckten Hände oder mittels einer Stange über eine auf dem Boden quer gezogene Linie einer den andern oder die einen die andern hinüber zu drücken oder zu stoßen. Vgl. Ziehen über den Strich. Das Spiel ist auch unter die Turnspiele aufgenommen worden.

Eier rollen am Ostertag. Als Lohn für das Begießen der kleinen Mädchen mit Rosenwasser erhalten die Knaben gegelft (gefärbte) Eier; außerdem hat ihnen ja auch vielleicht die Mutter einige gegelft. Am zweiten Ostertag nachmittags wird nun mit den Eiern auf Eier gespielt; ein solches Spiel ist auch das Eierrollen. Es findet zwar statt auch im Zimmer, gewöhnlich aber im Freien auf Grasboden. In einem rinnenförmig gehöhlten, an dem einen Ende etwas gehobenen Brett werden die Eier hinabgerollt; trifft ein nachfolgendes ein früheres im Grase, so gewinnt der Eigentümer desselben das frühere und hebt es sich auf, läßt aber seines liegen.

Eiertuzzen, Eier mit den Spitzen zusammengeschlagen; es heißt auch tschoken; in Sächsisch-Regen tschokenjiln. Wessen Ei bricht, verspielt. Es gibt auch falsche Spieler, die mit hölzernen gegelften

Eiern spielen. Das Eiertuzzen geschieht ebenfalls am zweiten Ostertag Nachmittag.

Esel, Esel, wer reitet dich? Ein Knabe, der sitzt, hält einem andern gegen ihn Gebückten. welcher den Esel vorstellt, die Augen zu. Nun springt ein Dritter dem Esel auf den Rücken, worauf der Sitzende den Esel fragt: Esel, Esel wer reitet dich? Errät der Esel den, der auf ihm reitet, so muß der Reitende den Esel spielen; errät er ihn nicht, so muß der, den er eben genannt hat, sich vorwärts gebeugt hinter den Esel so stellen, daß ihm ein anderer auf den Rücken springen kann. Jetzt wird der erste Esel, dem die Augen geschlossen gehalten werden, vom Sitzenden wieder wie oben gefragt. Errät nun der erste Esel den, der seinen Genossen reitet, so muß der Erratene sich die Augen vom Sitzenden zuhalten lassen und den ersten Esel spielen; errät er ihn aber nicht, so kommt der Genannte und stellt sich auch so, wie der zweite Esel. Dieses wird so lange fortgesetzt, bis der erste Esel einen Reitenden erraten hat; kann der erste Esel aber keinen Reiter erraten, bis alle Glieder der Gesellschaft als Esel und Reiter angestellt sind, so muß jeder Esel seinen Reiter hüpfend ein wenig herumtragen und das Spiel ist am Ende. (Bistritz.)

Fangen — nachlaufen und fangen. Allgemeines Kinderspiel.

Farbenwahl. Die zwei Größten aus der Gesellschaft geben sich die Hände und bilden, indem sie die Arme aufheben einen Bogen, durch den alle andern am Rock, am Hemd oder sonstwo einander fassend in einer Reihe gehen. Jene beiden aber, welche den Bogen bilden, geben zuvor bekannt, welche Farbe sich jeder von ihnen gewählt habe, ob rot, gelb, grün, schwarz u. s. w. Beim Durchgehen muß dann immer der Letzte, indem jene durch Sinkenlassen der Arme ihn zurückhalten, sich eine Farbe wählen, welche die Bogenbildenden haben und auf dessen Seite stehen, dessen Farbe er wählte. Wer von den beiden am Ende die meisten auf seiner Seite hat, hat gewonnen. (Bistritz). Das Spiel ist weit verbreitet; es heißt in Westfalen Sonne und Mond, anderwärts die steinerne, goldige Brücke, die goldene und die faule Brücke, Brückenspiel u. s. w. W. Mannhardt hat ihm in seiner Zeitschrift für deutsche Mythologie 4, 301 ff. eine längere Abhandlung gewidmet. Er bringt dafür Belege bei aus Westfalen, Danzig, Holstein, Schweden, Mähren, Ungarn und aus der Schweiz. Das südwestfälische hat Woeste in dem Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 1877, S. 104 f, das schwäbische Meier, Deutsche Kinder-Reime und Kinder-Spiele Nr. 373, das fränkisch-henne-

bergische Spieß, Volkstümliches S. 79 beschrieben. Liebrecht macht in der Germania 18, 455 auf zwei ähnliche altgriechiechische Kinderspiele aufmerksam.

Federpfeil. An einen Pfeil wird mit einem Bindfaden eine Feder gehängt, die beim Herabfallen des Pfeiles aus der Höhe sich wirbelnd dreht.

Fingerspiele. Es gibt deren eine ganze Menge. Wir führen nur folgende an: Das Schnalzen, die Mühle, die Schmiede, Himmel und Hölle, als Spiele der Einzelnen mit den bloßen Händen; Spiele mit dem Bindfaden der Einzelnen und zweier, dreier und mehrerer Kinder. Das Letzte heißt man schlechtweg abnehmen; es hat eine Menge Figuren. Bei ganz kleinen Kindern kommt folgendes Fingerspiel vor; es zeigt das Kind oder man zeigt ihm auf jeden Finger, vom kleinsten angefangen, und sagt bei jedem einen Spruch:

det wôr än de bäsch gegàngen,
det hàt en hâsken gefàngen,
det hàt et hîmen brôcht,
det hàt et gebrôden,
der däk buta hàt et ales gepapt.

Beim letzten Wort wird der dicke Däumling zur Strafe geschlagen. Vgl. weiter das Zehenspiel.

Fitschifai, Flitzpfeil. Gewöhnlich heißt so der Pfeil der Armbrust, dann auch der Rohrpfeil, der mittelst eines Stäbchens, das an einem Ende einen gehöhlten Einschnitt hat, geschwungen wird. Über das Wort findet sich Näheres bei Weinhold, Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch 22, und in der Frommannschen Zeitschrift für deutsche Mundarten 2. Bd., S. 236.

Fläpes, Flöte aus einer Gänsefeder; das Wort bezeichnet onomatopoetisch den Klang.

Flûr, pl. flûren (in Sächsisch-Regen flôr, flôren) Weidenflöte, womit die Kinder den jungen Frühling begrüßen; dann auch übertragen: **en blêsch flûr**, eine walachische Flöte, eine gemeine Hirtenflöte; endlich tropisch: en flûr! aus dem wird nichts. So weit es deutsche Kinder gibt und viel weiter noch werden aus Weidenbast Pfeifen gemacht, und vielerorts singen sie beim Klopfen altererbte Reime. Solcher Bastlöserreime haben auch die siebenb.-deutschen Knaben, doch ist uns keiner so genau erinnerlich, daß wir ihn mitteilen könnten.

Fuchs aus dem Loch. Das Spiel ist weithin bekannt. Eingehend beschreibt es Werner, Die reinste Quelle jugendlicher Freuden, S. 135.

Bei uns gehört es nur der Stadtjugend an; aufs Land ist es noch nicht gekommen, auch findet sich kein formelhafter herkömmlicher Spruch dabei.

Fuchsprellen. Vier Starke fassen ein Zelttuch (flôdach) an den vier Zipfeln und schnellen einen, den man ins Tuch geworfen, immerfort in die Höhe. Von größern Burschen in übermütiger Laune häufig gespielt.

Geißel. Die Geißel mit seidenem schmäs (Schmitze, mit einer Spitze aus Seidenfäden) gilt für die beste; damit wird gefäkt oder geschmäkt, geschnalzt, daß es einen spitzen stechenden Schall gibt, geplâtscht, daß es einen tiefen lauten Schall gibt.

Giltchi, miltchi heißt in Bistritz das Ringlein verstecken. Sieh dieses.

Gula, Spitzholz, zuweilen auch tschilitschka genannt. (Schäßburg.) Das Holz ist 4 bis 5 Zoll lang, ursprünglich in Parallelepipedform, jetzt rund und an beiden Enden zugespitzt; es hat also beiläufig folgende Gestalt:



In Hermannstadt heißt der Gula klepsch, in Karlsburg pika, in Mühlbach pi, in Reps scherga. Mit einem 3 bis 4mal längern Stabe wird nun der Gula zunächst in die Weite gegen die andere Partei der Spieler entweder geschäpt (geschoben) d. h. mit untergesetztem Stabe geschnellt oder zunächst „aufspringen" gemacht und dann aus der Luft geschlagen. Kann die Gegenpartei den so geschnellten oder geschlagenen Gula aus der Luft auffangen, oder wenn das nicht geschehen, damit von der Stelle, auf welche er gefallen, den quer auf die Erde bei der Schlagstelle niedergelegten Stab treffen, so hat der Schläger verspielt und es tritt ein anderer an die Reihe, der das nämliche wie der frühere macht; gelingt es diesem oder einem dritten, daß der von ihm geschnellte Gula nicht aufgefangen oder damit der niedergelegte Stab nicht getroffen wird, so schlägt er den Gula, daß er bloß aufspringt und schlägt ihn dann in der Luft so lange aufwärts, als er nicht zu Boden fällt; jeder Schlag in der Luft zählt eins; einfach, doppelt, dreifach heißt dann: den Gula einmal, zweimal in der Luft treffen, ehe er zu Boden fällt. Dreimal hat der Schlagende das Recht den Gula vom Boden aufzuschlagen. Dabei muß er darauf achten, daß der Gula von der Schlagstelle nach jedem Aufschlagen weggeschlagen wird; denn wenn der Gula nach dreimaligem

Schlagen entweder gar nicht aufspringt, daß er nicht einmal einfach macht, oder wem er zwar aufspringt, er auch vielleicht einfach, doppelt ꝛc. macht, ihn aber nicht gehörig weit fortschlägt, der verliert ebenfalls und es tritt ein anderer an die Reihe und fängt das Spiel von Anfang an. Wer ohne einfach, doppelt ꝛc. zu machen, nach jedem Aufspringen des Gula denselben bloß weiter schlägt, muß denselben über die zehnmalige Länge des Schlagstabes schlagen; wer aber einfach gemacht, muß ihn bloß zehn Gulalängen weit schlagen, wer doppelt, dreifach gemacht, der muß ihn nur zehn Gulaspitzen weit geschlagen haben. Wem der Schlag dreimal gelingt, der schätzt nach dem dritten Schlag die Entfernung des Gula bis zur Schlagstelle ab; wird die Schätzung von der Gegenpartei angenommen, so wird die Zahl mit dem einfach oder doppelt, überhaupt dem höchsten, was man bei dreimaligem Aufschlagen gemacht, multipliziert und aufgeschrieben; dann setzt ein anderer Spieler derselben Partei fort. Wird die Schätzung von der Gegenpartei nicht angenommen, so wird mit dem Gula oder Schlagstab gemessen, jenachdem man den Gula einfach weiter geschlagen, oder einfach, doppelt u. s. w. gemacht hat. Haben alle Spieler einer Partei glücklich gespielt, was aber selten der Fall, so müssen alle Spieler der Gegenpartei so viele Schritte, als die Summe aller gewonnenen Einheiten beträgt, hapsen d. h. auf einem Fuße hüpfen, wobei ein Spieler der Gegenpartei mit dem Schlagstab nebenher geht und dem Sträfling einen Schlag versetzt, so wie dieser einmal den gehobenen Fuß niedersetzt. Die Abgesetzten müssen ebenfalls hapsen und in ihre Stelle treten die, welche sie abgesetzt haben; diese aber können, wenn sie ungeschickt oder unglücklich spielen, wieder abgesetzt werden.

Wenn die beiden Parteien durch die Wahl der beiden Hauptführer, die sich gewöhnlich eigenmächtig an die Spitze gestellt, gebildet werden, so wird der Vorrang beim Spiel bestimmt entweder durch Looswerfen (das Werfen eines Geldstückes oder Hölzchens, von dem je eine Seite eine Partei sich gewählt) oder durch das schwadimîren, d. h., die beiden Führer werfen sich entweder eine lange Rute oder den Schlagstab dreimal zu, den sie mit der Hand fassen (svade mihi = accipe). Der Stab wird, so wie er zum drittenmale gefaßt wird, festgehalten, der andere greift dann über die Hand des Fassenden, dann dieser wieder über die Hand des andern, wessen Hand an das Ende das Stabs gelangt, dessen Partei hat den Vorrang und beginnt das Spiel. Wer die obere Spitze des Stabes auch nur so fassen kann, daß der Gegner mit dem kleinen Finger ihn nicht „entschlagen" kann, oder daß er im stande ist,

den Stab über den Kopf zu werfen, gewinnt, wer das nicht kann, der und dessen Partei zieht den kürzern.

Das Spiel wird übrigens im Einzelnen sehr verschieden gespielt; aber fast in allem Einzelnen so wie bei uns spielen es auch die Knaben in Schleswig-Holstein. Heinrich Carstens hat es im 8. Bande (1882) des vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung herausgegebenen Jahrbuchs auf S. 104 ausführlich und anschaulich beschrieben. Dort heißt das Spiel Kipseln, Gipseln, Wippwipp und auf der Kolonie Christiansholm Klie.

Nicht selten wird wie bei vielen andern Spielen durch Halmziehen entschieden, wer das Spiel beginnen soll. Ein Unparteiischer nimmt zwei verschieden lange Halme in die Hand und läßt daraus nur die obern Enden heraussehen, dann ziehen die beiden Vertreter der Partei und das Spiel beginnen diejenigen, deren Auserwählter den längern Halm gezogen. Die andern, die den kürzern gezogen, kommen erst dann an die Reihe, wenn jene durchs Spielrecht zum Rücktritt gezwungen werden.

Bekannt ist, daß die Redensart: d e n k ü r z e r n z i e h e n auf dieses uralte Loosziehen mittelst Stäben oder Halmstückchen zurückgeführt wird. Vgl. W. Grimms Vorrede zur 2. Auflage der Kinder- und Hausmärchen: Kindersitten, dann Deutsches Wörterbuch unter Halm und Kurz.

Händespiele. Wie die Fingerspiele, so sind auch die Händespiele bei kleinen Kindern mannigfach, wir führen bloß an:

1. Das einfache Zusammenschlagen der Hände mit folgendem Reimspruch:

Tàpesch, tàpesch käjeli
der härgott hàt e bäjeli,
e gåf et ſenje känjden,
ſe fìlen drän lìren,
ſe schmìsent än de bàch,
dàt et gôr zebràch.

2. Das Drehen der Hände um einander, auch tekeräm zêrnât (magy. = ich winde Zwirn) genannt.

3. Mit dem Zeigefinger der rechten Hand in die linke Hand zeigen auf die gestellte Frage: wô wunt det ìnich mẹdchen? (oder der ìnich jeang.)

4. Zwei oder mehrere Kinder fassen mit den Fingerspitzen die übereinander gelagerten Hände; dann ruft das, dessen Hand die unterste ist:

O wì, o wì!

Die andern fragen:

wat dît der wî?

Jenes antwortet:

det meiske beist mich!

Die andern rufen:

hop eràf!

Darauf zieht das Kind, das o wî, o wî gerufen, dessen Hand also die unterste war, die Hand heraus und setzt sie oben auf; dann ruft das jetzt zu unterst Gekommene auch:

o wî, o wî!

und das Spiel geht denselben Gang.

Hahn und Stoßvogel. Eines der Kinder sitzt auf dem Boden und rührt mit einem Hölzchen; die andern stellen sich in eine Reihe hinter einander, das stärkste voran, und gehen dreimal schweigend um das sitzende Kind; darauf halten sie inne und das vordere (es heißt der kokesch = Hahn) spricht zu dem sitzenden (das der Stoßvogel, hienefugel ist):

Kokesch: geaden dåch
Hühnervogel: hàf dànk!
Kokesch: wàt mâcht er nôch?
Hühnervogel: ech fål mer e fairche mâchen.
Kokesch: wàt felt er mät dem fairchen?
Hühnervogel: ech fål mer paleokes kôchen.
Kokesch: wàt feld er mät dem paleokes?
Hühnervogel: ech fål en êsen.
Kokesch: wàt feld er derzâ êsen?
Hühnervogel: en hänkeltchen.
Kokesch: wohär?
Hühnervogel (aufspringend): nà dohär!
Kokesch: dåt feld er bleiwe losen.

Nun springen die beiden immer gegen einander; der Stoßvogel darf aber nur immer das letzte in der Reihe und nur eins auf einmal fangen; das wird ihm bei einem guten Hahn bei aller List und Raschheit oft schwer. Hat er endlich alle abgefangen und in sein Haus geführt, so tötet er sie; er gibt jedem einen Schlag auf die Ferse; — dann ist das Spiel aus.

Es ist im wesentlichen dasselbe Spiel, das in Bistritz H e r d c h e n genannt wird. Sieh dieses. Genau so wirds auch im Hennebergischen gespielt, nur das Zwiegespräch lautet anders. Spieß, Volkstümliches S. 77.

Hahnschlagen am zweiten und dritten Ostertag. Den Schlägern werden die Augen verbunden. Vgl. Werner, 178 Topf- oder Hahnschlagen.

Handwerk. Zwei Glieder der Gesellschaft sondern sich ab. Einer wählt sich ein Handwerk, der andere nennt ihm ein Werkzeug; dann stellt sich der Handwerker als Bock hin und die andern Kinder springen alle mit dem Ruf: „Gott grüß euch, Herr Meister!" hinüber; dann kommen sie wieder und fragen: „Was für ein Handwerk hat der Herr Vater?" Der Bock sagt es. Nun muß jeder ein Werkzeug nennen, ehe er hinüber springt. Wer das Werkzeug nennt, welches dem Handwerker aufgegeben, wird selbst Handwerker und Bock; er wählt sich ein Handwerk und der frühere Handwerker sagt ihm ein Werkzeug, dann geht das Spiel wie am Anfang fort.

Handwerke. Es gibt zwei Arten von Spielen:

1. Das stumme Spiel bloß in Geberden. Jedes Mitglied wählt sich ein Handwerk und stellt es durch Handbewegung und Geberden dar.

2. Das Spiel mit Sprüchen, oder mit Sprüchen und Bewegungen, Geberden. Beispiele:

Schuster: (macht mit den Händen die Bewegung des Nähens).

Weber: (macht mit den Händen die Bewegung des Webens, wobei Schall und Takt nachgeahmt wird), beide sprechen:

Käs — und Brot — brauch — ich nicht!

Schneider: (macht ebenfalls die Bewegung des Nähens): Ei hätt ichs! ei hätt ichs!

Schreiner hobelt: Da hasts, da hasts.

Kupferschmied hämmert: Komm komm, komm, du lieber Sonntag — [tag!

Vgl. den Abschnitt: Naturstimmen.

Härgoteisken (Marienkäfer). Man legt den Marienkäfer auf die Hand, läßt ihn herumkriechen und ruft ihm zu bis er wegfliegt:

härgoteisken flech än de bäsch,
brànj mer en fàkfel hàselnäs.

Verwandte Kindersprüche hat aus Niederösterreich Blas in der Germania 19, 67 ff. mitgeteilt.

Herdchen hierdchi in Bistritz, Henne, Küchlein und Hühnervogel in Irmesch, sonst auch Stoßvogel, Hahn und Küchlein geheißen. Sieh oben; allgemein verbreitetes Spiel. Meier, Deutsche Kinder-Reime und Kinder-Spiele, S. 127, beschreibt das in Derendingen (im wohlbekannten harum rerum der Tübinger Musensöhne) gespielte Hühnles also: Eine Reihe Mädchen fassen einander hinten am Rock und stellen Hühner vor.

Das Vorderste schützt die Hühner vor dem Raubvogel, welcher der Anführerin gegenüber steht und auf das letzte Hühnlein Jagd macht. Wird es endlich erwischt, so muß es für das nächste Spiel den Raubvogel machen. Vgl. auch Müllenhoff, Sagen und Lieder des Herzogtums Schleswig-Holstein und Lauenburg. Kiel 1845, S. 488: Hühner und Weihe. Die Gluckhenne in diesem Spiel heißt in Bistritz kloschka.

Helich klû (Bistritz), härlich klôk (Schäßburg, Irmesch und sonst). Einem der Spielenden, der seinen Kopf in den Schoß eines Sitzenden gelegt hat, werden die Augen geschlossen gehalten. Nun tritt einer aus der Gesellschaft mit dem sträzel (dem geflochtenen Tuch, Plumpsack) leise heran und gibt dem Gebückten einen Schlag. Jetzt sagt der Gebückte: helich klû! (oder härlich klôk). Der Sitzende fragt: Wer hats gethan? Der Gefragte rät dann, trifft ers, so kommt der Erratene an seine Stelle; trifft ers nicht, so muß er so lange gebückt stehen, sich schlagen lassen und raten, bis er endlich einen glücklich errät. Zu Bretten in Schwaben heißt das Spiel Pätscherlis (Meier, Nr. 417); bekannter ist es unter dem Namen: „die warme Hand". Auch auf den Ritterburgen des Mittelalters war es heimisch. (Schultz, Das höfische Leben 1, 424.)

Hölzchen. Viele kleine Hölzchen werden zwischen den beiden Händen gedreht und gerieben, dann auf eine Fläche geworfen. Die Aufgabe ist nun, alle einzeln entweder mit zwei Fingern oder mit einem andern Hölzchen so aufzuheben, daß kein anders dabei von der Stelle gerückt wird.

Jagdspiele im Freien; mancherlei Art. Einige Kinder spielen die Hunde, andere das Wild, andere die Jäger. Die Jagdspiele auf dem Brett- oder Stein sind die Brettspiele.

„Ich lieb dich von Herzen 2c.". Das bekannte Spiel mit der weißen Stern- oder Wucherblume.

Judenschule. Jedes der Mitspielenden liest aus einem Buch, oder schnattert frei etwas vor sich hin, singt zuweilen und liest dann wieder einmal laut, dann wieder leise 2c., so daß man im Durcheinander nichts verstehen kann. Je größer der Lärm und Wirrwarr, desto gelungener ist das Spiel.

Kâpre (in rumänischer Sprache, Ziege). Ein Holzklotz auf 3 Füßen stehend wird von einer Schar Knaben mit Knütteln bestürmt, indem sie darauf werfen, um ihn umfallen zu machen. Ein Knabe steht auf der Seite als Wächter mit einem Balle in der Hand. Wenn nun die Knaben, die ihre Stöcke oder Knüttel holen wollen, ihm nahe kommen, so wirft er auf sie, trifft er einen so wird dieser Hüter, trifft er keinen, so muß

er fort hüten. (Bogeschdorf). Der Rumäne wird gerne als dumme oder lustige Person ins sächsische Spiel gezogen und mit ihm auch seine Sprache. F. W. Schuster, der im Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde 9, 412. 490 das Spiel mythisch deutet, bemerkt mit Recht, daß aus dem rumänischen Namen keineswegs auf Entlehnung des Spieles geschlossen werden müsse.

Karpinkel ist eine Art Blindekuhspiel. Die blinde Kuh heißt Karpinkel. Es geht einer der Spieler an den Karpinkel und spricht: Karpinkel! Der Karpinkel antwortet: Kriech in den Winkel! Wie viel Schritt erlaubst du mir? Dann bestimmt der Karpinkel die Schritte und sucht darauf den Versteckten.

Kartenspiel. Die Zahl der Kinder-Kartenspiele ist eine große.

Katze und Maus. Die Kinder reichen sich die Hände und bilden einen Kreis, eines tritt in den Kreis, das ist das Mäuschen, eines bleibt außerhalb des Kreises, das ist die Katze. Diese versucht durch den auf und nieder sich bewegenden Kreis einzudringen und das Mäuschen zu erhaschen. Gelingt es ihm unter einem Armenpaar durchzuschlüpfen, so erheben sich rasch zwei andere Arme, das Mäuschen hinausspringen zu lassen. Erhascht die Katze das Mäuschen im Kreise, so treten beide in die geschlossene Reihe ein und Katze und Mäuschen sind nun jene beiden Kinder, welche die Katze eindringen ließen. Dasselbe geschieht, wenn die in den Kreis gedrungene Katze herausgelassen und das entschlüpfte Mäuschen von ihr außerhalb des Ringes ergriffen wird. So auch bei Werner, 330 Spiele, S. 134, und Spieß, Volkstümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen, S. 82.

Klapperhölzchen. Ein ungefähr 10cm langes flaches Hölzchen wird zwischen den Zeige- und Mittelfinger und ein gleiches zwischen den Mittel- und Goldfinger genommen. Das erste hält man fest, das zweite aber so, daß es bei jeder kräftigen Bewegung der Hand an jenes anschlägt. Geübte Knaben können mit ihnen allerlei Soldatenmärsche klappern. Das Spiel ist bis noch nur bei Stadtknaben zu Hause und auch bei diesen noch kein halbes Jahrhundert alt. Möglich, daß es sich durch die Bekanntwerdung der spanischen Kastagnetten oder Pepitaklappern in Siebenbürgen Eingang verschafft hat.

Klepsch heißt in Hermannstadt, Abtsdorf bei Agnetheln und in Wurmloch bei Mediasch der Gula. Sieh dieses.

Knopfkreisel, sächsisch knîfeldrânjel. In das mittlere Loch eines Hosenknopfes wird ein Hölzchen gesteckt und dieses zwischen zwei Fingern

rasch nach einer Richtung gedreht, dann schnell auf den Tisch gestellt, daß der Knopf eine Weile kreiset. In Schwaben heißt man das „einen Hexentanz machen". Meier, a. a. O. 96.

Kopô heißt in Sächsisch-Regen: den Ball in einer Bogenlinie schlagen, also nicht wie die Schäßburger werbesschneâren schlagen. Sieh unter Ballspiel den Abschnitt 6.

Kreisel auch dränjel genannt. Mit einer Peitsche, deren vorderes Ende um den Kreisel gewunden ist, schleudert man diesen auf die Erde, so daß er von der Peitsche frei wird und auf der Erde tanzt. Damit er nicht aufhöre zu tanzen, schlägt man ihn mit der Peitschenspitze von Zeit zu Zeit. Schlägt man fehl, so fällt der Kreisel um. Sieh Werner, 330 Spiele, 83.

Kriegsspiele. Diese sind unzählig mit und ohne Waffen. Die Waffen sind bald Ruten, bald Stangen und Steine; bald werden offene Feldschlachten geliefert, bald Festungen belagert und bestürmt. Bestimmte Namen werden auch gebraucht. So wurde vor etlichen Jahren Sebastopol, später Metz und Plewna belagert, bestürmt und eingenommen; jüngere Gymnasialschüler kämpfen um die Thermopylen oder um den Sieg auf Marathons Gefilden.

Krähe. Eine halbe Nußschale wird mit Papier fest überzogen, nachdem man darin ein Stäbchen, an dem ein Roßhaar gebunden ist, fest gemacht hat. Das Roßhaar wird durch ein feines Loch durchgezogen und dann mit nassen Fingern fort und fort gestreift, worauf man ein veritables Krähengekrächs zu hören vermeint.

Krückengehen. Krücken (kräken) heißen im Siebenbürgischen die Stelzen. Auf hohen Stelzen dahinzuschreiten macht auch den Stadtkindern Vergnügen, doch thun diese es seltener als die Dorfsknaben, die im Stelzengehen oft geradezu Meister sind. Aber bei ihnen ist es nicht immer nur Spiel. Wenn im Frühjahr der Kot schuhhoch in der Gasse liegt, da gehen oft genug die kleinen wie die großen Knaben auf Stelzen zur Schule.

Lirum larum litz. Die Gesellschaft sitzt auf Stühlen im Kreise; einer steht in der Mitte und gibt mit folgenden Worten das Zeichen zum Platzwechseln: lirum larum litz, ein jeder auf seinen Sitz! Alle Plätze müssen sogleich gewechselt werden; gelingt es dem in der Mitte nun auch einen Sitz zu bekommen, so ist er frei, und wer ohne Stuhl geblieben, tritt an seine Stelle; findet er keinen, so muß er stehen bleiben und von neuem beginnen.

Lohmühle. Zwei Spieler (oder Spielerinen, es wird immer nur unter Mitgliedern gleichen Geschlechtes gespielt) stellen sich mit dem Rücken zusammen, verschlingen die Arme und heben sich gegenseitig. In Württemberg heißt das Spiel Gigede Gagede, in Elberfeld Butterwiegen. Meier, a. a. O. 387.

Maikäfer-Mühle. An das eine Ende eines Stäbchens wird eine Flügeldecke des Maikäfers mit einer Stecknadel befestigt; durch das andere Ende der Flügeldecke wird ebenfalls eine Stecknadel gesteckt, so daß die Spitze derselben hinausreckt; die Spitze der Nadel wird durch den Fuß des Maikäfers gesteckt. So wie er nun zu fliegen beginnt, schwingt er wie ein Rad im Kreise herum. Meier, der in seinen Deutschen Kinder-Reimen und Kinder-Spielen, S. 95 dies Frühlingsspiel beschreibt, weist darauf hin, daß es von den griechischen Kindern schon getrieben worden sei.

Andere Knaben sind minder hart, sie lassen wie der junge Veit Conrad zu Augsburg zwischen 1544 und 1546 die Maikäfer an Zwirnsfäden fliegen. Vgl. J. Scheible, Das Kloster 6, 560.

Malezij. Sieh unten Stirmelae.

Messen. Die Kinder stellen sich mit dem Rücken gegen einander und messen, welches das größte sei. So machten sie es schon im Mittelalter: Si sprach: „ei lât uns mezzen, Welch von uns lenger muge sîn“. Sus mazen sich die magedîn, Welche die lengest were. Schultz, Das höfische Leben 1, 119.

Mühle. Nach einem Regen stellen die Jungen in Gräben und Gassenrinnen Mühlrädchen auf, die kleine Hämmer in Bewegung setzen. In Schwaben heißt man eine solche Mühle Wasserrädle. Meier, 93.

Ebenso häufig werden aus Schindeln Windmühlen gemacht und aufs Thor oder aufs Dach gepflanzt. — An ein Ende eines Stabes wird ein durch zwei Querhölzchen gebildetes Rädchen mit einer Stecknadel befestigt; das Rädchen dreht sich bei leichtem Winde und beim Laufen von selbst. Vgl. W. Grimm über Kinderspiele in der 2. Ausgabe der Märchen.

Munkizen n. Ein Blindemausspiel. Die blinde Maus steht mit einem hölzernen Löffel mitten im Kreise, geht dann mit dem Löffel und klopft an einen Mitspielenden in der Reihe und gibt einen feinen miauenden Ton von sich; der Geklopfte muß nachmiauen; errät die blinde Maus aus dem Tone den Namen desselben, so wird dieser blinde Maus; ist es nicht der Fall, so muß sie weiter anklopfen und miauen. Mit der Hand darf sie niemanden berühren.

Nåsbromer oder **briems** (Nußbrummer oder Bremse). Über eine halbe Nußschale wird ein Papier gespannt; durch dieses Papier wird ein Roßhaar gezogen, welches mit dem andern Ende an einen Geißelstab gebunden ist. Nun wird sie im Kreise geschwungen; das gibt einen Bremsenton. Vgl. Krähe.

Nåsdrumel (auch n à s b a n g, Nußtrommel). Über eine halbe Nußschale wird mehrfach ein Faden gedreht, darin ein Hölzchen gesteckt, welches gespannt auf dem Rande der Schale mit dem einen Ende aufliegt; bei dem andern Ende des Hölzchens ist von der Nußschale etwas weggeschnitten, so daß nach der Seite das Hölzchen niedergedrückt werden kann; so wie es losgelassen wird, klappert es auf der andern Seite. In Schwaben heißt dieses Instrument H e x e n k l a v i e r, Meier, S. 96.

Nåsschnor (Nußschnurre). Eine wälsche Nuß oder ein Morellenkern wird auf zwei entgegengesetzten Seiten (auf einem Stein gewöhnlich) durchgerieben, der Kern gewonnen, ein Hölzchen mit Faden umwunden durchgesteckt, das eine Ende des Fadens durch ein kleines Seitenloch an der Nuß durchgezogen, das untere Ende des Hölzchens mit einem Apfel oder einer Kartoffel beschwert. So wie der Faden gezogen wird, wickelt sich derselbe vom sich drehenden Hölzchen ab und wieder auf und dabei entstehen Schnurrlaute.

Necken und foppen. Es gibt mancherlei Arten, womit Kinder einander necken und foppen. Wir erwähnen nur folgendes:

1. Es wird ein Kind aufgefordert ein Wort nachzusprechen, oder eine Frage zu beantworten, worauf ein neckender Reim zugesetzt wird. z. B.

Spräch: w à t! Das gefragte Kind: wàt!
Der Bus äs de pàt.
Spräch: w i e r! Das gefragte Kind: wier!
Gànk zem piter bier.

2. Kis te mät? Erfolgt keine Antwort, so sagt das Kind:
Än de gränjdich schmät (in die grindige Schmiede).
Fragt man: Wôr? so wird geantwortet:
Än de gränjdich môr (in den grindigen Kot).

3. Henneg schlegel,	Henning Schlegel,
Balbir de fegel,	Barbiere die Vögel,
Ging än gruebn,	Geh in den Graben,
Schän de kruedn,	Schind die Kröten,
Hôl der de knôche	Hol dir die Knochen
Zem buine kôche.	Zum Bohnenkochen.

(Aus S. Regen).

4. Es wird ein Kind aufgefordert, sich etwas zu wählen. Man fragt es: was willst du: knop oder hân oder hên? Wählt es knop, so wird es mit geballten Fingern geknopt, d. h. auf den Kopf geschlagen, wählt es hân, so sagt man: lassen wir es stân; wählt es hên, sagt man: lassen wir es gehn; es wird in jedem Falle ihm mitgespielt. Wählt es z. B. hân, so wird es gehauen, wählt es hên, so hebt man es an beiden Ohren in die Höhe und zeigt ihm dabei den Nisner (Bistritzer) oder Hermannstädter oder den Tramîterturm (Mediascherturm), oder de blanjd Härmestat; das letztere wird auch, wenn ein Kind sich „befedert" (einen Wind gehen läßt), an dem Sträfling vollzogen.

Ähnlich ist: Was willst du: nutschen oder pelsen oder âpel oder zweibel? Will es nutschen (Nüsse), wird es mit den geballten Fingern auf den Kopf geknopt oder knufait, will es pelsen (Pflaumen), wird es in die Wange gekneipt, will es âpel (Äpfel), bekommt es mit geballter Faust Schläge auf den Rücken, will es zweibel (Zwiebel), so wird es mit flacher Hand auf den Hintern gezwiebelt.

5. „Willst du (oder wollt ihr) den grünen König sehen, mit Namen?" ruft man, wenn man einem unbemerkt Gras auf den Hut oder die Mütze, während er sie auf dem Kopfe trägt, gelegt hat.

Par vel disch? (Grad oder Ungrad?) Man nimmt Kreuzer, Knöpfe oder Fruchtkörner in die Hand, schließt sie und fragt: par vel disch?" Errät es der Gefragte, so bekommt er, was in der Hand ist, errät er es nicht, so muß er so viel zahlen, als in der Hand sich befindet, oder er muß es ergänzen, auf daß es grad werde, wenn er ungrad gesagt hat und umgekehrt. Das Spiel „Gerade und ungerade" liebten schon die Kinder des Mittelalters; es lebt fort in allen deutschen Gauen.

Papierarbeiten bei Knaben und Mädchen sehr mannigfaltig. Wir erwähnen nur die Schiffe, Brieftaschen, Körbe, allerlei Tiere: Pferde, Hunde, Katzen, Tauben, Fische, dann walachische Kreuze aus gegebenen Punkten, den schillerhot (Studentenhut), token (Düten) 2c.

Papierknalle, gewöhnlich aus einem Bogen Papier gemacht, wenn sie laut knallen soll.

Papierverbrennen, ein beliebtes Spiel der Kinder, indem sie gerne sehen, wie die kleinen Funken auf dem schwarzen Grunde hin- und herlaufen. Der letzte ist der Glöckner, der aus der Kirche nach Hause läuft. Doch wird es, wie überhaupt das Spielen mit dem Feuer, mit Recht von den Eltern streng verboten. Der praktische Aberglaube, daß Kinder, wenn sie mit Feuer spielen ins Bett pissen, hilft mit das Ver-

botene zu meiden. Vgl. Grimm über Kinderwesen und Kindersitten in der 2. Auflage der Kinder- und Hausmärchen und Meier, S. 91.

Piziknöchen. Pizi heißt in der Kindersprache klein, es sind also kleine Knochen, die Gliedknochen von Lämmchen gemeint. Es gibt mancherlei Spiele:

1. Aus einer Entfernung von zwei, drei Schritten versucht man eine, dann zwei, drei Pizikuochen von den Fingern der flachen Hand in ein Loch zu werfen. Vom gemeinsamen Einsatz der Spieler erhält der, welcher wirft, so viele Pizikuochen als er ins Loch geworfen hat. Verfehlt er das Loch, so zahlt er die vorausbestimmte Buße. Das Spiel ist der mannigfachsten Kombinationen fähig. Es wird oft auch, namentlich auf dem Lande, mit Knöpfen gespielt, und statt eines Loches gräbt man im Verhältnis zur Zahl der Spieler zwei oder noch mehr Löcher in die Erde.

2. Allgemein ist das Spiel „auf die Hand“, in Mühlbach auch Pik genannt. Es wird mit 5 Knochen gespielt. Vier werden auf eine Fläche ausgestreut, aber so, daß sie nicht zu weit und nicht zu nahe an einander liegen. Der fünfte wird mit der Rechten in die Höhe geworfen; während er fliegt, wird beim ersten Gang eine Knoche mit der Rechten so aufgehoben, daß keine andere berührt wird und dazu die geworfene Knoche aufgefangen; so geschiehts mit dem zweiten, dritten. Beim zweiten Gang müssen 2, dann 3, beim dritten Gang 4, dann einer, beim fünften Gang alle vier auf einmal aufgerafft werden. Eine einzige Irrung oder Ungeschicktheit macht koz. Das ist die einfachste Form des vielgestaltigen Spieles. Vgl. Meier, Nr. 440: Auftätzeles und in W. Grimms Vorrede zur 2. Auflage der Kinder- und Hausmärchen den Abschnitt Kinderspiele. Aus Niebuhrs Reise nach Arabien 1, 171 teilt Meier auch mit, daß das Spiel am Eufrat bekannt sei.

J. K. Schuller bemerkt in einer Anmerkung zu den Gedichten in siebenbürgisch-sächsischer Mundart (Hermannstadt 1840) S. 23: beim Piziknochenspiel heiße derjenige Würfel, durch dessen Treffen das Spiel gewonnen werde, kâbla.

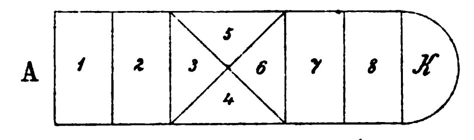
Pone- oder Pönespiel, auch **Totumspiel** genannt. Die sechs Flächen des Spielwürfels tragen folgende Bezeichnungen: die erste ein P -- pone, die zweite ein T -- totum, die dritte ein A -- accipe, die vierte ein N -- nihil, die fünfte . . (zwei Punkte), die sechste einen Punkt. Es wird mit Bohnen, Maiskörnern, Nüssen, Haselnüssen u. s. w. eine Kasse gebildet. Wer pone würfelt, legt in die Kasse 1, 2, wie viel im Voraus bestimmt worden, wer accipe sich würfelt, nimmt 1,

2 oder mehr, wer nihil wirft, nimmt nichts und gibt nichts, wer totum hat, zieht das Ganze ein.

Post ist ein Gesellschaftsspiel. Ein Spieler stellt die Post vor, die andern Städte. Die Post ruft: tradaram die Post. Die andern fragen: Woher? Die Post nennt nun eine der aufgegebenen Städte. Diese springt auf. Die andern fragen wieder wohin? Die Post nennt wieder eine. Diese muß vom Stuhle aufspringen, worauf die andere Stadt schnell ihren Platz einnimmt. Zuweilen wird auch der Plumpsack hiebei angewendet.

Quadrat. Die Eltern haben das Spiel in Schuhzerreisses umgetauft. Gespielt wird es vornehmlich von den Knaben, doch finden auch die Mädchen Gefallen daran.

In Mühlbach ist es kaum über ein Jahrzehnt alt. Am Beginn wird die notwendige Figur, das Quadrat, auf den Boden gerissen. Die einfachste und gewöhnlichste hat dieses Aussehen:



Jeder Spieler hat ein Steinchen; der erste legt es in A nieder, stellt sich auf einen Fuß und schiebt das Steinchen in das erste Quadrat (1), hüpft (hopst) ihm nach und schiebt es wieder zu A, von dort wirft er es mit dem Fuße wie vordem in das zweite Quadrat, hüpft nach und wirft den Stein zu A zurück, dann schiebt er ihn, immer mit dem einen Fuß, auf dem er steht, zu 3, von da zurück zu A, nun zu 4 u. s. w. bis er ihn in den Kessel (K) bringt. Hauptsache ist, daß der Stein von A aus immer auf einen Stoß in das Quadrat kommt, das an der Reihe ist, fällt der Stein in ein andres Quadrat, so hat der Spieler verspielt, ein andrer kommt an die Reihe und der erste fängt, wenns wieder an ihn kommt, von vorne an. Aber der Stein darf auch nicht auf einen Strich fallen; fällt er z. B. auf den Strich zwischen 2 und 3, so verliert der Spieler die Reihe an den Folgemann, darf den Stein aber in das Quadrat rücken, in das er bestimmt war, in 2 oder 3, er muß also in diesem Falle, wenns Hopsen wieder an ihn kommt, nicht ganz von vorne anfangen. Die Reihe verliert auch der, der mit seinem Stein den im Quadrat liegenden Stein eines Mitspielers trifft oder beim Hüpfen zufällig einen Strich mit dem Fuße berührt

und verwischt. Wer seinen Stein zuerst in den Kessel bringt, erhält Strafrecht über die andern. Er gibt jedem etliche (3 oder noch mehr) Fehler vor, d. h. er erlaubt ihm, 3 oder noch mehr Fehler zu machen bis er in den Kessel gelangt; jeder weitere Fehler wird mit einem Schlag oder in andrer Weise bestraft.

Räuberhölzchen (rîwerhelzker); **Räuber und Gensdarm**; **Curwaspiel**; **Kaiser und Korporal**. Die erstgenannten drei Namen führt das Spiel in Mediasch und sonst, den letztgenannten in Schäßburg.

Ein rundes, etwa 8 cm langes Stäbchen wird in der Mitte in zwei Hälften gespalten, so daß zwei Halbstäbchen, jedes mit einer gekrümmten und einer geraden Fläche entstehen, die zusammengelegt wieder genau ein Ganzes bilden. Auf der gekrümmten Fläche des einen wird ein Einschnitt in der Gestalt eines ausgefüllten lateinischen C angebracht. Nun werden die Hölzchen aufeinander gelegt, zwischen den Flächen der beiden Hände rollend gerieben und dann auf die Tischplatte oder auf den Rasen geworfen. Das Fallen der Hölzchen verleiht den Mitspielenden verschiedene Würden: Kaiser, Korporal, Gefreiter und Räuber. Beim Fallen der Hölzchen ist folgende Konstellation möglich: beide ebenen Flächen zugleich: Kaiser; beide gekrümmten Flächen: Korporal; eine ebene, die gekrümmte Fläche ohne Zeichen: Gefreiter; eine ebene und die gekrümmte Fläche mit dem Zeichen: Räuber. Der Kaiser diktiert die Strafe, welche der Korporal an dem Räuber mit einem Taschentuche, an dessen Ende sich ein Knoten befindet, durch Schläge in die flache Hand vollzieht. Der Gefreiter ist von jeglichem Dienste, aber auch jeder Strafe frei. Geht eine Charge durch den Wurf der Stäbchen auf einen anderen Knaben über, so erhält die neue Charge von der alten als Ablösung einen Schlag mit dem Taschentuch in die Hand. An anderen Orten, z. B. in Leschkirch und Mediasch, haben die gekrümmten Flächen andere Zeichen, die eine ein liegendes Kreuz, und die andere zwei parallele senkrechte Striche.

Das Spiel kommt auch in der Gegend von Preßburg vor. Vgl. Schröers Beschreibung und Deutung in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie 2, 187 ff. und Schröers Beitrag zur Mythologie und Sittenkunde 36, dann das Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde 5, 92 ff und 117.

Reihenspiele. Die Reimsprüche und Lieder der erwachsenen Knaben und Mädchen sind meist hochdeutsch: Grünes Gras 2c. Die Reimsprüche bei den Reihenspielen kleiner Kinder sind meist sächsisch oder

kunterbunt. Wir führen außer dem oben unter Biseboa mitgeteilten nachfolgende an:

1. raiu, maiu
kampesthîftchen,
zizi mitzi! (Wobei alle Kinder niederhocken).

2. Et sâsen siwe maiselcher
än enem ânje kärfken;
ses hûlz,
saur hûlz
tea îniget Fritzi drê dich äm!

Das mit dem Namen gerufene Kind dreht sich; dann beginnt der Spruch von neuem bis alle sich drehen.

3. Die Kinder stellen sich im Kreise auf, reichen einander die Hände und sprechen halbsingend:

Tschûka!
marûka!
flech af de birebûm
säch won de Tirke kun,
de Tirke kun mät stàngen,
der bier hôt sich erhàngen,
der bäsch bræt, der bäsch bræt,
der wûlf hôt sich den zôgel ferbræt,
der fus lîft äm kuern,
en hôt de fes ferluern,
der N. N. sâl se huelen.

Das von dem Vorgänger (oder Anführer) bezeichnete Kind muß von einer etwas entfernten Stelle, bis man auf 5, 10 oder 20 zählt, zwei Brettchen holen, sonst erhält es von jedem der Mitspielenden eins auf die Fußsohle.

Vor etlichen Jahren sangen die Kinder zu Sächsisch-Regen das wehmütige Lied vom Kirchen Käthchen, der lustigen Braut, indem sie sich im Kreise herumbewegten:

Kiriche Kati wôr æn brot,
det tônzt of der biernhot,
de bierenhot wôr dreich (trocken),
det tônzt of der geich,
de geich geng schî (schön),
det tônzt of gem krî (Kreen),
der krî wôr faur,
det tônzt of der maur,

de maur wôr gebrôche,
det tônzt of den knôche,
de knôche wôrn glæt,
det tônzt of dem ræt,
Det ræt drêt sich drômôl æmærænk,
Kiriche kati — — — — — — — drænk.

Die Arme scheint nun längst verheiratet zu sein, und da man heute nichts mehr von ihr singt und sagt, so scheint sie eine gute Hausfrau zu sein.

Reifspiele. Der Reif, auf den ein Steinchen gelegt ist, wird mit einem ausgestreckten Finger oder einem Stabe so im Kreise geschwungen, daß der Stein nicht herausfällt. Der Reif wird mit einem Stocke oder mit der flachen Hand vorwärts getrieben. Man springt mit beiden Füßen zugleich vor- und rückwärts durch den Reif.

Reime, die zu verschiedenen Reihenspielen oder bei irgend einer andern Veranlassung gesungen werden:

Rênebuegen,
gûldiwerzuegen,
äm hemel äs e fêlich mân,
dier de rên ferdreiwe kân.
Schäßburg; beim Anblick des Regenbogens.

Zuzu, zuzu zanjdermêtchen,
dränk aus dem wàserkêpchen,
schid et iwer't rûchlôch,
dàt de heankt bille gôn,
dàt de kàze spille gôn
zea der blomenâ.
De blomena wôr net dehîm,
de kàze fåsen àf'm stîn,
de gîs wûl net àfstôn,
en wûl net fuer de kenenk gôn.
Maus, maus, kier det haus!
Wifel, wifel, dràch et aus. Schäßburg.

Majerûm,
net bäs mer grûm!
Rosmarin,
net gànk bæhin!

Ir gangen,
schlôt de bangen,
gôt angden aus,
gôt uewen aus,
frêst de gränjdich âpel aus.
So werden zu Schäßburg die Knaben von den Mädchen geneckt.

Ir mêtcher
kàzendrêtcher,
gôt angden aus u. s. w.

Antwort der Knaben für die neckenden Mädchen.

Ringlein verstecken, ein Gesellschaftsspiel, gewöhnlich zwischen Mädchen und Knaben oder Jünglingen gespielt. Ein Spieler geht auf die Seite, ein anderer nimmt ein Ringlein zwischen die beiden Hände und gibt sich den Anschein, als gebe er es jedem der im Kreise sitzenden in die Hände, bei einem läßt er es unvermerkt zurück. Indem nun der andere kommt, um zu suchen und zu raten, sprechen die andern neckend: menj käst hôt näst als leokter gûld! Trifft der Ratende aufs erste oder zweite mal den Besitzer, so ist er frei und dieser muß nun seine Stelle vertreten. Rät er aber dreimal umsonst, so wird er verheiratet auf folgende Weise: fünf Namen werden den fünf Fingern gegeben. Ist der zu verheiratende ein Mädchen, so sinds fünf Jünglings- oder Junggesellennamen, ist es ein Bursche, fünf Mädchennamen; dann wird der auf die Seite Geschickte herbeigerufen und er muß sich von den fünf Fingern zuerst die Frau wählen. Wählt er einen Finger, so sagt man ihm den Namen. Dann fragt man was der zweite, dritte, vierte und fünfte ihm weiter für Dienste thun solle; er sagt: die soll mir waschen u. s. w., oder wenn es ein Mädchen ist: der soll mir zum Backen das Holz spalten. Darauf wird ihm sofort der Name, den der bezeichnete Finger vertritt, mitgeteilt. — Das Spiel ist allgemein bekannt. Im Hennebergischen heißen sie es: Stopfe stæle. Spieß, Volkstümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen, S. 75.

Eine andere Art des Ringleinverteilens besteht darin, daß es an einem Seil, welches von allen im Kreise sitzenden Spielern mit beiden Händen gefaßt wird, herumrollt.

Schàmpelän dît (schampelnder Tod). Das Spiel wird gewöhnlich beim Kukurutz- (Mais-) schälen gespielt. Eines der Mitspielenden wird ganz mit Maisblättern bedeckt, das ist der schampelnde Tod; die andern stellen sich im Kreise herum und rufen:

Schàmpelän dît, stånd àf, et hôt înt (Eins) geschlôn!
Tod: Ach lot (laßt) mich nôch schlôfen!
Alle: Schàmpelän dît, stånd àf, et hôt zwê geschlôn!
Tod: Ach lot mich nôch schlôfen.

So geht Anrede und Antwort fort bis es heißt: es hat zwölf geschlagen, dann springt der Tod schnell auf, die andern stieben auseinander in

alle Winkel und der, den er zuerst mit den Worten: kam, ech frêsen dich anruft, muß nun selber sich verhüllen lassen und schampelnder Tod sein. Vgl. auch Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 3, 309 und G. Schuller, Brauch und Glaube bei Tod und Begräbnis (im Schäßburger Programm von 1863) S. 11.

Schaukel. Die Schaukel ist entweder die allbekannte Seilschaukel oder aber die Brettschaukel (schnàp). Auf einem Brett, das in der Mitte unterstützt ist, wägen sich zwei oder vier rc., Kinder, von denen die Hälfte auf je einer Seite sitzt. Schnip — schnap — hôselap! ein Kinderspruch beim Schaukeln.

Scheif oder Schepel; es ist das bekannte Scheiben- oder Tellerspiel. Die Mitspielenden sitzen im Kreise und jeder führt einen besondern, vom ersten Scheibenwerfer ihm verliehenen Namen (Katze, Hahn u. s. w.). Der in der Mitte stehende Spieler wirbelt die Scheibe (einen hölzernen Teller oder eine schepel, d. i. das Rädchen von einem Kinderwagen), und ruft einen Namen; der Gerufene springt auf, faßt die Scheibe vor dem Niederfallen, wirbelt sie und ruft einen Namen. Kann einer der Gerufenen den Teller nicht vor dem Niederfallen erhaschen, so bekommt er eins mit dem Knotentuch oder Plumpsack oder er zahlt ein Pfand. Sieh Werner, 330 Spiele, S. 252.

Schleuder. Es gibt verschiedene Arten:

1. Einfache Ruten zum Schleudern von Lehm- oder Morastkügelein;
2. Stäbe zum Rohrwerfen (Fitschifai).
3. Geißelförmige zum Steinwerfen.

Die Schleuder heißt schleogder, auf dem Dorfe gewöhnlich feogder (zu feogdern, fodern, schleudern).

Schlittenfahren. Auf dem Eise erst in neuerer Zeit, aber auch jetzt noch häufiger auf dem kleinen Handschlitten vom Berge herab.

Schlittschuhe. Die eisernen Schleifschuhe zum Schleifen auf glatter Eisfläche haben die hölzernen noch immer nicht ganz verdrängt. Was die Schäßburger Knaben vor zwei, drei Jahrzehnten auf den hölzernen Schlittschuhen leisteten, war oft bewundernswert. Kein Berg war ihnen zu steil und zu glatt, sie rannten daran ohne irgendwelche Stütze in den Händen wie im Fluge herab.

Schlüsselspiel. Gesellschaftsspiel. Zwei Spieler haben verbundene Augen; der eine trägt Schlüssel und klirrt damit, der andere muß auf das Klirren ihn zu fangen suchen. Die übrige Gesellschaft sieht bloß zu.

Schnâkenhuern (Schnecke). Indem man die Schnecke in der Hand hält, sucht man sie durch folgende Drohung zu bestimmen, ihre Hörner herauszustrecken:

> Schnâkenhuern,
> râk den huern,
> râk se âle fær
> äm en ſmer bær;
> wô te se net wält râken,
> schmeisen ich dich weder en stâken,
> dàt te dru bleifst klâken.

Reckt sie die Hörner nicht heraus, so wird die Drohung ausgeführt.

Schneeball (sächs. schnîkloz). Mit Schneeballen sich werfen heißt schlechtweg sich plêken. Schneemänner werden ebenfalls gemacht.

Sehende Maus. (Schäßburg, Reichesdorf.) Einem Kinde werden die Hände auf dem Rücken mit einem Tuch zusammengebunden. Nun muß es in dieser Weise eines der herumschwärmenden Kinder zu fassen suchen; gelingt es ihm, so wird es frei, und das erfaßte wird sehende Maus.

Soldatenspiele. Sie sind überaus mannigfaltig; im Einzelnen können sie auch nicht beschrieben werden, da sie nichts feststehendes an sich haben, sondern als Nachahmungen dessen, was die Kinder eben gesehen, immerfort wechseln.

Sor. Schweinsknöchelchen werden durchlöchert, mit Bindfaden durchzogen und rasch gedreht.

Spreanghâst (Springhengst). In den Bauchknochen, am gewöhnlichsten in denen von einer Gans, wird ein Schnapphölzchen angebracht, dessen Ende durch Pech oder Wachs für den Augenblick festgehalten wird. Bald aber, nachdem der spreanghâst niedergesetzt worden, hàpst (hüpft) er auf.

Steinewerfen, an Flüssen namentlich; als besondere Arten führen wir an:

1. Hochwerfen. (Vgl. auch Zucker und Salz.)
2. Weitwerfen.
3. Vogel in der Luft werfen. Ein Knabe wirft einen Stein in die Höhe, alle andern werfen darnach, um ihn zu treffen.

Stern. Sechs bis acht Hölzchen werden künstlich zusammengesetzt zu einem Sterne.

Stipel. (Mediasch.) Vier Zettel, auf deren einem „Richter", dem zweiten „armer Mann", dem dritten „Füllen", dem vierten „Stipel" steht, werden in die Höhe geworfen und von vier Spielern fängt jeder

einen auf. Der arme Mann muß sodann das Füllen suchen; errät er nicht bei, wem es ist, so läßt ihn der Richter durch den Stipel bestrafen, errät ers, so wird das Füllen bestraft.

Studeren. Ein gerader Stock muß so geworfen werden, daß er sich mindestens ein= oder zweimal über seine beiden Ende überschlägt und also Kreise bildend weiter fliegt. Wessen Stock die meisten Kreise gebildet hat und am weitesten gekommen ist, der erhält den ausgesetzten Preis; der, dessen Stock die wenigsten Kreise gemacht oder sich gar nicht über= schlagen hat, sondern der Länge nach hingeflogen ist, der muß die Stöcke zum Spielplatz zurückbringen. Gute Spieler legen in eine Entfernung von 20—40 Schritten quer einen Stock hin und suchen nun ihre Stöcke so zu studern, daß sie gerade auf jenen Stock (den Tisch) niederfallen.

Stille Musik. Jeder Mitspieler wählt ein Instrument und spielt dasselbe still, dabei die Geberden machend, als ob er das heimlich er= wählte Instrument wirklich spiele. Der Kantor schließt aus den Geberden auf die Instrumente, die sich die Spieler erkoren haben und spielt dann das eine oder das andere. Der, dessen Instrument der Kantor spielt, muß sofort wieder spielen, d. h. dem Kantor nachahmen. Wer es verpaßt oder lacht, wird bestraft. In Arbegen und sonst. Sieh Werner, S. 258.

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg. Ein brennender Span wird umgereicht mit den Worten: Nôbrän, ich bän en dærchen! Wat fuer int? fragt der Nachbar und nimmt den Span erst, wann jener diese Frage beantwortet hat. Bei dem der Span erlischt, der gibt ein Pfand. W. Grimm in der 2. Auflage der Märchen unter Kinderspiele, und Werner S. 271.

Stirmalae (in Bistritz im Frühjahr im Freien gespielt) in Schäß= burg maleziz genannt. Es stellen sich zwei Paare mit geschlossenen Händen 8—9 Schritte entfernt gegenüber; ein anderes Paar, oder auch nur ein einzelner steht in der Mitte zwischen den zwei genannten Paaren und versucht dann, wenn die beiden Paare auf den Ruf: Stirmalae! die Hände loslassen und jedes Glied laufend seinem Gegenüber die Hand reicht, ein einzelnes Glied zu fangen. Gelingt es dem Stirmalae, d. h. dem einzelnen, oder dem Paare, das in der Mitte steht, einen der Spielenden zu fangen, so muß der Gefangene dann in die Mitte stehen; gelingt es aber nicht, so muß er oder das Paar noch fort Stirmalae bleiben.

Sträzel ämdrôn. (Stritzel umtragen.) Es ist der bildliche Name für das zusammengedrehte Tuch, den Plumpsack. Ganz das Spiel wie bei Werner S. 190: „das böse Ding, oder der Plumpsack geht herum“.

Sträzel ämdrôn,
wi de hanjder fich fetj,
di wit geschlôn!

sagt der Stritzelmann, der herumgeht.

Sträzel ferstêchen. (Stritzel verstecken.) Alle Spieler bis auf einen gehen hinaus. Dieser versteckt den Stritzel; darauf kommen die andern suchen. Geht keines der Rufenden in die Nähe, so ruft der, welcher den Stritzel versteckt hat, immerfort: kalt, kalt. Kommt einer in die Nähe, so ruft er: warm, kommt er näher, ruft er: heiß, kommt er noch näher: es brennt, es brennt, und greift jener nach dem Stritzel: es blitzt, es donnert, es schlägt ein! Da suchen alle schnell hinaus zu kommen, um nicht den Stritzel auf dem Rücken zu fühlen. Wer ihn gefunden, versteckt ihn nun wieder.

Tali, pikti, pufti, rafti, ein Kleinkinderspiel. Eines der Kinder sitzt als Mutter auf einem Stühlchen; ein anderes legt seinen Kopf in dessen Schoß. Die Mutter macht nun an dem Kinde irgend eine der Geberden, welche durch jene Worte bezeichnet werden: tali heißt ein Schlag mit der flachen Hand, pikti ein Seitenstoß mit einem Finger, pufti ein Druck oder Schlag mit der Faust, rafti ein Wühlen oder Grabeln mit allen fünf Fingern. Rät das Kind die Geberde, so ist es frei; rät es eine andere, so muß es zur Strafe dieselbe fühlen. Dasselbe Spiel bei Simrock, Das deutsche Kinderbuch, 2. Aufl. S. 212, Nr. 867, nur lauten da die Worte: stipti, fausti, grufti, platti.

Teufelsmühle. Ein Stab wird zwischen zwei Bretter gelegt und mittels eines umwundenen Seiles rasch gedreht, bis die Bretter da, wo der Stab anliegt, zu rauchen anfangen.

Tierspiele, d. h. Spiele mit Tieren. Wir haben solche angeführt unter Fuchs, Härgoteisken, Katze und Maus, Krähe, Maikäfer, Schnâkenhuern, Wolf und Lämmchen.

Topffangen (däpenerfôren). Ein Spiel erwachsener Dorfmädchen. Die Mädchen stellen sich auf einer Wiese oder auf einem breiten Platz der Gasse im Kreise auf, jedes 5 — 15 Schritt vom andern. Nun wird ein irdener Topf von Nachbarin zu Nachbarin geworfen; die den Topf fallen läßt, muß ihn ersetzen.

Töpfchen und Deckelchen (däpchen unt dâkelchen in Schäßburg), Töpfchen in Mediasch und Wurmloch.

Ein Kind steht in der Mitte, die andern sitzen zur Hälfte rings-herum, das sind die Töpfchen, die andere Hälfte steht hinter ihnen, das

sind die Deckelchen. Auf ein Zeichen, welches das Kind in der Mitte gibt, müssen die Deckelchen die Töpfchen wechseln; kann das Kind in der Mitte nun auch ein freies Töpfchen bekommen, so wird es frei und in seine Stelle kommt das Deckelchen, das kein Töpfchen gefunden. Vgl. auch Schusters Volksdichtungen, S. 394.

Tschib, tschib mein Hühnchen! verwandt mit dem hierdchi.

Verlangen, auch Wahl oder Kompliment genannt. Die Gesellschaft teilt sich in zwei Parteien, von denen eine für einen Augenblick sich entfernt. Gewöhnlich sind Mädchen allein und Burschen allein eine Partei. Die bleibende Partei teilt die andern unter sich auf; ist dies geschehen, so treten jene einzeln herein und suchen ihre zugeteilte Hälfte, der Vermuteten wird ein Kompliment gemacht, ist sie erraten, gibt sie durch ein Gegenkompliment es zu verstehen; der Ratende tritt auf die Seite; dann tritt ein zweiter, dritter u. s. w. auf, wer nicht gut rät, dem wird durch ein Rückenkompliment seine Niederlage erklärt; er muß wieder abtreten und nach den übrigen abermals erscheinen. Dies geschieht so lange fort, bis alle ihren „Part" endlich erraten haben. Dann tritt die andere Partei ab.

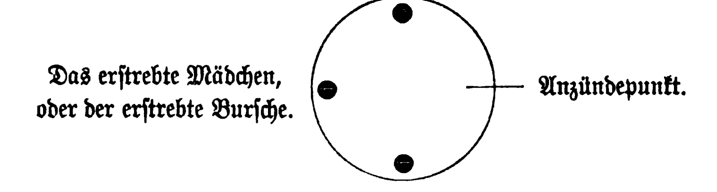
Verdruß. Was verdrießt dich an ihm? Ein Name ist aufgegeben worden und auf die Frage muß jener eine passende Antwort geben, doch zugleich so, daß der Name nicht leicht erraten werden kann. Errät der Fragende den Namen, so tritt der an seine Stelle, auf dessen Antwort er ihn erraten; errät er ihn auf alle Antworten nicht, so wird ihm eine Strafe zuerkannt; er muß etwa 5 bis 10 Minuten ein „Statue" bilden, in einer anbefohlenen Stellung stehen u. dgl.

Verkriechen, ferkrächen (Irmesch), bokenäes (Bistritz und Sächsisch-Regen), Kleinkinderspiel. Eines, der bokenäes, hält sich mit den Händen die Augen zu, indes die andern sich verkriechen. Ist alles ruhig an seinem Platz, so ruft der bokenäes: soll ich kommen? dann antwortet eines: Ja (oder wenn eines noch nicht recht versteckt ist, ruft es: Nein), darauf nimmt der bokenäes die Hände von den Augen und sucht; wen er zuerst findet, der ist bokenäes.

Vexirspiele. Wir führen bloß folgendes an: Ein Spieler setzt sich auf einen Stuhl, ein zweiter auf dessen Knie, ein dritter auf des zweiten Knie u. s. w. bis alle sitzen. Dann fragt der vorderste: Wo wohnt die schöne Margreth? Der zweite antwortet: hinter mir. Der zweite fragt darauf den dritten: Wo wohnt die schöne Margreth? Der dritte sagt: hinter mir ꝛc. bis es an den letzten kommt. Der springt

auf die Frage statt zu antworten vom Stuhle auf und die andern fallen zu Boden.

Wergloos gewöhnlich von Mädchen gemacht. Es wird ein Kreis aus Werg gemacht, dann ein Klümpchen Werg auf einem Punkt der Linie gelegt. Dieses bezeichnet ein Mädchen oder einen Burschen, die von zweien erstrebt werden; gleichweit von dem Klümpchen werden ihm zur Seite zwei andere auf die Kreislinie gelegt; nun wird das Werg gradüber vom ersten Klümpchen angezündet; der nun gewinnt das Mädchen oder den Burschen, auf dessen Seite der Brand zuerst zum ersten Klümpchen gelangt. Die folgende Figur mag die Sache veranschaulichen;



Wer klopft? Zwei, von denen einer das Spiel nicht kennt, werden zusammen unter ein Tuch gegeben; der eine, der das Spiel kennt, steckt einen Arm heraus und schlägt seinen Nachbar so, als wenn der Schlag von einem andern, von einem Draußenstehenden komme. Der Geschlagene rät dann und rät natürlich nicht auf seinen Nachbar, was der Gesellschaft zur Belustigung dient.

Wie gefällt dir dein Nachbar? Jedes Kind hat ein anderes im Schoße, nur eines bleibt ledig und dieses geht von Paar zu Paar und fragt: Wie gefällt dir dein Nachbar? Antwortet man ihm: gut, so geht es weiter, antwortet man ihm: schlecht, so fragt es: warum? Nun dichtet das Gefragte seinem Genossen allerlei Arges an. Zuletzt fragt der Umgänger: Willst du einen andern Nachbarn? Wähle dir einen. Der Gefragte nennt einen. Nun müssen beide Kinder, die im Schoß sitzen, das unzufriedene und das erwählte, rasch aufspringen und ihre Plätze tauschen, wenn sie nicht den Plumpsack fühlen wollen. Ganz so zu Hemer in Westfalen und sonst. Sieh Wöste im Jahrbuch für niederd. Sprachforschung 1877, 106 und Werner, 330 Spiele, S. 199.

Windmühle, sieh Mühle.

Wolf und Lämmchen wird ähnlich wie Katze und Maus gespielt, doch kann es auch nur von zweien gespielt werden, die einander gegen=

über stehen. Sie wählen die Plätze so, daß zwischen ihnen ein Baum, Graben oder Zaun sich befindet. Der Wolf lockt mit Schmeichelreden das Lämmchen zu sich, doch dieses traut nicht, dann springt der Wolf auf es los, aber rasch ist das Lämmchen auf der andern Seite, wo der Wolf gestanden. Das Spiel ist allgemein bekannt. Vgl. W. Grimm in der Vorrede zur 2. Auflage der Märchen unter: Kinderspiele und Schusters Volksdichtungen S. 393. Zu Zweien wird es auch im Fränkisch-Hennebergischen gespielt. Spieß, Volkstümliches, S. 81.

Zehenspiele bei ganz kleinen Kindern. Das Kind oder die Mutter zeigt auf die Zehen, von der kleinsten angefangen, und spricht:

zini,
bini,
ärbesi,
bärbesi,
kikiriki quintchen!

So in Schäßburg; in Sächsisch-Regen aber:

zînchen,
bînchen,
ärbesken,
bärbesken,
prutsch änt stäelche!

oder statt der letzten Zeile:

prutsch än de bâch!

Bei dem letzten Wort grabelt das Kind oder die Mutter mit allen Fingern an der dicken Zehe herum. Ähnliche Sprüchlein bei Simrock, Das deutsche Kinderbuch, 2. Auflage S. 179 ff. Unsere Verschen stehen in demselben Buche auf Seite 9.

Zigeuner-Roß (zegânesch rôs) in Bulkesch. Sieh Aufhüpfen.

Zigeuner (Zegun) nennt man eine mit Pulver gefüllte Feder. Das Spiel damit ist verwandt dem mit dem krader, dem Pulver-Frosch.

Ziehen über den Strich. Zwei oder mehrere Spieler suchen an den Händen einander oder an Seilen oder mittelst Stangen über eine am Boden gezogene Linie zu ziehen oder zu zapen. Vgl. oben Drücken über den Strich.

Zickermann. Die einzelnen Kinder stehen an bestimmter Stelle aufgestellt, der Zickermann steht in der Mitte; auf ein Zeichen, das er gibt, müssen alle ihre Plätze wechseln; kann er nun mit der Hand ein Kind ziken oder tupen (leicht berühren), ehe es an die Freistatt gelangt, so wird dieses Zickermann und er spielt mit den andern mit.

Zucker und Salz werfen. Die Aufgabe ist am Ufer eines Flußes oder Weihers mit Steinen hoch zu werfen. Schneidet beim Herabfallen der Stein das Wasser scharf, daß es nicht aufspritzt, so heißt das Zucker und der Wurf ist gut; fällt er aber so ins Wasser, daß es spritzt, so heißt das Salz und der Wurf ist schlecht; fällt der Stein nicht ins Wasser, sondern an das Ufer, so ist der Wurf ganz schlecht oder mißlungen. (Sächsisch-Regen.) In Schwaben heißt das Zuckerwerfen Brotschneiden. Meier S. 96.

VI.

Die Stiefmütter, Stief- und Waisenkinder

in der

Siebenbürgisch-sächsischen Volkspoesie.

Fromm Weib des Lebens Heil!

Karl Weinhold.

Der Name „Mutter" ist einer der schönsten in jeder Sprache und es gibt wohl keinen andern, der mehr Sanftes und Herzerfreuendes in sich schlösse, als dieser. Poesie, Wissenschaft und Kunst alter und neuer Zeit haben gewetteifert, in mancherlei Art gute Mütter zu preisen; doch wird ihr Lob noch lange nicht ausgesungen sein. Wer kennt nicht die alles bezwingende Macht, wer nicht jene engelgleiche, nie ermüdende Hingebung treuer Mutterliebe. Darum ist auch Maria als Mutter das Ideal der Weiblichkeit und Gegenstand der höchsten Verehrung geworden.

Fürwahr die Fülle des Segens ist nicht zu ermessen und zu beschreiben, der von guten Müttern ausgeht. Was einzelne Menschen, was ganze Geschlechter und Völker an hohen Gaben des Geistes und Gemütes besitzen und je besessen, das hat seine erste freudige Entfaltung meist ihnen zu verdanken. Wo fromme und treue Mütter im Hause walten, da schaffen sie, der Sonne gleich, die mit ihrem milden Lichte der Welt Heil und Segen spendet, Frieden und himmlisches Leben.

Es geht aber auch keine Freude über Mutterfreude und kein Schmerz über Mutterschmerz. Wie der heitre Sonnenstrahl auf den Blumen des Frühlings spielt, und wenn Tautropfen sie netzen, diese vergoldet, so siehst du im Antlitz einer guten Mutter, die im Anschauen ihres fröhlich aufblühenden Kindes, oder in dem Gedanken an dasselbe versunken ist, die volle Seligkeit lächeln und oft in goldner Freudenthräne sich abspiegeln. Der edelste Stolz, den ein Mutterherz erfüllt, ist der auf ihre Kinder und die große Römerin Cornelia, die Mutter der Gracchen, ist nicht die einzige, die solchen Stolz hegte; ihn besitzen alle guten Mütter. Willst du den tiefen Schmerz, den eine rechte Mutter trägt, schauen und ermessen, so blicke sie an, wenn dem leiblichen oder sittlichen Leben ihres Kindes Gefahr droht und wenn etwa gar der Tod desselben erfolgt; ihre Gestalt wird dir das vollendeste Bild des größten Seelenleidens gewähren. Die unendliche Gewalt ihrer Mutterliebe, die sie in steter sorgenvoller Aufregung und Spannung erhält,

ist auch mit die Ursache davon, daß manche zuweilen, bei plötzlich eintretender vermeintlicher oder wirklicher Gefahr für das Leben ihrer Kleinen schwach und ohnmächtig dahinsinkt. Wie wenn bei munterm Spiel oder in hitzigem Lauf ein Kind unversehens vorwärts zu Boden stürzt, man vernimmt nur den dumpfen Fall und dann ist alles still; hingestreckt liegt es da, bewustlos und todähnlich und nur krampfhaft zuckend; endlich kehrt das ins Innerste entflohene Leben zurück und tiefaufatmend beginnt es nun laut und in einem fort seinen Schmerz auszuschreien und auszuweinen. Also auch manche gute Mutter, wenn ein plötzlicher Schreck bei drohender Gefahr für ihr Kind sie überfällt; ein Schrei des Entsetzens entfährt ihren Lippen und sofort bleibt sie stumm und sprachlos, bis die entwichene Besinnung wiederkehrt und die hervorbrechende Rede und Jammerklage oder ein Thränenquell die Angst der Beklemmung von der Seele wegspült.

Die große Liebe, die eine Mutter zu ihren Kindern trägt, strömt von diesen hinwiedrum reichlich auf sie zurück. Wie hangen die Kleinen an ihr und wie ist ihr holder, lächelnder Mund so erfinderisch in allerhand Schmeichelworten: schatzige, süße, herzige, goldige, goldene Mutter! Ich habe dich so lieb, wie meine Augensterndchen, wie mein Herzchen, du bist so gut, ich habe dich so lieb, wie ein Stücklein Brot, was die Mutter in ähnlich kosender Weise dann erwidert: du meine Herzblume, mein Herzblatt.

Aber auch die Erwachsenen sind und bleiben einer guten Mutter am meisten zugethan. Das Heimweh, jene tiefe Sehnsucht nach dem väterlichen Land, Hof und Haus, welche auch starke Männer in der Fremde oft mächtig ergreift, wird im Siebenbürgischen bezeichnend Mutterkrankheit genannt. Sagenhaft berühmt sind aus dem Altertum wegen kindlicher Liebe zu ihrer Mutter unter den Griechen Kleobis und Biton, unter den Römern Coriolan, der um seiner Mutter willen alle Rachegedanken gegen die Vaterstadt aufgab und für sich Verbannung und Tod wählte. Wer könnte aber auch einer Mutter eine gerechte Bitte abschlagen? Oder wer könnte gar sich thätlich gegen sie versündigen? „Vergiß nicht wie sauer du deiner Mutter geworden bist," und „wer seine Mutter betrübt, ist verflucht vor dem Herrn", spricht Sirach. (7, 29., 3, 18.) „Wer seinen Vater oder seine Mutter schlägt, oder ihnen flucht, der soll des Todes sterben" schreibt das Gesetz Mosis vor, (2 Mos. 21, 15. 17.) und der Volksglaube sagt noch heute: „wer seinen Vater oder seine Mutter schlägt, dem dorrt die Hand ab".

Wahrlich eine gute Mutter ist ein großer Segen und wer sich ihrer erfreut, kann nicht dankbar genug sein für diese Gottesgabe. Dies wird uns besonders klar, wenn wir das Schicksal derer betrachten, die dieses Glückes verlustig werden. Der rauhe, ungeschlachte Fährmann Harbard ruft (Simrock, Edda 2. Aufl. S. 49) Thorr zu:

„Traurig ist dein Hauswesen, tot wird deine Mutter sein!"

und der sonst trotzige, allgewaltige Zermalmer der Riesen antwortet:

„Das sagst du mir nun, was das Herbste scheint
Jedem Manne, daß meine Mutter tot sei".

Ein hartes Loos ist besonders denen gefallen, die bald nach dem Eintritt ins Leben ihre Mutter verlieren; sie sind gleich den Pflanzen, die an dunkeln, einsamen Plätzen, vom milden wärmenden Sonnenlichte unberührt, ein kümmerliches Dasein fortschleppen. Nicht findest du in ihrem Kindesauge den freudigen Strahl, der sich sonst an dem liebenden Mutterauge entzündet und der uns noch mehr als das Lächeln der ersten Frühlingsblumen so wonnesam ergreift; trübe und ernst blicken sie ins heitere Leben. Das frühe mutterlos gewordene Kind ist schon als Waise zu betrachten, denn der Vater kann ihm vermöge seiner Natur den Verlust bei aller Sorge und Pflege nie vollkommen ersetzen.

Allein mehr als keine Mutter haben, ist: eine böse und harte Stiefmutter besitzen; eine böse und harte, nicht eine Stiefmutter überhaupt, denn es sind wohl zur Ehre der Frauen die meisten nicht so, dem Volksglauben in Keisd zum Trotz: es gebe nur so viele gute Stiefmütter, als weiße Raben. Eine böse Stiefmutter bildet den schroffen Gegensatz zur guten Mutter. Wie diese ihrem Kinde unablässig alle Liebe zuwendet, so verfolgt und peinigt jene ihr Stiefkind fort und fort; wie jene ihre größte Lust hat im Anschauen ihres Kindes, so ist dieser das Stiefkind ein Dorn im Auge.

Hier übt nun die Poesie und insbesondere die Volkspoesie das schöne Recht: das, was im Leben so hart und unausgesöhnt erscheint, mit ihrem mildesten Lichte zu umstrahlen: arme Stief- und Waisenkinder stehen in höherm Schutz, werden auf allen Schritten bewacht und zum Glück geführt, die Pläne boshafter Stiefmütter werden am Ende zu Schanden, und sie selbst finden ihren gerechten Lohn. Die Poesie vieler Völker ist voll davon, und diese Dichtungen haben eine unbeschreibliche Lieblichkeit und gehören wohl unter dem vielen Schönen, was der Volkspoesie eigentümlich ist, zu dem Zartesten und Schönsten. Sagen,

Märchen und Lieder handeln über diese Verhältnisse in mancherlei Weise. Daß solche unter den alten Griechen und Römern im Schwange gewesen, davon haben wir Zeugnisse und daß sie noch jetzt in Litthauen, Rußland, Norwegen, Schweden, Dänemark, unter den Serben und Walachen, und besonders in Deutschland im Munde des Volkes leben, dafür lassen sich eine Menge Beispiele anführen. Die literarischen Nachweise in den am Schluß des Buches folgenden Erläuterungen werden das bestätigen.

Indem wir in dem folgenden versuchen, eine Zusammenstellung dessen zu geben, was in siebenb.-sächsischer Volkspoesie über Stiefmütter, Stief- und Waisenkinder sich findet, (in wieweit wir bis jetzt davon Kunde besitzen), sei es uns gestattet, einiges von dem allen Erzählungen und Liedern Gemeinsamen noch in kurzem vorauszuschicken.

In einem schwedischen Volksliede (Wolff, Hausschatz der Volkspoesie[2], 276) haben wir das einzige Beispiel von einem bösen Stiefvater gefunden, den schnöder Eigennutz antreibt, seine beiden Stiefkinder zu verderben; sonst sind es allgemein böse Stiefmütter, die solches thun und zu thun suchen. Das erklärt sich aus dem nähern Verhältnis, in welchem die Mutter und die Frau des Hauses überhaupt als notwendige Pflegerin zu den Kindern steht; der Mann, seiner Natur nach mehr zu einer Thätigkeit nach außen bestimmt, kommt weniger in unmittelbare Berührung mit dem Kinde.

Die Ursachen der harten Behandlung des Stiefkindes von Seite der Stiefmutter sind mancherlei: Eigenliebe und Eigennutz, Eitelkeit, Stolz und Neid, woraus sich dann noch andere unedle Leidenschaften entwickeln.

In der Poesie erscheint die Stiefmutter meist als häßlich und hat sie eine Tochter, so ist diese schwarz wie die Nacht, oft einäugig, dabei stolz, hochfahrig und faul. Das Stiefkind aber ist voller Unschuld, schön wie der Tag, fleißig und freundlich. Die eigene Tochter wird von der Mutter geschont; alle Arbeiten im Hause muß das Stiefkind thun; es muß früh aufstehen und Feuer machen, Holz und Wasser tragen, waschen und backen, Hof, Stall und Garten besorgen; dafür empfängt es kein gutes Wort, sondern nur Schelten und Schläge und wird am Ende grausam in die Welt hinausgestoßen. Also steigert sich die harte, kalte Behandlung immerfort und die gemeine Gehässigkeit wird zur teuflischen Bosheit, die Stiefmutter wird zur Hexe, die unter allerlei Gestalten und Verwandlungen das arme Stiefkind auch in der Ferne unablässig verfolgt. So wird das Weib, das als der Engel des Hauses nur von Liebe und Lust erfüllt sein sollte, zur Furie; blind rast es dann fort mit

dämonischer Gewalt, bis es sich selbst in den Abgrund stürzt. Wahr läßt Euripides die Medea (v. 407 — 409) sagen:

> Von Natur sind wir zum Guten oft zu schwach,
> aber des Grauenvollen sind wir größte Meister.

Das Stiefkind (der Aschenputtel in den Märchen) muß vieles über sich ergehen lassen und muß es ertragen; doch findet es auch Trost und Hilfe, endliche Errettung und überschwenglichen Lohn für seine Leiden. Als hilfreiche Mächte erscheinen ihm: die rechte Mutter aus dem Grabe, oder vom Grabe aus wirkend Maria, die Mutter des Herrn, der alte blinde Mann im grauen Mantel, die alte Buschmutter, die Brunnenfrau und die guten Zwerge, die Sonne, der Mond und die Sterne und mit ihnen der Wind; auch die wilden und zahmen Tiere, der Bär, Wolf und Fuchs, der Hund und die Katze, die Tauben, Gänse und Enten, der Vogel-, Frosch- und Fischkönig, der Schmetterling und Marienkäfer, sie alle nehmen sich seiner an, und mit ihnen thun es auch die Bäume, Sträuche und Blumen: der Birn- und Apfelbaum, der Wachholder, Hasel-, Dorn- und Rosenstrauch, die Rose, Nelke und Lilie, ja auch der Feldstein, der Backofen und der Brunnen.

Sie helfen ihm schwere Arbeiten und Aufgaben lösen, schützen es in allen Verfolgungen der Stiefmutter und beschenken es oft mit mancherlei Wundergaben und Gnaden: es soll immer schöner werden und soll Rosen lachen; wenn es spricht, soll es fein duften; wenn es sich wäscht, soll ein Goldstück in der Schüssel sein; wo es geht, sollen Blumen wachsen; eine Nuß, eine Birne oder Pflaume oder eine Rute verschaffen ihm die prächtigsten Kleider; ein Königssohn soll es als Gemahl heimführen; und zuletzt soll es eines seligen Todes sterben.

Die garstige und gehässige Stiefschwester dagegen, die alles noch viel besser und schöner haben und sich ertrotzen will, wird von des Stiefkindes Helfern und Freunden mit Fluchsegen belegt: sie soll immer garstiger werden und soll Gestank sprechen; wenn sie sich wäscht, soll eine Kröte in der Schüssel sein; wo sie geht, sollen Dornen wachsen; sie soll mit ihrer Mutter eines bösen Todes sterben. Und alle diese Flüche erfüllen sich.

Zuweilen ist die Strafe der garstigen Stiefschwester gelinder, als die der bösen Stiefmutter. Bald wird diese an den Schweif eines wilden Rosses gebunden, oder wilden Tieren vorgeworfen und von diesen zerrissen; bald wird sie verbrannt, mit einem Mühlstein um den Hals ins Wasser geworfen, oder in ein Faß gelegt, das inwendig mit Nägeln

beschlagen ist, und von einem Berg ins Meer gerollt, oder sie wird lebendig begraben, muß in glühenden Pantoffeln sich zu Tode tanzen, oder in ihrer Verwandlung (als Bär, Stute, Bremse u. s. w.) verharren und verhungern.

Es kommt auch vor, aber selten, daß böse Stiefmütter am Ende Reue empfinden und sich bessern. (Grimm Kinder- und Hausmärchen, 130: Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein.)

Also wird in der Volkspoesie und insbesondere im Märchen die strengste Gerechtigkeit geübt, indem es Lohn und Strafe austeilt und am Ende alles ausgleicht.

Was von dem Stiefkind gesagt ist, gilt auch von dem Waisenkind: es steht ebenfalls in höherm Schutz; doch ist sein Schicksal im allgemeinen nicht so hart; wohl muß es auch Not und Kummer leiden, wird oft hin und hergestoßen und rauh und hart von der Thür der Fremden abgewiesen; allein keine böse Stiefmutter verfolgt es mit teuflischem Haß, wie das arme Stiefkind.

In der bei Carl Graeser in Wien erschienenen 3. Auflage der Deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen handeln folgende von Stief- und Waisenkindern:

1. Die beiden Goldkinder.

Zwei Mägde sind im Felde bei der Arbeit; die eine rupft Hanf, die andere schneidet Korn; der junge König reitet vorüber und hört die Mägde reden; die eine sagt: wenn mich der König zum Weibe nähme, ich würde ihn und seinen Hof kleiden; die andere: ich würde ihn und sein Haus ernähren. Der König nimmt die erste zum Weibe und macht die andere zu seiner Oberköchin. Da erfaßt diese der Neid und als die junge Königin nach einem Jahre einen Knaben und ein Mädchen mit goldenen Haaren geboren, vergräbt sie die Köchin in den Mist und sprengt das Gerücht aus: Die Königin habe einen Hund und eine Katze zur Welt gebracht. Der König läßt im ersten Zorn sein Weib lebendig begraben und heiratet die Köchin. Aus dem Miste aber wachsen zwei goldne Tannenbäumchen. Die neue Königin hat keine Ruhe und bestimmt den König, die Bäume abhauen zu lassen; zwei Bretter werden daraus für das königliche Ehebett gemacht. In der Nacht reden die Bretter solches, was der Königin nicht gefällt; am Morgen läßt sie dieselben ins Feuer werfen; aus dem Ofen aber springen zwei Funken heraus in die Gerste; ein Mutterschaf frißt sie und bringt nun zwei goldne Lämmlein

zur Welt; auch diese werden getötet; als man am Flusse die Gedärme wäscht, fließen zwei fort und es werden daraus weitab, wo sie ans Ufer gespült worden, wieder die zwei Kinder mit den goldnen Haaren. Sie sind aber so schön, daß die Sonne auf ihrem Gange stehen bleibt und sieben Tage lang nicht untergeht. Da wundert sich unser Herrgott und kommt zur Sonne und fragt sie um die Ursache; sie zeigt ihm die schönen Kinder, an denen sie sich nicht satt sehen könne. Unser Hergott erbarmt sich ihrer, gibt jedem ein Hemdchen und ein goldnes Hämmerchen, erzählt ihnen ihre Lebensgeschichte als ein Märchen und schickt sie in die Stadt, wo sie anklopfen sollen, bis man ihnen aufthue, und wo sie das Märchen wieder erzählen sollen. Sie kommen zum König; der erkennt sie als seine Kinder. Die böse Stiefmutter, die vergebens versucht, sich das Leben zu nehmen, wird lebendig begraben; die gute Königin wird aus dem Grabe gewonnen und durch Wasser des Lebens wieder erweckt.

Deutsche Volksmärchen Nr. 1. Sieh die Erläuterungen am Schluße des Buchs.

2. Das Hirsekorn.

Ein armer Waisenknabe hat von seiner Mutter ein kleinwinziges Hirsekorn geerbt und zieht damit in die Welt; er übernachtet bei einem Bauern und legt sein Hirsekorn aufs Fenster; da frißt ihms der Haushahn am Morgen und als er weint und klagt, schenkt ihm der Bauer den Hahn; er zieht weiter, übernachtet bei einem andern Bauern; da erbeißt ihm dessen Schwein den Hahn; der Bauer schenkt ihm das Schwein; er kommt weiter und kehrt abermals in einem Dorfe ein und bittet um Herberge; da erstößt ihm eine Kuh das Schwein; der Wirt schenkt ihm die Kuh; damit gelangt er abends auf einen Edelhof; ein mutwilliger Hengst schlägt die Kuh tot; der Edelmann schenkt dem Knaben den Hengst und einen Zaum. So reitet er nun in die Welt, verrichtet große Heldenthaten und wird am Ende Gemahl der Königstochter.

Aus Sächsisch-Regen, Rode, Zuckmantel und Pruden. In den deutschen Volksmärchen Nr. 8.

3. Das Zauberroß.

Ein Vater hat seinem Sohne nichts als ein Schwert hinterlassen; damit kommt er in Dienst zu einem alten Manne, der an einem Auge blind ist und auch mit dem andern nicht recht sieht; er führt täglich dessen Schafe zur Weide, geht in einen schönen Wald, in dem er nach

einander einen drei-, sechs-, neun- und zwölfhäuptigen Drachen mit seinem Schwert erschlägt. Vor einem Häuschen sieht er eine steinalte Frau, die Mutter des Drachen; sie will ihn umbringen; da hebt er sein Schwert und schlägt sie zu Boden; allein, wie sehr er auch schlägt, so kann er sie doch nicht verwunden; als seine rechte Hand ermüdet ist, nimmt er das Schwert in die Linke; da jammert die Hexe und ruft: „Hau nicht, ich will dir was Heilsames sagen: hinter dem Haus steht ein Baum, unter dessen Wurzel ist ein Stein, unterm Stein liegt eine Kröte, streich damit dreimal dem Alten die Augen und wirf ihm sie wider die Stirne, daß sie zerplatzt, so wird er sehen!“ Wie sie dies gesagt, läßt er das Schwert sinken und schlägt sie tot. Er thut was sie gesagt; als er dem Alten die Kröte wider die Stirne schleudert, daß sie zerplatzt, springt eine kleine Gestalt hervor und ruft: „Gott sei Dank, daß ich erlöst bin; ich mußte in die Kröte eingeschlossen den Schatz des Drachen hüten!“ und schlüpft damit in eine Bergspalte. Der Alte gibt dem Jungen zum Danke, daß er ihn sehend gemacht, ein Roß, das acht Füße hat und sprechen kann. Darauf zieht er fort und findet auf dem Wege eine kupferne, silberne, goldene Feder; auf den Rat seines Rosses hebt er sie auf; er verdingt sich zu einem König; auf der Jagd ereilt und erlegt er mit Hilfe seines Rosses jedes Wild; dadurch wird er dem König wert; die andern Diener ärgert dies und sie suchen ihn zu verderben; sie stellen dem König allerlei vor, wessen sich sein Knecht gerühmt habe. Er mußte nun zuerst die drei Vögel herbeischaffen, von denen er die drei Federn hatte, die er dem König geschenkt; der Vogelkönig hilft ihm sie erlangen; dann muß er die schöne Meerjungfrau seinem Herrn erwerben, ferner den Fohlenhengst und das Gestütte derselben herbeiführen; dann soll er in der siedenden Milch baden. Sein Roß hilft ihm alles glücklich vollenden; der König aber verbrennt in der siedenden Milch. Der Junge heiratet die ihm versprochene Schwester des Königs und macht die stolze Meerjungfrau zur Dienstmagd. Dann holt er sich den Schatz und ist sofort ein reicher und mächtiger König.

Deutsche Volksmärchen Nr. 10. Sieh die Erläuterungen.

4. Goldhaar.

Ein armer Mann führt seinen Knaben in den Wald, ißt mit ihm sein letztes Stückchen Brot und läßt ihn schlafend da zurück. Als der Knabe erwacht und seinen Vater nicht sieht, geht er fort und will nach

Hause, kommt aber immer tiefer in den Wald und gelangt abends in ein kleines Häuschen; in dem sitzt ein alter blinder Mann und ißt Hühnersuppe. Der Knabe ist hungrig, geht zum Tisch und ißt mit. Das merkt der Blinde und fragt: „wer ißt von meiner Hühnersuppe?“ „Ich bins, lieber Großvater!“ spricht der Knabe treuherzig. Der Alte ist froh, hält den Knaben bei sich und pflegt ihn gut; er muß ihm seine Geis hüten; das thut der Junge zwölf Jahre; nach dieser Zeit gibt ihm der Alte ein Schwert und sagt ihm: „damit kannst du alles erhauen!“ Nun kommt der Knabe mit der Geis nach einander in einen kupfernen, silbernen, goldenen Wald, tötet den kupfernen, silbernen, goldenen Drachen und erwirbt sich einen kupfernen, silbernen und goldenen Zaum. Jetzt nimmt ihm der Alte das Schwert und sagt: „zieh mit den drei Zäumen nur in die Welt, damit wirst du die Königstochter dir erwerben!“ Der Alte benetzt ihm noch aus einem Brunnen im Felsen mit springender Flut das Haupt; da werden seine Haare golden. Er heißt ihn das Haupt bedecken, damit niemand seine Haare sehe.

Der Junge gelangt an eine Königsstadt; er versteckt seine Zäume unter einen Baum, geht in die Stadt und tritt beim Koch des Königs als Küchenjunge ein unter der Bedingung, er solle sein Haupt nie entblößen dürfen, er habe einen bösen Grind.

Der König hat drei schöne Töchter, die Jüngste aber ist die allerschönste; diese wird krank, und als der König mit seinen beiden ältern Töchtern in der Kirche ist, schickt der Koch den Küchenjungen mit Suppe zur kranken Königstochter. Als diese den Jungen sieht, wird es ihr auf einmal wohl ums Herz und sie ist gesund. Viele Grafen und Fürsten werben um die schönen Königstöchter; die beiden ältern Schwestern haben auch bald gewählt; allein die jüngste, um welche die meisten freien, will sich nicht entschließen; der König droht ihr nun, da spricht sie: den Küchenjungen wolle sie und keinen andern. Dem König bleibt die Sprache stehen vor Schrecken und Zorn; er läßt seine Tochter gleich in Banden schlagen und in einen Turm sperren.

Nicht lange so wird der König in einen Krieg verwickelt; seine beiden Eidame helfen ihm auch; der Küchenjunge bittet den Koch, ihm zu erlauben, auch hinzugehen, damit er sehe, wie es im Kriege sei; er rettet nun dreimal nach einander, zuerst mit einer Schar in kupferner, dann mit einer in silberner, zuletzt mit einer in goldener Rüstung den König und dieser kann seinem Retter nicht danken, da derselbe jedesmal nach der That sogleich verschwindet.

Bei dem Siegesfest denkt der König an seine Tochter im Turm und er ist versöhnlich gestimmt; er läßt ihr sagen, wenn sie jetzt einen Fürsten oder Grafen nehmen wolle, werde er ihr verzeihen; sie aber antwortet: allein den Küchenjungen und keinen andern. Indem kommt dieser gerade, die Mütze auf dem Haupt, und setzt eine Schüssel vor den König. In seinem Zorn schlägt dieser ihm die Mütze vom Haupte, daß sie weit fortfliegt; da fallen die goldnen Lockenhaare herab; der König erkennt seinen Retter, bittet um Verzeihung und die jüngste Königstochter feiert mit ihm die Hochzeit.

Deutsche Volksmärchen Nr. 11. S. die Erläuterungen.

5. Das Rosenmädchen.

Eine Waldfrau nimmt einen armen Waisenjungen auf; als er groß ist, geht er aus, um das Rosenmädchen zu suchen; die Alte gibt ihm eine Zauberschelle mit; durch die Bienenmutter eines Bienenschwarms gelangt er an den Ort, wo es sich aufhält. Das Mädchen wohnt in einem großen Schloß und wird von einem Drachen bewacht, der in einem Fasse mit eisernen Reifen seinen Jahresschlaf hält. Das Rosenmädchen geht täglich im Garten unter Blumen herum und abends zieht es in die Stadt zum Ball. Der Knabe verdingt sich als Gänsejunge und weidet immer in der Nähe des Gartens. Abends nimmt er seine Zauberschelle, läutet und wünscht sich einen kupfernen, am zweiten Abend einen silbernen, am dritten einen goldenen Mantel und reitet jedesmal zum Ball und spricht und tanzt mit dem Rosenmädchen, verschwindet dann sogleich nach dem Ball. Das Rosenmädchen hat seiner Mutter vom schönen Jungen erzählt; auf deren Rat wickelt es ihm zuletzt Pech ins Haar und daran erkennt es am andern Tage, daß es der Gänsejunge sei; es bittet ihn, sie zu retten, noch ehe der Drache aufwache. Da schellt der Junge dreimal und gleich stehen ein kupfernes, silbernes und goldenes Roß bereit; sie fliehen; der Drache erwacht und sieht, was geschehen, eilt nach und holt die Fliehenden ein; das Rosenmädchen und seine Mutter führt er zurück, den Jungen läßt er ziehen und höhnt ihn und sagt: er würde wohl das Rosenmädchen befreien, wenn er auch ein Roß von seiner Mutter bekäme.

Der Knabe zieht hin und sucht die Mutter des Drachen; auf dem Wege hilft er einem Raben, einem Fuchs, einem Fisch, die versprechen ihms zu vergelten; er gelangt endlich zur Mutter des Drachen und

verdingt sich: er soll ihr die Stute hüten, doch bringe er sie nur einmal nicht heim, so verliere er sein Leben. Wie er am ersten Tage aufs Feld kommt, verschwindet die Stute gleich aus seinen Augen; als er sie bis gegen Abend umsonst gesucht, trifft er den Raben an, der führt ihn zu ihr, sie war in den Wolken und hatte ein Füllen geworfen; er treibt sie heim; am andern Tag verschwindet sie wieder in eine Berghöhle; am Abend führt der Fuchs den Jungen hin; den dritten Tag verbirgt sie sich in den Meeresgrund; da ist ihm der Fisch behilflich. Die Drachenmutter weiß sie jetzt nicht weiter zu verbergen und so weidet sie der Junge ein Jahr, darauf bekommt er ein Füllen, daß er sich bedungen. Auf diesem reitet er hin, um das Rosenmädchen zu befreien; kaum ist er in der Nähe, so wiehert sein Roß, das hört der Fohlenhengst des Drachen und fängt auch an zu wiehern und zu stampfen; darüber erwacht der Drache aus seinem Jahresschlaf; sein Fohlenhengst hat sich losgerissen und will fortlaufen; der Drache erfaßt ihn und sucht ihn zu bändigen; der wilde Hengst aber zerstampft den Drachen unter seinen Füßen und sprengt über die Schloßmauer. Der Junge aber ist schon beim Rosenmädchen und hat sein Roß laufen lassen; der Hengst läuft diesem nach bis zur Mutter des Drachen.

Der Junge mit dem Rosenmädchen sind nun Herren vom Schlosse des Drachen.

Deutsche Volksmärchen Nr. 24. Sieh die Erläuterungen.

6. Die beiden Mädchen und die Hexe.

Eine Frau hat zwei Töchter, eine eigene und eine Stieftochter, jene ist häßlich, diese schön, jener aber gibt ihre Mutter schöne Kleider, dieser nur zerlumpte; zuletzt wird sie aus dem Hause weggeschickt in die Welt. Das Stiefkind geht und kommt an einem Apfelbaum vorbei, den reinigt es auf seine Bitte von den Dornen; weiter trifft es einen Hund der ist lahm und bittet um Hilfe; es verbindet ihm den Fuß; dann gelangt es zu einem Backofen, in dem das Feuer herausbrennt; es schiebt auf die Bitte des Ofens das Eisen vor; endlich kommt es an ein Häuschen, drin wohnt eine alte Hexe; es tritt bei ihr in den Dienst, es darf in alle Zimmer gehen, nur in eines, das siebente nicht; die Neugierde läßt ihm keine Ruhe; es geht hinein; drinnen ist alles Gold und es wird selbst auf einmal ganz goldig. Da bekommt es Angst und läuft fort; über der Thüre aber kräht ein schwarzer Hahn; die Hexe hört den Hahnruf und eilt dem Mädchen nach; aber ein alter Mann,

der das arme Mädchen laufen sieht, erbarmt sich seiner; er macht, daß vor ihm Tag, hinter ihm Nacht ist, und so kann die Hexe im Dunkeln schwer fortkommen. Als es an den Ofen, zum Hund und Apfelbaum kommt, rufen sie ihm zu: „eile nur, die Garstige erreicht dich nicht!“ und als die Hexe diese nach dem Mädchen fragt, haben sie es nicht gesehen; sie muß umkehren. Die Hausschwalbe singt der Stiefmutter die Botschaft zum Fenster hinein:

litum, titum târchen,
et fäzt e gûldig frâchen,
angderm fenster en lâcht!

Die Stiefmutter wundert sich und thut ganz freundlich, dann forscht sie es aus, wie es zu dieser Pracht gekommen sei. Die Stiefschwester, die es gehört, ruft hochmütig: ich gehe auch und will noch schöner heimkehren. Sie geht denselben Weg, kommt zum Apfelbaum, zum lahmen Hund, zum Backofen; diese bitten sie umsonst um Hilfe; sie fertigt sie höhnisch ab. Bei der Hexe tritt sie unter der nämlichen Bedingung in den Dienst, sie sollte in das siebente Zimmer nicht gehen; sie geht aber doch und wird auf einmal ganz goldig; nun läuft sie fort; der schwarze Hahn kräht; die Hexe eilt nach; der alte Mann, der das böse Mädchen laufen sieht, macht, daß vor ihm Nacht und hinter ihm Tag ist. Als es zu dem Ofen kommt, schlägt die Flamme heraus und verbrennt es; als es an dem Hund vorbeiläuft, beißt dieser es, und als es den Apfelbaum noch glücklich erreicht, schüttelt dieser alle Dornen in den Weg; da bleibt es hängen und kann nicht weiter; die Hexe keucht heran und kratzt ihm mit ihren langen Nägeln alles Gold vom Leibe, so daß das Blut rinnt. Als es daheim anlangt, singt die Hausschwalbe ihrer Mutter die Nachricht zum Fenster hinein:

litum, titum târchen,
et fäzt e bleâdig frâchen,
angderm fenster en schrât!

Das goldene Stiefkind führt bald ein Königssohn als seine liebe Gemahlin fort und es ist nun glücklich und zufrieden.

Deutsche Volksmärchen Nr. 35. Sieh die Erläuterungen.

7. Das Zauberhorn.

Die Nachbarin verspricht Gretchen, dem seine rechte Mutter gestorben, sie werde ihm eine gute Mutter sein, es solle machen, daß sein Vater sie zur Frau nehme; Gretchen thut es und sein Vater nimmt die

Nachbarin. Einige Tage behandelt sie das Mädchen gut; bald aber fängt sie an, mit ihm zu zanken, legt ihm immer schwerere Arbeiten auf: es muß waschen für die faule, garstige Stiefschwester Dreiäuglein, die Ochsen hüten, viel Flachs spinnen und empfängt abends nur schlechte Worte und Schläge, wenn es den Flachs nicht gesponnen. Eines Tages, als es auf dem Felde hütet und weint, tritt ein schöner Stier aus der Herde zu ihm und spricht: „weine nicht, ich will dir helfen!" Er nimmt den Flachs und verschluckt ihn und nach einiger Zeit, als Gretchen aus dem Schlaf erwacht, liegt neben ihm das schönste Garn. Die Stiefmutter verwundert sich am Abend, daß Gretchen alles Garn gesponnen und das so schön und denkt sich gleich: „das geht nicht mit rechten Dingen zu!" Des andern Tages gibt sie ihm wieder einen mächtigen Bund Flachs und schickt ihre dreiäugige Tochter als Wächterin mit; aber Gretchen schläfert Dreiäuglein zuerst ein, dann gibt es dem Stier den Flachs, der ihn wieder zum schönsten Garn kaut und am Abend weiß Dreiäuglein seiner Mutter nichts zu sagen. Einmal aber hat Gretchen das dritte Auge der Schwester nicht eingeschläfert und damit hat diese alles gesehen und am Abend erzählt sie ihrer Mutter die Sache. Des andern Tages kommt der Stier traurig zu Gretchen und spricht: „mit mir ists aus, aber nimm, wenn ich tot bin, die Spitze von meinem rechten Horn". Die Stiefmutter, die eine Hexe ist, kommt in Gestalt einer Bremse auf das Haupt des Stiers, der wird wild und läuft und läuft; die Bremse sticht ihm beide Augen aus; er stürzt in einen Abgrund und ist tot; Gretchen nimmt die Spitze von dem rechten Horn.

Aber nun hat das arme Mädchen daheim wieder schlechte Tage; endlich will es die Stiefmutter ganz verderben; sie führt es in einen tiefen Wald zu einer Quelle und verschwindet: die wilden Tiere sollen kommen und es zerreißen. Die Stiefmutter hat sich in einen Käfer verwandelt, um zuzusehen; Gretchen läuft hin und her und kann den Weg aus dem Wald hinaus nicht finden; in der Angst nimmt es die Hornspitze zufällig hervor und dreht sie in der Hand; sieh, da steigen daraus eine Menge Ochsen, daß der Wald weiß wird und zuletzt kommt einer weiß wie Schnee mit goldnen Hörnern: der tritt zu Gretchen und schüttelt unruhig das Haupt und scharrt auf dem Boden; endlich stürmt er auf das Versteck los, wo ein gewaltiger Bär ist, die Stiefmutter hatte sich in einen solchen verwandelt. Der Stier rennt den Bären zu Boden; allein da bricht ihm die rechte Hornspitze ab; Gretchen setzt ihm darauf seine Hornspitze an: da steht nur einmal vor ihm statt des Stiers

und der Ochsen ein schöner Königssohn und viele Minister und Diener. Er hält Hochzeit mit Gretchen; die böse Stiefmutter aber muß so lange ein garstiger Bär bleiben und sich an den Pfoten saugen, bis sie nur so viel wiegt, wie der Flachs, den das arme Gretchen eines Tages auf der Wiese hatte spinnen müssen.

Deutsche Volksmärchen Nr. 36. Sieh die Erläuterungen.

8. Die Geschenke der Schönen.

Einem Manne ist die Frau gestorben und hat ihm ein Töchterchen hinterlassen; in der Nachbarschaft lebt eine Witfrau; die hat auch eine Tochter; die Witfrau verspricht dem Töchterchen des Mannes allerlei Gutes, wenn sie sein Vater zur Frau nähme. Das Mädchen bewirkt es: allein die Frau hält nicht Wort; das Stiefkind ist ihr bald zu viel im Hause, sie will es verderben; sie schickt es eines Tages zu dem See, in dem die Schönen badeten; diese aber durfte kein Menschenkind sehen, oder sie zogen es ins Wasser. Das arme Mädchen geht furchtlos hin; die Wasserfrauen sehen, daß es ein Leid drücke, thun ihm nichts, beschenken es vielmehr: sie ziehen ihm ein schönes Kleid an und geben ihm jede einen Heilsegen: „wo du gehst, sollen Blumen sprießen!“ spricht die erste; „wenn du sprichst, soll es fein duften!“ die zweite; „wenn du dich wäschst, soll ein Goldstück in der Schüssel sein!“ die dritte. Als das Stiefkind wieder heimkehrt, macht die Stiefmutter große Augen und wird ganz neidisch; des andern Tages kleidet sie ihre Tochter schön an und schickt sie auch zum Teich. Die Schönen fragen sie, wer sie sei? Da lügt sie und spricht: sie sei eine Edeljungfer; die Schönen bespritzen sie hierauf, daß sie ganz schmutzig wird und jede gibt ihr einen Fluchsegen: „wo du gehst, sollen Dornen wachsen!“ spricht die erste; „wenn du sprichst, soll es stinken!“ die zweite, „wenn du dich wäschst, soll eine Kröte in der Schüssel sein!“ die dritte. Als sie nach Hause kommt und ihre Mutter sie in dem Aufzuge sieht, läßt diese ihr Gift und ihre Bosheit an der Stieftochter aus; die hat nun keine guten Tage mehr vor der bösen Stiefmutter, obgleich dieser das Goldstück wohlgefällt, das sie jedesmal der Stieftochter aus der Schüssel fortnimmt.

Da hört der junge König von den Wundergaben des Mädchens und spricht: „das und kein anders soll mein Ehegemahl werden!“ und schickt eine Kutsche nach ihm und schöne Kleider. Die Stiefmutter aber setzt sich mit ihrer häßlichen Tochter auch in den Wagen. Auf dem

Wege stechen sie der Königsbraut, ohne daß es der Kutscher merkt, die Augen aus und werfen sie in einen Sumpf am Wege. Die häßliche Tochter zieht sofort die Brautkleider an und sie kommen an den Hof. Der junge König geht ihnen entgegen und hebt seine vermeintliche Braut aus dem Wagen. Wie sie aber den Mund öffnet, verbreitet sich ein Gestank, daß dem König übel wird, und als sie über den Schloßhof geht, schießen Dornen empor. „Was ist das?“ ruft der König, „sind das die Gaben meiner Braut?“ „Es ist nur von der Anstrengung der Reise“, sagt die arge Stiefmutter; laßt sie nur jetzt ausruhen, es wird sich schon geben!“ Am andern Morgen gießt die Alte das Wasser selbst aus, damit niemand die Kröte bemerke.

Das arme Mädchen hat sich indessen aus dem Sumpfe herausgearbeitet und ist am Wege unter einen Baum gekommen und hat da bis zum andern Morgen geschlafen; als es erwacht, weiß es nicht, ob es Tag ist oder Nacht. Da fliegen drei Schwäne herbei — das sind die Schönen — und rufen ihm zu: „benetze deine Augen mit dem Morgentau, der auf den Blättern liegt!“ Als das geschehen, sieht es wieder so gut wie ehemals und geht nun auf der Landstraße fort; die Leute stehen und schauen ihm nach und wundern sich, denn hinter ihm sprießen Blumen empor; und wie es freundlich grüßt, verbreitet sich ein angenehmer Duft; gegen Mittag kommt es an die Königsburg; als man dem jungen König meldet, es sei draußen eine Bettlerin so und so, ruft er freudig: „ei, daran erkenne ich meine rechte Braut“, und eilt hinaus und herzt und küßt sie. Die Stiefmutter wird mit ihrer Tochter in ein Faß, das inwendig mit Nägeln beschlagen ist, gelegt und von einem Berge ins Meer gerollt. Das arme Stiefkind aber ist jetzt die liebste und glücklichste Königin.

Deutsche Volksmärchen Nr 40 Sieh die Erläuterungen.

Die Hirtenknaben in der angeführten Märchensammlung Nr. 16: der Wunderbaum und in Nr. 42: Verstand und Glück sind wohl auch Waisen. Allgemein verbreitet sind bei uns, wenn auch unter anderm Titel und Namen die deutschen Märchen: Schneeweißchen, Hänsel und Gretel, der Machandelbom und mehrere andere, in welchen von Stief- und Waisenkindern erzählt wird. Da wir aber von ihnen bis jetzt keine Relation besitzen, die von den Grimmschen Erzählungen wesentlich abweicht, so halten wir es für überflüssig, dieselben hier näher auszuführen.

Wir gehen zu den Liedern und Sprüchen, die von Stief- und Waisenkindern handeln.

1. Das arme Waisenmädchen weint der Mutter nach.

Et wôr emôl e mêdchen,
et fås äm lechendirchen
en schrî sich än det schîrzken.
Mêdchen, woräm schråst te?
Äm menj gûldig moter,
dæ mich hîsch gewêschen huot,
uch mich hîsch gekämt huot,
wæ en rîs äm guorten,
dæ des morjest àfblæt
und des ôwest zâblæt.

Lechendirchen, Leichenthürchen, Friedhofthüre.
schîrzken, Schürzchen.
schråst, weinst, schrån (schreien) weinen.
rîs, Rose.
morjest, morgens.
ôwest, abends.

Aus Mühlbach. Das Gleichnis von der auf- und zublühenden Blume haben auch die Totenklagen einer Mutter um ihr Kind, die Schröer im Nachtrag zum Wörterb. der d. Mundarten des ungar. Berglandes S. 18 und im Versuch einer Darstellung der d. Mundarten des ungar. Berglandes S. 180 aus Krickerhäu und Beneschhäu mitteilt.

In der Übersetzung von Friedrich Wilhelm Schuster:

Ein Mägdlein vor dem Friedhof saß,
Von Thränen ward sein Schürzlein naß.
Was weinest du, lieb Mägdlein klein?
Ach, um mein goldig Mütterlein
Ists, daß ich immer wein und wein,
Sie wusch mich alle Morgen rein,
Und kämmte mich so blank und fein,
Und wußte mich zu warten
Wie eine Ros' im Garten:
Die blüht am Morgen auf so schön,
Und muß am Abend schon vergehn.

Et fôs e mêdchen äm gàssefenster
en nêt mät schwàrz och gieler feitj.
„Mêdchen, äm wôt schroast te?“
Äm menj gäldä' moter,
dæ mich àle morgen
fi hîsch gekämt och gewêschen
wæ en ruis äm guorten,

dæ des morgens àfgît,
dæ des iowens zeàgît.

gieler, gelber.
seitj, Seide.
schroast, weinst.
gäldä', goldnen.
àf-, zâgît, auf- und zugeht.

Aus Halwelagen, und so auch, nur mit geringer mundartlicher Abweichung, in Groß-Schenk, Roseln, Bulkesch. Fast gleich auch aus Mühlbach in Schusters Volksdichtungen S. 43.

---

1. Et fâs e mêdchen fuerm gàssendirchen
en hat zwê gäldä bircher,
et flusen em de bäter zêren,
dàd et en stîn most ræren.

2. ‚Tea îniget mêdchen, woräm schroàst te?‘
„Äm menj gûldig moter,
dæ mich fi hiesch gewêschen uch gekämt
wæ en rîs äm gôrten.

3. Säch, fe wâkt mich àle màrgen,
wâkt mich àf zem bieden:
nom es Härgot än denj fàrgen,
los es redlich liewen.

4. Sâch mich un mät ären ûgen —
wæ zwîn härzig stärn, —
nâm mich zârtlich än är àrmen,
hàt mich, àch, fi gärn.

5. Ach nea hôt fe stärwe mesen,
äs äm hemel schîn,
zuch ewêg fun defer ierden,
les mich hæ elîn.

6 Wæ fîl mich dåt net krinken,
won ich dru gedinken?
wæ fîl mich dåt net schmärzen,
ä menjem jeangen härzen!“ — —

1. fuerm, vorm, vor dem.
bircher, Birnlein; bir (Birne) mit verkleinerndem chen.
zêren, Zähren, Thränen.
ræren, rühren.
2 îniget (einiges), liebes, herziges, schönes.
3. fäch, sieh; wâkt, weckte; màrjen, Morgen; bieden, beten; liewen, leben.
4. ûgen, Augen.
5. nea, nun; schîn, schon; elîn, allein.

Aus Schäßburg. Die Mühlbächer und Halwelagener Relationen sind volkstümlicher und wohl auch ursprünglicher. Inhalt und einzelne Ausdrücke in der dritten, vierten u fünften Strophe (redlich, zärtlich) verraten kunstmäßige Bearbeitung; die beiden letzten Strophen hört man nicht immer; mit der vorletzten, die ein späterer, etwas sentimentaler Zusatz zu sein scheint, schließt das eigentliche Lied. Zuweilen wird noch eine achte Strophe angehängt (Schuster, Volksdichtungen S. 44), die, andern Liedern entlehnt, einen humoristischen Ton anschlägt.

---

2. Die Waise und der Schmetterling.

Menj schäjelcher fenj zerässen,
menj hämdchen äs zerschlässen,
menj hôr ferknudert gôr,
menj ûgen wî fun der zôr.
Flech, hieschet fijeltchen, flech,
änt gäldän hemelrech,
brànj menjer moter en geaden dàch,
en fô mer dernô, wàt màcht fe nôch.

gôr, gar, ganz! zôr, Zähne. — Aus Schäßburg und Sächsisch-Regen.

In hochdeutscher Übersetzung (nach F. W. Schuster):

Meine Schuhchen sind zerrissen,
Mein Hemdchen ist zerschlissen,
Mein Haar verknotet in Not und Leid,
Vom Weinen weh meine Augen beid.
Fleuch, schönes Vöglein, fleuch
Ins goldne Himmelreich.
Bring meiner Mutter 'nen „guten Tag",
Und sag mir dann, wies ihr noch gehen mag.

---

3. Das Stief- oder Waisenkind im Winter am Grabe seiner Mutter und die Sonne.

1. Wàt màchste, ôrmet mêdchen, bôrfêlig elîn?
„Nà ich wärme mer jô menj erfrueràn zîn".

2. Bræt niche feur àf îrem hierd?
„fe stese mich jô ausen, îch wêr fenj net wiert".

3. Te ledjst, wæ ich fæn, grænen heanger uch nît,
Se fô mer îst de schwêr härzelît!"

4. „Wæ fe nôch lieft, dô bekàm ich wîch brît,
Nea schlêft menj hârz moter en làt hæ stîndît!"

erfrueràn, erfroren.
zîn, Zehe.
nît, Not.
härzelît, Herzeleid.
hârz moter, herzige Mutter.
làt, liegt.

Aus Schäßburg. Vgl. die Erläuterungen zu dem auf S. 226 auszugsweise mitgeteilten Märchen von den beiden Goldkindern. In einer Gottscheer Ballade, von der Schröer in seinem Wörterbuch der Mundart von Gottschee S. 233 Erwähnung macht, kommen die Waisen ebenfalls an der Mutter Grab, weil es sie friert und dürstet

In hochdeutscher Übersetzung:

1. Was machst du armes Mädchen barselig allein?
„Ich wärme mir die erfrornen Füße mein".

2. Und brennt kein warmes Feuer auf eurem Herd?
„Sie stießen mich hinaus: ich seis nicht wert".

3. Du leidest, ich seh es, herben Hunger und Schmerz;
So sag mir einmal, was drückt so schwer dein Herz?

4. „Ach, als sie noch lebte, bekam ich weich Brot,
Nun schläft lieb Mütterlein und liegt steintot".

---

4. Das Stiefkind von der Stiefmutter eingesperrt.

Husch, husch! wæ äs et mer kålt!
nenj jôr bän ich ålt,
me geat fôter äs än der wärlt dertaus,
menj bis moter pîzt mich nor änjden aus,
ſe wäl jeang uch hiesch ſenj
en schlest mich än de kästen än.

In Schäßburg und Sächſ Regen.

---

5. Die Waise bei den Fremden.

1. Ech geng, ich geng bæ des fremde' ſenj dir,
ſi ſôt der fremd, ech wêr ze fil;
ech drêt mich äm en ſåch zeräk;
„à, ir læf fränjt kut uch mät!"

2. Ech geng, ich geng bæ des fremde' ſenjen hierd,
ſi ſôt der fremd, ech wêr ſen net wiert,
ech drêt mich äm en ſåch zeräk:
„à, ir læf fränjt kut uch mät!"

3. Ech geng, ich geng bæ des fremde' ſenjen däsch,
ſe rakt der fremd det brît fum däsch;
ech drêt mich äm en ſåch zeräk:
„à, ir læf fränjt kut uch mät!"

wêr-ſen, wäre sein. Aus Mühlbach.

In F. W. Schusters stellenweise freier, Varianten des Liedes benützender Übersetzung:

1. Und als ich ging vor des Fremden Thür,
Da schoben sie bald den Riegel dafür;
Ich wandte mich um und schaute zurück:
„Ihr lieben Freunde, teilt mein Geschick!"

2. Und als ich kam zu der Fremden Herd,
Da war ich den Fremden so gar unwert;
Ich wandte mich um und schaute zurück:
„Ihr lieben Freunde, teilt mein Geschick!"

3. Und als ich kam zu der Fremden Tisch,
Da rückten sie das Brot vom Tisch;
Ich wandte mich um und schaute zurück:
„Ihr lieben Freunde, teilt mein Geschick!"

—

1. Ech ſàzt drå rîſen angder menjer moter är wånt:
„àch hârz menj moter, lànkt mer ir hånt!"

2. Dô ich kåm fuer der fremden är dir,
ſe fôde ſe: „tea gehîrst net mir!"

3. Dô ich kåm fuer der fremden är fair,
ſe fôde ſe: „det hûlz äs gor dair!"

4. Dô ich kåm fuer der fremden ären däsch,
ſe åse ſe dier græner fäsch.

5. Ech båt ſe äm e krästchen brît,
ſe fôde ſe: „et dît der net nît!"

6. Ech drêt mich äm en blif stäl stôn,
unt les gor munch enen hîsen zôr.

7. Ach kàmer uch nît, woni niet er en ànjt?
won âs birebîmtchen rîsker brànjt.

8. Rîsker brànjt âs birebîmtchen net,
et brànjt nor hiesch blemtcher ze ſenjer zetj.

9. Se kàm doch læwer Härgot en fær mich glech
bæ menj hârz moter än denj hemelrech!

1. rîſen, Rosen.
3. hûlz, Holz.
4. græner fäsch, ſie aßen grüne Fische
5. krästchen brît, ein Krüstchen Brot
dît der net nît, thut dir nicht Not.
6. blif stäl stôn, blieb still stehn.
enen hîsen zôr, eine heiße Zähre.
7. ànjt, Ende.
birebîmtcher, Birnbäumchen.
rîsker, Röschen.
8. blemtcher, Blümchen.

Aus Schäßburg und Radlen. Andere Varianten zu diesem und dem voranstehenden Liede gibt Schuster in seinen Volksdichtungen, S. 33 f. In der Gergischdorfer Fassung schließen alle Strophen mit dem Vers:

en les gor munch öin wöisenzôr
(und ließ gar manche Waisenzähre).

Der Sinn des ersten Verses in der ersten Strophe ist nicht recht klar; es könnte etwa bedeuten: das arme Waisenkind kommt zum Grabe seiner Mutter und setzt an den Grabesabhang oder unter den Grabstein (wånd) drei Rosen; indem es sagt: Herzliebe Mutter reicht mir euere Hand, wünscht es entweder, daß sie ihm helfe oder es auch ins Grab ziehe.

6. Abschied der Waise von der Heimat.

1. Drei Rosen pflanzt ich, — Gott laß sie gedeihn!
   Frau Mutter, dabei gedenket mein!

2. Frau Mutter, nun reicht mir eure Hand!
   Ach, liebe Frau Mutter, nun gehts über Land.

3. Ich muß nun wandern für und für,
   Stiefmutter duldet nicht länger mich hier.

4. Ich wandere fort, ich weile nicht mehr;
   Der liebe Gott weiß, wann ich wiederkehr.

5. Wenn der Rabe wird tragen ein weiß Gefieder,
   Dann kehr ich in meine Heimat wieder.

6. Noch ein letzter Blick von der Birkenhöh,
   Wie war aller Trost ertränkt in Weh.

7. Gedenkt an mich, wie ich an euch!
   Gott geb euch dafür das Himmelreich!

8. Wohin ich meine Schritte kehre,
   Ich wein so manche Waisenzähre.

In der Mundart von Mühlbach abgedruckt in Schusters Volksdichtungen S. 31. Hier in der Übersetzung Schusters.

7. Die Waise im bösen Wetter.

1. Wol göit der wänt, wol steift der schnî,
   dåt döit den oirmen wöife wi!

2. Wol göit der wänt, wol schôkelt der ruir,
   wol kun de oirem wöifen erfuir!

3. Wol göit der wänt, wol schôkeln de öichen,
   wor fil wären es de fremde ströichen!

4. Wol göit der wänt, wol schôkeln de weden,
   wor fil hun de oirem wöifen ze leden!

5. Wol göit der wänt, wol schôkeln de birken,
   wor fil wären es de fremde stirzen!

6. Wol göit der wänt, wol schöpeln de gårwen,
   wor fil wären es de fremden erbårmen!

7. Wol göit der wänt, wol schôkeln de houjen
   wor fil wären es de fremde plöijen.

Aus Agnetheln; aus Schäßburg haben wir bloß:

Der wänt gît kålt, et korzelt der schnî,
dåt dît den ôrme wîfen gor wî.

Nach Schusters Übersetzung:

1. Wie saust der Wind, wie stäubt der Schnee,
Das thut den armen Waisen weh.

2. Wie saust der Wind, wie schaukelt das Rohr,
Die armen Waisen gehn still hervor.

3. Wie saust der Wind, wie schaukeln die Eichen,
Und sollen wir nun in die Fremde weichen?
(wörtlich: Wie viel werden uns die Fremden streichen).

4. Wie saust der Wind, wie schaukeln die Weiden,
Wie viel haben die armen Waisen zu leiden!

5. Wie saust der Wind, wie schaukeln die Birken,
Wie viel werden die Fremden uns stürzen!

6. Wie saust der Wind, wie fallen die Garben,
Wie viel werden uns die Fremden erbarmen!

7. Wie saust der Wind, wie schaukeln die Hagen,
Wie viel werden die Fremden uns plagen!

---

8. Die schönste Magd.

Et gengen droa mêd àf enen dânz,
dæ în, dæ hàt en pärläne krânz,
de pärlen lichten uewen eraus.
De ânder, dæ hat en rîfe straus,
de rîfen, dæ gâwen en geaden gereach.
De drät, dæ hàt nor e rîn weis dach;
det dach wôr weis, det dach wôr rîn,
de ôrm wîs wôr de hescht än der gemîn.

Schäßburg und Schweischer.

pärläne, perlenen, aus Perlen.
lichten, leuchteten,
uewen, oben.

---

9. Der Jüngling und das Waisenmädchen.

1. Än âfem gôrten blæt en hiesch rîs,
menj înig schàzken äs en ôrm wîs.

2. Än âfem gôrten blæt rosmarin,
menj înig schàzken net gànk bähin.

3. Än âfem gôrten blæt màjerôm,
menj înig schàzken net wärd mer grâm.

4. Än âfem gôrten blæt pisemkrokt,
tea îniget schàzken, bâld wirste menj brokt.

Aus Schäßburg, Laßlen und Sächsisch-Regen.

1. än âfem, in unserm Garten blüht eine hübsche Rose.
2. net gànk bähin, nicht geh vorüber.
4. pisemkrokt, Bisamkraut. brokt, Braut.

---

9. Das Waisenmädchen im Unmut.

Hieschet (en hiesch) mêdchen bän ich,
wêsche, bàken kån ich,
fliderfronsen drôn ich,
àf der gàs gôn ich,
wî mich setj, dî wîl mich — —
doch nichen daiwel nit mich,
dän e wîske bän ich!

Hochdeutsch:

Schönes Mädchen bin ich,
Waschen, backen kann ich,
Flatterbändchen trag ich,
Auf der Gasse geh ich,
Wer mich sieht, der liebt mich,
Doch kein Teufel nimmt mich,
Denn eine Waise bin ich.

In Schäßburg und sonst. Die Übersetzung von Schuster.

Auch in der Sprache, in den Sitten und Gebräuchen und im Glauben des Volkes finden wir mancherlei Beziehungen auf die Stiefmütter, die Stief- und Waisenkinder.

Eine böse Mutter und insbesondere eine böse Stiefmutter führt manche Namen, die den Abscheu des Volkes von einer solchen bezeichnen: Rabenmutter, Màgàrz, böse Màgàrz, Hexe, greuliche Hexe, grünzähnige Trude.

Stiefmütterlich wird bildlich auch bei uns für eine kalte, harte und herzlose Behandlung angewendet.

Sehr groß ist die Zahl der Ausdrücke, die das tiefe Mitleiden bezeichnen, welches Stief- und Waisenkindern gezollt wird: en ôrm (armes), ferlossän (verlassenes), mæfêlig (mühseliges), kàmerhêftig (kummerhaftige) wîs oder stefkänjt.

Stefkänjt, ôrm känjt,
wîfekänjt, Härgotskänjt!

sagt ein sächsischer Spruch.

Und wie schön, — auch einzelstehende, halbverkümmerte Bäume und Blumen im Felde heißen bildlich zuweilen Stiefkinder oder Waisenkinder.

Aus Sitte und Volksglauben haben wir noch anzuführen:

1. Verschimmelt Brot und harte Krummen (krästchen) soll man nicht fortwerfen; arme Waisen- und Bettelkinder werden froh darum.

2. Das Steinmehl in der Mühle heißt auch Mehl der armen Waisen- und Bettelkinder.

3. Sonnabend ist der Tag der Armen, der Waisen- und Bettelkinder; da empfangen sie in manchen Häusern regelmäßig milde Gaben, in der Mühle ein wenig Steinmehl.

4. An hohen Festen, dann bei Hochzeit-, Tauf- und Leichenmählern werden hie und da auch die armen Waisen- und Bettelkinder bedacht.

5. Zur Zeit der Ernte wird hie und da auf dem Felde und in Weingärten für die armen Ährenleser (ôrner), die Waisen- und Bettelkinder, etwas zurück gelassen.

6. Ein Erdbeerenfeld heißt bildlich: Tisch der Armen und Waisen, und die Erdbeeren sind das Waisenbrot.

7. Sonnabend muß die Sonne auch nur einmal durch die Wolken blicken (en zänken schenjen), damit der Kantor und die armen Waisen ihre Hemden trocknen können.

8. Wer eine Waise aufnimmt in sein Haus, setzt sich einen Stuhl in den Himmel; wer dagegen ein armes Waisen- oder Bettelkind ungetröstet und unerquickt von der Thüre weist, der wird in jenem Leben immer Hunger und Durst leiden.

9. Die goldenen Tautropfen auf den Grasspitzen an einem schönen Frühlings- und Sommermorgen sind Thränen armer Waisenkinder.

10. Ein armes, unschuldiges Waisen- oder Bettelkind kann allerei Zauber wirken und Zauber zerstören: es sieht die Schätze in der Erde; die Hexen können sich vor ihm nicht verbergen und ihm nicht schaden; beim Losziehen bringt es Glück.

Indem wir am Ende dessen angelangt sind, was wir für diesmal zu geben hatten, drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: ob es denn unter uns so viele harte und böse Stiefmütter gebe oder je gegeben habe und so viele arme, obdachlose, herumirrende Waisenkinder, als man den vielen Märchen, Liedern und Sprüchen zufolge schließen könnte?

Wir antworten darauf zunächst im allgemeinen mit den Worten eines Meisters der Sprach- und Sagenforschung: „es ist vielleicht nichts geschehen, wie es die Sage erzählt; es hat oft nirgends gelebt, von dessen Ruhm und Thaten sie berichtet; es hat das Leben niemals den Glanz und die bunte Herrlichkeit besessen, wie es die wandelnde Phantasie des Rhapsoden uns überliefert, gleichwohl spiegelt sich in allem dem die wahrhafte Begebenheit, die wirkliche Menschennatur, wie mit seinen Wolken und Nebeln der Horizont im Meeresgrunde sich abfärbt; gleichwohl ist die Sage die wunderbare Chronik, in welche die Menschen aller Zeiten

die Mysterien ihres innersten Gemüts- und Gedankenlebens eingetragen haben". Wenn nun auch die Poesie kein treuer Spiegel des äußern Lebens ist, so beruht sie doch immer und überall auf Zuständen äußerer Wirklichkeit: einzelne böse Stiefmütter und arme Waisen muß es gegeben haben und noch geben, wenn auch nicht solche, wie sie in Märchen und Liedern geschildert werden. Die Rauheit und Roheit früherer Jahrhunderte sind freundlichern, mildern Sitten gewichen. Während die harte Behandlung, die Aussetzung armer Waisenkinder dem Heidentum rechtlich war, gebietet die christliche Religion die liebevollste Fürsorge für die Kranken, Armen und Waisen und so haben Kirche und Gemeinde überall und so auch unter uns seit lange und gerade zu unsrer Zeit in wahrhaft erhebender Weise, überall, wo es notwendig, Institute der Barmherzigkeit errichtet. Dann umkleiden auch Sage und Volksglaube diese Verhältnisse mit einem poetischen Duft, der auch die rauhesten Herzen ergreift und sänftigt und für das Mitleiden empfänglich macht. Wie manche Stiefmutter, die zur Härte hinneigt, mag wohl auch durch die Erzählungen und Lieder von Stiefmüttern und Stiefkindern erschüttert und zur Umkehr getrieben worden sein. Wie mancher, der im Begriffe ist, unglückliche Bettelkinder rauh abzuweisen, mag wohl, eines Liedes oder Spruches gedenkend, seine milde Hand aufthun, und die Armen nicht unerquickt von sich lassen. Arme Waisenkinder ziehen das größte Mitleid auf sich und die harte Behandlung in den Häusern, wo sie aufgenommen werden, (Tag und Nacht schwer arbeiten, abends im Wald um Holz gehen, auf der Herdecke essen, in der dunkeln Hel mit den Katzen essen), wie sie der Lehrling hie und da zu tragen hat, erfahren wohl wenige von ihnen. Im Gegenteil, es findet zuweilen sogar eine Bevorzugung vor den eigenen Kindern statt. Eines Waisenkindes aber gemein spotten, würde gar für die größte Roheit gelten.

Sagen, Märchen, Lieder, Sitte und Volksglaube, welche Stiefmütter, Stief- und Waisenkinder zum Gegenstand haben, enthalten indirekt alle das Lob guter Mütter und Frauen, wenn auch nur im Tone der Wehmut erregenden Elegie, während das direkte Lob in Jubelhymnen sich ausspricht. So kommen wir denn am Schluße wieder auf den Satz zurück, von dem wir ausgegangen sind: guten Müttern hat die Welt das Edelste und Schönste im Menschenleben zu verdanken! und in diesem Sinne ist denn auch der Spruch zu fassen, der als Motto voransteht: „Fromm Weib des Lebens Heil!"

VII.

Die Macht und Herrschaft des Aberglaubens

in seinen vielfachen Erscheinungsformen.

Mit nichten darf man jener banalen Weisheit des Achselzuckens Konzessionen machen, welche da allen Aberglauben als unerklärlich, weil sinnlos, weil einer logischen Grundlage ermangelnd, bezeichnet! Im Gegenteil: ohne Grund schafft das menschliche Vorstellungsvermögen gar kein Gebilde, eine causa sufficiens, wie man sich vor hundert Jahren ausgedrückt hätte, muß immer vorhanden sein zur Erzeugung eines Denkprodukts; und wo ein Aberglaube, eine Sitte, eine Übung auch lediglich Spiel der ästhetischen Phantasie ist, auch da hat diese Phantasie nicht ohne Anhaltspunkte geschaffen: die Aufgabe des Mythologen wird aber nicht sein, den Unsinn seiner Objekte zu proklamieren, sondern mit Liebe und Hingebung ihren Sinn zu ergründen.

Felix Dahn.

Einleitung.

Es ist einer der größten Triumphe wissenschaftlicher Erkenntnis, daß die Hexenprozesse, welche einen Schandfleck in der Geschichte christlicher Staaten bilden, endlich vollends aufgehört haben. Wir können die Größe dieses Sieges der Aufklärung aus dem Umstande ermessen, daß nicht weniger als neun Millionen Unglücklicher jenem furchtbaren Aberglauben und der Verblendung zum Opfer fielen und auf dem Scheiterhaufen für etwas büßten, was sie durchaus nicht verschulden konnten.

Christian Thomasius, Professor zu Halle, welcher nach Wolfgang Ratich, dem großen realistischen Neuerer, zuerst es wagte, statt der lateinischen Sprache die deutsche als Vortragssprache auf dem Katheder zu gebrauchen, war auch der erste, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts den wissenschaftlichen Kampf gegen die Hexenprozesse begann, in Folge dessen dieselben allmälig aus den Gerichtshöfen verbannt wurden. Aber noch lange nachher wurden Zauberer und Hexen verbrannt; so

1751 in Quedlinburg eine Frau; ebenso

1782 in Glarus eine und

1793 in Polen zwei;

1823 wurde in Holland an einer angeblichen Hexe die Wasserprobe vorgenommen.

Ja noch 1851 stand eine Tochter der grande nation vor dem Geschwornengericht, von der das wütende Volk glaubte, daß sie eine weiße Leber habe, somit eine Hexe sei.

Natürlich war es, daß auch Siebenbürgen und auch das Sachsenland von dem Hexenglauben sich nicht frei erhalten konnte und demselben manche Opfer bringen mußte. Es gibt wohl wenige Ortschaften auch unter uns, in denen keine Hexenverfolgung und kein Hexenprozeß vorgekommen.

Die Zahl der im 17. Jahrhundert allein in der Gegend von Schäßburg und Reps gerichtlich Gemordeten beträgt, so weit bis jetzt die Kenntnis reicht, gegen 25.

1697 schreibt Michael Hirling, Mitglied des damaligen Schäßburger Rates, in seinem Kalender: „nach Keisd gezogen, ein Hex verbrennt".

1731 wird in Schäßburg zum letztenmale eine Hexe verbrannt.

In Hermannstadt hatte die Witwe des Komes und Königsrichters Valentin Seraphin im Jahre 1659 dasselbe Schicksal.

„1669 wird in Hermannstadt eine Hex geschwemmt und wie sie sich auch niederdrückte und schwer machte, wog nicht mehr als anderthalb Lot und da sie frei schwamm, konnten sie die Knecht nit unter das Wasser drucken". So berichtet ein Chronist.

Aus vielen andern Orten des Sachsenlandes haben wir zahlreiche Beispiele von Hexenprozessen.

In Siebenbürgen hat die letzte Hexenverbrennung in Neumarkt (Marosch=Vasarhely) im Jahre 1752 stattgefunden.

Doch mit dem Aufhören der Hexenprozesse hat, wie anderwärts, so auch bei uns der alte Wahnglaube, mag er auch nur in stiller Zurückgezogenheit sein Leben fristen, noch nicht aufgehört; an vielen Orten gibt es noch Abkömmlinge früher als Hexen gerichteter Personen, welche das weniger gebildete Volk noch immer mit einem gewissen Mißtrauen ansieht. Außer dieser Fortpflanzung durch Überlieferung erhält der Hexenglauben auch sonst noch mancherlei neue Nahrung. Aber gerichtlich verfolgt und bestraft werden angebliche Zauberer und Hexen nicht mehr oder nur, insoweit der Hexenglaube von ihnen zu betrügerischem Erwerb ausgebeutet wird. Weise Frauen und Männer können denn in der Beziehung in unserer Zeit frei aufatmen und ungefährdet alt werden.

Doch trotz der großen geistigen Errungenschaften unserer Tage wandelt die Menschheit auch sonst noch lange nicht im Lichte der Vernunft. Noch herrscht allgemein eine solche Unmasse von mancherlei Aberglauben, daß das geistige Leben der Menschen fast ganz davon überschüttet wird; ja man kann behaupten: daß die christliche Bildung bei der Mehrzahl der Christen noch immer nur die leichte äußere Tünche bildet, hinter der alles Übrige volles Heidentum ist, daß an tausend Stellen, sobald die Tünche abfällt, zu Tage tritt, und zwar sind alle Schichten der menschlichen Gesellschaft, Vornehme und Niedere, Ungebildete und Gebildete davon erfüllt, mag der Aberglaube auch hie und da scheinbar gröber und krasser, anderswo sublimer und feiner auftreten. Beweise

davon in Menge liefern uns fort und fort die Tagesblätter und die eigne Erfahrung. Bekannt ist, wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, im Zeitalter der Aufklärung, die höhern Gesellschaftskreise von den glücksritterlichen, Abenteurern, einem Grafen St. Germain, Cagliostro, Mesmer sich gröblichst foppen ließen, wie in neuerer Zeit die weltberühmte Kartenschlägerin Lenormand in Paris, der sogar Napoleon und Kaiser Alexander huldigten, durch die Leichtgläubigkeit der Menschen reich geworden; bekannt ist, wie man zu weit geringern Weibern, Zauberern, Wahrsagern, Wunderdoktoren noch allerwärts, ja in den Kulturländern noch häufiger als bei uns, wallfahrtet in Equipagen und zu Fuß, mag verschmähte Liebe, oder ein gestohlenes Pferd, oder sonst ein Unfall, oder eine Krankheit u. dgl. den Antrieb dazu geben und wie diese Magier auf dem Lande — bei uns gewöhnlich Zigeunerinnen, Sieb- und Kesselflicker, alte Weiber, walachische Popen, die außer natürlicher Verschmitztheit oft nicht eine Spur von Bildung besitzen — zuweilen eine Praxis haben, welche an Umfang die der berühmtesten Ärzte übertrifft.

Haben wir ferner nicht nur jüngst vernommen, wie unzählige Krieger der siegreichen deutschen Armee nicht etwa Haarlocken oder dergleichen teure Andenken ihrer Lieben aus der Heimat, sondern auch besondere abergläubische Schutzbriefe, die sie aus allen Fährlichkeiten des Krieges erretten sollten, bei sich geführt. Ach, wie viele von ihnen mag der Schlachtentod von ihrem Wahne geheilt haben! Lesen wir nicht in der Gartenlaube (Nr. 12, 1871), daß das bairische Wunderöl der heiligen Walpurgis zur „Ehre St. Geldbeutels, des Heiligsten unter den Heiligen der Christenheit und der Judenschaft“ — welches nichts anders ist, als einfaches destilliertes Wasser, nicht nur auch jetzt noch als wunderthätig und heilsam in allen Krankheiten und Fährlichkeiten gepriesen wird, sondern auch immer noch gläubige Käufer findet, die es mit teurem Geld bezahlen und zwar nicht etwa in Spanien und Italien, der Heimat des Aberglaubens, sondern mitten im sogenannten aufgeklärten Deutschland? Mundus vult decipi, ergo decipiatur: die Welt will betrogen sein, also werde sie betrogen! gilt noch heute. Wie lange wird Deutschland dem schlauen Fuchs in „Siebenspitzen“ und anderwärts noch seinen Sünden- oder richtiger Dummheitstribut zahlen? O Aufklärung, wo ist dein Reich? Daß es doch endlich, endlich komme!

Von besonders merkwürdigem Teufels- und Geisterspuck, wie er vereinzelt hie und da vorkommen soll, wird auch häufig berichtet; manchmal aber macht ein Aberglauben gleichsam zur Verhöhnung der Bildung und

Wissenschaft wie im Sturm seine Hexenfahrt über Länder und Meere und verbreitet sich epidemisch unter den Völkern, bis er dann in kurzem gleich dem Teufelchen im Glase in sein Nichts zusammenschrumpft, wie vor nicht gar lange der bekannte Unsinn des Tischrückens und Tischklopfens aus Amerika kommend ganz Europa durchzog, bis er vielleicht über Sibirien und die Beringsstraße wieder in seine Heimat gelangte.

Den Aberglauben in allen seinen Arten und in allen seinen einzelnen Erscheinungen genau zu übersehen, ist unmöglich; es hieße das Meer ausschöpfen wollen, wollte man einen solchen Versuch wagen. Der Aberglaube in seiner bunten Mannigfaltigkeit bildet „gewissermaßen eine Religion für den ganzen niedern Hausbedarf“. (Grimm.)

Der Aberglaube im allgemeinen ist ein After- oder falscher Glaube, indem er zwischen Dingen ein ursächliches Verhältnis annimmt, welches sie den Gesetzen der Natur und Erfahrung gemäß nicht haben, indem er etwas als wahr annimmt, was sich bei genauer Prüfung als falsch erweist. Man spricht nun von religiösem und politischem, von wissenschaftlichem (theologischem, juridischem, medizinischem, philosophischem, pädagogischem und naturkundlichem) Aberglauben, von Wirtschafts- und Kalenderaberglauben, von Standes- und Berufsaberglauben, so z. B. vom Soldaten- Schiffer- und Seemannsaberglauben, Bergmanns- und Hirtenaberglauben, Fuhrmanns- und Jägeraberglauben; ferner von nützlichem, schädlichem und indifferentem Aberglauben; von Aberglauben der Sinne, des Verstandes und der Vernunft, je nachdem man phantastische Truggebilde und Hirngespinnste für wirkliche Sinneswahrnehmungen, für richtige Begriffe, Urteile und Schlüsse, für haltbare Ideen und Vernunftwahrheiten annimmt.

Der religiöse Aberglaube ist seinem Umfange nach der bedeutendste. Zu ihm gehören außer den fort und fort sich erzeugenden neuen Wahnvorstellungen über die Gegenstände des Glaubens die zahlreichen Reste und Trümmer des altheidnischen Götterglaubens, welche in Sprache, Sprüchen und Schelten, in Märchen und Sagen, in Sitten und Gebräuchen, dann an bestimmte Zeiten des Jahres und des Lebens, an Geburt und Taufe, Ehe und Hochzeit, Tod und Begräbnis, an Krankheiten bei Menschen und Vieh, an gewisse Verrichtungen und Erscheinungen im Hause und im Felde sich niedergeschlagen haben.

Zum politischen Aberglauben gehört z. B. der Glaube an das allgemeine Wahlrecht, welches allein den Volkswillen repräsentiere, der

Glaube an den Segen des Liberalismus vulgaris, der Glaube an die absolute Autorität eines despotischen Willens, oder der Glaube, daß die Monarchie oder Republik die absolut beste Staatsform sei.

Jede Wissenschaft hat ihren Aberglauben. Am reichsten daran ist die theologische; die großen geistigen Fortschritte werden aber, wie in den übrigen Wissenschaften, so auch in ihr aufräumen und die ewige Wahrheit aus den der fernern Entwicklung widerstrebenden Umhüllungen, dem gelehrten Wust und Schutt, endlich befreien und mehr ins Licht stellen.

Ein Schul- und Lehrer-Aberglauben ist z. B. der Glaube an die allein bildende und gescheitmachende Kraft irgend eines bestimmten Unterrichtsgegenstandes, einer Methode oder einer Übung, wie der Denkübungen u. dgl. Ein philosophischer Aberglaube wäre der, daß das Heil der Welt von einem bestimmten System abhänge; ein naturkundlicher ist der, daß die Erde stille stehe und die Sonne mit dem übrigen Sternenhimmel um die Erde sich bewege. Der neueste Aberglaube der sogenannten exakten Wissenschaften setzt an die Stelle des lebendigen, seiner sebst bewußten Gottes ein blindes, seiner selbst unbewußtes Naturgesetz und dieser Aberglauben tritt mit dem Sieg jauchzenden und triumphierenden Anspruch auf: die Formel gefunden zu haben, womit das Rätsel der Welt und des Menschengeistes zu lösen sei. Aber sobald man die Sache näher und tiefer betrachtet, zerplatzt die Seifenblase. Ähnlich ist die Freude und der Triumph eines Kindes bei dem vermeintlichen Fang einer Fliege. „Ich habe sie!" Doch — wie es die geklappte Hand öffnet, ist da das reine absolute Nichts, das magyarische semi sem, das walachische nui nimnik. Trefflich zeichnet Goethe diese Klasse von Menschen in seinem Faust:

> Daran erkenn ich den gelehrten Herrn:
> Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
> Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
> Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
> Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
> Was ihr nicht münzt, das, glaubt ihr, gelte nicht.

Der Unglaube, welcher nur für wahr hält, was er mit den fünf kurzen Sinnen und dem hausbackenen Verstande faßt und mit dem ungläubigen Thomas alles andere als falsch und nicht bestehend verwirft, ist ein ähnlicher Aberglaube. Hat denn das Auge je die Seele, den Geist, das denkende Ich gesehen, kann der Verstand ihr Wesen erfassen? und doch — was? — wie? — nun? — sind sie oder sind sie nicht?

Wahrlich nicht alles, was wahr ist und wahr sein kann, muß darum auch wie 2 mal 2 = 4 begreiflich sein. Doch denken und prüfen und nichts blind zu glauben und als wahr anzunehmen, muß stets als Forderung an diejenigen gelten, welche auf Vernünftigkeit Anspruch machen.

Der ökonomische, der Wirtschafts- und Kalenderaberglauben bedarf keiner nähern Erläuterung. Da ist nun meist alles alte Erbschaft und schließt sich zum Teil an die andern Regeln der Bauernpraktik, die auf altererbter Erfahrung beruhen.

Die Einteilung des Aberglaubens in nützlichen, schädlichen und indifferenten ist nicht recht haltbar. Denn schädlich ist eigentlich jeder Aberglauben, auch der sogenannte indifferente und unschuldigste, insofern er ein Wahn ist, der die Seele gefangen hält und vieles, was einigen als schädlicher Aberglaube gilt, erscheint andern als nützlicher; ja manche, wie Chateaubriand, verteidigen den Aberglauben überhaupt, da mit der beständigen Bekämpfung desselben allen Lastern der Weg gebahnt werde. Wenn christliche Theologen aller Bekenntnisse gegen die Teufelslehre sich besonders aus dem Grunde ausgesprochen, weil die entsetzlichen Hexenprozesse wesentlich eine Folge dieser Lehre sein, behaupteten andere dagegen, daß allein die Furcht vor Teufel und Hölle die Welt vor dem Versinken in Verbrechen und Lasterhaftigkeit bewahre. So wird auch als ein besonderes Beispiel erzählt: ein aufgeklärter Pfarrer habe seiner Gemeinde die Nichtigkeit des Teufels gar schön erwiesen. Wer war froher als die Leute! Seitdem kam niemand mehr in die Kirche hinein und selten jemand aus dem Wirtshaus heraus. Wohl oder übel, nach vier Wochen brachte der Pfarrer seine Herde durch das Versprechen einer großen Neuigkeit wieder in die Kirche und sprach: „Andächtige Zuhörer, ich sagte vor vier Wochen, es gebe keinen Teufel und das war auch richtig. Aber seitdem hat der liebe Gott mit eingesehen und es muß euch selbst einleuchten, daß es so nicht geht und da hat er einen neuen Teufel geschickt und der ist schlimmer als der alte“. Seitdem war die Ordnung wieder hergestellt.

Die besondere Gönnerschaft der Supranaturalisten für den Teufel inmitten der sogenannten Aufklärungszeit drückt der Schluß einer Teufelspredigt aus:

> Wenn alle Welt zu Stadt und Land
> Den Teufel aus der Kirche bannt,
> So kommt er doch zu Gottes Ehr
> Aus meiner Kirche nimmermehr.

Aber noch heutzutage findet der Teufel nicht nur gelehrte Verteidiger, sondern manche derselben wollen ihn sogar leibhaftig gesehen

haben, wenn sie auch nicht wagen der Naturwissenschaft ins Gesicht zu schlagen und den Glauben des Mittelalters emporzuhalten: daß Kinder mit Wasserköpfen Teufelsbrut und Wechselbälge sein, die statt des Menschenkindes in die Wiege gelegt worden, daß Hader, Mord, Aufruhr, Krieg, item Ungewitter, Hagel, Ungeziffer, Getreide- und Viehverderben, Luftvergiften allein vom Teufel und seinen Gesellen herrührten. Die Existenz des Teufels dürfte wohl nur der sicher bezeugen können, den er geholt hat.

Unsere Zeit rühmt sich gern ihrer wissenschaftlichen Bildung, und doch, ihrer wie viele sollte sie zu nennen wissen, die frei sind von allem Aberglauben? Vielleicht keinen einzigen. In jedem Menschen, nicht allein in dem ungebildeten, steckt ein ganzes Vogelnest von Aberglauben und zwar zu gleicher Zeit mit unzähligen tauben Eiern und solchen, die bald ausgehen und mit junger Brut, die halb flügge und ganz flügge ist und nur der Gelegenheit zum Ausfluge harrt. Daß manche sich dessen gar nicht bewußt sind, wollen wir gern glauben. Diese bitten wir genau darauf zu achten, ob sie bei irgend einem der Beispiele, die wir anführen werden, sich nicht als Mitschuldige ertappen. Wer aber, wenn wir am Schluße sind, sich ganz frei und rein weiß, also nie einen Aberglauben im Herzen gehegt und gepflegt, oder im Munde geführt hat, der nehme den Stein des Anstoßes und der Aberglaubenslosigkeit und werfe ihn — wohin es recht ist.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir aus unsern vor Jahrzehnten angelegten und seit der Zeit reichlich vermehrten Herbarien siebenbürgisch-sächsischen Aberglaubens eine kleine Blumen-, oder wenns so besser gefällt, eine kleine Distellese mitteilen.

---

1. Niederschläge altheidnischen Glaubens in der sächsischen Sprache.

In zahlreichen Erinnerungstrümmern lebt der alte Donar, der Donnergott unsrer heidnischen Väter, bei uns fort: außer dem „Rößchentanz“ in Arkeden, der, wie man sagt, auf ihn zurückweist, führen auf ihn auch die Ururenkel im zwanzigsten Glied seiner eifrigsten Verehrer: die dânerschlâchtigen Schäßburger und die wäderschlâchtigen Tartlauer bei Kronstadt, welche nach der volkstümlichen Bezeichnung „auf den Hieb sind, wie die Szekler“; (der Tôrtler äs âf den häch wæ der Zækel!). Ferner weisen, wenn die Mythendeuter recht haben, auf den Donnergott zurück: der verhimert oder verhumert Kerl in Heltau, der

gedànerschtig oder gewädert Kerl im ganzen Sachsenlande; auch mahnen die Ausrufe: ei zem däner änen! dàt dich der däner! — det blô feuer! an des Thôrs Hammer und Hammerschlag, an Blitz und Donner.

Die Frau Holle hat sich in sächsische Märchen und in den fraholtegrôwen bei Nadesch zurückgezogen.

Der gewaltige Fenriswolf, der im Kampfe gegen die Götter am Ende der Welt seinen Rachen so weit aufsperrt, daß der Unterkiefer die Erde, der Oberkiefer den Himmel berührt, Odins heulender Sturmeshund, wird von den wäderschlâchtigen Tartlauern im Kampfe gegen ihre Frauen als grauenerregende Scheuche herbeigerufen. Eine Tartlauerin klagte in einem Eheprozeß wider ihren Mann unter anderem: er habe sie gar hart verwünscht, er habe gesagt: der wärlthankt saul dich friesen! = der Welthund soll dich fressen!

Riesen, Zwerge, Kobolde, Waldgeister, Wassergeister u. dgl. sind nach gelehrter Männer Meinung in folgenden Namen, Verwünschungen, Ausrufungen, Schelten enthalten und meist zu abgeblaßtem und leblosem Kinderspielzeug oder zu Kinderscheuchen herabgesunken: ei dàt dich der môrlef oder mourlef! wofür auch: ei dàt dich der daiwel! ei dàt dich der kukuk! und scherzhaft: dàt dich — det maiske beis! verwendet wird; gànk zem môrlef! zem daiwel! zem kukuk! huel dich der môrlef, der daiwel, der kukuk! u. dgl. sprachliche Variationen sind gang und gäbe; der môrlef soll durch Lautversetzung und Lautschwächung aus môrâlf entstanden und ein Schwarzelfe oder böswilliger alter Hausgeist sein, der den Menschen mancherlei Schabernack spielt; auf ihn weisen auch die Schelte: âlfsgesicht, wobei an einen Wechselbalg für ein Menschenkind erinnert wird.

Seit der Teufel in seinem Kredit gefallen, ist er nun in der Schelte: te bäst en tum daiwel! zum Kinderspott geworden. In diesem dummen Teufel steckt aber einer der alten Riesen, die zu ihrem Zeichen gegenüber den pfiffigen Zwergen etwas dumm waren.

Die bäschgrîs, wäld iwergrîs, bälegrîs, das letztere so viel als böse Großmutter, sind noch nicht verschollene Größen; ebenso die bàtertrud, wäderhäx, hurlebusch; — der trudenzôp (bei Pferden), trudegeger, tridler und trudefos im Kinderspruch:

trudefos!
dat et net gerôde mos!

Wir wollen nicht behaupten, daß sie alle altmythischer Herkunft seien, aber sie haben die Geberden mythischer Gestalten.

Der grumpes und peleweles haben sich in Klötze und Knüttel verwandelt aus dem grampus (Niclas = Christmann) und aus pilwiz dem alten Zwerg. Ob in dem krästgrumpes nicht der Juleber steckt, welcher bei der Wintersonnenwende der Freya geopfert wurde?

Mit dem pêlzmierten, dem bagensak (Steckindensack), dem bobeloz, bubusch, bilibau oder babau und mumesch, dann mit dem hôkenmån, der brànefrâ schreckt man unartige und unfolgsame Kinder. Der Babau erinnert an Goethes „alte Baubo", welche er in der Walpurgisnacht bei der Hexenfahrt heranziehen läßt.

Wie für den Teufel unsere schwachnervige Zeit das wenig wirksame Surrogat des Kuckucks und des Mäuschens eingeführt hat, so hört man auch statt der Schreckgestalten eines bobeloz und mumesch schon häufig den dîtdernäst (Thutdirnichts) und den nemest (Niemand) oder höchstens den kîpe- oder käpekràzer (Rauchfangkehrer) nennen: der käpekràzer kit en drît dich ewêg!

Die adventkræm, das jôrsfårken, der gràsnâk (vgl. die Redensarten Nr. 48) und die magarz sind auch noch altheidnisches Rumpelwerk.

Auch im gotsbôrig oder gotsbergel, ja sogar im ropenzôgel und im îmchen (Heimchen), womit jetzt ein verbutteter Schwächling bezeichnet wird, sind altpensionierte Hauskobolde versteckt.

Der bîsàkes ist jetzt eine harmlose Schelte für ein munteres, unruhiges Kind geworden:

> Bisàkes!
> dràch hûlz änt bàkes!

aber vor langen Zeiten soll es ein Hauskobold gewesen sein. (Vgl. die Redensarten Nr. 61).

Der henzempenz, der krazewez, der hepentep sind die lustigen Gesellen in den Kindermärchen, die bei Hochzeiten selten fehlen:

> Der krazewez wôr uch dô,
> der hepentep kåm uch nô,
> menj mêr äs aus etc.

ist häufig der Schluß in Kindermärchen.

Dieselben Heldengestalten erscheinen auch im Spruch beim Reihenspiel der Kinder, welcher den Brautritt ins Elfenland oder in die domenoa besingt:

> Sûle mer regde frâen
> än de domenåen,
> der krazewez wôr uch dô,
> der hepentep kåm uch nô etc.

Der sächsische krazewez mag mit dem Katzebutz und Katzenweit in der Gegend von Hanau identisch, und nur durch die Wortähnlichkeit verleitet, im Sächsischen in eine Gurke verwandelt worden sein; eigentlich sollte es kazeböz lauten. Eine bei Hermannstadt noch zuweilen gehörte Schelte ist das kàzebözen- oder karebözenzärchen, was ebenfalls ein „mutterelliges“ oder armes îmchen bedeutet. In Oberdeutschland ist der Butz ein verlarvt erscheinender Hauskobold, doch nennt man Butz auch ein zwergigtes Kind; es ist dasselbe Wort mit unserm ferbàt und dem oberdeutschen buderli (verbuttetes Kind) und buderwinzig (zwergenklein). Der henzempenz ist das Rheinländische hinzel- oder heinzelmännchen. Der hepentep scheint unter den Zwergen die Rolle gehabt zu haben, die der hinkende Hephästos unter den Göttern hatte und dessen Auftreten, wie wir alle wissen, einst jenes homerische unauslöschliche Göttergelächter erregte.

Der Domenhanz (Daumenhans) und das grô måntchen (graue Männchen) gehören zum Zwerggeschlecht.

2. Abergläubische Verwahrungs- und Heilmittel. Zauber und Segen.

Der Aberglauben macht einen Unterschied zwischen Wunderthätern, welche übernatürliche Kräfte in Gottes und in Jesu, sowie in der Apostel und der Heiligen Namen heilsam, und Zauberern, welche übernatürliche Kräfte in des Teufels Namen und mit dessen Hilfe schädlich wirken lassen. Das erste verdient Dank und Verehrung, das zweite Strafe und Abscheu. Krankheiten heilen, Schaden abwenden, böse Geister vertreiben, namentlich auch durch heilsame Sprüche, wird gewöhnlich besen (büßen) genannt, und diejenigen, welche die Kunst verstehen, heißen Büßer und Büßerinnen. Es gibt Leute, die nur für dieses oder jenes Übel, andere, die für alles büßen können. Aus dem Volksmunde sind die von ihnen gebrauchten Buß- und Besprechungsformeln schwer zu erhalten; daß aber solche Formeln noch in Menge vorhanden, können wir täglich erfahren. Wie in vielem anderen, so zeigt insbesondere in der Festhaltung des Aberglaubens und zwar am meisten in Betreff der Krankheiten bei Menschen und Vieh die Masse des Volkes einen ungemein konservativen Sinn, den das milde Licht der Aufklärung allmählich läutern und befreien wird.

G. D. Teutsch hat im Vereinsarchiv N. F. 3, 22 — 28 nicht weniger als 24 solcher Formeln, darunter 21 für Krankheiten, 2 fürs Feuer, 1 fürs Wetter aus den Akten einer Kirchenvisitation des 17. Jahrhunderts

mitgeteilt; 41 andere sind von eben demselben den Originalvisitations-artikeln im Mediascher Kapitulararchiv entnommen; 37 für Krankheiten und 4 fürs Wetter sind noch ungedruckt. Aus Hexenprozeßakten ließe sich wohl auch noch manches über Krankheiten und den damit zusammen-hängenden Aberglauben gewinnen. Friedrich Müller hat in seinen Bei-trägen zur Geschichte des Hexenglaubens und des Hexenprozesses in Siebenbürgen, Julius Kootz im Mühlbächer Programm von 1883, Fr. W. Schuster in seinen Volksdichtungen und Fr. Teutsch im Korrespondenz-blatte ein reiches Material gesammelt. Wir werden gelegentlich darauf hinweisen, einiges auch für unsere Zwecke benützen.

Gegen das Berufen. Wenn Kinder, scheinbar ohne besondere Veranlassung heftig weinen, so sagt man: sie seien berufen (beschrieen, bezaubert). Kinder können berufen werden durch bewunderndes Anschauen eines Fremden oder durch scharfes Ansehen solcher Menschen, die einen bösen Blick haben, deren Augenbrauen über der Nasenwurzel zusammen-gewachsen sind und deren Augen triefen. „Das triefende, neidische, üble Auge der eintretenden Hexe, geschweige ihr Hauch und Gruß kann plötzlich verletzen, säugenden Frauen die Milch entziehen, Säuglinge schwindsüchtig machen.“ Ausführlicher als Grimm und Simrock behandelt das Verwünschen, das Beschreien und den bösen Blick Dr. H. Ploß, Das Kind 1, 129 ff.

Die Zahl der Schutzmittel gegen das Berufen ist groß:

1. Es wird dem Kinde an das Häubchen mitten über der Stirne eine Goldmünze oder ein rotes Band als Blickableiter genäht. Die Leute sehen dann auf die Münze oder das Band, nicht auf das Kind, und so geschieht dem Kinde nichts. Dieses Mittel ist auch gut gegen den Alp.

In Nadesch wird nicht leicht ein kleines Kind auch nur auf Augenblicke allein gelassen aus Furcht vor dem bösen Alp. Dieser Aberglaube, meinen verständige Nadescher, sei sehr heilsam. Denn würde man den Müttern nur einfach die Sorge empfehlen, die Kinder sollten nicht aus der Wiege fallen, so würde manche Mutter denken: nun, dein Kind wird ja sobald nicht erwachen und würde ihren Geschäften nachgehen und auch des Kindes lange vergessen. So aber fürchten sich alle vor dem bösen Alp, daß sie auch die kürzeste Zeit ihr Kind nicht allein lassen.

Die Münze hat wohl die Bedeutung eines Amulets und ist vielleicht nur in die Stelle des im vierten Jahrhundert in Laodikea und später unter Karl dem Großen verpönten Fischleins getreten, das nach den griechischen Buchstaben seines Namens ἰχθύς sagen will: Ἰησοῦς

χριστὸς θεοῦ υἱὸς σωτήρ. Da nun, wie man noch in der Reformationszeit glaubte, Kinder mit Wasserköpfen Teufelsbrut und Wechselbälge sind, der Teufel aber und der heidnische Alp vor dem Heiland fliehen, wenn sie nur seinen Namen sehen oder hören, so soll das Fischlein oder die Münze den Alp verscheuchen, wenn er kommt, sein häßliches Kind gegen das schöne Menschenkind umzutauschen. Doch ist der Brauch uralt und weit verbreitet, auch unter Völkern, die dem Christentum fernstehen.

2. Man leckt dem Kinde immer, wenn es gewickelt (gefâtscht) worden, mit der Zunge ein Kreuz an die Stirne und spuckt sodann gegen alle vier Winkel des Hauses über das Kind aus. Dieses weiß, so wie vieles derartige, jede gute Hebamme und übt es auch. So heißt es auch in dem handschriftlichen Bericht Michael Binders, 1787 — 1807 Pfarrer zu Deutsch-Kreutz, über sächsischen Aberglauben.

3. Man legt ein Messer oder ein Stück verrostetes Eisen oder ein Buch in die Wiege unter das Hauptkissen des Kindes oder einen Besen in die Wiege. Dieses Mittel dient auch gegen den Alp.

4. Man kocht ein Säckchen in Herzgestalt, nimmt dann drei Weizenkörner, drei Kohlen, drei Stückchen Weihrauch, etwas Knoblauch und ein Stückchen vom Glockenseil, nähet das alles ein ins Säckchen und hängt es dem Kinde um den Hals. (So in Michael Binders Handschrift.) In Minarken und St. Georgen muß das Säckchen (tâschken) dreieckig und aus feinem Stoffe sein; für gewöhnlich wird ein Natternköpfchen darauf gestickt. Gefüllt wird es mit Weihrauch und anderm Gewürz. An diesem Täschchen nagt das Kind während des Zahnens.

Ist aber das Kind schon berufen, dann werden abwechselnd folgende Heilmittel angewendet:

1. Man kocht dem Kind ein Äscherchen und zwar auf folgende Weise: Man schneidet von drei verschiedenen hölzernen Stubenecken und von drei Thürschwellen je einen Span, nimmt dazu noch drei obere Spitzen (härzketcher) von verschiedenen jungen Baumsprossen, legt dies zusammen in ein mit fließendem Wasser angefülltes Töpfchen, welches Wasser unter einer Brücke und zwar nicht gegen, sondern dem Flusse nach geschöpft worden, wirft mit der Feuerschaufel (dem stôcheisen) dreimal glühende Asche hinein und läßt es zu einer Lauge kochen. Hierauf nimmt man eine mit Zwirn gefädemte und damit umwundene Nähnadel, steckt dieselbe nicht mit der Spitze, sondern mit dem Öhr in den Boden eines Trogs senkrecht ein, stülpt das Töpfchen zusammt der gekochten Lauge über die Nadel und setzt dieses alles unter die Wiege,

in welcher das Kind liegt. Zieht sich nun die Lauge in den leeren Topf zurück, so ist es ein sicheres Zeichen, daß das Kind berufen und seine Genesung nun gewiß ist; bleibt aber die Lauge außerhalb des Topfes stehen, so ist das Kind nicht berufen, sondern hat eine andere Krankheit, entweder das Gebrech oder Verheißen. (Aus Michael Binders handschriftlichem Berichte.) Nach Grimm und nach Ploß, Das Kind, 1, 130 benutzt man im Saalfeldischen folgendes Mittel um zu erfahren, ob ein erkranktes Kind beschrieen ist: eine alte Frau schöpft, ohne jemanden zu grüßen, Brunnenwasser und wirft drei Kohlen hinein; sinken diese unter, so ist der Kranke beschrieen.

Umständlicher und darum auch wohl wirksamer verfährt man dabei in Schäßburg:

In ein Töpfchen kochenden Wassers, welches nicht gegen, sondern dem Flusse nach geschöpft worden ist, werden gegeben 9 Glieder von Strohhalmen, welche beim Abpflücken in umgekehrter Ordnung von 9 bis 1 gezählt wurden; dann werden aus dem Zimmer, in welchem das Kind gewöhnlich liegt, etliche Stückchen Holz abgeschabt und zwar vom Herd- und Tischfuß, von der Thürschwelle, von der Wiege und jeder Ecke des Fußbodens; diese Stückchen werden ebenfalls in umgekehrter Ordnung gezählt und dann ins siedende Wasser geworfen. Darauf werden 9 Messerspitzen voll Asche, welche gleichfalls in umgekehrter Ordnung von 9 bis 1 zu zählen sind, in das Wasser geworfen. Ist alles dieses einmal aufgekocht, so wird es in eine Schüssel geleert und das heiße Töpfchen darauf gestülpt. Zieht sich das Wasser aus der Schüssel ins Töpfchen hinauf (was nach physikalischen Gesetzen immer der Fall ist), so ist das ein Beweis dafür, daß das Kind berufen war. Mit dem in dieses Wasser getauchten Finger wird die Stirne des Kindes dreimal übers Kreuz bestrichen, wobei die Worte gebraucht werden: Esi wæ sich det wàser änen zecht esi fål der och det berofän fergôn. Äm nume Gottes etc. Die Formel wird dreimal wiederholt, darauf gibt man dem Kinde 9 in verkehrter Ordnung gezählte Tropfen von dem Wasser zu trinken.

Ähnlich verfährt man in Gergeschdorf. Man gibt in einen Topf kochenden Wassers ein glühend gemachtes Hufeisen oder auch nur ein Stückchen desselben; aus den vier Ecken des Hausdaches wird je ein Stroh- oder Rohrhalm, oder, wenn das Haus mit Schindeln gedeckt ist, ein Stückchen Schindel von jeder Dachecke dazugegeben; von jeder Tisch- und Thürecke wird ein bischen Holzmehl abgeschabt und beigemischt.

Schließlich wird Asche aus drei verschiedenen Stellen, welche durch einen Druck mit der Messerspitze früher bezeichnet worden sind, mit dem Messer herausgehoben und ins Wasser geworfen. Wenn das Ganze aufgekocht ist, badet die Mutter das berufene Kind in diesem Wasser.

2. Man schneidet von dem Riemen, an welchem der Klöpfel in der Glocke hängt, ein Stück ab, pulvert es im Feuer und gibt von diesem Pulver dem Kinde dreimal in lauwarmem Wasser ein. (M. Binder.)

3. Man nimmt von einem auf Bäumen oder im Felde aufgestellten schâselt (Vogelscheuche), das man aber vorher nicht darf gesehen haben, ein Stück, aus dem das schâselt besteht, pulvert solches und gibt es dem Kinde in Wasser ein. (M. Binder.)

4. Man nimmt, wenn das kranke Kind ein Mädchen ist, vom Vater, ist es aber ein Knabe, von der Mutter das Fußtuch aus dem rechten Schuh, taucht solches in den Urin ein und schlägt es dem Kinde um die Stirne. (Von Michael Binder berichtet.)

5. Man leckt dem Kinde mit der Zunge ein Kreuz an die Stirne, speit gegen die 4 Winkel des Hauses und sagt dabei den Spruch:

Zwei falsche Augen, die dich ansahen,
Drei Gottes, die dir sie ausnahmen
Aus deinem Gehirn,
Aus deiner Stirn,
Aus deinen Adern,
Aus deinem Gefleisch.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen

In Michael Binders Bericht lautet der Spruch:

Die drei bösen Augen, die dich ansahen,
Die zwei, die dies abnahmen,
Im Namen Gottes u. s. w.

Das thut man dreimal.

Aus der großen Zahl ähnlicher Formeln wollen wir nur eine noch aus Rosenau anführen:

Dæ bîs trudenougen	Die bösen Trudenaugen
folen fenj bedrougen	sollen sein betrogen
durch det fuoterâfer	durch das Vaterunser
unt det kuolewâser!	und dies Kohlenwasser!
Dæ dir woule schuoden,	Die dir wollten schaden,
folen bai de kruoden	sollen bei die Kröten
än de woier hänken,	in den Weiher hinken,
folen dort verfänken!	sollen dort versinken!
Äm nume Gottes etc.	Im Namen Gottes ꝛc.

6. Man wirft 3 glühende Kohlen in ein Glas Wasser, bekreuzt dann mit der Hand oder einem Messer den Becher, wäscht darauf von diesem Wasser dem Kinde den Kopf und flößet ihm etliche Tropfen ein. Dieses Mittel gehört unter die ganz allgemeinen und ordinären und eine Mutter, die allein dieses kennt, wird für unerfahren und dumm gehalten. (Nach M. Binders Bericht.)

7. Die abgefallene Nabelschnur des Kindes wird getrocknet und aufbewahrt. Ist das Kind berufen, so wird ein wenig von derselben klein gestoßen, in warmem Wasser aufgelöst und dem Kinde zu trinken gegeben.

8. Gegen das Berufen hilft ein Pflugeisen, welches glühend gemacht und dann mit Wein begossen unter das berufene Kind gehalten wird. (Eibesdorf.)

9. In einem Becher Wasser werden 9 glühende Kohlen gelöscht und immer, wenn man eine Kohle in denselben gegeben, legt man die Hand darauf und macht ein Kreuz darüber unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit. Mit diesem Wasser wird das Kind gewaschen und man gibt ihm davon auch zu trinken. Das übriggebliebene Wasser wird nicht aus dem Hause hinausgetragen, sondern an die Thürangeln gegossen. (Rätsch.)

10. Besonders wirksam gegen das Berufen soll es sein, wenn man dem Kinde solches Wasser zu trinken gibt, in dem aus dem Holze eines sich kreuzenden Zaunes herrührende Kohlen gelöscht worden sind. (St. Georgen.)

Gegen das Hundsalter (Elterlein). Wenn Kinder, junge Tiere und Bäumchen nicht recht wachsen und welk aussehen, so sagt man, sie hätten das Hundsalter, oder sie seien verknorzt. Die Mittel, die man zur Heilung oder vielmehr zur Verbannung des Hundsalters anwendet, sind zum Teil dieselben, durch die der Volksglaube den Alben (ålf) glaubt zwingen zu können, das gestohlene gesunde Kind zurückzubringen. Der Alf raubt der unbesorgten Wöchnerin ihr eigenes Kind und legt ihr einen dickköpfigen, verkrüppelten, blöden Wechselbalg, ein Alfenkind, in die Wiege. Wenn man das Alfenkind peinigt, in heißem Wasser brüht, dann bringt der Alf das rechte Kind zurück und nimmt den Balg wieder mit sich fort. Daran glaubt man in Westpreußen, Irland, und hat das Mittel in manchem deutschen und slavischen Dorfe versucht. Ähnlich scheint man einmal auch bei uns mit hundsalterigen Kindern umgegangen zu sein.

Nach dem Brotbacken, heißt es, stecke man das Kind, das mit dem Hundsalter behaftet ist, in den Ofen, der aber so heiß sein muß, wie

das Kind es nur aushalten kann; die Krankheit muß dann entweichen und das verknorzte und knibeduzige Kind knüpft auf und wächst. Dasselbe Mittel empfiehlt die im Anhang zur ersten Ausgabe der Grimmschen Mythologie abgedruckte Chemnitzer Rockenphilosophie unter Nr. 75.

Ein anderes aber schwierigeres Mittel ist dies: es wird mit zwei mächtigen Keilen an einem stehenden Baum eine Spalte gemacht, die nur so groß, daß das hundsalterige Kind gewaltsam durchgezogen werden kann. Geschieht dies, so muß das Kind wachsen. Auch für dieses Verfahren gibt Grimms Mythologie[3] 1118 aus alter und neuer Zeit mehrfachen Beleg. Eine annehmbare Deutung des Aberglaubens hat Felix Dahn in der ersten Reihe seiner Bausteine auf S. 77 gegeben. Er sagt: „Wenn nach kymrischem wie nach semitischem, nach böhmischem wie nach altbairischem Aberglauben Kranke, insbesondere Hautkranke durch enge, kaum für den Menschenleib zu passierende Spalten und Löcher in Felsen, Höhlen und Bäume schlüpfen müssen oder gezogen werden, so soll die Krankheit an den schürfenden Kanten des Spalts hängen bleiben, an sie hin abgestreift werden: man will den Göttern handgreiflich vormachen, was man von ihnen erwartet".

Das sind Kuren, die jetzt keine sächsische Mutter, wenn sie auch gleich an ihre Wirksamkeit glaubt, anwenden mag, dafür ist eine andere alte Heilart in Rätsch noch immer im Brauch.

Hat ein Kind das Hundsalter, so muß es in Erbsenstroh oder in Bädern aus Heublumen gebadet werden; besonders kräftig ist das Bad, in dem zuerst ein junger Hund gebadet hat. Aus dem westpreußischen und irischen Abbrühen mit siedendem Wasser ist ein Bad aus heilkräftigen Kräutern geworden. So ist auch der Wahnglaube an die fortschreitende Kultur gebunden; er stirbt nicht, aber er wird gesitteter.

Gegen das Gebrech oder Verheißen. Das gebrêch oder ferheisen — schreibt der 1807 verstorbene Deutsch-Kreuzer Pfarrer Michael Binder — ist nichts als ein Katarrh oder Brustbeschwerung bei Kindern. Hiebei sind mir keine künstlichen oder sympathetischen Verwahrungsmittel bekannt, habe auch keine erfahren können. Die Hilfs- oder Gegenmittel aber sind zweierlei:

Die weise Doktorin nimmt nämlich das Kind auf ihre Arme und geht damit

1. entweder unter einen Rauchfang, hüpfet das Kind beständig in die Höhe und spricht:

gebrêch und gebruch
flieg mit dem rauch in den zug!

Im Namen Gottes des Vaters u. s. w., betet dann das Vater Unser. Oder:

2. Die gehet mit dem Kind auf dem Arm auf einen Ort, wo Hühner aufzusteigen pflegen, hüpfet das Kind und spricht:

gebrêch und gebrach
fliege mit den hühnern übers dach.

Dies thue ich im Namen Gottes des Vaters u. s. w., betet dann das Vater Unser.

Gegen Augenweh. Das aus zwei Graben, die sich kreuzen, oder aus neun auf einem Hattert (auf einer Feldmark) gelegenen Graben geschöpfte Wasser ist heilig (heilsam), es hält sich lange gut. Man wasche sich die wehen Augen damit. (Tartlen.) In Westfalen gebraucht man gegen Augenübel das Wasser aus Quellen, die der Morgen- oder Mittagssonne entgegensprudeln. (Woeste in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, N. F. 9, 95).

Gegen Flecken im Auge (flâken äm ûch). „1749 kam ein Weib mit einem krankäugigen Büblein zum Großschenker Pfarrer ihm seine Not klagend, daß das Übel nicht weichen wolle, obwohl sie dafür habe reden lassen also:

der flâken uch der dôch,
gêngen iwern bôch;
der flâken zertrûn,
der dôch gewûn.

Im Namen Gottes des Vaters, d. S. u. d. h. G."

Aus dem Großschenker Kirchenbuch. Vgl. auch Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde N. F. 3, 22 f. und Schuster, Volksdichtungen S. 310 ff., wo eine Reihe andrer Segenssprüche gegen die Flecken im Auge mitgeteilt worden sind. Schuster hat sie im Archiv des Vereins 10, 83 eingehend besprochen.

Gegen die Rose (sächs. bîsegrêt) wird folgendes Mittel angewendet: Man macht mit der Hand immerfort Kreuze über die kranke Stelle und spricht dazu:

Isegrêt, bîsegrêt, komm heraus aus den Gliedern, komm heraus aus den Knochen, komm heraus aus dem Blut. Zieh hin in den grünen Wald, da ist ein Brunnen kalt, daher sollst du trinken und 99 Klaftern in die Erde versinken. Im Namen Gottes u. s. w. (9 mal). Dann

zum Schluße: So wie die liebe Sonne aufgeht, so wie die liebe Sonne untergeht, so fahre auf und gehe unter. Amen. (Marpod.)

Gegen die böse Blatter (bîs blôder, schwuerz blôder Sächs.-Regen) heftiges Kopfweh, Hirnentzündung. Nach dem Glauben des Volkes läßt sich dieselbe durch geheime Mittel in die Hand ableiten und da dann leichter heilen. Abgeleitet sieht sie aus wie ein entzündeter Punkt. Steckt man die Hand in siedendes Wasser, so wird man frei, davon. Das Groszen Zårchen kann dafür auch reden, hieß es vor etlichen Jahren in Schäßburg.

Gegen die Zitter (Flechtenausschlag, Zittirich, Zittermal):

spoks àf mech,
fiwen zätre kun àf dech!

Schuster, Volksdichtungen, 286.

Gegen Rückenweh (räkwi). Der räkbròden hôt sich erôfgelossen = der Rückenbraten hat sich herabgelassen, bezeichnet ein eigentümliches Rückenweh. Volkstümliches Mittel ist: den Rückenbraten dem Kranken durch Treten in die Stelle zu bringen. Ein volkstümliches Verwahrungsmittel: Sobald man im Sommer zuerst donnern gehört, überschlägt man sich dreimal über den Kopf, dann ist man das Jahr frei von Rückenschmerz.

Gegen das **fierich**, Kolik, Bauchweh (Arkeden), fiaricht in Nadesch, reisenfierich in Deutsch-Kreuz, Bauchweh, wenn es plötzlich eintritt, Zahnweh, wenn es mit heftigem Stechen verbunden ist und schnell Bauch und Zähne durchfährt, heißt auch fierich. Et fiert mer än de zonjt; ich hu gor åm zonjdschaisen: es fährt mir in die Zähne; ich habe gar arges Zahnschießen (Arkeden.)

Als H e i l m i t t e l dagegen gelten außer dem bei dem Berufen der Kinder angeführten Äscherchenkochen unter dem Volke noch folgende für kräftig und wirksam:

1. Man nimmt einen alten, von den Weinfässern abgesprungenen und etwas lange im Keller gelegenen Reif, brennet selben zu Kohlen, löscht diese Kohlen im Wasser ab und gibt das Wasser dem Kranken zu trinken, die Kohlen aber wirft man rückwärts über dessen Kopf weg.

2. Man gräbt im Frühjahr, wenn man die erste Schwalbe sieht, da wo man stehet, unter dem rechten Fuß in die Erde hinein. Da findet man eine Kohle; diese hebt man auf und wenn jemand nun das reisenfierich bekommt, stößt man sie zu Pulver und gibt sie in

lauwarmem Wasser ein. (Aus D.-Kreuz nach Pfarrer Michael Binders Aufzeichnungen).

Wir kommen nachher, dort, wo von der Schwalbe die Rede sein wird, auf diesen Aberglauben noch einmal zurück. Andere Heilmittel und Sprüche gegen das Fericht findet man in Schusters Volksdichtungen und in den Froniusschen Bildern.

Gegen de schôl, weiße Blasen am Munde. Wenn Kinder die School bekommen, führt sie die Mutter entweder drei Morgen oder morgens, mittags und abends um einen Hollunderstrauch dreimal herum und spricht dreimal:

Gott gres dich menj här hontertstreoch,
nom menjem känjt de schôl ewêch,
äm numen Gottes des fuoters d. S. d. h. G. (Bulkesch).
„In Seiden für den Schaul (m):
Pfui dich Schaul in den Grund,
man sieht dir in den Mund.
In nomine Patris 2c. 2c.

Nr. 20 in dem oben (S. 259) bezeichneten Manuskript von G. D. Teutsch.

Schuster, der den Spruch in seine Volksdichtungen aufgenommen hat, vermutet, daß Schaul das sächsische schuol sei und die häutige Bräune bezeichne. Der Hollunderstrauch hat im Volksaberglauben eine sehr bedeutsame Stellung. Die Zahl der Besegnungen, die vor dem Hollunderstrauche gesprochen werden, ist außerordentlich groß. „Guten Morgen, lieber, schöner Holderstengel“, fängt ein Hertlinger Fiebersegen in Birlingers Buch: Volkstümliches aus Schwaben 1, 209, an.

Gegen Zungenblasen. Wer eine Blase auf der Zunge hat, bläst darauf und spricht:

Wier de geadet fu mer riet (redet),
dem fâl Gott lûnen (lohnen),
wier de lichtet (Schlechtes) fu mer riet,
dem fâl de zang (Zunge) efu rût (rot) warden
wæ defer kûlen (wie diese Kohle). Aus Kronstadt.

Gegen Rheumatismus. Michael Binder schreibt: Die mehrsten Rheumatismen und Gliederschmerzen werden von dem gemeinen Volke für Verhexungen gehalten.

Verwahrungsmittel sind:

1. Man trägt beständig ein wenig Knoblauch und drei Stückel Weihrauch in einem Beutelchen bei sich.

2. Wenn man zu Abend schlafen geht, so legt man ein Messer unter das Hauptkissen.

3. Wenn abends beim Schlafengehen das Feuer zugescharrt oder mit Asche zugedeckt wird, so legt man das Stocheisen verkehrt und mit dem Griff über die Brände, so kann keine Hexe hereinkommen.

Gegenmittel sind:

1. Auf derjenigen Stelle, wo jemand von dergleichen Gliederreißen befallen worden, soll man graben, oder wenn es in einem Hause geschehen, den Boden aufbrechen, so wird man daselbst etwas besonders finden. Dieses Gefündene, es sei nun was es immer wolle, soll man in einen neuen Topf thun, Wasser dazu gießen und den Topf mit einem Deckel, der recht paßt, nicht nur zudecken, sondern auch verkleistern, alsdann zum Feuer setzen und bei verschlossener Thüre kochen lassen. Sobald es nun kocht, so kommt die Hexe und klopfet an. Man soll aber bei Leibe nicht „Herein“ sagen, ansonsten hat die Hexe gewonnen, sondern man soll sich vorher eine Pistole laden, die Thüre geschwind öffnen und die Pistole hinter die Person losschießen, so verschwindet der Schmerz.

Dieses Mittel soll eine Wallendörfer Walachin den ehemaligen hiesigen (Kreuzer) Schulmeister Gunesch aus Denndorf, dessen Eheweib sich mit übeln Füßen schleppte, gelehrt haben. Gunesch soll aber so unvorsichtig gewesen sein und bei der Erscheinung der Hexe „Herein“ geschrien haben und solchergestalt sei das Mittel unwirksam geblieben.

Gegen Harn-Krankheiten. Wenn jemand den Urin nicht halten kann, so werden nach Michael Binders Aufzeichnungen folgende Gegenmittel angewendet:

1. Man gibt ihm Taufwasser, so beim Taufen im Taufstein oder Schüsselchen zurückbleibt, fleißig zu trinken.

2. Man läßt ihn sein Wasser durch einen Donnerstein abschlagen. Ein Donnerstein hat diese Figur ▽ und fährt nach dem Urteil des Pöbels bei jedem einschlagenden und nicht zündenden Blitz ein solcher Stein dermaßen tief in die Erde, daß er erst im neunten Jahre nach dem Einschlagen wieder auf der Erde zum Vorschein kommt. Ohne Zweifel aber ist ein solcher Stein eine Art Beil aus jenen älteren Zeiten, wo Schmiede und Eisen noch nicht so gemein waren. So viel bei Binder.

In den Augen des gewöhnlichen Mannes sind die Donnersteine nicht Erzeugnisse von Menschenhand, sie sind ihm Boten des Himmels. Und

darum können sie nicht in der Erde Schoß bleiben; als Boten des Lichts rücken sie, nach oben strebend, jedes Jahr eine gewisse Strecke aufwärts.

Auch in Schwaben fährt der Wetterstein neun Klaftern tief in die Erde und kommt in eben so vielen Jahren wieder an die Oberfläche. (Birlinger, Volkstümliches 1, 194). In Österreich und sonst glaubt das Landvolk, daß der Donnerkeil, der in die Erde gefahren, nach sieben Jahren, sieben Tagen und sieben Stunden von selbst emporsteige. Die Mythologen haben im Donnerstein Thôrs Hammer erkannt, der immer wieder in die Hand des Gottes zurückkehrt.

Gegen die Würmer und zwar gegen die Eingeweidewürmer bei Kindern (spälwerm) und gegen die Maden im After des Viehes. Prophylaktische Mittel sind:

1. In den zwölf Tagen vor Weihnachten darf man nicht kauend über die Schwelle des Hauses treten, sonst wird das Vieh im Sommer von den Maden gequält. (Dürrbach.)

2. Wenn die Frauen am Aschermittwoch spinnen, bekommen die Schweine im Sommer Würmer.

Volkstümliche Heilmittel, Würmer oder Maden von allem Vieh zu treiben:

Man sucht sich Tags vorher einen solchen Attichstengel aus, wo zween auf einer Wurzel oder einem Stock stehen; den andern Morgen geht man vor Sonnenaufgang bei diesen Stengel und spricht: „Guten Morgen ihr zwei Brüder! wie habt ihr geschlafen? Hierauf nimmt man ein Messer in die rechte Hand, zeiget und berührt damit bei jedem folgenden Wort je einen um den andern von den beiden Stengeln und spricht: „Ich — will — einen — von — euch — beiden — bitten — daß — er — schaffe — daß — meiner — (oder. meines Nachbars ꝛc.) Kuh (oder Pferd, Schwein, Schaf, Ziege) die — Maden — ausfallen!“ Auf welchen von den beiden Stengeln nun das letzte Wort fällt, den hauet man, während man das Wort ausspricht, mit dem Messer ab, hängt denselben mit einem Faden in den Rauch, und bis der Attichstengel vertrocknet, fallen auch die Maden dem Tiere aus. (Nach den Aufzeichnungen von Pfarrer Mich. Binder in Deutsch-Kreuz.)

Dieses Mittel gilt noch immer als eines der vorzüglichsten in Meschendorf, Bulkesch und sonst.

2. Hat ein Schwein Maden bekommen, so soll man vor Sonnenauf- und Niedergang also sprechen:

Unser weiß (schwarz . . .) Schwein hat Maden,
Ich will sie gern laden,
Wären sie weiß oder rot,
Bis morgen sind sie zu Stein tot.

(Aus Tartlen.)

Einen andern Spruch bietet Schuster in seinen Volksdichtungen S. 288:

3. Man stellt sich vor eine Brennessel und spricht:

Gâde morjen brainâsel!
onser kâ (Kuh) huot muaden;
fai ſe wais oder rût
bás morn ſen ſe ſai dût.
(bis morgen sollen sie sein tot.)

Man vergleiche damit den von Zimmer aus Wörresbach (Grafschaft Sponheim) in der Zeitschrift für deutsches Altertum 21, 211 f. mitgeteilten Wurmsegen:

Ich segne dich Wurm klein
Mit Sankt Cornelius Bein,
Das ist weiß, schwarz und rot,
Du seiest in der dritten Stund tot.

Gegen das Fieber (frîr). Die zunächstfolgenden volkstümlichen Mittel gegen das Fieber (1—6) sind aus dem Manuskripte Michael Binders genommen.

1. Der Febrikant muß 3, 5, 7 mal gefroren haben, denn die gehabten Paroxismi müssen impar sein. Nun nimmt man eine Jahrlade von welchem Baum immer, legt sie ins Feuer und brennt sie zu Kohlen; diese Kohlen nimmt man alsdann noch glühend auf das stocheisen, geht damit, jedoch ungesehen irgend wohin außer dem Hause, wirft sie zur Erde und zertritt sie mit dem rechten Fuß zu Staub und spricht dabei: „Dies thue ich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. So wie dies vergeht, so soll auch dem N. N. (der Name des Kranken) das Fieber vergehen!" Solches muß dreimal gesprochen werden.

2. Wenn aber die Jahrlade grün ist, so darf man sie nicht verbrennen, sondern wirft sie nur ungesehen in fließendes Wasser und spricht das vorige: „Dies thue ich im Namen Gottes u. s. w. so wie das Wasser dieses fortführt, so soll auch das Fieber des N. N. fortgeführt werden!" Dieses spricht man ebenfalls dreimal.

Dies arcanum kann eine Weibsperson nicht an eine Weibsperson und eine Mannsperson nicht wieder an eine Mannsperson übertragen,

sondern eine Weibsperson kann es nur einer Mannsperson et vice versa mitteilen.

Es ist selbst hier in Kreuz ein Weibsbild, welches in diesem fürs Fieberreden so renommiert ist, daß es nicht nur aus dem Orte, sondern auch aus der umliegenden Gegend jährlich manchen silbernen Groschen einnimmt. Ein silberner Groschen muß es absolut sein, der ihr mit dem Bericht des Namens des Febrikanten eingeschickt werden muß und je neuer der Groschen, desto geschwinder erfolgt die Genesung.

3. Während dem Paroxismo stiehlt man ganz heimlich dem Nachbar einen Eggennagel, schlägt solchen tief in die Erde, daß nichts davon gesehen wird.

4. Man geht im Paroxismo in den Garten und schüttelt das erste beste junge Bäumchen so stark, als nur immer möglich.

Ein Bericht aus der Gegenwart ergänzt den Binderschen: Man geht, lautet er, am frühen Morgen in den Garten, achtet darauf, daß man nicht gesehen wird, sieht selbst nicht zurück und schüttelt ein junges Bäumchen heftig, dann fährt das Fieber in den Baum.

Dieser Aberglaube erstreckt sich über ganz Deutschland. Im Magdeburger Lande ist es nach einer Mitteilung Philipp Wegeners der Hollunderstrauch, dem man das Fieber zuspricht. Das Wort rit für Fieber haben wir nur noch in der Schelte: dàt dech der rit schedle fûl. Über den Zusammenhang des Wortes mit dem Brauche ein Bäumchen zu schütteln, hat K. Regel in der Zeitschrift für deutsche Philologie 6, 96 ff. gehandelt.

5. Man nimmt von 3 Gassen-Eckhäusern von jedem eine gute Messerspitze voll Mörtel, thut solchen in scharfen Essig und gibt dem Febrikanten kurz vor dem Paroxismo zu trinken.

6. Man geht am Fiebertage vor Aufgang der Sonne aufs Feld, sticht mit einem Messer eine Hand breit Waasen (Rasen) aus der Erde aus, schlägt den Urin in dieses Loch ab und macht es mit dem ausgestochenen Waasen wieder zu, kehrt aber alsdann rücklings nach Hause zurück.

Da diese Krankheit sehr häufig in Siebenbürgen vorkommt, so sind auch die volkstümlichen Heilmittel Legion. Nur eine ganz geringe Anzahl wollen wir noch nennen.

7. Man geht mit dem fiebernden Kinde bei Sonnenuntergang auf den Friedhof, wo man es über die Gräber rollt, fieberbannende Formeln murmelnd. (Blutrot.)

8. Wenn man das Schweinsfieber (das dreitägige) hat, so soll man mit den Schweinen fressen und sich in die Stallthüre legen, daß die Schweine über eins laufen, dann vergeht das Fieber. (Tartlen.)

9. Das Fieber bleibt aus, wenn man unter einen Hollunderstrauch ein wenig Brot und Salz verscharrt. (Tartlen.)

10. Wer im Frühjahre die drei ersten Roggenähren blühen sieht, pflücke sie ab und schlucke sie ein, dann ist er in dem Jahre vor dem Fieber sicher. (Rothberg.)

11. Nimm einen Kreuzer, ein Ei und eine Handvoll Salz, geh mit diesen drei Dingen ohne rückwärts zu schauen und ohne mit jemandem zu sprechen auf einen Kreuzweg, lege sie hin und sprich: „Wenn diese drei Dinge wieder zu mir kommen, so soll auch das Fieber wieder kommen. (Klein-Scheuern.)

12. Man trinkt in einer Schenke Wein und geht dann weg ohne etwas so sagen und ohne zu zahlen; man läßt aber statt der Zahlung ein Kleidungsstück zurück, das mehr wert ist. (Ähnlich in Niederösterreich und Meklenburg. Germania 29, 86.)

13. Man deckt den Fieberkranken mit 9 Kleidungsstücken von verschiedener Art und Farbe.

14. Man geht unter einem bei 7 Hattertbrunnen oder Quellen und trinkt daraus.

15. Man geht an einen Bach oder Fluß, wirft, indem man dem Fluße den Rücken kehrt, etwas hinein; dann fließt das Fieber fort. Aber man muß sich sogleich entfernen und darf nicht zurücksehen.

16. Man läßt, indem man spazieren geht, unvermerkt etwas fallen; wer dieses dann findet und aufhebt, bekommt das Fieber und der andere wird frei. Doch kann sich der ehrliche Finder gegen den Zauber schützen, wenn er dreimal auf das Gefundene spuckt. Spucken ist überhaupt ein Mittel gegen alle Zauberei. Aber besser ist es, sagt man zu Tartlen, man hebe keine Hemde oder Lumpen, die man auf dem Felde findet, auf, und keine Kneuel, in denen Kreuzer mit Nägeln und Asche eingebunden sind.

Auch wundertätige Salben für Fieber und alle möglichen Krankheiten kennt unser sächsisches Landvolk und zwar Salben aus Bären-, Hasen-, Schlangen-, Hundsfett, aus Schnacken- oder Gelsenfett u. dgl. und kluge Apotheker besitzen das alles und geben merkwürdigerweise, wenn sie sich vergessen, oft aus einem Topf: Bären- und Schlangen- und Schnackenfett und Regenwürmeröl (sächsisch schlecheniel) und

mancher schlaue „Nachtskönig“, dessen Aufgabe es auch ist, gefallenes Vieh und tote Hunde zu verschaffen, macht sich aus dem Fett eines krepierten Schweines oft mehr Geld als ein anderer von drei lebenden, indem er, um den Wert seiner Ware zu erhöhen, oft kleinere Portionen teurer verkauft als der Apotheker.

Gegen die Warzen. Um ihrer los zu werden, wäscht man sich täglich im „Hühnerkamp“, oder man nimmt, wenn das Feuer im Backofen gut brennt, so viele Erbsen als man Warzen hat, steht vor das Ofenloch und zählt rückwärts ab z. B.: 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1, keine; mit dem letzten Worte wirft man alle Erbsen in den Ofen und läuft schnell fort, daß man dieselben nicht patzen hört. Der Zauberspruch besteht hier nur aus Zahlen; aber sie müssen rückwärts gezählt werden, anders kann der Zauber, der die Warzen geschaffen, nicht aufgehoben werden.

2. Man legt ein Stückchen Speckschwarte auf den Zaun und spricht:

De schwuort wierfen ich de krôn (Krähen),
mai wuarzen fi'n (sollen) fergôn.

So macht man es nach Ph. Wegner auch im Magdeburger Lande, nur sind dort die Sprüche andere.

3. Man geht an einen Ort, wo sich drei Wege kreuzen, bückt sich nach allen Seiten und reibt sich mit dem, was man dabei ergreift, die Warzen, wirft es dann fort und spricht: won ech dich mî (mehr, wieder) sæn, esi fål ich menj warzen uch mî sæn, won ich dich nemi sæn, esi fål ich menj warzen uch nemi sæn. (Tartlen.)

Gegen die Schlafsucht. Um frei zu werden von ihr fasse man, wenn Pferde getränkt werden, das Wasser, welches sie aus dem Maul zurückfallen lassen, mit der hohlen Hand auf und trinke es.

Zaubermittel, um sich die Liebe jemandes zu erwerben.

1. Man sucht sich irgendwie ein Stück Fußfetzen dessen zu verschaffen, den man gewinnen will, kocht dasselbe und trägt es dann immerfort am Herzen.

2. Man nimmt von einem Regenfrosch die beiden hintern Schenkel, gräbt dieselben in einen Ameisenhaufen ein, damit das Fleisch von denselben abgezehrt werde; diese entfleischten Beinchen knüpft man dann in ein Schnupftuch und welche Person damit angerührt wird, die muß den Besitzer dieses Schnupftuchs lieben.

3. Am Johannistage, wenn die Nachtsglocke geläutet wird, spinnen zwei Mädchen gehend einen Faden und zwar so, daß die eine den Rocken

hält, die andere spinnt. Diesen Faden teilen sie dann und tragen ihn beständig bei sich. Derselbe macht sie in der Liebe glücklich und bewahrt sie vor allerlei Unglück.

Diebssegen. Das Eigentum in Haus und Hof, Keller und Stall, im Feld, in den Gärten und Weinbergen, in den Herden gegen Diebstahl und Vogelfraß u. s. w. zu sichern, gab und gibt es allerlei Sprüche und Segen. Gewöhnlich geschieht das Segnen, was man auch „versprechen" oder „binden" heißt, um 12 Uhr in der Nacht oder vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang, oder zu allen diesen Zeiten nach einander. Manche dieser Sprüche dürfen nur von einer Frau auf einen Mann und von diesem wieder auf eine Frau insgeheim übertragen werden, wenn sie ihre Wirksamkeit nicht verlieren sollen.

In dem von Teutsch im Vereinsarchiv N. F. 3, 1 ff. auszugsweise veröffentlichten Visitationsprotokolle heißt es unter anderm S. 20: De pastore (in Schönau) fassa est quaedam mulier Seydensis, quod ab illo didicerit formulam incantationis pro assecuratione curiae contra fures nocturnos, punitur fl. 5.

Als besonders kräftige Diebssegen gelten folgende:

1. Man geht um die Sache, die man „binden" will, dreimal herum und spricht bei jedem Umgang folgende Worte:

Dieb, ich bind dich mit dem Band,
Das da geht aus Gottes Hand,
Mit welchem er den Teufel in der Hölle band,
Daß du dich nicht mögest rühren,
Weder an Händen noch an Füßen,
Und du Dieb mußt bleiben stehn
Und nicht mögest weiter gehn,
Bis dich meine Augen ansehn.
In Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des
heiligen Geistes. Amen.

Nun kann der Dieb zwar in den umgangenen Kreis hinein-, aber nicht mehr aus ihm herausgehen. Daher muß man sich noch vor Aufgang der Sonne am folgenden Morgen hinbegeben und, falls der Dieb da ist, denselben anstoßen und heimlich bei sich sprechen: „Geh hin in Teufels Namen!" Denn wenn der Dieb an dem versprochenen Ort von der Sonne beschienen wird, so muß er in Staub zerfallen. (So in Michael Binders Aufzeichnungen).

2. Man sucht sich einen Kreuzweg aus, macht um denselben in einiger Entfernung einen Kreis, stellt sich in die Mitte des Kreuzweges, erleget einen Kreuzer und zitiert den Satan mit folgenden Worten dahin: „Satan, ich übergebe dir bis auf die und die Zeit diesen Wein- oder Bienengarten rc., daß du mir denselben beschützen helfest und bis dahin sollst du mein Knecht sein". Man soll aber auch bei den größten Versprechungen und Zumutungen des Satans nicht aus dem Kreise heraustreten, sonst ist man verloren. (Aus Michael Binders handschriftlichen Mitteilungen.)

3. Ein anderer Diebsegen lautet so:

Heute gehe ich aus unterm hellen Himmel, unterm freien Himmel, alle meine Freunde zu überseufzen, alle meine Feinde bind ich mit dem Band, wie die liebe Mutter ihr allerliebstes Kind gebunden hat. Mit dem ersten Bande binde ich alle meine Feinde: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Und wenn ich sehe, daß du nicht ein toter Leib bist, beschwöre ich dich um 3 Tropfen Blut: einen aus deinem Mund, einen aus deiner Kraft und einen aus deiner Mannschaft, daß du mich und mein Gut nicht angreifen magst; in Titum und Terrum Cornetundum sperre ich dich auf Ort und Stelle 24 Stunden, daß du nicht davon kannst. Dem Herrn Jesu Christ war sein Leib und Blut mit gesegneter Kraft Gottes; mit dem süßen Namen Jesu, der am Kreuz gestorben ist. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Dieses wird gesprochen, indem man dreimal um das zu bindende Eigentum geht und zwar vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang. (Aus Klein-Schcuern.)

Gegen Wiesel und Maulwurf. Zum Schutze gegen das Wiesel, das als elbisches Wesen betrachtet wird, stellt man an manchen Orten in eine Stallecke einen Dreschflegel und einen Rocken mit Flachs oder Hanf und Spindel versehen, indem man spricht:

Wô te e frâche bäst,	Wenn du ein Frauchen bist,
se nom en spän	So nimm und spinn
oder enträn;	Oder entrinn.
wô te e mântchen bäst,	Wenn du ein Männchen bist,
se nom und dräsch	So nimm und drisch
oder entwäsch!	Oder entwisch!

Auch halten manche ein ausgestopftes Wieselfell im Stall, um das Euter der Kuh damit zu reiben, wenn die Milch blutig ist.

In Tartlen lautet die Vorschrift ein wenig anders: Spinn mit der linken Hand und denk dabei oder sprich: wisel span oder (en) tran! Dann steckt man den Rocken samt Hanf, Spindel und Garn dorthin, woher „die Wiesel" kommt und wenn sie nicht spinnen kann, so verzieht sie sich.

Die Maulwürfe versucht man an manchen Orten zu vertreiben, indem man eine Spule, woran der Faden verkehrt gesponnen worden, mit dem verkehrten Ende in die Erde steckt.

Wenn der Maulwurf im Garten stößt, rufe man eine alte Frau, welche dreimal auf den Haufen tritt und spricht: friden, en ålt frâ trid en. Dann verzieht sich der Maulwurf.

Anderes, was wir in dieses Kapitel hätten unterbringen können, insbesondere einige Zaubermittel und Zaubersprüche zum Schutze des Feldes gegen die Sperlinge und anderes Getier, wollen wir später als agrarischen Aberglauben aufführen.

Das Wohlergehen des Bauern hängt nicht zum kleinsten Teile von der Zahl und vom Gedeihen der Haustiere ab. Es ist eine harte, grausame Redensart: „Ein Kind — ein Wind, doch wenn einem das Sattelpferd umsteht, das ist kein Spaß", aber treffend kennzeichnet sie den Wert, den die Arbeitstiere für den Bauern besitzen. Darum ist er auf ihre Erhaltung, auf ihre Gesundheit nicht minder bedacht als auf die eigene Gesundheit und auf das eigene Leben. Und da nach dem Volksglauben viele Krankheiten der Tiere durch übernatürliche Einflüße entstehen, muß auch hier Zauber- und Segensspruch helfen.

Beim Rindvieh. Der Deutsch-Kreuzer Pfarrer Michael Binder schreibt: Die mehrsten Vorurteile, die sich hiebei unter dem gemeinen Volke äußern, betreffen die Kühe und ihre Milch. Denn öfters geschieht es, daß sie die Milch sehr hart und mit Mühe von sich geben. Alsdann ist die Kuh von den Hexen schon gemolken worden, oder die Milch ist mit etwas Blut untermischt und alsdann ist sie ganz verhext.

Verwahrungsmittel sind:

1. Wenn die Kühe zum erstenmal auf die Weide getrieben werden, so legt man die Pflugeisen oder auch die Ofenrute ins Thor, damit die Kühe darüber weg gehen.

2. Man schlägt die Kuh beim ersten Austreiben mit einer Ofenrute kreuzweise über den Rücken.

Beides ist allgemein bekannter deutscher Bauernbrauch. In Niederösterreich legen die Hausmütter, wenn die Kühe zum erstenmal auf die

Weide getrieben werden, den Besen über die Thürschwelle oder sie streifen die Kuh mit demselben über den Rücken. Über die Herkunft und Bedeutung des Aberglaubens ist wiederholt gehandelt worden, so auch von Mannhardt, Die Götter der deutschen und nordischen Völker, S. 63.

3. Man nimmt in der Frühe, fährt Binder fort, noch ehe die Kühe zum erstenmale ausgetrieben werden, drei Eier und wirft ein jedes davon auf einen besondern Kreuzweg.

4. Man steckt in den Stall über die Kuh etliche Sprossen von Hagebutten (kaipendörn), davon auch die Hirten beim ersten Austreiben eine Rute zu haben pflegen, und welche Kuh nun damit berührt wird, die soll das Jahr vor den Hexen gesichert sein.

Wir fügen hinzu, daß in Sächsisch-Regen heute noch am Georgentag kapenduern auf die Gassenthüre gesteckt wird.

5. Wenn die Kuh ihr Kalb zur Welt bringt, so nimmt man einen Nagel von Birkenholz und schlägt ihn an denjenigen Ort oder auf die Stelle, auf welche das Kalb gefallen, so tief in die Erde, daß er nicht gesehen wird.

6. Man läßt die Milch gebenden Kühe alle an einem Stückel Salz lecken und vergräbt sodann solches ungesehen unter das Gemeindethor, damit die ganze Kuhherde drüber gehe, sodann kann man die Menge Butter machen.

Gegenmittel sind:

1. Wenn die Kuh beim Melken nicht stehen will, so prügelt man selbe mit umgekehrtem Besen. Alsbald erscheint die Hexe, welche alle diese Schläge empfindet und sucht die Kuh durch gütliche Zureden von den Schlägen zu befreien, und die Kuh wird fernerhin nicht mehr behext. Nach einem andern, aus der Gegenwart stammenden Berichte, muß man der Kuh einen Kittel anlegen und auf diesen schlagen.

2. Wenn die Milch mit Blut untermischt ist, so gibt man diese Milch der Kuh zu saufen.

3. Wenn die Kuh beim Melken harnt, welches allemal ein sicheres Kennzeichen ihrer Verhexung ist, so zieht man sogleich vom rechten Fuße den Schuh aus, faßt ihren Harn in denselben und hängt ihn sodann in den Rauchfang. Sogleich erscheint die Hexe, welche, wenn sie gut ausgezankt wird, künftig alsdann ihre Kunst wenigstens an diesem Hause nicht mehr versucht.

Bei Pferden. Die Aufzeichnungen Michael Binders enthalten unter dieser Überschrift folgendes: Auch diese guten Tiere sind nicht

ganz frei von Hexen und ihre durch die abwechselnde Sommerhitze und Nässe zusammengerollten Mähnen sollen nichts anders als Trudenzöpfe sein, die man ohne große Gefahr des Pferdes nicht aufmachen darf.

Verwahrungsmittel:

1. Man heftet an jeden Zaum und Halfter ein Stückel von rotem Tuch.

2. Man hält einen von Knoblauch geflochtenen Zopf im Stall.

In vielen Herrschaftsställen werden zur Verscheuchung der Hexen schwarze Ziegenböcke gehalten, deren Geruch sie nicht sollen vertragen können; bei uns armen Landleuten aber, wo die Pferde nicht vor beständig im Stalle sind und da mit Haber gefüttert werden, würde ein solcher Held teils ohne Gesellschaft nicht bleiben, teils auch kostbar sein, mithin behilft man sich nur mit minder kostbaren Mitteln.

3. Man spinnt mit der linken Hand einen etwa 7 Ellen langen Faden und steckt diese Spindel zusamt dem Rocken an den obern Boden des Stalles, so kann keine Hexe zu den Pferden.

Gegenmittel:

1. Wenn das Pferd mit den Füßen stampft, so soll es sicher verhext sein und dann behängt man dasselbe mit einer Decke und räuchert es mit Weihrauch und Teufelsabbiß (vulgo Pipesblätter) bis es schwitzt, auch gibt man ihm von der Wurzel dieses Krautes etwas in Haber zu fressen.

2. Man bindet eine Rebe von wilden Himbeeren um den Leib des Pferdes.

Um ein gestohlenes Pferd wieder zu bekommen, nimmt man alles Reitzeug, so das Pferd jemals auf sich gehabt hat, als Sattel, Decke, Zaum, Halfter u. s. w., thut solches, wenn gebacken worden ist, gleich in den heißen Backofen, stopft das Loch mit nassem Stroh (urzen) so fest zu, daß keine Hitze heraus und keine Luft hineindringen kann, und wenn das Pferd nun nicht bis über den neunten Hattert entführt worden, so muß es wieder nach Hause kommen. (Michael Binder.)

Dasselbe Verfahren empfiehlt: „der zu vielen nützlichen Wissenschaften dienstlich anweisende und auf vieler Verlangen und Begehren fortgesetzte Curiöse Künstler", Nürnberg, 1705 (Germania 22, 258): „So nimm desselben Rosses Zeug, als Sattel und Zaum, stecke es in einen Backofen und vermache den Ofen wohl, so kann der Dieb das Pferd nicht weg bringen".

Wenn ein Pferd nicht bei der Stutterei (in der Herde) bleiben will, was gemeiniglich dann geschieht, wenn das Pferd von

einem unweit gelegenen Nachbardorfe gekauft worden, nimmt man Mispel vom Birnbaum, schneidet dem Pferde vom Schopf und Schweif etliche Haare ab und bindet solches alles zusammen in ein Tüchlein. Wenn nun das Pferd im Stall stehet, so bohrt man ein Loch in die Schwelle der Stallthüre, steckt das Zusammengebundene hinein und schlägt es mit einem Nagel von Haselnußstrauch zu. Hierauf führt man das Pferd in die Thüre so weit heraus, bis es mit dem einen Fuß über die Schwelle tritt, zeichnet den Huf des herausgesetzten Fußes auf der Erde ab und schneidet sodann diese Erde mit einem Messer ganz heraus, in dieses Loch streut man eine Handvoll Salz und legt es mit der ausgenommenen Erde wieder zu. (M. Binder.)

Ein wenig anders als Binder aus Kreuz berichtet, geht man in Nadesch vor. Damit das Vieh von Verhexung frei bleibe, bohrt man in die Stallschwelle ein Loch, legt Salz, Knoblauch und Sauerteich hinein und schlägt das Loch mit einem Stopfen, der ein Dorn sein muß, wieder zu. Während der Arbeit darf niemand zusehen, sonst hilft es nicht, im Gegenteil es schadet. Dies geschieht immer am Georgitag. Kommt es aber doch vor, daß ein Vieh verhext wird, so braucht der Eigentümer nur das Loch aufzumachen und das Vieh von dem Inhalt des Loches zu schmieren

An andern Orten begnügt man sich damit, am Georgitage einen Dorn in die Stallthüre zu schlagen.

Die Pferde immer fett und munter zu erhalten, dazu dienen nach Binders Aufzeichnungen diese beiden Mittel:

1. Wenn man in der Christnacht um 12 Uhr die Pferde tränkt, so werden selbe niemals mager noch müde, sondern bleiben auch bei schlechtem Futter immer munter und fett.

2. Wenn man von einem Gehenkten eine Hand bekommen kann und bestreicht die Pferde damit, so sollen sie auch immer fett bleiben.

Tiere, Herden, Felder nackt umgehen. An einigen Orten kommt es noch vor, daß der Hirt, wenn er die Schweine zum erstenmale austreibt, es nackt thun muß. Als ein Pfarrer dieses abschaffen wollte, fragte ihn der Ortsvorstand, ob er alle Schweine bezahlen wolle, die verrecken würden, wenn der alte Brauch unterbliebe? Ob der Pfarrer diese Verpflichtung übernommen, wird nicht erzählt.

Die Talmescher treiben alle Jahre einmal um die mitternächtige Stunde mit lautem Geschrei und Peitschenknall die Schweineherde zum Dorfe hinaus auf einen bestimmten Platz. Dort wird die Herde von

den nackten Hirten (früher von alten nackten Weibern) dreimal im Kreise umsprungen und dann bis zum grauenden Morgen draußen gehalten. Hiedurch, so glaubt man, sollen alle Fährlichkeiten von den Schweinen und den Teilnehmern am Spektakel für das betreffende Jahr abgewendet werden.

Soll eine Kuh, glaubt man ziemlich allgemein, zum erstenmal kalben, so muß eine nackte Frau um dieselbe herumgehen, ihr Hemd über den Rücken der Kuh hinübergeben und unter dem Bauche wieder hervorziehen.

In vielen sächsischen Gemeinden, so z. B. in Deutsch-Zepling, ist man der Meinung, daß der, der sein Saatfeld vor Sperlingen schützen wolle, dieses in der Frühe vor Sonnenaufgang, ohne mit jemandem zu sprechen oder hinter sich zu sehen, nackt umgehen müsse. In Martinsberg herrscht derselbe Aberglaube, doch in der Art näher bestimmt, daß der Akt während des Körnens des Getreides und zwar ebenfalls in der Frühe vor Sonnenaufgang vorgenommen werden muß. In Halwelagen muß es in einer bestimmten Nacht und Stunde geschehen, nachts von 11—12 Uhr vom 24. auf den 25. Juni, also in der Johannisnacht. Der Aberglaube geht in ganz Europa und bei vielen außereuropäischen Völkerschaften um.

Um sich eine reiche Ernte zu verschaffen und ihr kleines Feld vor Meltau zu sichern, geht die Hausfrau des Indianers bei Nacht und verdecktem Himmel völlig entkleidet auf den Acker und umwandelt ihn. Sie nimmt an, daß das schädliche Gewürm nicht über diese Linie hinauskönne. Genau so muß auch in Masuren ein Feld, auf welches Erbsen gesäet wurden, von einem unbekleideten Frauenzimmer umgangen werden.

Eine andere, in allen Gegenden nicht nur Deutschlands, sondern auch des übrigen Europas häufig vorkommende Art des Flurbegangs sind die Flurumritte zum Zwecke der Abwehr aller schädlichen Einflüsse von den Saatfeldern. Man sehe das Nähere bei W. Mannhardt, Baumkultus 561, bei Rochholz, Naturmythen 21 und H. Pfannenschmid, Germanische Erntefeste.

Wetterbeschwörung. Dem Korrespondenzblatte des Vereins für siebenb. Landeskunde 2, 75 entnehmen wir die folgende Formel:

Wen man eyn schuere wolk mitt hagel den früchtten czu schaden merktt, soll man die volgende wortt draymall noch eynander reden wnd mitt eynem andechtigen vatter wnser beschlissen kegen der wolken gekerett, mit aufgedecktem haubtt sprechen:

Vnd der Herr ging auß in eynen altten langen wege vnd es begegnet im ein sehr große schuartze wolke, vnd der Herr sprach czu ir, wor soltu hin du schuarze wolk, wor soltu hin? Da sprach sie czu dem Herren: ich soll hin zegen, dem armen man schaden czu thun, dem korn seyne vurtzel aus czu waschen vnd die kornkeyder hin vnd her czu veruerffen, auch den weynstok seyne vurtzel aus der erden czw waschen vnd auch die weynkerren hin vnd wider czu verwerffen. Der Herr aber sprach: kerum, kerum du große schuarze wolk, nitt tthue dem armen man schaden, sonder gehe hin in den wilden waltt vnd wasch aus den großen eichen eure vurtzel vnd czurschlach innen eure nest vnd zerstrawe eure bledder. Diese wortt sprach Gott der Herr, kerum, kerwmb du große vnd schuarze wolk vnd nitt wandel aus, dem armen man schaden czu thuen. S. Petre czeig auß den scharffes schuertt vnd hawe entzuehe die große vnd schuarze wolke, auff das sie nitt hin gehe, dem armen man schaden czu tthuen.

Der Schreiber fügt dieser gegen Ende des 16. Jahrhunderts gemachten Aufzeichnung bei: probatum an sit, me · latet, probet, quicunque vult.

3. Bestimmte Zeiten, Tage und Tageszeiten im Aberglauben.

In der Thomasnacht (tumesnôcht), der längsten Nacht des Jahres, wird an vielen Orten die Nacht versucht oder gemessen von Knechten und Mädchen. Die Knechte zerbrechen an diesem Abend den Mädchen den Spinnrocken und verbrennen ihn samt dem Hanfbund daran. Daher nehmen die Mädchen statt des Spinnrockens nur Stecken und statt des Hanfs schlechtes Werg an diesem Abend in die Spinnstube mit. Sind die Mädchen allein, so backen und belustigen sie sich und suchen den künftigen Geliebten zu erforschen. In der Thomasnacht gehen manche auch Schätze graben. Auch reiten an diesem Abend, noch mehr aber am Abend gegen den Georgs- und Johannistag, die Hexen auf Kühen in den Hof, wenn man nicht Zweige vom wilden Rosenstrauch oder ähnliches dornichtes Gezweig über die Hofthüre steckt. Die Pferdeköpfe auf den Zäunen halten auch Hexen und böse Geister ab. Daher versäumen an vielen Orten die Leute nicht, dem alten Brauch gemäß sich zu schützen; auch manche Ungläubige und Zweifelnde thun es in dem Gedanken: nützt es nicht, so schadet es auch nicht.

Die Christnacht bringt man wachend beim krästgrumpes (Christklotze) zu, man heißt das die Christnacht messen oder versitzen. Um 12

Uhr wird in Malmkrog und sonst die große Glocke geläutet und ein Choral vom Turme geblasen.

In Kerz kommt der Christmann auf einem mit Katzen bespannten Wagen.

In Thalheim und wohl auch sonst verkündet der Burghüter in dunkler Frühe der Gemeinde das Fest, indem er mit lauter Stimme ins Dorf hinein ruft:

Krästwurst menj!	Christwurst mein!
Aller legden är Trenj	Aller Leute Katrein
Sål hotj fräsch uch gesånjt senj!	Soll heute frisch und gesund sein!

In den Zwölften, d. i. in den zwölf Tagen von Weihnachten bis zum Dreikönigstag, pflegt man in Stolzenburg und Schaas keine Hülsenfrüchte zu essen, weil man sonst am Mund einen unheilbaren Ausschlag bekomme.

In dieser Zeit hütet man sich in Dürrbach kauend über die Schwelle zu gehen, denn das jôrschfärken und der gotsbôrig gehen um und — auch das Vieh wird in diesem Jahre sonst von den Maden gequält. Warum das? Ja darum fragt und kümmert sich der Aberglaube nicht, er denkt nicht, er glaubt; je ungereimter und dümmer etwas, desto eher und fester glaubt er. Das credo, quia absurdum est: ich glaube es, weil es widersinnig ist, ist bei ihm gleichsam Grundsatz. Und wenn etwas nicht gemäß seinen Aussprüchen ausfällt, hat man alle Entschuldigung zur Ehrenrettung des Aberglaubens bereit.

In diesen Tagen darf nicht gesponnen werden. Simrock sagt in seiner Mythologie: „In den zwölf Nächten von Weihnachten bis Berchtentag schien die Sonne auf ihrem tiefsten Stande auszuruhen, bis sie ihren Lauf wieder aufwärts wandte. Darum durfte in der hochheiligen Zeit der Zwölften nichts rund gehen, was namentlich auf das Spinnen und Fahren bezogen wird".

Die zwölf Nächte gelten seit uralten Zeiten für ein Abbild des Jahres, darum: wie das Wetter in diesen 12 Tagen ist, so ist es nachher in den 12 Monaten des Jahres.

In dieser Zeit drischt man in Martinsdorf den Haber, weil ihn dann im kommenden Jahre nach der Aussaat die Erdflöhe nicht fressen.

In der Sylvesternacht scheut man sich an vielen Orten aus dem Hause zu gehen, weil derjenige, welcher im kommenden Jahre sterben soll, einen goldenen Sarg am Himmel sieht; auch halten an vielen Orten

die Toten auf dem Kirchhof Kirche, nachdem ihr Pfarrer dreimal auf einem weißen Pferde um die Kirche geritten. Eine reiche Fülle ähnlichen Aberglaubens bietet Georg Schullers verdienstvolle Arbeit über den volkstümlichen Brauch und Glauben bei Tod und Begräbnis im Siebenbürger Sachsenlande.

In Bodendorf, Malmkrog, Streitfort, Zuckmantel wurden bis in die letzte Zeit von Burschen in der Neujahrsnacht Strohbündel aus ausgedroschenen Garben auf Bergspitzen angezündet.

An vielen Orten werden am Sylvester (an einigen am Neujahrstage), in Trappold am Pfingstsonnabend unter dem Läuten die Obstbäume mit Stroh umwickelt; dann tragen sie im nächsten Jahre reichlich. So geschieht es noch in: Denndorf, Malmkrog, Schaas, Feldorf, Neudorf, Streitfort, Stein und Bekokten. Das ist auch in Deutschland fast überall üblich. In Niederösterreich, Tirol und auch sonst thut man es am Weihnachtsabend. (Kuhn, Norddeutsche Sagen 407; Birlinger aus Schwaben 2, 12; Germania 21, 415.)

Auf mancherlei Art wird in der Neujahrsnacht die Zukunft ersehen oder erforscht:

Ist der Himmel in dieser Nacht heiter, so legen die Hühner im Jahre viele Eier. (Meschendorf.) Heller Mondschein berechtigt zur Hoffnung auf eine volle dunkle Scheuer. (Unterwald.)

In Mühlbach und sonst wird in der Neujahrsnacht der Zwiebelkalender gemacht. Man legt 12 Zwiebelhülsen auf einen Teller, gibt jeder den Namen eines Monats, salzt sie und stellt sie hinaus aufs Fenster. Nach der größern oder geringern Menge der bis zum folgenden Morgen in den Schalen befindlichen Flüssigkeit bestimmt man die Regenmenge der durch die Schalen bezeichneten Monate des kommenden Jahres. (Vgl. Woestes Mitteilungen in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins N. F. 11, 83.)

In der Neujahrsnacht wird auch von manchen Mädchen der künftige Bräutigam erforscht entweder durch Bleigießen oder man schöpft schweigend Wasser vom Brunnen, füllt ein Glas damit, schlägt ein Ei hinein und weissagt dann aus der Gestalt desselben am folgenden Morgen. Auch holen manche rückwärts gehend Holzscheite vom Holzlager; ist die Anzahl eine gerade oder ungerade wie das Jahr, so heiratet man innerhalb Jahresfrist. In Mühlbach stellt sich das Mädchen um 12 Uhr mit zwei brennenden Kerzen vor den Spiegel, um darin seinen künftigen Lebensgefährten zu sehen.

Auch werden Immergrünblätter auf die Feuerstelle oder auf eine heiße Feuerschaufel gelegt; kräuseln sie sich, bedeutet es Glück; verbrennen sie, so stirbt man im Jahr.

Will man wissen, wer von zwei, drei Personen zuerst sterben wird, so legt man die Fäuste abwechselnd um einen langen Stock, wie wenn die Städter beim Ballspiel „schwadimieren"; wessen Faust am Ende des Stockes obenan kommt, der stirbt zuerst. Das nennt man fêchen oder fäusten. Ob fêchen zum mittelhochdeutschen veic (zum Tode reif) gehört? Auch in der bergisch-rheinischen Mundart hat „feig sein" die alte Bedeutung: dem Tode verfallen sein. (Zeitschrift für deutsche Philologie 3, 332.)

In Bootsch wird in der Neujahrsnacht Kukuruz (Mais) gekocht, damit der im Frühjahr auszustreuende Same gleich dem gekochten Kukuruz größer werde, d. h. keime und aufgehe.

Morgenrot am Neujahrstage zeigt Krieg an und Wind deutet auf Pest.

In Neudorf glaubt man, daß in der Neujahrsnacht das Vieh in der Geisterstunde spreche; wer aber die Sprache höre, müsse in dem Jahre sterben. Darum wagt es niemand in dieser Nacht in den Stall zu gehen. So sagt man auch in der Pfalz, in Baiern und Tirol.

Die Neujahrsnacht ist überhaupt die Nacht der Wunder. „Dann steht, wie Menzel schön sagt, die Zeit auf eine Weile still; es ist gleichsam ein Riß, eine Spalte in der Zeit, durch welche die Ewigkeit mit ihren Entzückungen und Wundern hineinschaut. Darum wird Wasser zu Wein, darum können die Tiere reden und weissagen, darum wachen die Toten auf, steigen versunkene Städte und Reiche empor, blühen und reifen die Bäume, darum regen sich die Steine und öffnen sich die Pforten der Unterwelt".

Am **Aschermittwoch** wurde früher vielerorts ein Strohmann gemacht und zuletzt verbrannt. In Groß-Schenk war dieser gêkel aus Erbsenstroh.

In Gergischdorf wird am Aschermittwoch von Burschen, die in Frauenkleidern stecken, Asche auf der Gasse gesäet. In Halwelagen wird die Asche vom Aschermittwoch auf die jungen Kohlsetzlinge gestreut.

In Denndorf dürfen die Frauen am Aschermittwoch nicht spinnen, weil sonst die Schweine Würmer bekommen.

Der **Fasching** (de fuosnicht, Fastnacht) wird in Braller aufgehangen. Zwei weiße und zwei rote Pferde ziehen den Schlitten, auf dem ein mit weißem Tuch umwundener Strohmann sich befindet und neben ihm ein Wagenrad, das gedreht wird. Zwei Burschen als Männer

verkleidet folgen trauernd dem Schlitten. Die übrigen Burschen des Ortes begleiten zu Roß mit Bändern verziert den Zug. An der Spitze desselben fahren auf einem Wagen oder Schlitten zwei mit Wintergrün bekränzte Mädchen. Vor einem Baum wird Gericht gehalten, wobei Burschen, als Soldaten verkleidet, das Todesurteil fällen. Die beiden alten Männer versuchen den Strohmann zu rauben und zu fliehen, doch es gelingt ihnen nicht. Da erhaschen die zwei Mädchen plötzlich den Strohmann, überreichen ihn dem Henker, der ihn an einen Baum hängt. Vergeblich versuchen die zwei alten Männer den Baum zu erklettern und den Strohmann zu befreien; sie fallen immer wieder herab und verzweifelnd werfen sie sich auf die Erde und weinen und heulen um den Gehenkten. Da tritt der Altknecht auf und hält eine Rede, in der er erklärt: der Fasching habe ihnen nicht nur Gutes, sondern auch Böses gebracht, er habe ihnen die Schuhe zerrissen, sie matt und schläfrig gemacht und darum sei er zum Tode verurteilt worden.

Am Marientage (am Tage Mariae Verkündigung, den 25. März) wird in Feldorf, und in Braller am Himmelfahrtstage jetzt noch Jahr für Jahr der Tod ausgetragen. Der Tod, eine Strohpuppe, wird mit reichem Frauenschmuck und gelbem Schleier versehen. In Feldorf heißt man das die Marienjungfer verbrennen. Unterbleibt der Gebrauch nur einmal, so ist die Folge, daß ein Bursche oder ein Mädchen in dem Jahre stirbt, oder daß ein anderes Unglück die Gemeinde trifft.

In Kronstadt bestand der Brauch den Tod in feierlicher Weise auszutragen bis zum Jahre 1714.

Weiteres findet man darüber in Fr. W. Schusters Deutschen Mythen (Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde 9, 467 ff.)

Die Sitte, Strohpuppen ins Feuer zu werfen, die verhaßten Götter des Winters, ist uralt und weit verbreitet. Sieh Simrock, Mythologie [3] 29. 537. 555; E. H. Meyer in der Zeitschrift für deutsche Philologie 3, 439; Picks Monatsschrift 4, 376. 549. 740, dann 5, 113. 255 und 7, 80. 184.

Am schwarzen Sonntag (Judica) darf man sonst nirgends hingehen als in die Kirche; der Teufel geht um und sucht, wen er verschlinge. (Hermannstadt).

In der Kreuzwoche oder tauben Woche sowie an den Quatembertagen ist es nicht gut säen.

Der Curiöse Künstler (Nürnberg 1705) sagt: Man hält auch gewiß dafür, der Weitzen werde so leicht nicht brandicht, wann er in

der Creutz-Wochen im letzten Vierthel des Monden gesäet wird. Germania 22, 257.

In der tauben Woche (vor Ostern) setzt man keinen Knoblauch.

In der Karwoche darf nicht mit dem Bleuel gewaschen werden, weil es sonst hagelt. (Denndorf.) Dasselbe Verbot gilt andern Orts für den Himmelfahrtstag.

Am Karfreitag geht man während der Kirche auf den Friedhof und holt Attich, — ein Mittel gegen jede Krankheit. Regnet es am Karfreitag, so kommt ein gesegnetes Jahr. (Seiburg.)

Am Ostertage und zwar gewöhnlich am dritten Tage des Festes werden an vielen Orten die Frauen begossen, weil sonst der Flachs in dem Jahre nicht wachsen würde. Darum lassen es die Frauen auch willig über sich ergehen.

Die roten Ostereier (gegelft ācher, gegelbte Eier) fehlen natürlich nirgends.

Vielerorts, so in Pruden, Halwelagen und Johannisdorf, kommt noch am zweiten Ostertag der Eierlauf und das Eierauflesen vor. (Vereins-Archiv 10, 148.)

In Kelling tanzte vordem die Jugend am zweiten Ostertag um das auf einen Mastbaum gepflanzte Rad.

Seit alten Zeiten schießt man am zweiten Ostertag auf Hähne oder schlägt mit verbundenen Augen nach ihnen.

In der Nacht gegen Georgi darf man nicht auf dem Schopfen oder in der Scheune schlafen, weil die Hexen dann dort ihr Spiel treiben. (Stolzenburg.)

Am Himmelfahrtstage darf nicht mit dem Bleuel geklopft werden, sonst schlägt der Hagel und zwar soweit im Felde, als der Bleuel gehört worden. Der Grund dieses Aberglaubens liegt weniger in der Bedeutung des christlichen Festes als in der Bedeutung des Tages, an dem es gefeiert wird; es ist der geheiligte Donnerstag, der dem Donnergotte gewidmete Tag. Darum zieht das Bläueln am Himmelfahrtstage die Wetter an.

Zwischen Ostern und Pfingsten darf man nicht das Quartier wechseln, nicht heiraten.

Am Pfingsttag wurden vordem in Seiburg die drei Königinnen gemacht. Drei Mädchen wurden von den andern dazu ausgewählt und diese, von den Müttern hübsch aufgeputzt, unter Gesang zum Tanzplatze geführt. Es muß so sein, gibt man dem zur Antwort, der nach dem Grunde fragt.

In Trappold werden die Fruchtbäume am ersten Pfingsttag während des Mittagläutens mit einen Strohband umwunden.

Johannistag. Spinnen zwei Weiber, die gute Freundinnen sind, am Johannistage während man die Abendglocke läutet, zusammen einen Faden und zwar so, daß die eine spinnt, die andere den Rocken hält und teilen sie dann diesen Faden und tragen ihn bei sich, so bewahrt er sie vor allerlei Unglück und macht sie glücklich in der Liebe. (Vereinsarchiv 4, 251.)

Am Johannistage darf an vielen Orten nicht gearbeitet werden; sonst kommt Unglück über die Gemeinde.

Am Johannistage blühen die unterirdischen Schätze; aber nur Sonntagskinder sehen das Blühen und können die Schätze heben.

Am Johannistage kann man erfahren, wer aus der Familie bis zum nächsten Sommer stirbt. Man windet aus Johannisblumen so viele Kränze, als die Familie Glieder zählt, wirft die Kränze einzeln dreimal aufs Dach und wessen Kranz oben bleibt, der muß bis zum nächsten Sommer sterben. (Sächsisch-Regen.)

Am Peter- und Paulstage darf man nicht baden, denn man könnte ertrinken. (Malmkrog.) Auch in Schwaben steht der Tag im Verdacht, daß er einen Menschen haben müsse. (Birlinger, Aus Schwaben 1, 388.)

Bis zum 24. August wird das geschnittene Korn an manchen Orten, so in Schaas, nicht eingeführt, weil bis zu diesem Tage die Gewitter herrschen und durch Blitz oft Brandunglück entstanden ist; an diesem Tage ziehen die Wetter heim (de wäder zæn hîmen).

Wochentage. Die wichtigsten Tage im Aberglauben der Sachsen sind der Freitag, der Sonntag und der Donnerstag.

Der Sonntag. Wer das Hemd, das ihm seine Mutter am Sonntag genäht hat, anzieht, der stirbt. Der nach Wuttke auch in Oldenburg bekannte Aberglaube ist scheinbar gegen das Nähen am Sonntag, gegen die Entweihung des Tages gerichtet. Ursprünglich hat er wohl einen andern Sinn gehabt. Ein Hemd, an dem Sonntags gesponnen, gewoben und genäht worden, ist ein sogenanntes Nothemd, ein Hemd, das gegen den Schlachtentod schützte oder, modern gefaßt, den Todeskampf verlängert.

Das gedroschene Korn soll man den Sonntag über nicht in der Tenne liegen lassen, sonst nehmen es die Truden. (Tartlen.)

Am Sonntag soll man nicht Holz hauen, man heizt sich die Hölle damit. (Malmkrog.) Der Satz will offenbar der Sonntagsentheiligung steuern.

Sonntagskinder sind Glückskinder. Sonntagskinder können durch die mit Mohnöl bestrichenen Daumennägel die in der Erde vergrabenen

Schätze ersehen. Dasselbe gilt, wie wir gleich nachher sehen werden, von dem siebenten Kinde.

Dienstag. In Deutsch-Zepling treibt kein Hirte an einem andern Tage als am Dienstag das Vieh zum erstenmal auf die Weide. Vielleicht geht die Sitte auf einen alten Rechtsbrauch zurück, doch ist zu beachten, daß in Westfalen und im Harz der Dienstag zum Antritt eines Dienstes als besonders günstig gilt.

Donnerstag ist mancherorts der Hochzeitstag. Die meisten Wochenmärkte fallen auf diesen Tag.

Freitag.

Am Freitag ändert sich das Wetter.
Ist das Wetter die ganze Woche wunderlich,
So ists am Freitag ganz absunderlich.

An einem Freitag zwischen den Marientagen ist es gut säen.

Der Essig muß am Freitag aufgegossen werden, sonst gerät er nicht. „Alle Freitag soll der Hausmeister selbsten den Essig füllen", gebietet 1654 die im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1878, 356 abgedruckte Haushaltungsordnung des Benediktinerklosters Schwarzach am Rhein.

Am Freitag soll kein Neumond entstehen, lieber soll die Welt zu Grunde gehen.

Am Freitag kommt hier und dort noch ein Kind ungekämmt in die Schule. „Kämmen am Freitag bringt Ausschlag", ließ die Mutter eines Schulmädchens dem Lehrer an der Bistritzer Vorstadtschule sagen; in Schwaben mehrt es das Ungeziffer.

Das Brot, das man am Freitag backt, wird kleberig. (Tartlen.)

Am Freitag ist es nicht gut, eine Reise zu unternehmen.

Freitagskinder sind Unglückskinder.

Wie überall, so ist auch unter uns der Freitag ein verworfener, unheilbringender Tag und zugleich, wie aus den folgenden Glaubensstücken hervorgeht, ein Hexentag und zu sympathetischen Kuren geeignet.

Wird ein Kind mit einem Fehler geboren, so sitze die Mutter neun Freitage in die Hausthüre und bekreuze das Kind, so wird das Gebrechen gehoben. (Stolzenburg.)

Die Wöchnerin, die sich versehen hat, soll sieben aufeinanderfolgende Freitage auf der Thürschwelle, mit dem Gesicht zur Gasse gekehrt, sitzen, dann wird das Kind vom Gebrechen frei. (Minarken und St. Georgen.)

Früher ward jede schwere Arbeit, auch die Feldarbeit Sonnabends nachmittag vermieden.

Am Abend des Sonnabends darf nicht gesponnen werden. Ja mancherorts soll am Sonnabend überhaupt nicht gesponnen werden; wo aber gesponnen wird, legt man mit dem ersten Schlag der Abendglocke den Spinnrocken weg. „Es ist allgemeiner Volksglaube“, bemerkt Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 2, 56, „an den Vorabenden bestimmter heidnischer Festzeiten, sowie an Sonnabenden müsse jede Spinnerin ihre Kunkel leer gesponnen haben. Rad und Rocken werden zugedeckt in die Ecke gestellt, Samstags werden keine Spinnstuben besucht. Die Magd, die in der Samstagsnacht fortspinnt, erhält daraus ein Linnenzeug, dessen Fäden sich ungleich bleichen; was am Samstag gesponnen wird, stiehlt der Weber. Wer über Feierabend spinnt, vergeht sich gegen Sonne und Mond, denn die Sonne des morgigen Tages ist die allsehende und das Bild im Monde zeigt ja das Gesicht und den Rockenstiel jener verwünschten Frau, die am Sonnabend spann“.

Um nachzuholen, was am Sonnabend und Sonntag versäumt worden ist, stehen die Arkeder Frauen am Montagmorgen schon um zwei Uhr auf und gehen in Gesellschaften zum Spinnen. Zuweilen wird auch die ganze Nacht vom Freitag auf den Sonnabend gesponnen und solch eine Nacht nennen sie gainzelnôcht.

Auch die Tageszeiten sind dem Aberglauben von Bedeutung. In der Nacht ziehen die Truden aus, an der Spitze den fidelnden Trudengeiger, und tanzen draußen im Felde um einen einzelnstehenden Baum. In der Nacht stehlen sie den Kühen die Milch. „Das geheimnisvolle Dunkel entspricht dem geheimnisvollen Thun“.

Wenn man zwischen 11 und 12 Uhr in der Nacht in ein fremdes Dorf kommt, führen einen die Truden irre. (Tartlen.) Die Stunde von 11—12, wo alles den Menschen anheimelnde Leben schlummert, ist die Stunde der Geister; mit dem Schlag der zwölften Stunde hebt der neue Tag an und die Geister müssen weichen.

Bei Sonnenaufgang flieht der Zauber; bei Sonnenaufgang wirken die bannenden Sprüche am besten.

Zwischen 11 und 12 darf man keine Reise unternehmen.

Das zwischen 11 und 12 geborene Kind ist ein Unglückskind.

4. Die Tiere im Aberglauben.

Die Katze war der Frouwa (Freyja, Holda) heilig. Ausführlich handeln darüber Grimm, Simrock, Schuster (in seinen Deutschen Mythen aus siebenbürgisch-sächsischen Quellen) und Hildebrand im Deutschen Wörterbuch.

In Felsdorf bringen die Brautknechte der Braut zur Morgengabe in einer Wiege, in Johannisdorf in einem verdeckten Kehrrichttrog eine Katze und wiegen sie auf dem Tisch vor der Braut.

In Kerz kommt, wie schon erwähnt, der Christmann auf einem mit Katzen bespannten Wagen gefahren. Frouwa, die Schwester des Frô, des Gottes der Liebe, fuhr mit einem Katzengespann.

Wenn sich die Katze putzt (wäscht) und streckt, kommt ein Gast oder das Wetter ändert sich, es regnet. (Allgemein; so auch in Niederösterreich, in Schwaben und sonst. Germania 20, 349. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1, 117.)

Wenn die Katzen im Hause schön aussehen, ist und bleibt auch das Vieh im Hofe gut.

Wenn man kinten (Ausschlag im Mundwinkel) hat, nimmt man eine Katze und zieht den Katzenzagel durch den Mund, dann vergehen die kinten. (Brenndorf.)

Wenn einen etwas trifft (wenn er epileptisch wird), so soll man der Katze die Ohren abschneiden und das Blut dem „von der schweren Krankheit“ Getroffenen geben, so vergeht das Übel. (Tartlen.)

Man stutze den Katzen Schwanz und Ohren, dann können die Truden sie nicht reiten. (Tartlen.)

Wenn man ein neues Haus bezieht, so muß man einen Hund oder eine Katze zuerst hineinwerfen, sonst stirbt bald ein Familienglied. Man bringt den Geistern des Hauses ein Tier zum Opfer, um ihre Gunst zu gewinnen; vor Zeiten mußte ihnen eines Menschen Leben dargebracht werden, wenn sie dem neuen Hause Dauer und Glück geben sollten. Die Stellvertretung haben auch in Deutschland die Katze und der Hund übernommen. (Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube S. 281.)

Hat man eine verlorene Katze wieder gefunden, muß man sie dreimal um den Herdfuß drehen, dann läuft sie nicht fort und man stiehlt sie nicht. Will man eine gestohlene Katze behalten, muß man es auch so machen.

Unter eines Baumes Wurzel, der nicht tragen will, legt man eine schwarze Katze oder einen schwarzen Hund, (da liegt dann der Hund begraben).

Der Hund ist der Hüter vergrabener Schätze und verzauberter Jungfrauen. Im Aberglauben hat er vieles mit der Katze gemein, aber was die Katze bei uns nicht kann, das kann er: nahen Tod verkünden.

Wenn die Hunde zum Himmel gekehrt heulen (garstig thun), steht eine Feuersbrunst, wenn sie zur Erde gekehrt bellen, ein Todesfall in der Nähe bevor.

Des mythischen Welthundes (Höllenhundes) haben wir in anderm Zusammenhang bereits gedacht. (S. 256.)

Der Wolf. Wenn Wölfe und Füchse bis auf den Marktplatz kommen, dann ist die Teurung nicht fern.

Wenn man den Wolf bei Tisch erwähnt (ràcht), so frißt er einem etwas. (Tartlen. Vgl. S. 92.)

Wenn der Wolf der Herde nicht beikommen kann, so frißt er Maulwurfshügel, dann hat er Mut und reißt alles zusammen, was ihm vorkommt. (Tartlen.)

Begegnet man einem Wolf oder Fuchs, so hat man Glück. (Werd und sonst.) Der Aberglaube ist Jahrtausende alt. Der heidnische Germane — sagt Lucae in den Preußischen Jahrbüchern 45, 564 — muß dem Wolf wegen seiner Blutgier und Kampflust, dem Heldengeist eines Volkes entsprechend, Verehrung gezollt, ihn als sieg- und glückverkündendes Tier betrachtet haben. Die Römer legten ihm die gleiche Bedeutung bei. Auch bei ihnen war er dem Kriegsgott heilig. Daß aber nach germanischer Auffassung die Erscheinung des Wolfs auch Heil und Glück verkündend war, lehrt vor allem die schöne Sage, die Paulus Diakonus von seinem Urgroßvater Leupichis erzählt. Diesem, der als Kind von den Avaren in die Gefangenschaft fortgeschleppt worden war, zeigte ein Wolf den Weg in die Heimat.

Der Hase. „Dem tapferen, unerschrockenen Wolf, dessen Begegnen Mut und Hoffnung einflößt, steht der feige, furchtsame Hase als nachteiliges, entmutigendes Zeichen überall zur Seite“. (Grimm.)

Man sieht in Werd nicht gern einen Hasen über den Weg laufen, denn das bedeutet Unglück. Warum wohl? Weil sich der Mensch identificiert mit dem vorüberlaufenden Hasen und daraus folgert, daß er sich furchtsam und scheu benehmen und seine Aufgabe eben deshalb nicht bestehen werde.

Als der Fürst Sigmund und der kaiserliche General Georg Basta im Jahre 1601 mit ihren Haufen nicht weit von einander sich gegenüber lagen, ließen sich in dem siebenbürgischen Lager viele Hasen sehen, das war, meint der Chronist Georg Krauß, ein sicheres Anzeichen für die Furchtsamkeit der Siebenbürger und die bald darauf folgende Flucht derselben. Friedrich Müller erzählt die Geschichte in seinen Siebenbürgischen Sagen

Nr. 74. An derselben Stelle teilt er auch noch eine andere ergötzliche Geschichte mit, in der wieder das Hasenomen der Kernpunkt ist.

Das Schwein. Wer von Schweinen träumt, hat Glück; so glauben die einen, die andern aber, so die Malmkroger und Mettersdorfer meinen, daß dann jemand aus der Familie sterbe.

Der Maulwurf. Wer einen Maulwurf ertappt, mit den Fingern im Nacken faßt und an die Sonne hält, bis er stirbt, der erhält in seinen Fingern die Kraft, wehe Brüste säugender Frauen durch Berührung zu heilen.

Der Frosch zählt wie überall zu den wetterkündenden Tieren.

Der Kröte wird zauberwirkende Kraft zugeschrieben. In der Nacht kommen, sagt man zu Urwegen, Kröten über die ausgedroschene Frucht in die Tenne und verschleppen die Körner; sie sind mit eisernen Gabeln nicht umzubringen.

Ein reicher Wirt kommt in Wurmloch zuweilen in den Verdacht, er habe mächtige Kröten in Keller und Scheuer unter einem dicken Stein, die ihm des Nachbars Korn aus der Tenne zuführten. (Vgl. das im Abschnitt von den Truden Gesagte.)

Einer Erdkröte muß man aus dem Wege gehen, weil es eine Hexe sein kann. Es ist ein weitverbreiteter Volksaberglaube, daß Hexen häufig Krötengestalt annehmen. (Henne-Am Rhyn, Die deutsche Volkssage [2], 106 ff.)

Henne und Hahn. Dem Hause, in dessen Hof eine Henne kräht, steht ein großes Unglück bevor, wenn die Henne nicht sogleich getötet wird. (Vgl. dazu Schullers Abhandlung über den volkstümlichen Brauch und Glauben bei Tod und Begräbnis 1863, S. 31, und Germania 20, 353.) Nur die wilden Vögel geben vorbedeutende Zeichen; dem Hausgeflügel fehlt diese Gabe, die Henne allein macht eine Ausnahme.

Wer bestohlen worden ist, nehme eine schwarze Henne und esse an 9 Freitagen samt dieser Henne nichts; der Dieb wird entweder das Gestohlene wieder bringen oder er wird sterben. Die Leute heißen dies die schwarze oder die schwere Fast gegen jemanden aufnehmen. (Klein-Scheuern und sonst.)

Wenn ein Hahn 9 Jahre alt ist, so legt er ein Ei und brütet es aus und alle Kinder, die auf das Hühnchen sehen, müssen sterben. (Tartlen.) Aus dem Ei, das ein siebenjähriger Hahn legt, läßt der Aberglaube anderwärts den Basilisken stammen.

Die Gans hat im Aberglauben keine besondere Bedeutung. Wenn die Gänse im Hofe schreien und sich waschen, soll die Kälte abnehmen; das ist alles, was man uns von ihr gesagt hat.

Krähe und Rabe. Der Rabe gilt wohl wegen seines schwarzen Gefieders, seines heisern Geschreies und wegen seiner Leichenspeise allerwärts als Unglücks- und Todesbote. Seine Farbe deutet die dunkele Sturmwolke an. Wenn ein Rabe oder eine Krähe einzeln in einem Orte krähet, so steht ein großes Unglück bevor. Das Unglück von Bun soll durch einen ähnlichen Unglücksvogel vorausverkündigt worden sein; wie überhaupt bei diesem erschütternden Unfalle mancherlei Aberglauben zu Tage trat. Am 13. Mai 1870 nach 6 Uhr nachmittags ergoß sich nämlich über das eine Stunde oberhalb Schäßburg in einem engen Seitenthale der Kockel gelegene Dorf Groß-Bun ein Wolkenbruch, dessen Gewässer innerhalb 2 Stunden über 60 Wohnhäuser samt Wirtschaftsgebäuden und an 200 Menschen in denselben, die in den Fluten ihr Grab fanden, mit sich fortrissen: ein Unglück, das durch sein plötzliches Hereinbrechen weithin allgemeines Entsetzen verbreitete.

Wenn Raben schreiend übers Dorf fliegen, sagt man in Tartlen, so wollen sie Fleisch haben; es stirbt jemand im Orte.

Wenn man Garn einäschert, muß ein Knabe sorgen, daß nicht eine Krähe aufs Dach kommt, sonst wird das Garn zu Werg.

Wenn eine Krähe auf dem Dache schreit, kommt ein Gast.

Wenn die Krähen nachts schreien, kommt Aufruhr unter das Volk. (Tartlen.) Der gleichen Vorstellung begegnet man in Böhmen: es entsteht Zank in dem Hause, über das eine schreiende Krähe fliegt; aber, wenn Mannhardt (Zeitschrift für deutsches Altertum 22, 14) recht hat, nur dann, wenn es eine einzelne Krähe ist. Doch auch bei uns bedeutet eine schreiende Krähe für gewöhnlich nur dann Unheil, wenn sie vereinzelt fliegt. (Sieh oben.)

Die Elster ist ein unheilbringender Vogel. Wen kreischende Elstern auf dem Wege begleiten, dem stirbt jemand aus der Anverwandtschaft. (Malmkrog.)

Wie der Rabe, der für sehr klug gilt, so zählt auch die Elster zu den wahrsagenden Vögeln. Wenn eine Elster über den Weg läuft, sagen die Tartler, kommt eine Neuigkeit in die Familie, aber es ist selten eine angenehme.

Die Eule heißt in Bekokten der Totenvogel, in Tartlau der Sterbevogel, in Bulkesch der Leichenvogel, andern Orts Tschuwik, in der Schweiz Kivit. Wenn eine Eule in deinem Hofe schreit, sagt man zu Werd und sonst, so stirbt aus deinem oder des Nachbars Haus jemand. Neben dem Hund ist die Eule der gefürchtetste Todesbote.

Vgl. Georg Schullers Abhandlung über den volkstümlichen Brauch und Glauben bei Tod und Begräbnis, 1863, S. 32.)

Die Schwalben sind dem Aberglauben seit uralten Zeiten heilige Tiere; sie zu töten oder ihre Nester zu zerstören, bringt Unheil. (Grimm, Mythologie [3] 637 f. Germania 20, 351.) Wer ein Schwälbchen tötet, dessen Kuh gibt blutige Milch. (Tartlen.) Zu Ertingen in Schwaben hat schon das Vertreiben der Schwalbe dies zur Folge. (Birlinger, Volkstümliches 1, 125.)

Das Haus, an dem Schwalben ihr Nest bauen, ist sicher vor Erdbeben und Feuersgefahr. (Allgemein.)

Wenn man im Frühling die erste Schwalbe sieht, soll man sich ausschuhen und die Fußsohlen untersuchen, findet man ein weißes Härchen daran, so wird man, — wie die Katzendorfer und Groß-Alischer behaupten — glücklich. Verwandt damit und völlig übereinstimmend mit dem gegen das Fericht angewendeten Heilmittel (S. 266.) ist der Aberglaube, den Grimm im Anhang der ersten Ausgabe seiner Mythologie LXXVI, 217 aus der Chemnitzer Rockenphilosophie mitteilt: Wer Frühlings die erste Schwalbe sieht, stehe alsbald still und grabe unter seinem linken Fuß mit einem Messer in die Erde, so findet er eine Kohle, die ist das Jahr gut für das kalte Fieber.

Der Kukuk scheint zu dem heidnischen Götterwesen in naher Beziehung gestanden und eine göttliche Bedeutung besessen zu haben. Aber er verheißt nicht allein Glück, sondern auch Unglück; Unglück wohl nur, seit seine ursprüngliche Bedeutung unter dem Einfluß des Christentums in eine teuflische ist verkehrt worden. Er bringt wie die Schwalbe die Botschaft des neuen Frühlings und weissagt überall denen, die ihn fragen, wie viele Jahre sie noch leben werden, und ledigen Mädchen sagt er, wie viele Jahre sie unverheiratet bleiben sollen. So ziemlich alles, was über ihn zu sagen ist, enthalten die Untersuchungen Mannhardts in der Zeitschrift für deutsche Mythologie 3, 209 ff. Auch der siebenbürgische Brauch und Aberglaube ist dort berücksichtigt worden.

Wenn der Kukuk in die Haus- und Hofgärten kommt, so regnet es. (Deutsch-Zepling.)

Wenn der Kukuk im Dorfe erscheint und schreit, so kommt ein armes Jahr. (Tartlen.)

Wenn man im Frühjahr den Kukuk zuerst schreien hört, soll man sich vorwärts über den Kopf überschlagen, dann thut einem der Rücken das Jahr über nicht wehe. (Tartlen. Vgl. S. 266.)

Wenn man zum erstenmal im Jahre den Kukuk rufen hört und ihn fragt:

Kukukkniecht,
fô mer riecht,
wefel jôr fål ich liewen?

und er dann weiter ruft, so hat man nur zu zählen, um die Zahl der Jahre zu erfahren. Mädchen fragen: wefel jôr fål ich nôch de bìrten (Borten) drọn? Der Aberglaube läßt sich bei Deutschen und Franzosen bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückverfolgen. Die Benennung Kukukknecht hat ihre eigene sagenhafte Geschichte. In Deutschland lautete unser Spruch im Anfang des 17. Jahrhunderts:

Kukuk, Beckenknecht,
Sag mir recht,
Wie viel Jahr ich leben soll.

Dazu bemerkt Jakob Grimm in seiner Mythologie 641: es werde erzählt, der Kukuk sei ein verwünschter Bäcker- oder Müllerknecht, der in teurer Zeit armen Leuten von ihrem Teig gestohlen habe.

Den Neunmörder darf man nicht umbringen; wer es thut, der hat neun Jahre hindurch immer Unglück. (Tartlen.)

Die Bienen waren schon den Völkern des Altertums aus leicht begreiflichen Gründen geheiligte Tiere.

Wessen Bienen, sagt man bei uns, durch eine Wolfsgurgel fliegen, bekommt fette Schwärme.

In der Mark Brandenburg empfahl man: eine Biene durch eine Fuchsgurgel fliegen zu lassen, dann brächten seine Bienen reichen Raub heim. (Engelien und Lahn, Der Volksmund 273.)

Wenn der Hausherr stirbt, muß man es dem Vieh im Stall und den Bienen klagend mitteilen, sonst hat man Unglück. (Nadesch.) In Westfalen sagt man, indem man an den Bienenstock klopft:

Ime, din här es dot,
verlatt mi nit in miner not!

In Niederösterreich und sonst glaubt man, daß die Bienen abstürben, wenn man es unterlasse, ihnen den Tod des Wirten anzusagen. Der Brauch ist deutsches Gemeingut. Über die Verbreitung und Bedeutung desselben ist schon oft gesprochen worden, von Simrock in seiner Mythologie, von Rochholz in seinem trefflichen Buche von deutschem Glauben und Brauch 1, 147, von Blaas in der Germania 29, 99, von Fr. W. Schuster im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 9, 309. 479 und andern.

5. Die Pflanzen im Aberglauben.

Die Linde, die unsere Kirchenberge ziert und zu Pfingsten das Innere des Gotteshauses schmückt, sie vermag nach volkstümlicher Anschauung Zauberkräfte zu brechen. Darum sagt man zu Tartlen: pflanze Linden ums Haus, dann können die Hexen nicht ankommen.

Einen Hagebuttenstrauch soll man am walachischen Georgitag ins Thor stecken; kommen dann die Truden, so verwickeln (fergadern) sie sich darin und kehren sobald nicht wieder zurück. (Tartlen.)

Mit Hartriegel oder Rotbaum soll man Tiere nicht schlagen, sonst sterben sie oder sie werden zum mindesten krank. (Tartlen.)

Der Hollunder und Attich erfreuen sich eines ganz besondern Ansehens; sie sind, nicht ohne allen Grund, hervorragende Bestandteile der bäuerlichen Hausapotheke. Sie erlösen vom Fieber und mancher andern Krankheit, schützen im Stall das Vieh vor Zauber. Darum entblößt der Hilfesuchende vor ihm das Haupt, spricht, das Knie beugend, den heilsamen Spruch. Das ist uralte, auf manchem Dorfe heilig gehaltene Tradition, nicht allein in Siebenbürgen, sondern auch in Meklenburg und Schwaben, im Süden und Norden Deutschlands. (S. 267.)

Der Knoblauch bricht bösen Zauber und heilt mancherlei Krankheiten. Der Knoblauch war es wohl, der nach Homer den Odysseus stark machte, den Künsten der Circe zu widerstehen, und nach Throphrast in Kleinasien gebraucht wurde, den Zauber abzuwehren, Gift unwirksam zu machen. Im germanischen Norden warf man Lauch in den Becher, ihn vor Verrat zu schützen. Als Helgi geboren ward, ging Sigmundr, sein Vater, aus der Schlacht, „dem jungen Helden edlen Lauch zu bringen". Auch von Shakespeare wird das Lauchtragen der Helden erwähnt. Im Volksglauben hat der Knoblauch, wie der Dill und Dorant und alles Starkriechende, heute noch zauberabwehrende und zaubererstickende Kraft. (Vgl. Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere[3], S. 178 ff. Anzeiger für deutsches Altertum 9, 213.) Darum darf man ihn nicht aus dem Hause geben. Wiederholt war schon bisher vom Knoblauch die Rede (so z. B. auf S. 260); wollten wir alle uns bekannten Fälle aufzählen, in denen er wirksam sein soll, wir kämen sobald nicht zu Ende.

Thue Knoblauch zum Gelde, dann können es dir die Truden nicht entwenden.

Man gibt Knoblauch in den Stall, dann können die Truden die Kühe nicht melken.

Knoblauch, der in einem Natternkopf gewachsen ist, macht die Truden sichtbar. (Vgl. den Abschnitt unter Truden und Trudengeiger.)

Den Leib mit Knoblauch schmieren, bewahrt vor Pest und Zauberei. Die Erklärung des Aberglaubens mag ein Citat aus Grimms Mythologie (1. Aufl. Aberglaube S. CXXIII, 2. Aufl. S. 1031) geben: „Die Hexen essen keinen Knoblauch; viele Leute schmieren sich in der Fastenzeit Brust, Sohlen und unter der Achsel mit Knoblauch, um sich gegen die Hexe zu sichern. Man glaubt, daß sie in der Faste mehr Leute esse als sonst".

Der Ritterſporn wird in Tartlen gegen Hexen und angezauberte Krankheiten empfohlen.

Man soll, sagt man dort, blaue Rittersporn aus dem Kornfeld über die Stallthüre stecken, wenn dann die Truden kommen, sprechen sie: „hier sind blaue Rittersporn, hier haben wir unsere Spur verlorn", und die Tiere werden nicht geritten und nicht gequält.

Wer krank ist, lege in die Schuhe Rittersporn, dann wirds besser.

Das Donnerkraut auf dem Dach des Hauses schützt gegen Blitz. Auch in Niederösterreich, am Rhein und sonst hat das Donnerkraut (die Hauswurz, sempervivum tectorum) dieselbe Bedeutung. Im Kölnischen Süderland sieht man es eben so häufig wie bei uns auf den Strohdächern der Häuser. (Germania 21, 416. Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins N. F. 11, 93.)

Erdbeere. Die erste Erdbeerenblüte, die man im Frühjahre sieht, soll man essen, dann bekommt man das Fieber nicht. (Tartlen.)

Der Burchert (atropa belladona) betäubt, macht wahnsinnig; wenn einer sich albern, schwärmerisch, toll benimmt, sagt man: ich dink, tu huest burchert gefôfen. Hat man von einem andern Burchert zu essen bekommen, so muß man im Wahnsinn alles das thun, was derjenige treibt, welcher das Kraut gegeben hat. (Schäßburg.)

Vierblätteriges Kleeblatt. Wer ein vierblätteriges Kleeblatt findet, ohne es gesucht zu haben, dem steht ein Glück bevor; auch kann der, der es gefunden hat, die Truden sehen, wie sie abends auf den Kühen heimreiten, den Trudengeiger voran. In Tartlen bringt es aber nur dann Glück, wenn man es nach Hause tragen kann, ohne über ein fließendes Wasser zu gehen.

Man soll in der Kirche, meinen die Tartler, kein vierblätteriges Kleeblatt ansehen, sonst sieht man die Truden mit Schöpfkannen (schôchtert) auf dem Kopfe und wenn man dann nicht als erster aus der Kirche herauskommt, „so schlagen sie eins so fürchterlich, daß mans seiner

Lebtage nichts vergißt". Ist man aber mit dem Blatte zuvor über einen Graben gegangen, so sieht man nichts. Alles das oder doch Ähnliches glaubt man auch an andern Orten, in Westfalen, Baiern, Österreich, Böhmen und Schlesien. (Germania 21, 411; Henne=Am Rhyn, Deutsche Volkssage[2] 86. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart,[2] S. 98.)

Springgras oder Springkraut schließt alle Schlösser auf; man kann damit auch verborgene Schätze heben. Nur die blaue Schlüsselblume gilt bei uns als thürsprengende Pflanze, als Springwurzel. Die Engel, heißt es in der Sage, steigen auf dem Regenbogen auf und nieder und wo dieser die Erde berührt, lassen sie ein goldenes Schlüsselein fallen; davon hat die Schlüsselblume den Namen.

6. Salz, Brot und Milch im Aberglauben.

Das Salz war den Vorfahren heilig; seit es die Kirche geweiht, wird es nicht nur als Schutzmittel gegen Behexung angewendet, sondern es kann damit auch Zauberei gewirkt werden.

Man thue Salz und Weihrauch in den Riemen (Gürtel), den man am Leibe trägt, und trage sie stets bei sich, dann reiten einen die Truden nicht. (Tartlen.)

Wenn man das Kind aus dem Hause in die Kirche zur Taufe trägt, thue man Brot und Salz in die Wickeln (Windeln), das schützt vor bösen Geistern. (Gergischdorf.)

Wenn ein Funke aus dem Feuer springt, schütte man Salz darauf, dann muß jeder der zur Thüre hereintritt, auf den Punkt sehen, wohin der Funke gesprungen ist, und hat er einen „bösen Blick", so schadet dieser niemanden.

Wenn Milch ins Feuer gelaufen ist, werfe man Salz hin, sonst thut der Kuh das Euter weh. (Tartlen.)

Gibt eine Nadescherin Milch aus dem Hause, so wirft sie jedesmal etwas Salz darin, damit man ihr den „Nutzen" nicht forttrage. Ähnliches empfiehlt der Curiöse Künstler vom Jahre 1705: Germania 22, 260. Zu Potsdam streut man Salz in die Milch, die man verkauft, damit die Kühe nicht behxt werden. (Engelien und Lahn, Der Volksmund 273.)

Salz und Knoblauch darf man nicht aus dem Hause geben, sonst gibt man das Glück mit.

Wirft man Salz auf den Rücken des Gastes, so kann er das Glück aus dem Hause nicht forttragen.

Das Salz muß man in eine neue Wohnung zuerst hineintragen, dann leidet man keine Not. So sagt man auch in Wien und an vielen andern Orten. Germania 29, 90.

Salz verschütten bringt Zank.

Die in den Ofen geschobenen Brote darf man nicht zählen. (S. unter Zahl und Zählen.)

Beim Hirsesäen halte ein Stückchen Brot zwischen den Vorderzähnen und sprich mit keinem Menschen, auch mit dem Vieh am Pfluge nicht.

Wer verschimmelt Brot ißt, wird reich; in Böhmen verläßt das Glück denjenigen niemals, der Brotrinde ißt.

Den Brotlaib mit der oberen Rinde oder mit der angeschnittenen Seite auf den Tisch legen, bringt Unglück oder Tod. (Malmkrog und sonst.)

Ehe man das Brot anschneidet, macht man mit dem Messer ein Kreuz darüber.

Mit Brot kann eine Feuersbrunst gelöscht und — wie in Oldenburg — ein Ertrunkener aufgefunden werden.

7. Sonne, Mond und Sterne.

In die Sonne, die sich unsere Volkslieder persönlich denken, als Frau Sonne ehren, soll man nicht mit dem Finger zeigen.

Vielerlei Zauber kann nur unmittelbar vor Sonnenaufgang wirksam geübt werden.

Die Träume, die man am Morgen oder gegen Morgen hat, hält man nicht allein im Sinn, sie gehen auch in Erfüllung. Sie erfüllen sich, d. h. sie sind, wie Wackernagel in seinen Kleineren Schriften 3, 213 ausführt, deshalb vor allen andern wahrsagend, weil da schon die Sonne heraufleuchtet und etwas ihres Lichtes auch in den Träumenden ergießt.

Jeden Sonnabend scheint die Sonne einmal ganz sicher, damit der arme Kantor sein Hemd trocknen kann. In Schwaben heißt: sie scheine, wenn auch nur auf einige Augenblicke, weil die Mutter Gottes ihren Schleier trocknen muß. (Vgl. S. 244 und Birlinger, Volkstümliches 1, 189.)

In die Sonne zu schießen, wird als schwerer Frevel angesehen.

Seit ältesten Zeiten wird dem Mondlicht ein weitreichender Einfluß auf die Vegetation der Erde und auf den Menschen und seine Schicksale zugeschrieben. Aus demselben Grunde, aus welchem weise Frauen zu Cäsars Zeiten dem germanischen Heerkönige geboten, sich vor Neumond in keine Schlacht einzulassen, geboten die Volksastrologen, die Kalender-

schreiber des vorigen Jahrhunderts, vor Neumond beileibe nicht zu purgieren und zu arzneien. Die alten Kalender, die ein ganzes System solcher Erwählungen durchführen, verlegen, wie sich W. H. Riehl in seinen Kulturstudien ausdrückt, alle positiven Geschäfte, wie Säen, Pflanzen u. s. w. in die Zeit des wachsenden, alle negativen, wie Holzfällen, Haarschneiden u. dgl. in die des abnehmenden Mondes.

Bei zunehmendem Mond muß man setzen, was aus der Erde herauswächst, bei abnehmendem, was in die Erde hineinwächst.

Bei Vollmond soll man Veilchen und Rosen setzen.

Wenn man bei Vollmond Schweine schlachtet, sind Würmer darin.

Wenn man den Neumond sieht, so soll man sich mit dem Messerrücken an die Stirne schlagen, dann bekommt man einen eisernen Kopf. (Tartlen.)

Wer Geld in der Tasche hat, wenn er nach Neumond den Mond zum erstenmal sieht, dem steht ein Glück bevor oder er hat das ganze Licht hindurch Geld.

Bei abnehmendem Licht darf man nicht ausweißen, sonst bekommt man Wanzen.

Es ist nicht gut, Kleider im Mondschein hängen zu lassen.

Daß sich das Wetter mit Neulicht ändert, daß überhaupt der Wechsel der Witterung in Verbindung steht mit dem Wechsel des Mondes, ist ein unerschütterlicher Glaubenssatz der Volksmetereologie.

Es ist nicht gut, mit dem Finger nach den Sternen zu zeigen; es geschieht ein Unglück. So lehrt auch die Chemnitzer Rockenphilosophie (Nr. 334), die Grimm im Anhang zur ersten Auflage seiner Mythologie hat abdrucken lassen; so glaubt man allenthalben. Man soll es nicht thun, sagt man z. B. in Westfalen, Thüringen und in der Schweiz, weil man sonst den Engeln die Äuglein aussteche.

Jeder Mensch hat seinen Stern am Himmel; wenn er herunterfällt (Sternschnuppen), so stirbt der Mensch, sein Licht erlöscht.

— —

Hier mag auch das wenige, was wir vom Regenbogen zu sagen haben, Platz finden.

Wo der Regenbogen auf die Erde langt, da liegt Geld oder ein goldenes Krummesser (schnäzer) begraben, man suche nur, man findet es. (Tartlen.)

In Süddeutschland glauben sie, an solchen Stellen seien goldene Regenbogenschüßlein zu finden.

Wer über den Regenbogen geht, wird in das andere Geschlecht verwandelt, der Knabe in ein Mädchen, das Mädchen in einen Knaben. (Halwelagen.)

8. Wind und Wetter.

Mancherlei hieher gehörige Aberglaube ist an andrer Stelle verzeichnet, wir müssen darauf verzichten, alles Einschlägige, so vor allem die profezeienden Wetterzeichen hier noch einmal zusammenzustellen.

Wenn ein starker Wind geht, hat sich jemand gehenkt und der Teufel führt seine Seele durch die Luft. Über die Bedeutung und Verbreitung des Aberglaubens, dem eine uralte germanische Anschauung zu Grunde liegt, vgl. Grimm, Mythologie[3] 601, Germania 29, 104, Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1, 193.

Ein Wirbelwind entsteht, wenn der Teufel eine Hexe erfaßt. (Sieh unten.)

Wenn es donnert, sagt man: Petrus fahre mit den leeren Fässern ins Weinland. In Norddeutschland schiebt Petrus Kegel, in Westfalen rollt Gott da oben mit seinen Bierfässern und — wieder humoristisch — in Kärnthen wirft Gott die Milchkübel im Donner. Man braucht derlei Redensarten nicht auf altmythische Vorstellungen, auf den im Wolkenwagen dahinrollenden Donnergott zurückzuführen; die Quelle, aus der alle Mythen geflossen, die alle Naturerscheinungen belebende Phantasie, ist unerschöpflich geblieben.

Wenn es zuerst im Frühjahr donnert, so muß man sich dreimal überschlagen, daß ist gut gegen Rückenweh. (S. 266.)

Wenn man einen Toten über den Hattert (Feldmark) führt, ohne daß in dem Orte deshalb geläutet wird, so zerschlägt der Hagel die Felder.

In ein drohendes Gewitter darf man nicht mit dem Finger zeigen; wers thut, den kanns erschlagen.

Durch das Läuten — insbesonders mit Glocken, die für das Wetter gegossen sind — wird ein drohendes Ungewitter vertrieben.

Über gewitterzerstreuende Glocken und Glockeninschriften sprechen wir an einer andern Stelle, bei den Inschriften. Im allgemeinen glaubt man, daß die evangelischen Glocken sicherer das Wetter vertreiben als die der rumänischen Kirchen, weshalb die Rumänen hier und dort auf das Läuten mit den sächsischen Glocken dringen.

In Henndorf wird beim Herannahen eines Gewitters in manchen Häusern geräuchert. In Böhmen wird, wenn ein starker Wind kommt,

Weihrauch angezündet und damit im Freien geräuchert, denn — heißt es — im Winde sei ein Drache, der durch seinen giftigen Hauch die Luft verpeste. Diese Motivierung geht nach Schwartz (Die poetischen Naturanschauungen 2, 165) zunächst wohl auf die bedrückende Gewitterschwüle.

Wenn es hagelte, ließen wir als Kinder Hagelkörner durch den Busen fallen, damit es aufhöre zu hageln.

Schwalbennester am Gesims und Donnerkraut auf dem Dache wehren den Blitz ab.

Des Donnersteins ist auf S. 268 gedacht worden.

Wenn man bei Tische alles aufißt, wird schönes Wetter. Allgemein auch in Deutschland. Der Glaube wurzelt in heidnischen Opfervorstellungen.

Wie fest der Glaube an zauberstarke Wettermacher vor zwei Jahrhunderten noch selbst unter den Geistlichen unsers Volks gewurzelt, davon erzählen die Hexenprozesse schaurige Mären, davon meldet der Chronist, den jedermann in Müllers Siebenbürgischen Sagen auf Seite 100 nachschlagen kann. Und es gibt Leute, die da meinen, daß die Wetterführer und Wetterhexen noch nicht ganz ausgestorben seien.

Mit Runensprüchen und Zauberliedern haben sie schon im 8. Jahrhundert Schauer- und Hagelwetter zu bändigen versucht.

Ob im sächsischen Ländchen jemand die Wolken und Wetter bannenden Sprüche noch zu sagen und zu brauchen versteht, ist selbstverständlich das Geheimnis weniger. Und wenn man sie vergessen hat, so ist es nicht lange her. Von allen uns bekannten wetterleitenden Bannsprüchen ist einer der interessantesten jener, den ein sächsischer Mann vor ungefähr dreihundert Jahren vielleicht von einer Amtsreise aus einem Hexenprozesse heimbrachte und niederschrieb. Wir haben ihn auf S. 280 mitgeteilt.

Eine alte, nichtsiebenbürgische Wolkenbeschwörung will das Ungewitter in die Wüste treiben, „daß es keinem Christen schaden möge, noch einem Thier, noch einer irdischen Frucht, noch diesem Land“. Vor vielen andern wetterkräftigen Segen zeichnet sich der siebenbürgische aus durch seine Knappheit und seinen rhetorischen Schwung. Wer will, kann aus ihm die letzten Reste ursprünglich stabreimender Verse heraushören.

Wie es einzelne unserer Wetterführer zu machen gewohnt waren, davon geben uns zwei Sagen Kunde. Die eine teilt Friedrich Müller auf Seite 46 seiner Siebenbürgischen Sagen und die andere Heinrich Wittstock in seinen Sagen und Liedern aus dem Nösner Gelände auf Seite 7 mit. Sie gehören in dasselbe Bild, das ein hervorragender

deutscher Forscher auf dem Grunde gemeindeutschen Aberglaubens also gezeichnet: Jene Wetter, welche nicht von Gott kommen, schickt ein besonderer Wettermann, welcher auf hohem Felsengebirge thronend, in seinen langen, roten,' im Winde flatternden Bart bläst — das ist der Wetterwind, welcher rasend schnell die aufgetürmten Wolken vor sich hertreibt — und seine Axt bald nach den Gipfeln schlanker Kirchtürme, bald nach den Kronen ragenden Eichen schleudert oder auch Menschen auf dem Felde erschlägt, welche der Allmacht Gottes trotzend, „in seine Wetter hineinspotten", — solche gibt der Herr dem Wettermann preis, daß er sie erschlage; ja auch schon über solche Menschen gewinnt er leicht Gewalt, welche die Kirche nicht besucht haben. Schlechte Christen verfallen dem rotbärtigen Donnergott des alten Glaubens, dem altheidnischen Donar, den die christlichen Priester zu einem Teufel und die jüngern Bauerngeschlechter zu einem teufelverschriebenen Wettermacher herabgewürdigt haben.

Das Wettermachen und Wetterführen war, wie alle schwarze Kunst, kein leichtes Beginnen. Im Schwabenland verstand es vor Zeiten ein Pfarrer, Wind und Wolken zu bannen. Kam ein Gewitter, so stellte er sich ans Fenster und „bannasierte" das Wetter, aber er hatte dabei so große Arbeit, daß ihm der Schweiß in Strömen über das Angesicht rann. Unsere siebenbürgischen Sagen wissen auch, daß der Wettermann durch seinen eigenen Zauber kann vernichtet werden.

Wäre der Lohn nicht ein so reicher gewesen, es hätte sich bald niemand mehr zu dem schweren und gefährlichen Geschäfte gefunden. So aber stehen, sagt der Verfasser der Beiträge zur Geschichte des Hexenglaubens und Hexenprozesses in Siebenbürgen, so stehen auch in unseren aufgeklärten Tagen „verdienter oder unverdienter Weise noch manche, besonders walachische Pfarrer im Rufe gegen das Wetter zu können, und der walachische Geistliche von Nadesch erhielt bis vor kurzem im Herbst von den Sachsen ein nicht ganz unbeträchtliches Mostgeschenk, weil sein Glockengeläute das Hagelwetter von der Markung des Ortes abwenden sollte. Wie mächtig muß ein Wahn gewesen sein, der noch tief herein in unser Jahrhundert seine Wurzeln schlägt und selbst die Träger der Bildung nicht ohne Berührung läßt".

Nicht immer geht des Zaubrers Absicht darauf, die Frucht zu verwüsten als vielmehr darauf, sich ihrer zu bemächtigen, sie aus dem Felde des Fremden auf seinen Acker oder in seine Kammer zu entführen. Sieh S. 292. Aus den „Beiträgen zur Geschichte des Hexenglaubens

und Hexenprozesses in Siebenbürgen" erfahren wir, daß 1639 die Merten Mehburgerin angeklagt worden, weil sie fremde Frucht in ihre Scheune gezaubert habe. Ein Heubaum an die Scheune gelegt, so glaubten die Alten, leitet das Korn des Nachbars ab, wenn die Trude dazu „gätz her" spricht. Schade, daß nur der eine Spruch bekannt ist, mit dem die Trude den Satan bittet: er wolle ihr geben, „daß des Himmels Reif abspringe, den will ich aufheben und über mein Land schütten, auf daß alle Herzkeitter des Repser Hatterts mögen mir zukommen auf mein Land, damit mein Land überflüssig sei!"

Zahlreich sind die Hagel abwehrenden Mittel; aber gerade die Menge läßt darauf schließen, daß sich keines als zauberkräftig, als stark genug erwiesen. Uralt ist das Wetterläuten, doch wirksam in allen Fällen nur dann, wenn mit Glocken, die für das Wetter gegossen sind, geläutet wird. Als einmal ein Zaubrer dem wetterführenden Mann zurief: er solle her kommen, da antwortete dieser aus der Luft: „Ich kann nicht, der große Hund (die Glocke) bellt, auch bin ich gefesselt". Um ja sicher zu gehen, wird — wie wir oben angeführt haben — beim Herankommen des Wetters in den Häusern geräuchert. Womit, das wird uns nicht gesagt. Obs wohl Juniperus Sabina ist, dessen Geruch die Hexen vertreibt? Oder sinds die Blütenkätzchen der Palmweide, die im Herdfeuer verbrannt dem Blitz einen andern Weg weisen? Auf Haus- und Thordächern wuchert schutzkräftig das Donnerkraut, das in seinem Namen das Abzeichen der ihm gewordenen Verehrung forträgt.

Erprobt hat sich das Messer gegen manchen Schaden böser Geister. In Klein-Schenk und wohl auch sonst stecken sie ein Messer vor die Thüre oder vor den Acker, dahin, wo sie wollen, daß das Wetter sich breche und Halt mache. Anderwärts tritt die Axt an die Stelle des Messers. Eine alte Kulthandlung verbirgt sich wahrscheinlich auch hinter diesem Brauche.

9. Agrarischer Aberglaube.

Es gäbe ein ganzes Buch, wollte man all den Aberglauben zusammen schreiben, der mit der Feldwirtschaft verknüpft ist.

Eine schöne Sammlung bietet G. A. Heinrichs Programmabhandlung über Agrarische Sitten und Gebräuche unter den Sachsen Siebenbürgens und der vierte Jahrgang des Korrespondenzblattes. Mannigfache Erläuterungen zu Heinrichs Arbeit enthalten die Artikel über Feldwirtschaftlichen Glauben und Brauch (von J. Wolff) in den Juli- und Augustnummern des Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes vom Jahre 1881.

An manchen Orten pflegen die Leute, wenn sie im Frühjahr zum erstenmale mit dem Pfluge aus dem Hofe fahren, eine Kehrrute (den Stock, an welchem der Besen befestigt ist) oder ein Messer oder das Pflugeisen (kûlter) ins Thor zu legen und darüber wegzufahren.

Beim ersten Austreiben des Viehes zur Weide verfährt man, wie wir vorhin (S. 276) erwähnten, in derselben Weise.

An einigen Orten säet man die von Weihnachten bis zum Dreikönigstag gesammelte Asche unter die Saatfrucht.

Während der Saatzeit soll man niemand Feuer vom Herde geben.

Den ausgestreuten Weizen schützt man vor Vögelfraß dadurch, daß man ihn vor Sonnenaufgang säet, beim Säen nicht rückwärts sieht und mit keinem Menschen spricht. (Klein-Scheuern.)

Will man Sperlinge von einem Acker abhalten, so gehe man nachts zwischen 11 und 12 Uhr auf den Friedhof, nehme Erde von sieben Gräbern und streue sie auf den Acker. — In Rothberg macht mans ein wenig anders: Man nimmt von einem frischen Grabe Erde und wirft sie auf den Acker mit den Worten: So wie dieser Mensch, von dessen Grab diese Erde ist, den Mund nicht mehr aufmachen kann, so sollen auch die Vöglein ihren Mund nicht aufmachen können und nicht von diesem Weizen fressen.

Um die Vögel von dem reifenden Kornfeld abzuwehren, nehme man von jedem Ende und aus der Mitte des Ackers eine Ähre, bringe sie nach Hause und thue sie an eine Stelle, wo niemand hinzugehen pflegt, und spreche dreimal also: Wenn jemand diese Ähren mehr (wieder) anrühren wird, so sollen die Vögel das Korn auch anrühren, wenn sie aber niemand anrührt, so sollen es die Vögel auch nicht anrühren. Im Namen Gottes u. s. w. (Tartlen.)

Man soll vor Sonnenaufgang Korn mahlen und das Mehl sollen ihrer zwei nehmen und in Wasser dick machen, dann aufs Kornland gehen, aber bis dahin und bis nach Hause, auch sonst mit einander kein Wort reden, dann sollen sie einen Faden durch das dickgemachte Mehl ziehen, so daß viel daran hängen bleibt; einer geht dann in diese, der andere in jene Furche und so gehen sie mit dem Faden quer über das Land; dann thun die Vögel dem Korn keinen Schaden. (Tartlen.)

In die Furchen soll man sich nicht niederlegen, sonst wird man krank. (Tartlen.)

Im Kornfeld sollen die Frauen nicht nähen und nicht zwirnen, sonst kommen Gewitter. (Tartlen.)

Auf dem Acker soll man sich nicht die Hände waschen, sonst entsteht Brand. (Deutsch-Zepling.)

Wer zuerst säet, dem gerät die Frucht nicht.

Wenn die Trauben süß werden, schwärzen die Weingartenhüter ihre Hemden mit Hollunderbeeren, das mehrt den Segen.

In der Kreuzwoche soll man nicht säen. (Vgl. S. 285.)

Kommt der Kukuk ins Dorf und schreit, so gibt es ein armes Jahr. (S. 294.)

Beim Einführen des Kornes werden in die erste Garbe zwei oder drei Knoblauchsköpfe gelegt gegen die Hexen. (Gierelsau.)

Beim Einführen des Kornes in die Scheune nimmt der Garbenleger die erste Garbe, stößt sie in den vier Ecken der Scheune dreimal mit dem Schnittende im Namen Gottes u. s. w. zu Boden, legt sie dann an ihren Ort und spricht: „Hier bring ich Korn und Stroh für mich, mein Weib und Kind; dies ist mein täglich Brot und der Mäuse ihr bittrer Tod". (Braller.)

10. Allerlei Aberglauben.

Rechts und links. Mit der linken Hand und über die Hand einschenken, ist nicht gut; man schluckt im Grabe.

Wem das rechte Ohr singt (brummt), den lobt jemand; singt ihm das linke Ohr, so ist er in bösem Gerede. (Allgemein) Grimm Mythologie[3] 1071.

Wer eine Trude fassen will, muß mit der linken Hand zugreifen, mit der rechten ist es umsonst. (Groß-Schenk.)

In dem Märchen vom Zauberroß (Nr. 10 der Haltrichschen Sammlung) konnte der junge Held die Hexe verwunden, als er das Schwert in die Linke nahm.

Einen Mondsüchtigen kann man heilen, wenn man ihn mit seinem linken Stiefel schlägt, sobald er aufstehen will. Der linke Stiefel muß es sein, weil die Krankheit eine angezauberte ist.

Im Altertum, auch noch im deutschen Mittelalter weissagten die rechten Vogelzeichen Glück, die linken dagegen Unglück.

Nach den Untersuchungen Wilhelm Wackernagels im 3. Bande seiner Kleineren Schriften, S. 213 ff. war das Rechts und Links der Augurien wesentlich eins mit den beiden Gegensätzen des Sonnenlaufs Osten und Westen. Auf die Bräuche und Vorstellungen, die sich an den vorbedeutenden Vogelflug knüpften, führt Wackernagel den Unterschied zurück, den man

überall zwischen dem Rechten und Linken als dem Guten und Bösen, dem Bessern und Geringern macht. In der Zauberei aber hat die linke Seite den Vorzug. Er ruht, wie Wuttke richtig sagt, teils auf der Lage des Herzens, teils auf dem Gegensatz zum Gewöhnlichen.

Zählen und Zahlen. An manchen Orten, so in Nadesch, hält man es nicht für gut, die in den Ofen geschobenen Brote, die Schafe und Bienenstöcke zu zählen. Kinder die es thun wollen, schickt man weg. Fragt jemand nach der Zahl der Schafe oder Bienenstöcke, so weicht man aus oder man gibt die Zahl nur beiläufig an.

Drei, sieben, neun sind fast bei allen Völkern heilige oder für Zauberhandlungen wichtige Zahlen. Aller guten Dinge sind drei. Die meisten Zauberworte müssen dreimal oder neunmal gesprochen werden. (Vgl. S. 261 f., 265 ff., 288.)

Das siebente Kind im siebenten Jahre sieht, wenn man ihm die Daumennägel mit Mohnöl bestreicht wie das Sonntagskind die Schätze, die in der Erde begraben liegen. Im siebenten Jahre wohl nur deshalb, weil mit diesem Jahre die Unschuld der Kinder aufhört. Das Schauen durch die bestrichenen Daumennägel erinnert an das deutsche Heidentum, das aus den auf die Fingernägel geschriebenen Zauberrunen weissagte.

Die Zahl dreizehn gilt für eine besonders böse. Die Passionsgeschichte hat jedenfalls dabei mitgewirkt; doch liegt der eigentliche Grund des Aberglaubens nicht in ihr, sondern nach Wuttke und andern darin, daß die auf die so harmonische, oft teilbare Zwölfzahl folgende unteilbare Zahl als eine unharmonische erscheint.

Krankheit und Tod. Die fallende Sucht (schwêr krinkt) wird den Leuten durch Hexen angezaubert oder durch böse Menschen angeflucht.

Wenn man sich mit einer Nadel sticht, so steckt man die Nadel in den Speck, dann eitert die Wunde nicht. Der deutsche Bauer reibt, wenn er sich geschnitten hat, das Messer mit Fett ein, und wenn dies trocken ist, wird „das Weh heil“ sein. Edward B. Tylor (die Anfänge der Kultur, 1, 118 der deutschen Übersetzung) sieht darin „ein schwaches Überbleibsel aus jenen Tagen, wo man noch Rezepte zu sympathetischen Salben in der Pharmakopoe fand“. Das Geschrei des Totenvogels und des Raben, das Heulen des Hundes mit erdwärts gesenktem Kopfe, das Träumen von plötzlich ausfallenden Zähnen und weißen Mäusen deutet bei allen deutschen Stämmen einen bevorstehenden Todesfall an. Es liegt nicht in unsrer Absicht, die übergroße Menge von Zeichen, die den Tod ansagen, hier einzeln anzuführen, um so weniger, als alles irgendwie Wertvolle

in Georg Schullers fleißiger Abhandlung über Brauch und Glauben bei Tod und Begräbnis zu finden ist.

Es ist merkwürdig, wie die Todesanmeldungen im Aberglauben überall dieselben sind.

Springt oder kracht oder fällt etwas im Hause: ein Spiegel, ein Bild, ein Glas u. dgl. ohne sichtbare Veranlassung, so steht ein Todesfall daselbst bevor.

Will man wissen, ob ein Kranker mit dem Leben davonkommt, so schmiert man seine Fußsohlen mit Speck und wirft diesen einem Hund vor; frißt er, so wird der Kranke gesund, im Gegenteil stirbt er. (Bistritz.)

Wenn einem Toten ein Auge von selbst sich öffnet, so folgt ihm einer seiner Angehörigen bald nach. So auch anderwärts. (Germania 29, 89.)

Wenn ein schwer Kranker fälschlich tot gesagt worden ist, so lebt er, wie man allgemein glaubt, noch wenigstens zehn Jahre. (Germania 29, 88.)

Wenn jemand gestorben ist, öffnet man die Fenster, daß die Seele hinausfliegen kann. Da ist die Seele noch immer wie in urältester Zeit als Lufthauch gedacht. Vgl. auch Liebrecht, Zur Volkskunde 371.

Ein schöner Aberglaube herrscht in Halwelagen. Wenn ein geliebtes Kind vom Mutterherzen gerissen wird und die Thränen in Menge fließen, dann umfluten die Thränen die Seele des Kindes und sie erstickt darin. So sind mehrere Kinder ihren Müttern klagend im Traume erschienen. Nah verwandt ist die rührende von Grimm in seiner Mythologie[3] 884 mitgeteilte Erzählung von dem toten Kindlein, das mit dem Thränenkrüglein in der Hand der Mutter erscheint und sie bittet, nicht mehr zu weinen, es müsse ja jede ihrer Zähren in seinem Kruge sammeln und er sei ihm jetzt schon zu schwer. Es ist uralter Glaube, daß man Tote nicht beweinen dürfe. „Nach der Edda, sagt Mannhardt, fällt jede Thräne dem Toten blutig auf die eiskalte angstbeklommene Brust. Nach dem Glauben der Westarier fließen die Zähren, welche man einem Verstorbenen nachweint, zu dem die Menschenwelt von der Geisterwelt trennenden Fluße zusammen, welchen die Seele überschreiten muß, ehe sie an die Pforte Tschinevar gelangt“. Auf die gleiche sittliche Empfindung ist wohl auch der Aberglaube zurückzuführen, daß Vieh und Geflügel schwer sterben könne, wenn man es bedauere.

Wenn man einen Seidenfaden einem Toten durch die Hand zieht und denselben dem Menschen, der Anlage zum Kropf hat, um den Hals

gibt, so bekommt er keinen Kropf. In Schwaben behauptet man, daß die Nadel, mit der ein Toter eingenäht worden, in den Büchsenschaft gesteckt, den Schuß nie fehlen lasse. (Birlinger, Aus Schwaben 1, 396.)

Erhenkte. Es ward schon bemerkt, daß Sturmwind entsteht, wenn sich jemand erhenkt hat.

Wenn man Pferde, überhaupt Vieh mit einem Fetzen (zader) von einem Erhenkten bestreicht, so werden sie fett. Am 2. Januar 1854 haben sich etliche zu Schäßburg um den Strick eines Mannes, der sich erhenkt hatte, förmlich gestritten. Demselben Aberglauben huldigt man auch in Schwaben und Böhmen (Birlinger, Aus Schwaben 1, 399; Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube [2] S. 129.)

Es ist überhaupt alles, was von Hingerichteten herrührt, zauberabwehrend und glückbringend. Dem Aberglauben liegt wohl der Gedanke zu Grunde, daß jede Hinrichtung ein Sühnopfer sei. Der Hingerichtete ist durch seinen Tod ein entsühnter geworden und darum wirkt, was von ihm genommen ist, selbst sühnend und heilbringend.

Ertrunkene. Ein Ertrunkener wird gefunden, wenn man in ein gehöhltes Brot ein Licht stellt und es fließen läßt; da wo das Licht verlischt oder das Brot stille steht, ist die Stelle, wo der Ertrunkene sich befindet. Wenn jemand in einem Fluße ertrunken ist und nicht gefunden wird, regnet es so lange und schwillt der Fluß an, bis der Tote gefunden ist.

Feuer wird durch den gegen Himmel bellenden Hund vorausverkündet. (S. 291.)

Das Feuer folgt dem Brandstifter auf der Spur über Stock und Stein, Wasser und Wehr.

Viele glauben, man könne die Feuersbrunst im Fortschreiten hindern, wenn man kleine Stückchen von einem solchen Brote, das im Ofen vergessen ward, neben die Häuser lege, die noch nicht brennen.

Das Umsichgreifen einer Feuersbrunst kann man verhüten, wenn man auf das Dach des Nachbargebäudes ein Brot aufsteckt. In Groß-Schenk soll das mit Erfolg gethan worden sein am 24. April 1869, berichtet man uns aus Tartlen. In Stolzenburg thuts Brot allein nicht, man muß zu diesem noch ein wenig Salz geben.

Das Feuer greift nicht weiter, wenn ein Pfarrer im Ornate dreimal um die Brandstätte reitet. Bei einem Brande in der Schäßburger Schaßgasse ist das vor nicht gar zu langer Zeit versucht worden. Zu Olvenstedt im Magdeburger Lande muß man im Namen Gottes mit

einem Schimmel um das Feuer reiten, dann schlägt die Flamme hinter dem Reiter her. Eben deshalb, sagt man im sächsischen Erzgebirge, ist das Reiten besser als das Gehen; aber auch der Reiter muß, wenn er seine Formel beendet, sogleich Reißaus nehmen, muß einen Bach oder Teich zu gewinnen suchen und durch das Wasser reiten, damit ihm das nachlaufende Feuer nichts anhabe. (Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1875, S. 723.) Schwartz (Die poetischen Naturanschauungen 2, 160) glaubt mit diesem Aberglauben in Verbindung bringen zu können die heidnischen Umzüge mit Götterbildern, mit dem heiligen Schiff der Gottheit, und als Parallele dieser Umzüge stellt sich ihm dar der uralte heilige Brauch die Städte zu umpflügen und beides erinnert ihn an Hermes, der im griechischen Mythus nicht bloß auf dem (Wolken-) Widder reitend dargestellt wird, sondern ihn auch auf den Schultern oder unter dem Arm trägt und so den Ort umwandelt, den er schützen will.

In Bulkesch glaubt man dem Fortschreiten der Feuersbrunst dadurch begegnen zu können, daß man in dem Rauchfange des Hauses, das dem Feuer zunächst steht, aber noch nicht brennt, ein Sieb dreht. Dabei ist einmal ein Zigeuner verunglückt. Das Siebdrehen gilt jedoch nicht nur für ein Unheil und Zauber abwehrendes, sondern auch, wie bald erwähnt werden wird, für ein wahrsagendes Mittel.

Das durch Blitz entstandene Feuer kann, wie man nach Birlingers Aus Schwaben 1, 407 auch in Württemberg glaubt, nur durch Milch gelöscht werden.

Hausschlange. An manchen Orten pflegen die Leute der Hausschlange jeden Abend in einem Teller an einem bestimmten Orte Milch hinzusetzen, damit sie das Haus vor Feuer und Unglück bewahre. So in Agnetheln und Zuckmanteln.

Auf jedem Hofe ist eine Natter, wenn man die umbringt, so stirbt der ganze Hof aus. (Tartlen.) Die Hausschlange ist hier der schirmende und segnende Hausgeist. (J. Wolff, Unser Haus und Hof 72.) In Niederösterreich ist es die Hausader. Germania 20, 354. Man soll dort, wo man eine Hausader schreien hört, einen Teller voll Milch hinstellen und zur Hälfte mit einem weißen Tuch bedecken, kommt dann die Hausader um zu trinken, so legt sie das Körnlein, welches sie auf dem Kopf trägt, auf das Tuch und entfernt sich. So in Stockerau. Germania 29, 101.

Drachen. Man sieht den Drachen oft in Gestalt eines Heubaumes mit Feuer über das Dorf fahren. Manchmal kehrt er auch durch den Schornstein in ein Haus ein und läßt entweder Geld oder Feuer zurück.

Viele glauben, bisweilen sei ein feuriger Drachen in Gestalt eines langen Sackes, der ganz mit gestohlenem Korn angefüllt gewesen, gekommen und habe das Korn einzelnen bevorzugten Menschen zugeführt. Eine solche Erscheinung wollen ihrer mehrere vor wenigen Jahren erst gesehen haben. (Keisd.)

Wenn bei Nacht der feurige Drache jemandem erscheint, so stecke man schnell eine Gabel in die Erde und er kann einem nichts anthun.

Die natürlichen Grundlagen der abergläubischen Vorstellungen vom feurigen Drachen sind, wie Schwartz in seinen Schriften vom Ursprung der Mythologie und von den poetischen Naturanschauungen 2, 85 nachgewiesen hat, die phosphoreszierenden Gewitterphänomene, das Wetterleuchten und der Blitz.

Truden und Trudengeiger (Zauberer) haben kein Männlein im Auge und keinen Schatten; der Teufel hat ihnen beides zum Pfand genommen. Daran erkennt man, mit wem es nicht richtig steht. Auch der Teufel ist schattenlos und, wie sich jeder aus Chamissos Peter Schlemihl erinnert, sind es auch diejenigen, die sich dem Teufel verschrieben haben. Überaus schön und sinnig hat Rochholz diese und die damit verwandten uralten Vorstellungen in seiner Abhandlung vom Körperschatten gedeutet.

Ein Wirbelwind entsteht, wenn der Teufel plötzlich eine Hexe erfaßt und mit ihr tanzt. Man muß sich hüten mitten in den Wirbel zu kommen, sonst nehmen sie einen mit oder wenigstens den Hut oder sonst etwas. „Ein Wirbelwind ist ein Hexenwind“, sagt man zu Stockerau in Niederösterreich und sonst. (Germania 29, 105).

Legt man einen Besen hinter die Thüre, so können die Hexen nicht ins Haus.

Wenn man in seinem Geschäfte oder in seinen Gedanken nicht fort oder zurecht kommt, ist man verhext.

Abends soll man den Bratspieß in den Ofen (Kachelofen) stecken, damit sich die Hexen darin spießen, wenn sie durch den Rauchfang ins Haus kommen. (Tartlen.)

Wer hexen kann, hat Ameisen und Kröten im Sold. Einem Bauer in Groß-Schenk stahl eine Trude das Korn aus dem Kasten. Einst kommt er vom Felde nach Hause und findet eine Kröte im Kasten, er will sie mit der Axt töten, vermag es aber nicht, da er diese in der rechten Hand hat. Als er sie in die linke nahm, verschwand die Kröte. (S. 306.)

Die Truden kann man am Georgentag sehen, wenn man vor dieser Zeit eine Natter erschlägt, in deren Kopf eine Knoblauchspalte setzt, beides

unter die Dachrinne legt und mit dem herausgewachsenen Knoblauch in der Hand abends die Truden erwartet. Auch wenn man ein vierblätteriges Kleeblatt in der Kirche anschaut, bemerkt und erkennt man die Truden. (S. 297.) Doch es ist gefährlich, sich solcher Mittel zu bedienen, die Truden suchen zu schaden. Ähnliches in Grimms Mythologie[3] 1032.

Das Wettermachen wird auch bei uns mehr Zaubrern als Zauberinnen zur Last gelegt, dafür ist aber das Gebiet, in welchem sich die übernatürliche Kunst der letzteren zu bergen pflegt, viel ausgedehnter und reicher. Es entspricht ziemlich genau auch dem siebenbürgischen Volksglauben, was Felix Dahn von ihnen sagt: „Die Hexen machen böse Wetter, Hagelwetter, Schauerschlag zum Schaden ihrer Feinde; sie peitschen zur Nachtzeit so lange die stöhnenden Gewässer bis grauenhafte Gewitter entstehen; im Wirbelwind entführen sie den Nachbarn Heu und Getreide aus dem Garten, von dem Erntewagen, ja noch aus der gefüllten Scheune; sie verschaffen sich Milch, Butter und Schmalz von fremdem Vieh, dessen durch Zaubersprüche geleerte Euter nachgehends vom Eigentümer vergebens gemolken werden; ja aus den Zaunstecken, aus den auf der Bleiche liegenden Linnen des Nachbars vermögen sie die Milch von dessen Vieh herauszudrücken".

Herd, Rauchloch und Schornstein. Die Katzen gewöhnt man, wie wir sahen, dadurch ans Haus, daß man sie dreimal um den Herdfuß dreht. Aus dem Herdwinkel (kint genannt) holt sich die Hausschlange die für sie bestimmte Milch. Und so wird der Herd in der That zum Sitz des Hausgeistes, des wesentlich, nicht bloß abstrakt gefaßten Geistes.

Wenn man die frischen Fußtapfen, welche der Dieb hinterlassen, in ein Säckchen thut und in den Schornstein hängt, so bekommt er die Auszehrung. Verwandt ist das auf S. 277 genannte Mittel gegen Verhexung der Kühe.

Wenn etwas Lebendiges, eine Katze, ein Hund u. dgl. verloren geht, so ruft man ihm durch das Ofenloch, dann kommt es zurück.

In Bulkesch hatte sich einer ersäuft und man ging von gemeindewegen und suchte ihn, fand ihn aber nicht. Da rief ihm seine Frau durchs Rauchloch, denn so, glaubte man, müsse er kommen.

Bahrrecht. Wenn ein Mörder bald nach der That in die Nähe des Gemordeten kommt, so fangen die Wunden des Toten an zu bluten. Allgemein bekannt ist die ergreifende Szene im Nibelungenliede. Wenngleich Grimm (Deutsche Rechtsaltertümer[2] 930) die frühsten Spuren des Bahrrechtes erst in den Gedichten des 13. Jahrhunderts gefunden hat, so ist es doch — wie Dahn, Bausteine 2, 14. 45 ausführt —

zuversichtlich heidnischen Ursprungs. Es beruht auf dem Glauben, daß die im Blute wohnende menschliche Seele in diesem noch eine Zeit lang nach dem Tode verweile und daß sich Gott derselben bediene, den Schuldigen zu bezeichnen.

In einem Schäßburger Hexenprozeß vom Jahre 1670 wird erwähnt, daß die Leiche eines getöteten Kindes stark geblutet habe, als die Hexe in seine Nähe gekommen.

Ein Bulkescher hatte seine Frau erstochen; als er vom Felde heimkehrte, fingen die Wunden an zu bluten; er wurde geständig und erhieng sich im Gefängnis.

Literarische Nachweise und weitere Belege aus Siebenbürgen gibt Friedrich Müller in seinen Beiträgen zur Geschichte des Hexenglaubens und des Hexenprozesses in Siebenbürgen S. 62 f. und in seinen Siebenbürgischen Sachsen Nr. 65 f. und S. 364.

Pesthemd. In Galt legt man zur Zeit der Cholera oder Pest ein weißes Hemd auf den Zaun; dann kommt eine fremde nackte Gestalt, nimmt das Hemd, geht fort und damit schwindet auch die Cholera oder Pest im Ort. Das Hemd muß in einer Nacht gesponnen, gewoben, genäht und gewaschen worden sein.

Als im Jahre 1849 die Pest (Cholera) auch in Gergischdorf wütete, fanden einige Männer eines Morgens vor dem Dorfe ein Hemd. Eingedenk alter Kunde und Sitte verscharrten sie das Hemd sogleich in die Erde und von Stund an hörte die Seuche in dieser Gegend auf. Wir haben die beiden Stücke Müllers Siebenbürgischen Sagen Nr. 46, 47 entnommen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir sie mit dem aus uralten heidnischen Vorstellungen erwachsenen Vampyrglauben verbinden. Beide stammen aus Grenzgemeinden des siebenbürgischen Sachsenlandes; das und anderes macht wahrscheinlich, daß der Vampyrglaube von den Walachen, bei welchen er heute noch in voller Kraft steht, zu uns gekommen ist.

Das Kind. Kluge Kinder werden nicht alt.

Wenn ein Kind geboren ist, schneidet die Hebamme ihm die Nabelschnur ab, zieht sie über eine Spule und läßt sie trocknen. Ist das Kind erwachsen, so läßt man es zuweilen durch die Nabelschnur sehen, dann wird es klug. (Groß-Alisch.)

Den kleinen Kindern muß die Mutter die Nägel zum erstenmal abbeißen, sonst lernen sie stehlen. Alt und allgemein bekannt. Die Folgerung „sonst lernen sie stehlen“ ist modern. Der Aberglaube wurzelt in der

Anschauung, daß die Hexen über den Gewalt bekommen, von dessen Körper oder Eigentum sie etwas in ihre Gewalt bekommen. Darum müssen ausgefallene Zähne, abgeschittene Haare und Fingernägel sorgfältig versteckt werden. Über verwandte Vorstellungen und Bräuche bei den alten Juden und andern Völkern berichtet Gaster in der Germania 26, 205.

Eine leere Wiege wiegen ist nicht gut. So auch in Schwaben. (Birlinger, Aus Schwaben 1, 393.)

Wenn das Kind zur Taufe getragen wird, darf man nicht durch ein Gäßchen gehen, sonst geht es, wenn es größer geworden ist, müßig (merlen).

Ein später geborenes Kind darf nicht den Namen eines früher gestorbenen derselben Familie erhalten, sonst stirbt es bald.

Wenn man über ein Kind grätscht oder schreitet oder es zwischen den Füßen durchgehen läßt, wächst es nicht. Dasselbe berichten Grimm, Mythologie ' Anhang Nr. 45, Birlinger und andere aus andern deutschen Gauen.

Kinder darf man nicht mit dem Kopf gegen Sonnenaufgang legen. Der Grund ist uns nicht mitgeteilt worden, aber es wird derselbe sein, der dem Alemannen gebietet: das Taufkind tief überdeckt zur Kirche zu tragen, dem Kinde die Sonne nicht in die Augen scheinen zu lassen, derselbe, den auch der Vers einer Liederfibel angibt:

> Wenn die Sonne mit hellem Schein
> Euch schauen will ins Bett hinein,
> Kinder, springt geschwind heraus,
> Sonst sticht sie euch die Augen aus.

Die Sonne frißt die Kinder, heißt es in der Schweiz. (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 2, 68.)

Glücks- und Heckpfennig. Bei jedem Viehkauf muß der Verkäufer von dem empfangenen Gelde dem Käufer einen Glückspfennig zurücklassen, sonst hat er kein Glück.

Wenn man bei einem Geldgeschäfte das erste Geld fortgibt, hat man kein Glück; auch muß man es anspeien, dann bringt es mehr.

Schatzheben. Wer mit einem andern einen vergrabenen Schatz heben soll, darf nicht denken, seinen Genossen zu übervorteilen, sonst verschwindet der Schatz.

Das Gleiche thun und denken. Wenn zwei zu gleicher Zeit nach dem Becher greifen, wird Judas aus der Hölle befreit.

Wenn zwei zu gleicher Zeit das Nämliche denken und aussprechen, so ist es wahr oder es kommt ein verliebtes Paar zusammen oder endlich es wird wie in Schwaben, Tirol und Schlesien, eine Seele aus der Hölle erlöst.

Die Vorzeichen sind mannigfacher Art. Sie wollen dem Menschen ohne sein Zuthun Zukünftiges vorausverkünden. Haus- und Wildtiere, Vögel, Pflanzen und Gestein, Sonne, Mond und Sterne, Körpermale und Träume, Totes und Lebendiges, alles weissagt dem Gläubigen, was kommen wird, Glück und Unglück. Überraschend wirkt die weitgehende, selbst das Unscheinbarste und Absonderlichste umfassende Übereinstimmung, in der sich hier die verschiedensten Völker und Zeiten befinden. Man staunt darüber eine Weile, beruhigt sich aber gemeiniglich bald mit der für alles passenden Erklärung, daß der Zufall eben wunderlich sei. Gewiß hat auch hier der Zufall seine Hand im Spiele, aber es ist nicht möglich anzunehmen, daß diese geradezu frappierende Gleichheit der Omina bei räumlich und zeitlich fernstehenden Völkern allein auf Zufall beruhe. Sie ist offenbar — es bleibt keine andere Erklärung übrig — in der immer und überall sich gleichbleibenden Menschennatur begründet. In der Tiefe der menschlichen Seele scheint ein mehr oder minder feststehendes symbolisches Warnehmungsvermögen zu liegen. Seit uralten Zeiten und überall redet man in gleichem beseelenden Sinn von der Mutter Erde, von geschwätzigen Quellen, vom Wolkenheer und Wolkenkampf, von schwangern und fliegenden Wolken, vom rollenden und jagenden Gewitter, vom züngelnden Blitz. Und wie die Natursymbolik eine im allgemeinen feststehende ist, so ist es auch die Symbolik der Mienen und Geberden und in gewissem Sinne auch die der Sprache. Das Erröten gilt überall als ein Zeichen innerer Erregung. Ärgern wir uns, so steigt uns das Blut ins Gesicht. Drehen wir den Satz um, so haben wir den Weg zu dem allgemein gültigen Omen.

Wenn einem die Wangen brennen, so spricht man von ihm, niemals Gutes. (Allgemein.)

Wen die Nase juckt, dem drohen Ärgernis oder gar Schläge.

Wem das linke Ohr singt, den schimpft man, wem das rechte Ohr singt, den lobt man. (S. oben Rechts und Links.)

Wenn Erwachsene schlucken, redet man Böses von ihnen; wenn Kinder schlucken, wächst ihnen das Herz.

Wer zweimal nacheinander niest, wird Glück haben; kein Glück hat er, wenn er nur einmal niest. Wenn ein Kind niest, sagen wir wie die Suluaner: „Groß wachs!“ wenn ein Erwachsener niest, sprechen wir wie die alten Griechen und Römer und wie die Hindus: „Gott helf!“ Nu helf iu gott! Gott helfe dir! so grüßte man vordem, „Gott hilf“, so grüßt man heute in Deutschland den Niesenden, und der Italiener

ruft Felicita! Überall gilt das Niesen für bedeutsam, den einen ist es ein gutes, den andern ein böses Omen. Die Niesformel soll das Übel bannen, das Gute festigen. Es überrascht, den gleichen Aberglauben in denselben Formen und Bräuchen fast über die ganze Erde und durch alle Zeiten verbreitet zu finden. Viele haben sich bemüht, ihn zu deuten, am glücklichsten vielleicht Edward B. Tylor in seinem Buche: Die Anfänge der Kultur.

Auf einer andern Art Symbolik beruhen etliche andere Vorzeichen.

Wenn du bei der Abreise etwas zu Hause vergessen hast, oder beim Austritt aus der Stube über den Thürpfahl stolperst, dann mißlingt dir, was du vorhattest. Die Thürschwelle deutet symbolisch auf das Hindernis hin, daß sich dir entgegenstellen wird, du wirst fallen und nicht weiter können, ehe du noch am Ziele bist.

Wenn das Holz im Feuer bissert (wenn das Feuer brummt), muß es entzwei geschlagen werden, sonst entsteht Zorn und Streit im Hause. (Allgemein.) Auch nach Grimm, Mythologie[3] 1090, verkündigt prasselndes Feuer Streit.

Wer altes Eisen, zumal ein zerbrochenes Hufeisen findet, hat nichts Gutes zu erwarten (Malmkrog), oder es ist zu Hause jemand krank geworden oder gestorben. (Werd.) Es muß, wie man sieht, altes, wenig brauchbares Eisen, und es muß ein zerbrochenes Hufeisen sein, anders wäre es kein ungünstiges Zeichen.

Der Angang. „Keine Art von Aberglauben, sagt Grimm, Mythologie 1072, hat durch das ganze Mittelalter tiefere Wurzel geschlagen als die Vorbedeutungen, die man unter den Benennungen anegane, widergane, widerlouf verstand. Tier, Mensch, Sache, auf die man früh morgens, wenn der Tag noch frisch ist, beim ersten Ausgang oder Unternehmen einer Reise unerwartet stieß, bezeichneten Heil oder Unheil und mahnten das Begonnene fortzusetzen oder wieder aufzugeben". Es gibt vielleicht kein Volk in der alten und neuen Welt, das nicht teil hätte an diesem Aberglauben.

Kommt uns jemand (besonders morgens) mit vollem Gefäße entgegen, so steht uns ein Glück bevor; kommt man mit leerem Gefäße, so bedeutet das Unglück. (Allgemein.)

Wenn man beim Beginn einer Reise oder überhaupt morgens auf der Straße einem walachischen Pfarrer begegnet, hat man daheim Unglück. Wird man zudem vom Pfarrer auch angeredet, so ist das Unglück größer und man thut gut, die Reise zu unterlassen. Michael

Binder († 1807) fügt hinzu: „Dieses glaubt ein sonst sehr vernünftiger Mann von Stande, so ungezweifelt, daß derselbe schon oft, wenn ihm ein dergleichen Pope begegnet hat, seine vorgehabte Reise soll unterbrochen und auf der Stelle wieder zurück soll gekehrt sein". Man spuckt hinter sich, läßt eine Nadel fallen oder wirft ein wenig Heu vom Wagen, das wehrt das Unglück ab. (Allgemein.) Alte Belege dafür, daß ein geweihter Priester Begegnenden für übele Vorbedeutung gilt, in Grimms Mythologie[3], 1078. Wie Bruder Berthold, der große Prediger klagen die, die es angeht, auch heute: so glaubent etelîche an boesen aneganc, daz ein wolf guoten aneganc habe, der aller der werlte schaden tuot und ist halt so unreine, daz er diu liute anstinket, daz nieman bî im genesen mac, und daz ein gewîhter priester boesen aneganc habe, an dem aller gloube lît. Hat sich dieser Wahn, bemerkt Jakob Grimm im 4. Bande der Kleineren Schriften S. 328, in den fünf letzten Jahrhunderten nicht ausrotten lassen, so zweifele ich nicht, daß er schon fünfhundert Jahre vor Berthold und länger eben so bestanden haben muß.

Wer am Morgen einem Zigeuner begegnet hat Glück.

Alle kampflichen Tiere, so der kühne Wolf, haben einen guten Angang, einen bösen haben die feigen Tiere und die unkriegerischen und unvollkommnen Menschen, so der Hase, der rumänische Priester, der Jude, das alte Weib und der hinkende Krüppel. Der Mensch sieht in den ihm begegnenden Tieren und Menschen sich selber, er nimmt an, daß die Eigenschaften des ihn angehenden Tieres während der Reise, während des begonnenen Unternehmens auf ihn selbst übergehen könnten. Die Vorstellung beruht auf derselben Symbolik mit dem vorhin erwähnten Aberglauben, daß der kein Glück habe, wer beim Ausgang über den Thürpfahl gestolpert.

Wahrsagemittel. Eine alte Zigeunerin klagte vor Jahren einer Bäuerin in Malmkrog, daß sie von ihrer Mutter die Kunst aus den Linien der hohlen Hand das künftige Lebensgeschick vorauszusagen gelernt habe; ihre Mutter habe sich viel Mehl und Speck und manchen Kreuzer damit verdient, ihr aber, der gleichgeschickten Tochter, trage die Wahrsagerei fast gar nichts mehr ein. Auch die Prophezeiungen aus den Flecken der Fingernägel sind stark im Kredit gesunken. Dagegen erfreut sich die Kunst aus Karten Verborgenes zu enthüllen, immer noch einiger Anhänger, und trotzdem sind auch die Kartenaufschlägerinnen selten geworden; die übele Nachrede ist größer als der Lohn.

Merkwürdiger und wertvoller sind zwei andere Wahrsagemittel, das Teller- und das Sieborakel.

Ist einem ein Pferd gestohlen, eine Kuh verhext worden, oder irgend ein andrer Schaden zugestoßen, will man wissen, ob der Sohn, der sich in der Fremde befindet, gesund ist, ob die Tochter den Auserwählten bekommen wird u. s. f., so befragt die Hausfrau zu Malmkrog und wohl auch sonst das Tellerorakel. Sie legt an den Rand einer hölzernen Scheibe ein Kügelchen Brot, Salz und Sauerteich und eine tote Kohle, hält darüber, mystische Formeln raunend, ein an einem Faden befestigtes Brot- oder Teichkügelchen und spricht dann: wenn du auf Brot und Kohle gehst, so hat der N. N. unser Pferd gestohlen, wenn du auf Brot und Salz gehst, hat der M. M. es gethan. Schlägt das Kügelein nicht auf die bezeichneten Dinge, so beginnt sie von vorne und nennt andere Namen. Der Faden gerät immer, mag man die Hand auch noch ruhig zu halten versuchen, in Bewegung. Schwingt er auch zum drittenmal nicht in der angedeuteten Richtung, so verschiebt man die Fortsetzung auf den nächsten Tag, am liebsten auf den nächsten Freitag. Es ist in allem Wesentlichen dasselbe Verfahren, das nach Ammianus Marcellinus die Verschworenen Patricius und Hilarius anwendeten, als sie einen Nachfolger für Kaiser Valens suchten. Sie schrieben auf den Rand eines Tisches die Buchstaben des Alphabetes, hielten darüber unter geheimnisvollen Ceremonien einen an einem Faden befestigten Ring und betrachteten die Schwingungen desselben in der Richtung gewisser Buchstaben als Antworten der Gottheit.

Zu gleichen Zwecken bedient man sich in andern Dörfern des Sieborakels. Will man erfahren, wer einem dies oder das gestohlen hat und will man das Gestohlene zurückbekommen, so lasse man von einer Frau, die es versteht, das Sieb drehen. Weiteres haben wir nicht erfahren können; aber es wird wahrscheinlich auch in ähnlicher Weise dabei verfahren, wie es Grimm in seiner Mythologie[3] 1062 beschreibt: „Das Weib faßte ein Erbsieb zwischen ihre beiden Mittelfinger, sprach eine Formel aus und nannte nun die Namen der Verdächtigen her: bei dem des Thäters fing das Sieb an sich zu schwingen und umzutreiben". An andern Orten machte man es anders: Das Sieb wurde an einem Faden oder mit den Spitzen einer in die Zerge gesteckten Erbschere gehalten, bei der Nennung des Übelthäters geriet es in Drehung oder Schwingung oder fiel herab. In Meklenburg muß es wie in unserm Bulkesch (S. 310) an einem dunkeln Ort geschehen. Das Verfahren

beim Siebdrehen und in gleicher Weise beim Tellerorakel beruht, wie Simrock (Mythologie [3] 509) zutreffend bemerkt, darauf, daß unsere Gliedmaßen unmerkliche, oft sogar unwillkürliche Vollstrecker unseres Willens sind.

Die zauberbrechenden Mittel sind zahllos. Hilft das eine nicht, so hilft vielleicht das andere; um ja sicher zu sein, wählt man zwei und drei zugleich. Eine ganz besondere Kraft, magische Künste zu bannen und den Schaden, den sie gethan, zu heilen, besitzen, wie wir sahen, die Linde, der Hollunder, das Donnerkraut und der Lauch, das Salz, das Brot und die Milch, das Taufwasser, der Strick des Erhenkten und vor allem die besegnende Formel. Zu den kräftigsten Mitteln gegen Zauberei gehören das Kreuz, der Trudenfuß und das Ausspeien.

Wo man ein Kreuz hinzeichnet oder wo man Hölzchen kreuzweise übereinander legt, da kann der Teufel nicht hinkommen. Man sagt, daß der Teufel, wo er Kreuze an und auf Wegen bemerke, unter Fluchen große Umwege mache.

Eine Beule heilt schnell, wenn man mit dem Messerrücken ein Kreuz darauf drückt.

Wenn man im Frühjahr zum erstenmal donnern hört, nehme man ein Messer und mache sich damit ein Kreuz über die Stirne, dann thut einem der Kopf das ganze Jahr nicht weh. (Werd.)

Es läßt sich nicht in allen Fällen so sicher bestimmen wie bei dem letzten Beispiele, ob die heilsame Wirkung ausgeht von dem durch die Kirche geheiligten Kreuzeszeichen oder von dem kreuzförmigen Hammerzeichen des germanischen Donnergottes. Das Kreuzeszeichen war, wie Schwartz, der rühmlich bekannte Mythenforscher gezeigt, fast über die ganze heidnische Welt verbreitet und es ist gewiß, daß das Kreuzeszeichen der Kirche in sehr vielen abergläubischen Vorstellungen für Thôrs Hammerzeichen eingetreten ist. Der heidnische Gott schonte, worauf er sein Zeichen sah, aus Gnade, der Teufel schont, worauf er Christi Kreuz erblickt, aus Furcht und Scheu.

Zauberhandlungen werden gern an Kreuzwegen vorgenommen. „Da die gleiche Bedeutung — sagt Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube [2] 86 — der Kreuzwege bei fast allen Völkern, auch bei den alten Indiern und den Griechen gilt und bei uns in die älteste heidnische Vorzeit hinaufreicht, so hat dieselbe mit der christlichen Bedeutung des Kreuzes bestimmt nichts zu thun. Sie stammt unzweifelhaft aus dem unheimlichen Gefühl der Ratlosigkeit, welche den nächtlichen Wandrer am Kreuzwege befällt . . . geht er irre, so ist er von tückischen Geistern

irregeführt. An den Kreuzwegen haben also die bösen Geister ihr Spiel; da kann man sie auch rufen und mit ihnen verkehren; da waltet der Zauber."

Den Trudenfuß (Pentagramm) findet man an Stall- und Scheuerthüren, an Thürschwellen, Bänken und Wiegen, zuweilen auch am Hausgiebel. Ein württembergischer Superintendent schreibt im Jahre 1786: „Gegen die Nacht-Trotten, Truten, kreidet man den Trottenfuß an die Kinderwiegen; trotten heißt noch izt so viel als pressen, drucken" und viel früher noch läßt sich ein 1644 zu Straßburg gedrucktes Buch also vernehmen: „Dahero noch heutiges Tags die Schreiner solche Drutenfüß an die Wiegen und Kindsbettlädlein zu machen pflegen, zum Zeichen alles Glücks und Heils. (Zeitschrift für deutsche Philologie 3, 334.)

Beim Angang des walachischen Priesters muß man ausspeien, dann ist der böse Einfluß gebrochen. Ausspeien ist den Geistern zuwider, es vertreibt sie. (Vgl. Grimm, Mythologie 481, 563.) Darum spuckt man — nicht nur bei uns — auf den ersten Kreuzer, den man einnimmt und ins brummende Feuer, das Zank andeutet.

Bei einem glücklichen Ereignis muß man etwas zerbrechen, sonst ist es nicht gut. Das ist das Opfer, das die Griechen für die neidischen Götter geboten.

Pädagogischer Aberglaube. Man soll kein gefundenes Brot essen, man wird davon krank, auch soll man keine verknoteten Fetzen aufheben, denn — fügt man bedeutsam hinzu, — es könnte jemand eine Krankheit darin eingebunden haben. Aber gerade dieser Zusatz zeigt, daß in beiden Fällen nicht, wie man anders glauben müßte, die Didaxis das Erste gewesen ist, sondern der Glaube an Dämonen und Zaubrer. Man müßte jede einzelne abergläubische Satzung durch alle Wandlungen bis zu ihrem Ursprung zurückverfolgen können, um ihren anfänglichen Charakter genau zu bestimmen, und wo das nicht möglich ist, wird man oft im Zweifel sein, ob man es mit einem aus Glaubens- oder aus Lehrsätzen erwachsenen Aberglauben zu thun hat. Unsere Bauern sagen: man dürfe kein Messer auf dem Rücken liegen lassen und keinen Heurechen mit aufwärts gekehrten Zähnen. Rochholz, der dieselben Sätze aus der Schweiz und aus Deutschland kennt, glaubt mythische Reminiscenzen darin entdeckt zu haben; uns bietet die tägliche Erfahrung eine viel einfachere Deutung. „Es ist Pedanterie, sagen wir mit Felix Dahn, jede kleine Beziehung deuten, mythisch entziffern zu wollen". Ohne weitere Auslegungen lassen wir noch ein paar Einzelsätze folgen.

Man soll nachts nicht barhäuptig aus dem Zimmer gehen, die Truden zerzausen und verknüpfen einem die Haare. (Malmkrog.)

Wer verschimmeltes Brot ißt, wird reich. (Allgemein.)

Am rieselnden Freitag, in der rieselnden Woche, wenn die Weintrauben blühen, geht man nicht in den Weingarten arbeiten.

Der Kuh springt das Euter, wenn man sich nach dem Melken die Hand nicht wäscht.

Einer neu eintretenden Magd darf man das Essen nicht mißgönnen, sonst ist sie unersättlich.

Man soll einem Essenden die Bissen nicht zählen, sonst gedeiht ihm das Essen nicht.

In dieses Kapitel wird auch die weithin geltende Weisung zu nehmen sein: bei Besuchen müsse man sich ein wenig setzen, sonst trage man den Leuten den Schlaf weg.

Sicher hieher gehört der Satz: wenn ein Kind die Hand gegen Vater oder Mutter aufhebt, so verdorrt sie.

11. Schluß.

Es ist Zeit, daß wir aufhören. Das Mitgeteilte beweist zur Genüge, welche Macht und Herrschaft der Aberglaube auch unter uns noch besitzt.

Wie wir uns zum Aberglauben stellen, ist leicht gesagt: wir halten jeden Aberglauben, auch den, den man beschönigend den indifferenten genannt hat, für schädlich und verlangen, daß man gegen ihn streite, daß man ihn unschädlich mache.

Wie nun kann dieses Ziel am sichersten erreicht werden?

Zunächst dadurch, daß man die Quelle des Aberglaubens entfernt oder verstopft. Die Quelle alles Aberglaubens ist die Gedankenfaulheit und die Unwissenheit über die Dinge der Natur und der menschlichen Seele. Aus der Unwissenheit entspringt dann die Furcht und diese bemächtigt sich der Phantasie, welche sofort, bevor noch der urteilende und prüfende Verstand thätig sein kann, Wahnbilder schafft. Das ist denn die hohe Aufgabe der Schule, der Kirche, der Wissenschaft und Kunst: die Unwissenheit nach allen Beziehungen zu bannen und den Grund der Seele, aus welchem die nächtlichen Spuckgestalten hervorgehn, wenn nicht das Licht in sie hinabgedrungen, zu erleuchten und mit dem zu erfüllen, was die tiefern Herzens- und Geistesbedürfnisse vollends befriedigt. Die Mittel zu diesem Ziele sind: Mitteilung und

Verbreitung verständiger Ansichten über die Natur und die menschliche Seele, Gewöhnung an richtiges Wahrnehmen und Urteilen, Übung im Selbstdenken, Erfüllung des Gemütes mit den hohen Ideen des Wahren, Schönen und Guten.

Weiterhin ist es nötig, daß man den vorhandenen ererbten Aberglauben in allen Schlupfwinkeln sorgfältig aufsuche, hervorziehe und, wie das ausgejätete Unkraut durch die Sonnenglut gedörrt und dadurch erst ganz vernichtet wird, durch das Licht der Erkenntnis denselben auflöse, zerstöre oder wenistens unschädlich mache. Hier ist nun besondere Behutsamkeit und Klugheit erforderlich, soll der beabsichtigte Zweck nur halbwegs erreicht und nicht geradezu vereitelt werden. Ein plumpes Dreinfahren übereifriger Aufklärer scheucht den Aberglauben noch mehr ins Verborgene und in die Dunkelheit zurück, zumal wenn die Seele zur Aufnahme des Bessern und Richtigern nicht zuerst vorbereitet und empfänglich gemacht oder Besseres und Richtigeres gar nicht gezeigt und dargeboten wird. Das Gemüt will nämlich immer etwas haben, das es mit Liebe und Hingebung umfaßt und — um das Höchste zu nennen — hat es Gott nicht, so schafft es sich eine Karikatur davon, einen Götzen; das geht gar nicht anders, und je reicher gerade das Gemüt angelegt ist, desto mehr verfällt es dann dem Wahn. Die Bilderstürmer verfehlten einst ihren Zweck auch deshalb, daß sie die Bilder bloß aus den Kirchen entfernten und äußerlich zerstörten, nicht aber auch in den Herzen der Menschen, daß sie dem Gemüte dafür keinen Ersatz boten. Rein negative und destruktive aufklärerische Schwarmgeister schaden mehr als sie nützen, indem sie einerseits statt den Aberglauben aus dem dunkeln Versteck hervorzulocken, denselben noch mehr zurückscheuchen und andererseits bei manchen Schwachen, bei denen der Aberglaube nur das Überkleid des Glaubens ist, durch ungestümes Dreinschlagen, durch Hohn und Spott mit dem Aberglauben zugleich den Glauben zerstören und den Unglauben oder Zweifel an allem herbeiführen. Aus dem Unglauben aber, der nicht lange währen kann, schießt in kurzer Zeit wieder ein Aberglaube hervor, der weit schlimmer ist, als der erste.

Unsere Zeit ist nur stark im Einreißen und selbst der Glaube ist in Gefahr, — so ist schon oft geklagt worden.

Die Welt wird Prosa immermehr,
Der Glaube selbst ist ohne Wehr;
Was hat das Ewige verschuldet,
Daß mans nur nebenher noch duldet?

ruft schon Platen und seit der Zeit ist die Welt scheinbar noch prosaischer, noch materieller und sittlich schlechter geworden. Doch das ist, wie wir bereits einmal bemerkten (S. 179), eben nur Schein: im Stillen arbeiten die großen und kleinen Meister aller Wissenschaften bei allen Völkern an den Bausteinen für die fortschreitende neue sittliche Weltordnung und auch das Böse in der Welt dient ja widerwillig immerfort nur dem Guten und fördert dieses.

Dem deutschen Geiste, dem es vor allem gegeben ist: zu glauben ohne Aberglauben, zu zweifeln ohne Verzweiflung, fromm zu sein ohne Heuchelei aus tiefinnerstem Gemüt, frei zu denken ohne frivol zu handeln, ist wiederum die hohe Aufgabe geworden, die Reformation weiter fortzuführen. Er wird auch diese Aufgabe lösen, wie er eine andere glücklich gelöst hat. Der Geist der Sittlichkeit, der Zucht und Ordnung muß zuletzt über alle unsaubern Geister den Sieg gewinnen — das haben die großen Erlebnisse unserer Tage (der deutsch-französische Krieg) zum Troste der Guten klar an das Licht gestellt.

Das einzige Heilmittel nicht nur für den Aberglauben, sondern auch für alle übrigen geistig-sittlichen Gebrechen der Zeit und der Menschheit ist die Bildung, aber nicht bloß die einseitige Verstandesbildung, bei der das Herz kalt und leer bleibt, sondern die volle harmonische Bildung des gesamten Menschen, deren Frucht Gottesfurcht, Weisheit, Ruhe, edle Maßhaltung, Bescheidenheit, Demut und Liebe sein müssen. Wo diese Merkmale fehlen, wo noch Unglaube, Leidenschaft, Anmaßung, Hochmut, Rachsucht, Haß und Eigennutz sich finden, da hängen der Bildung, wie hoch sie in der Verstandesrichtung auch sein möge, noch die Eierschalen und Schlacken der Barbarei an.

Zwei Riesenmächte kämpfen in der Welt seit lange mit einander, die Dummheit und die Bildung. Die griechische Mythe versinnlicht dieses im Kampfe des Lichtgottes Apollo mit dem erdgebornen Drachen Python. Wenn es wahr ist, was man zu sagen pflegt: Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens! so ist diese wahrlich eine große, eine zu fürchtende Macht, und weiterhin:

Dummheit mit Schlechtigkeit gepart
Erzeuget Kinder schlimmster Art!

In der That kann man sagen: die Unwissenheit ist unter allen Tyrannen, die es gegeben, der größte und letzte, unter allen Kobolden der drückendste Alp, welcher auf der geistig-sittlichen Entwicklung lastet, unter allen Zwingburgen das Zwing-Uri der Menschheit. Aber wie dem

Tag die Nacht, dem Licht die Finsternis weichen muß, so wird auch die Bildung über die Dummheit und Unwissenheit endlich die Oberhand gewinnen; der letzte Tyrann wird vertrieben, der drückendste Alp wird verscheucht und das Zwing-Uri genommen und zerstört werden und die Bildung, als die größere Macht, wird herrlich triumphieren.

Ja die Bildung allein nur macht wahrhaft frei, nicht der Buchstabe eines äußern Gesetzes. Darum müßte auch die Losung aller Völker zunächst nach diesem Lebensbrote zielen und lauten: Gebt uns Bildung! echte, Geist und Gemüt erhebende und beseligende Bildung! Mit ihr wird und muß dann auch die Freiheit kommen. Freiheit zuvor und allein ohne die entsprechende Bildung ist ein schneidendes Messer oder ein Feuerbrand in der Hand eines Kindes. Das sagen die Worte des großen deutschen Dichters in dem Liede von der Glocke:

> Weh denen, die dem Ewigblinden
> Des Lichtes Himmelsfackel leihn,
> Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
> Und äschert Städt und Länder ein.

Die Unwissenheit ist aber nicht nur die schlimmste, sondern auch die teuerste Sache in einem Lande; nur im Märchen hat der Dumme das Glück, im wirklichen Leben zieht er fast überall den kürzern und muß neben dem Spott obendrein die Zeche bezahlen. Zu Lügenmärchen und bei krassen Effektlügen wird oft zum Schluße hinzugesetzt: Wers glaubt, zahlt einen Thaler. Wir lachen darüber, — mit Unrecht; denn zahlen wir nicht für unsere Leichtgläubigkeit gegenüber manchem Aberglauben oft zehn- und hundertmal mehr?

Es ist in unsern Tagen wiederholt die Frage aufgeworfen worden, welche Wissenschaft die wahre Menschenbildung am meisten fördere, welche die erste, welcher der Preis zu erteilen?

Der volle Preis gebührt nur allen Wissenschaften zusammen, keiner allein. Wenn früher der Theologie und in neuerer Zeit der Naturwissenschaft der erste Rang von vielen zuerkannt worden, so war das eine einseitige, somit unrichtige Auffassung. Es liegt in dem Wesen aller Wissenschaften, die Wahrheit oder das Ewige in den Dingen zu suchen, darum sind sie alle gleichberechtigt; in ihrem Endziele und Endresultate kommen auch alle zusammen. Wenn nun die Naturwissenschaft, welche ihrem Wesen nach „mehr wie jede andere Wissenschaft berufen ist, ins Leben zu dringen und uns eine neue Grundlage für unsere gesamte Weltanschauung zu legen“, schon vielen als die Königin

aller Wissenschaften erscheint durch das, was sie in jüngster Zeit der Bildung geleistet hat, was wird sie ihnen dann erst sein, wenn sie im Bunde mit der Philosophie und den übrigen Wissenschaften, — denn allein würde sie nur ein loses chaotisches Aggregat von Kenntnissen aufspeichern und den Geist statt zu nähren und zu kräftigen, zuletzt stumpf machen — klar erwiesen hat, wie sie es erweisen wird: daß die physische und moralische Weltordnung ein Ganzes bilden, daß die Natur- und Vernunftgesetze übereinstimmen, daß die ganze Welt der Ausdruck einer in allen wirkenden und lebenden Vernunft sein muß, wenn sie, die Naturwissenschaft, so zur Theologie der Zukunft oder der Wissenschaft der Wissenschaften sich emporgeschwungen haben wird, in welche alle übrigen Wissenschaften in ihren Endergebnissen einmünden? Dieses Ziel aller ist aber der lebendige Gott, der da war, der da ist und sein wird, in dem wir leben, weben und sind.

Doch

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
„Ich glaub an ihn";
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub ihn nicht.
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau ich nicht Aug in Auge dir
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar neben dir?
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann wie du willst,
Nenns: Glück, Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür. Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsglut.

Wenn die Naturwissenschaft, indem sie so manchen Aberglauben und Irrtum zerstört, auch den alles zersetzenden Unglauben und Zweifel in einigen erzeugt und schwächern Naturen vor ihrer Gottähnlichkeit bange macht, daß sie es nicht wagen von dem Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen weiter zu essen, um weise zu werden, so ist wieder gerade sie es, welche nicht nur den durch sie, oder richtiger, durch ihre im Siegesrausche allzukühn vorwärtsstürmenden und den Schlußpunkt der Erkenntnis voreilig feststellenden Anbeter angerichteten Schaden wieder heilt und gut macht, sondern auch in den Endresultaten ihrer größten Jünger zur höchsten Weisheit und zur wahren Religiosität die Menschen führt. Wahrlich durch den unaufhörlichen Fortschritt zu immer neuen Entdeckungen wirkt die Naturwissenschaft gerade in unsern Tagen so belebend und geisterfrischend auf alle übrigen Wissenschaften und auf das gesamte Leben, daß man darüber die höchste Freude empfinden muß.

Wenn auch die Entwicklung der Menschheit im großen Ganzen oft in hundert Jahren nur unmerklich, fast nur um einen Hahnenschritt vorwärts kommt; ja, wenn auch einzelne Rückfälle auf frühere Stufen stattfinden, so geht es im allgemeinen dennoch aufwärts und nach Alexander von Humboldts ewig denkwürdigen Worten haben viele und wichtige Teile unseres Wissens über die Welt eine feste, schwer zu erschütternde Grundlage erlangt.

So steht es, um nur einzelne einfache aber große Resultate zu bezeichnen, seit Copernikus fest, daß die Erde, die nur ein verschwindendes Pünktchen im Weltall, nicht aber der große Mittelpunkt ist, um den die ganze Welt sich drehen müsse, sich bewegt und daß alle Anstrengungen der Zurückmänner, sie wieder zum Stillstande zu bringen, vergeblich und nichtig sind, und der wahnwitzigen ferneren Behauptung gegenüber, daß sie stehe, ruft nun mit Galilei ein vieltausendstimmiger Chor: und sie bewegt sich doch!

Das Aufhören der Hexenprozesse erfüllt mit der sichern Hoffnung, daß die Menschen allmälig immer mehr aufhören werden, auch wegen anderer Wahnvorstellungen sich gegenseitig zu hassen und zu verfolgen und das kurze Leben zu verbittern.

Es ist in der Welt trotz alledem und alledem lichter, freundlicher und besser geworden und ein rechter und inniger Glaube an Gott und Vorsehung muß auch die Überzeugung festhalten, daß es trotz manchen Schwankungen immer noch lichter und besser werden müsse.

Oft beim Ausgange des Winters geschieht es, daß Schnee und Eis noch längere Zeit Strom und Flur gefesselt halten, dann aber durch die milden Strahlen der Sonne und durch die Erdwärme einmal beide zerrinnen und verschwinden, ohne daß man es recht merkt. Das stille, unermüdete Wirken und Schaffen in den unzähligen geistigen Werkstätten der Wissenschaft, wie es jetzt mehr als je rege und lebendig ist, durchdringt in gleicher Weise wie der milde Frühlingssonnenstrahl die Erde alle Verhältnisse des Lebens und wird auch eine ähnliche Wirkung zur Folge haben. Die Macht und Herrschaft des Aberglaubens, die Nacht und Finsternis, welche auf der Welt wie eine Eiskruste noch lagert, darf uns daher nicht bange machen. So schließen wir denn mit den trostreichen und erhebenden Worten eines der kühnsten und tapfersten Ritter vom Licht, Ulrich von Hutten, welche derselbe über seine Zeit aussprach und die auf unsere Zeit nicht weniger passen: „O Jahrhundert, o Wissenschaften! Es ist eine Freude zu leben; es blühen die Studien, die Geister regen sich; du nimm den Strick, Barbarei, und mache dich auf Verbannung gefaßt!“ Ja, ja

Die Nacht entweicht,
Der Tag bricht an,
Glückauf!

Anhang.

Die Feier des hundertjährigen Geburtstages von Alexander von Humboldt in Schäßburg.

Das Schäßburger Gymnasium A. B. feierte am 14. September 1869 den hundertjährigen Geburtstag Alexander von Humboldts, des größten und edelsten „aller Welteroberer“, dessen Thaten in ewigem Ruhme leben werden, wenn auch sein Name in Vergessenheit sinken sollte. Obwohl hier nur eine engere Schulfeier beabsichtigt und nach keiner Richtung hin eine förmliche Einladung ergangen war, so hatten sich dennoch außer den Lehrern in Kirche und Schule unserer Stadt und der erwachsenen Schuljugend noch zahlreiche Freunde der Wissenschaft, Herren und Frauen, versammelt, um durch den Tribut der Verehrung, welchen sie den Manen des großen Mannes darbrachten, sich selbst zu ehren. Die Feier fand im festlich mit Eichenlaub geschmückten großen Hörsaale des Gymnasialgebäudes um 10 Uhr Vormittags statt. Nach Aufführung eines Stückes aus Haydns Schöpfung durch Schüler des hiesigen Seminariums sprach zunächst der Herr Schulinspektor, Stadtpfarrer und Superintendentialvicar Michael Gottlieb Schuller in einer der Würde des Festes angemessenen Anrede an die Versammelten über Grund und Berechtigung und Verpflichtung zur Gedächtnisfeier auch für unsere Schule und forderte dann in üblicher Weise den Gymnasialdirektor Josef Haltrich auf, die Festrede zu halten, welcher sofort der Aufforderung entsprach und die folgende Rede hielt:

„Noch sind nicht volle zehn Jahre verstrichen, als das gesamte deutsche Volk nicht nur im eigentlichen Deutschland, sondern allüberall, so weit die deutsche Zunge klingt, ein Jubelfest beging, wie es großartiger, erhebender und weihevoller nicht gedacht werden kann. Damals

galt es der Feier des hundertjährigen Geburtstages von Friedrich Schiller, jenem unserer beiden Dichterfürsten, der nach der willigen und beide ehrenden Anerkennung seines großen Freundes die Fahne des Edlen wie keiner stets hoch getragen, der durch die Erhabenheit seiner Dichtungen, wie durch die sittliche Hoheit und Würde seines ganzen Wesens auf sein Volk und auf die Menschheit so mächtig gewirkt; da war es wo Jung und Alt, wo Hohe und Niedere in dem edelsten Wetteifer bestrebt waren, Opfer des Dankes den Manen unsers unsterblichen Sängers darzubringen; heute, geehrte Anwesende, sehen wir das deutsche Volk, wenn auch in stillerer Weise abermals im Festschmucke den hundertjährigen Geburtstag eines Mannes begehen, der wie keiner bisher in solchem Umfang den Geist und die Geheimnisse der Natur entziffert und der Menschheit erklärt hat, der eben so wie der große Dichter und nur in anderer Richtung als Lehrer und Bildner seines Volkes und der Menschheit segensreich gewirkt hat und noch fortwirkt. In allen Erdteilen und unter allen Völkern, wo die Leuchte der Wissenschaft das Leben adelt und verschönt, wird der Name Alexander von Humboldt seit lange schon mit Verehrung genannt. Mit hoher Festfreude und mit berechtigtem Stolze muß darum das deutsche Volk den heutigen Tag feiern, da ein Teil der Ehre, welche dem großen Sohne gezollt wird, auch ihm zufällt. Und so feiern denn auch wir, auch eines der Kinder der beglückten Mutter, wie früher das Gedächtnisfest des großen Dichters, so jetzt das Gedächtnisfest eines der größten Männer der Wissenschaft und zollen ihm gleichfalls Dank für die hohen geistigen Gaben, die auch uns durch ihn zu teil geworden.

So wünschenswert es auch ist, bei einem großen Manne genau zu erfahren, unter welchen Umständen sein geistiges Wesen sich entwickelt hat, so dürfte es der heutigen Festfeier doch angemessen sein, nur die Hauptzüge aus dem äußern Leben Alexander von Humboldts zu berühren, länger aber bei der Bedeutung des Mannes für die Wissenschaft und das Leben zu verweilen.

Alexander von Humboldt wurde am 14. September 1769 zu Berlin geboren. Ihm wurde durch die Gunst des Schicksals das hohe Glück zu Teil, daß die dunkeln Wolken der Not und Lebenssorgen von ihm von der Wiege bis zum Grabe ferngehalten wurden; aber diese günstigen äußern Verhältnisse, die den Jüngling leicht zum trägen, geistertötenden Lebensgenuß hätten verleiten können, dienten nur dazu, die Anlagen zur höhern Arbeit mehr zu entwickeln und

freiwillig unterzog sich der strebsame Jüngling den größten Mühen und Gefahren im Dienste der Wissenschaft. Mit dem zwei Jahre älteren Bruder Wilhelm von Humboldt, dem in anderer Richtung Deutschlands geistige Entwickelung auch vieles verdankt, verlebte Alexander von Humboldt seine Jugendjahre auf dem alten Familiensitze in Tegel bei Berlin. Eine vortreffliche Privaterziehung, die Nähe der an Bildungsmitteln so reichen Hauptstadt, sowie das eigene Streben förderten rasch die geistige Entwickelung Humboldts; ihn zog vor allem das äußere der Natur- und Menschenwelt an, während sein Bruder der Kunst und den philosophisch-ästhetischen Disziplinen der Wissenschaft und dem Sprachstudium sich zuwandte. Darauf studierten beide Brüder von 1786—1788 an der Universität in Frankfurt an der Oder, gingen 1789 nach Göttingen, wo Blumenbach, der berühmte Naturforscher, lehrte; 1790 bereiste Alexander von Humboldt mit Georg Forster, der Cook auf seiner zweiten Reise um die Welt begleitet hatte, den Rhein, Holland, England, und Forster war es, der Humboldts Seele mit den Bildern einer überseeischen Welt vollends erfüllte. Nachdem Humboldt kurze Zeit das Amt eines Oberbergmeisters von Ansbach und Bayreuth verwaltet und sich durch einige naturwissenschaftliche Arbeiten bekannt gemacht hatte, bereiste er Italien und die Schweiz; 1799 wurde ihm endlich das hohe Glück zu teil, mit dem geistesverwandten Franzosen Bonpland in die spanischen Colonien Südamerikas ziehen zu können. In gefahr- und mühevollen Wanderungen bereiste er in fünf Jahren Cumana, Caracas, die Thäler des Orinoco und Rio Negro, die Inseln St. Domingo, Jamaica, Cuba, den Magdalenenfluß, Quito, den Chimborazo, die Anden, den Amazonenfluß, Peru, die ganze Westküste von Südamerika, Mexico; reiche Schätze von Beobachtungen und Sammlungen waren die Frucht dieser Reise, welche er mit Bonpland in einem großen Prachtwerk in den folgenden Jahren verwertete. Nach dieser großen Reise lebte Humboldt bis zum Jahre 1826 größtenteils in Paris, von da an in Berlin. Noch einmal, im Jahre 1829, machte Humboldt auf Veranlassung und mit der förderndsten Unterstützung der russischen Regierung in Begleitung von Ehrenberg und Rose eine sechsmonatliche Reise nach Sibirien an das kaspische Meer, den Ural, das Altaigebirge bis zur chinesischen Grenze und entdeckte auf dieser Reise die Diamantengruben im Ural.

Vom Jahre 1829 an war Humboldt vor allem damit beschäftigt, das durch die eigenen Reisen und durch das fortwährende Studium und den regen Verkehr mit den gelehrtesten Naturforschern gewonnene reiche

wissenschaftliche Material zu verarbeiten und für die Welt möglichst nutzbar zu machen; eine durch Mühen und Anstrengungen nicht gebrochene, sondern vielmehr gestärkte Kraft des Körpers und Geistes begleitete den Mann fast bis zum erfüllten neunzigsten Lebensjahre. Nachdem er den 4. Band seines Kosmos und damit gleichsam sein Tagewerk vollendet, starb Humboldt am 6. Mai 1859; ihm ward am Ende seines Lebens die hohe Freude zu teil, die Saat, die er gesät, in reichlichen fruchtschweren Halmen aufsprießen zu sehen.

Suchen wir nun nach dieser flüchtigen Lebensskizze die Frage zu beantworten:

Warum verdient Humboldt die hohe Verehrung, die ihm das deutsche Volk, die ihm die Welt zollt?

Das ganze Leben und Wesen des Mannes gibt uns darauf die Antwort.

Humboldt ist

1. wie wenige, ein Priester der Wahrheit. Groß und mannigfaltig ist das Reich der Wahrheit, welches die Wissenschaft überhaupt zum Ziele hat. Die Wahrheit in der Natur war es, welche Humboldt von frühester Jugend an lockte und zu ihrem treuesten Jünger und zugleich zum begeisterten und begeisternden Lehrer machte. Mit unverdrossenem Fleiße suchte er die Wunder des Himmels und der Erde zu erforschen und aus der vergleichenden lebendigen Kenntnis des Einzelnen zum Verständnis des Ganzen und der verborgenen Kräfte und Gesetze zu gelangen. Humboldt war es, der die früher chaotisch zusammen geworfenen Erfahrungen mit Scharfsinn und Klarheit ordnete, das Wesentliche vom Zufälligen trennte und das scheinbar Regellose unter erkannte Gesetze brachte. Humboldt wurde der Begründer der vergleichenden Erdbeschreibung; seinem Geiste erschlossen sich die Gesetze, nach welchen die organischen Geschöpfe auf der Erde verbreitet sind; die Wissenschaft über den Bau der Erdrinde, über die feuerspeienden Berge, über die Veränderungen der klimatischen Verhältnisse unserer Erde, über Luft, Licht und Wärme, Magnetismus, über die Meeresströmungen, über die Pflanzen- und Tierwelt u. dgl. m. verdankt Humboldt umfangreiche Erweiterungen und in vielen Beziehungen eröffnete er der Naturforschung ganz neue Gesichtspunkte.

Was der für seine Zeit bedeutende deutsche Naturforscher Haller vor mehr als hundert Jahren, um die Geringfügigkeit der gewonnenen Naturerkenntnis zu bezeichnen, sagt:

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Zu glücklich, wem sie nur die äußre Schale weist,



ist gegenüber den neueren Resultaten der Naturwissenschaften nicht mehr ganz wahr. So vieles auch noch zu erforschen übrig ist und ewig übrig bleiben wird, „so haben doch — nach Humboldts Worten — viele und wichtige Teile des Wissens in den Erscheinungen der Himmelsräume wie in den tellurischen Verhältnissen eine feste, schwer zu erschütternde Grundlage erlangt“; dann welche Triumphe feiern die Naturwissenschaften in den großen praktischen Erfolgen der jüngsten Zeit, welche das gesamte Leben umgestalten. „Eine noch bevorstehende Erweiterung des Wissens findet Humboldt vorzugsweise in dem Kontakt mit der Außenwelt, der bei zunehmendem Völkerverkehr nach mannigfaltiger und inniger wird. Das Erschaffen neuer Werkzeuge der Beobachtung vermehrt die geistige, oft auch die physische Macht des Menschen. Schneller als das Licht trägt in die weiteste Ferne Gedanken und Willen der geschlossene elektrische Strom. Kräfte, deren stilles Treiben in der elementarischen Natur wie in den zarten Zellen organischer Gewebe jetzt noch unsern Sinnen entgeht, werden erkannt, benützt, zu höherer Thätigkeit erweckt, einst in die unabsehbare Reihe der Mittel treten, welche der Beherrschung einzelner Naturgebiete und der lebendigen Erkenntnis des Weltganzen näher führen“.

Sucht Humboldt selbst aus dem unmittelbaren Kontakt mit der Natur, aus den sorgfältigsten Beobachtungen und Vergleichungen das Wesen der Dinge und der Erscheinungen zu erkennen und zu erschließen, so verdammt er andere nicht, welche diese Erkenntnis auf anderm Wege suchen und zu finden meinen. So sagt er über die Philosophie: „Mißbrauch oder irrige Richtungen der Geistesarbeit müssen nicht zu der die Intelligenz entehrenden Ansicht führen, als sei die Gedankenwelt ihrer Natur nach die Region phantastischer Truggebilde, als sei der so viele Jahrhunderte hindurch gesammelte überreiche Schatz empirischer Anschauung von der Philosophie, wie von einer feindlichen Macht bedroht. Es geziemt nicht dem Geiste unserer Zeit jede Verallgemeinerung der Begriffe, jeden auf Induktion und Analogien gegründeten Versuch, tiefer in die Verkettung der Naturerscheinungen einzudringen, als bodenlose Hypothese zu verwerfen und unter den edlen Anlagen, mit denen die Natur den Menschen ausgestattet hat, bald die nach einem Kausalzusammenhang grübelnde Vernunft bald die regsame, zu allem Entdecken und Schaffen notwendige und anregende Einbildungskraft zu verdammen“.

War nun das Studium der Natur und ihrer Gesetze auch die Hauptaufgabe für Humboldt, so blieben seinem regen, vielumfassenden Geiste doch auch die andern Gebiete der Wissenschaft nicht fremd, wenn

die Beschäftigung mit ihnen auch teilweise nur Mittel zum Zwecke war; so trieb er unter anderm noch in eingehender Weise das Studium der Geschichte, der klassischen und modernen Sprachen und ihrer gesamten poetischen und prosaischen Literatur und es ist die Gelehrsamkeit und Belesenheit des Mannes auch in dieser Beziehung staunenerregend.

Humboldt verdient die hohe Verehrung, die ihm gezollt wird auch

2. darum, weil er, wie wenige, ein Priester des Schönen ist. „Die Deutschen", sagt Goethe in einem humoristischen Ausruf, „besitzen die Gabe, die Wissenschaften unzugänglich zu machen". Freilich, wenn man in manchen Büchern und nicht allein naturwissenschaftlichen Inhaltes seiner Zeit und zum Teil auch jetzt noch nichts als ein Konglomerat von trockenen Namen und Zahlen sieht, muß man ihm Recht geben. In dem Kosmos, wie in den Ansichten der Natur sagt nun Humboldt, „habe ich zu zeigen gesucht, daß eine gewisse Gründlichkeit in der Behandlung der einzelnen Thatsachen nicht unbedingt Farbenlosigkeit in der Darstellung erheischt". „Den Naturschilderungen darf nicht der Hauch des Lebens entzogen werden!" In welch unnachahmlicher Weise ist dieser Forderung von ihm entsprochen worden. „Humboldt trat", wie ein Biograph von ihm treffend rühmt, „mit dem gewonnenen Resultate seines Wissens wie ein überfließender heiliger Strom über die Ufer der strengen, wissenschaftlichen Priestergeheimnisse hinaus in die Fluren der gebildeten Welt; er durchbrach den Damm, der das Wissen vom Leben schied; er wollte nicht für die Gelehrsamkeit, sondern für die Menschheit wirken". Wie Herder in die geistliche Beredtsamkeit, Schiller in die Geschichtsdarstellung, so hat Humboldt in die Naturbeschreibung idealen Schwung und Poesie gebracht. Mag er uns die Wunder der Tropenländer schildern: die Stille der Einsamkeit, die besondere Art der einzelnen Gestalten und ihrer Kontraste, die Kraft und den Reichtum der Pflanzenwelt, das Tierleben, das Geschrei der Vögel, welche das Brausen der Bergströme, die von Fels zu Fels stürzen, übertönen, die himmelanstrebenden Hochgebirge, die Steppen und Wüsten, das weite unermeßliche Meer mit seinen zahllosen Wundern, die Sternbilder des südlichen Himmels; — überall ist über die Darstellung eine maßvolle Fülle von lebendiger Schönheit ausgegossen, daß wir wie in einem prachtvollen und treuen Naturgemälde alles zu schauen und mit zu erleben vermeinen. Die Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen ist ja in Wahrheit kein chaotisches Gewirre, sondern das schönste Kunstwerk, wo das Einzelne als Glied des Ganzen und das Ganze im Einzelnen

geschaut werden muß, und wie sie für die Erkenntnis so bedeutungsvoll ist, wie der Mensch seine Stellung in der Welt sich erst dann vollends klar machen kann, wenn er eine tiefere Einsicht in die Kräfte und Gesetze der Natur gewonnen, so bietet sich auch für die andern Seiten des geistigen Lebens eine nie geahnte Fülle von Nahrung dar; durch die mannigfaltigen Bilder des Schönen bereichert sie das Gemüt und wird so eine unversiegbare Quelle der edelsten Genüsse; — und da gibt es kein ausschließlich bevorzugtes Land; jeder Erdstrich bietet die Wunder fortschreitender Gestaltung und Gliederung nach wiederkehrenden oder leise abweichenden Typen dar. Allverbreitet ist das furchtbare Reich der Naturmächte, welche den uralten Geist der Elemente in der wolkenschweren Himmelsdecke, wie in dem zarten Gewebe der belebten Stoffe zu bindender Eintracht lösen. Darum können alle Teile des weiten Schöpfungskreises vom Äquator bis zur kalten Zone, überall wo der Frühling eine Knospe entfaltet, sich einer begeisternden Kraft auf das Gemüt erfreuen".

So hat denn Humboldt durch den Reiz seiner wundervollen Darstellung nicht allein die Naturwissenschaften von dem Banne der Mißachtung erlöst und sie unter den übrigen Wissenschaften gleichgerechtigt und gleichsam hoffähig und zu einem würdigen Glied der Bildungsfächer gemacht, welche alle bestimmt sind, den Geist von den Banden der Unwissenheit und des Aberglaubens zu befreien und sittlich zu veredeln, sondern auch den Natursinn unter den Menschen und die Empfänglichkeit für das Schöne überhaupt geweckt und belebt und in beredter Weise seine Zeitgenossen, sowie das kommende Geschlecht angeregt, „des Weltalls heilige Rätsel zu lösen und das Bündnis zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit einem Bande umschlang". Dankbar erwähnt Humboldt auch der Quelle, aus welcher er den Zauber seiner Darstellung geschöpft, der deutschen Sprache. „Das Wort, sagt er, ist mehr als Zeichen und Form, und sein geheimnisvoller Einfluß offenbart sich am mächtigsten da, wo er dem freien Volkssinn und dem eigenen Boden entsprießt. Stolz auf das Vaterland, dessen intellektuelle Einheit die feste Stütze jeder Kraftäußerung ist, wenden wir froh den Blick auf diese Vorzüge der Heimat. Hochbeglückt dürfen wir den nennen, der bei der lebendigen Darstellung der Phänomene des Weltalls aus den Tiefen einer Sprache schöpfen kann, welche seit Jahrhunderten so mächtig auf alles eingewirkt hat, was durch Erhöhung und ungebundene Anwendung geistiger Kräfte in dem Gebiete schöpferischer Phantasie, wie in dem der ergründenden Vernunft die Schicksale der Menschheit bewegt".

Der Mann, dessen Gedächtnis wir heute feiern, verdient die hohe Verehrung, die ihm gezollt wird, endlich

3. auch darum, weil er, wie wenige, ein Priester der Humanität und der Religion ist. Wo die Liebe zum Wahren und Schönen so feste Wurzeln geschlagen, daß sie das ganze Leben beherrscht, da muß auch das Gute sich zugesellen, da müßen auch die schönsten Blüten edler Menschlichkeit sich entfalten. Und in der That finden wir in Humboldt neben andern die Züge, welche den Charakter des Menschen am meisten adeln: Weisheit und Gottesfurcht. Diese offenbaren sich aber vor allem in dem unablässigen Streben nach Erkenntnis der Wahrheit und in dem treuen Festhalten an derselben, in Beherrschung der Leidenschaften, in sittlicher Maßhaltung, im Frieden und in der Ruhe der Seele. Humboldts Werke, sowie sein ganzes dem Dienste der Wahrheit gewidmetes Leben, geben Zeugnis von solchem Geiste.

„Überall sagt er in der Vorrede zu den Ansichten der Natur, habe ich auf den ewigen Einfluß hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit und auf ihre Schicksale ausübt. Bedrängten Gemütern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle, folgt mir gerne in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf die hohen Rücken der Andeskette. Zu ihm spricht der weltrichtende Chor:

> Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
> Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
> Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual".

Die lebensvolle Schilderung der Steppen und Wüsten schließt Humboldt mit den Worten:

„Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guyana ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgesogene Blut ihrer Feinde; andere würgen, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumnagel. Die schwächeren Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe tierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höhern Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und

Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte das einförmige trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden".

Wer möchte da, von heiliger Scheu und Ehrfurcht ergriffen, nicht ausrufen: introite et hic dei sunt! Tretet ein, auch hier ist Gott!

Und diesem Manne haben winzige Geister wahnbefangener Glaubenseiferer, die nicht wert sind, ihm die Schuhriemen zu lösen, den Vorwurf der Glaubenslosigkeit, der Gottesleugnung gemacht und zwar aus dem Grunde, weil der Name Gottes in dem Kosmos nicht vorkomme. Einmal ist der angeführte Grund nicht wahr; dann bewiese er aber, selbst wenn er wahr wäre, doch nichts; denn wie viele Bücher mathematischen oder naturwissenschaftlichen, namentlich medizinisch-technischen Inhaltes gibt es nicht, in denen der Name Gottes ebenfalls nicht erscheint, ohne daß es vernünftiger Weise jemanden einfallen sollte, ihre Verfasser der Irreligiosität zu zeihen.

Aber ein ähnlicher Vorwurf ist ja auch anderen großen Männern, so Lessing, Fichte, Schiller gemacht worden, die doch zur geistigen und sittlich religiösen Erhebung und Veredlung ihres Volkes und der Menschheit ebenfalls unendlich vieles beigetragen.

Wie über sie, so können wir auch über Humboldt im Hinblick auf sein Leben und den Geist seiner Schriften mit dem Klosterbruder in Lessings Nathan getrost und zuversichtlich ausrufen:

„Nathan, Nathan!

Ihr seid ein Christ! Bei Gott! ihr seid ein Christ, Ein bessrer Christ war nie!"

Nicht durch leichtes Lippenbekenntnis, sondern durch den viel schwereren, das ganze Leben hindurch dauernden Dienst in der Knechtschaft Gottes, in Erforschung der Wahrheit, durch Charakter und Leben wird die echte Religion bewährt. „Es werden nicht alle, die zu mir Herr! Herr! sagen in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel", spricht ja auch unser Herr und Heiland.

Daß jedoch die Naturwissenschaften überhaupt von Gott abführen sollten, ist eine irrige, längst widerlegte Behauptung. Denn was Baco von Verulam von der Philosophie sagt, daß ein leichter Trank aus ihr von Gott abführe, daß aber vollere Züge daraus zu Gott hinführten, gilt auch von den Naturwissenschaften. Wer aber hat vollere Züge daraus gethan als Humboldt?

Der Mann sollte nicht gottesfürchtig sein, der, wie ein deutscher Schriftsteller von Galilei rühmt, ebenfalls „nie in seiner Seele eine Leidenschaft aufkommen ließ, als die reinste und heiligste für die Wahrheit, der ein besserer Priester Gottes seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbarte? dessen ganzes Leben ein ununterbrochener Gottesdienst war?"

Zwei Bücher sind Dir aufgethan,
Die Liebe Gottes zu zeigen an,
Sie heißen Bibel und Natur;
In beiden erkennst du seine Spur;
In Wort und That, im Geist und Sinn;
So geh und lies recht fleißig drin!

So ruft uns ein Dichterspruch zu und selig, wer Gott in einem dieser Bücher suchet und findet! Daß ihn Humboldt in der Natur gefunden, bezeuget der Geist in seinen Werken, bezeuget sein ganzes Leben und Wesen. Humboldt war lange Zeit nicht nur der wissenschaftliche Ratgeber der ganzen Welt, sondern auch in vertrautem Umgange seines Fürsten derjenige, von dem man stets die ungeschminkte Wahrheit zu hören gewohnt war.

So verdient denn der Mann der Wissenschaft, dessen Gedächtnis wir heute feiern, unsere, der Mit- und Nachwelt volle Verehrung, weil er ein Priester der Wahrheit, ein Priester des Schönen, ein Priester der Humanität und Religion ist wie wenige.

Möge ein Hauch seines Geistes auch unter uns noch lange fortwirken zu unablässigem Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, begeisternd und die Gemüter beseligend! Amen."

Nach dieser Rede erhob sich Pfarrer Georg Binder aus Keisd, der Mann, der nicht das geringste Verdienst hat, daß Humboldts Name an unserer Schule längst zu den gefeiertesten gehört und sprach tiefgefühlte Worte pietätsvoller Erinnerung aus seiner Universitätsstudienzeit über

das Glück, den allverehrten Mann auch selbst gesehen zu haben, wenn er auch aus scheuer Ehrfurcht es nicht gewagt, mit demselben in persönliche Berührung zu treten. Zum Schlusse eröffnete er, daß er zu Ehren des heutigen Tages und mit dem Wunsche, daß Humboldts Geist an dieser Schule noch lange segensreich fortwirken möge, ein Bildnis von Humboldt — das er sogleich auch übergab — und das große geographische Werk: Karl Ritters Asien der Anstalt schenke.

Eine zweite Piece aus Heydns Schöpfung, von den Seminarschülern aufgeführt, schloß die so seltene Feier, die in ihrer schlichten Weise doch wohl geeignet war, auch einige bleibende Eindrücke geistiger Erhebung zu schaffen.

Noch verdient dankbare Erwähnung, daß bereits am Vortage des Festes von Herrn Senator Friedrich von Sternheim ein Bildnis Alexander von Humboldts in Goldramen gefaßt der Schule geschenkt worden und daß nachträglich Herr Pfarrer Georg Binder 10 Gulden als Grundlage zu einer Humboldtstiftung an dem Schäßburger Gymnasium widmete; „der Zweck der Stiftung möge durch plura vota der Konferenz bestimmt werden". Durch zwei Verehrer Humboldts außerhalb Schäßburg, einen Vater und Sohn, die beide nicht genannt sein wollen, welche den namhaften Beitrag von je 100 Gulden widmeten, kam die Stiftung schon im November 1869 zu stande, so daß bereits im Jahre 1870 aus dem zur Verwendung kommenden Ertrage der Stiftung Doves Werk, Die Verbreitung der Wärme auf der Erdoberfläche und desselben Das Gesetz der Stürme für die Gymnasialbibliothek angeschafft werden konnten. Aber die im Schulprogramm des Jahres 1870 ausgesprochene Hoffnung auf weitere Zuflüße erfüllte sich leider nicht. Dieses war denn auch die nächste Veranlassung, daß der Vortrag über die Macht des Aberglaubens und die Humboldtrede gedruckt wurden, um einerseits die edle Absicht des Anregers und der beiden Hauptbegründer der Stiftung mit zu unterstützen, dann um ebenfalls ein Dankesopfer darzubringen in Herbeischaffung eines Scherfleins für die Stiftung den Manen Humboldts, dessen Ansichten der Natur und Kosmos, welche wie eine Laienbibel das Evangelium der Herrschaft des menschlichen Geistes über die Natur, seiner Würde und Erhabenheit allen Gebildeten so vernehmlich verkünden, auch dem Laien in der Naturwissenschaft fort und fort eine reiche Fülle von Belehrung, Trost und Erhebung darbieten.

Das Statut über die Verwaltung und Verwendung der Humboldtstiftung lautet auf Grund der erteilten Vollmacht des Begründers Herrn

Georg Binder, Pfarrers in Keisd, festgestellt von der Konferenz des Schäßburger evangelischen Gymnasiums am 1. Dezember 1869 C.=Z. 34, 1869/70 und 12. Januar 1870. C.=Z. 46, 1879/70:

§ 1. Die am 14. September 1869 für das deutsch=evangelische Gymnasium A. B. in Schäßburg gegründete Humboldtstiftung hat zum Zwecke: die Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts im Geiste Humboldts.

§ 2. Die Aufgabe dieser Stiftung ist demnach im besondern:

a) In erster Reihe: die Anschaffung naturwissenschaftlicher Werke für die Bibliothek des Gymnasiums.

b) In zweiter Reihe (s. § 4) die Anschaffung anderer naturwissenschaftlicher Lehrmittel für das Gymnasium.

§ 3. Jeder dieser Stiftung zufließende Beitrag, wie klein er auch sein sollte, ist unter Angabe des Spenders und mit den von diesem an seinen Beitrag geknüpften besondern Bestimmungen, welche jedoch den Bestimmungen dieses Statuts nicht widersprechen dürfen, in das für diese Stiftung angelegte Gedenkbuch einzutragen.

§ 4. Sämtliche eingegangenen Beiträge bilden das unangreifbare Stiftungsvermögen.

Von dem jedesmaligen Jahreserträgnisse desselben sind zuerst abzuziehen: zwanzig Prozente — oder nach der etwaigen besondern Bestimmung eines Stifters von dem Ertrage seines zu dieser Stiftung geleisteten Beitrages weniger oder mehr, jedoch höchstens fünfzig Prozente — welche in solange zum unangreifbaren Stiftungsvermögen zu schlagen sind, bis dieses die Höhe von 5000 fl. ö. W. d. i. fünftausend Gulden in österr. Währ. erreicht hat. Mit diesem Zeitpunkt hat die Vergrößerung des Stiftungsvermögens durch Zuschlag eines Teiles seines eigenen Erträgnisses aufzuhören.

Sodann kommen in Abzug weitere drei Prozente des jedesmaligen Jahreserträgnisses des Stiftungsvermögens solange dieses Erträgnis unter 100 fl. österr. Währ., fünf Prozente, solange dasselbe 100 fl. bis 300 fl., zehn Prozente, sobald dasselbe über 300 fl. beträgt, als Remuneration für die Verwaltung.

Der darnach sich ergebende Rest ist zu den § 2 lit. a) bezeichneten Anschaffungen zu verwenden.

Sollte dieser Restbetrag oder ein Teil desselben zu diesen Anschaffungen nicht benötiget werden, so tritt bezüglich der Verwendung desselben § 2 lit. b) in Kraft.

§ 5. Über die Verwendung des jedesmal zur Verfügung stehenden Stiftungsertrages entscheidet innerhalb der durch § 2 und § 4 gezogenen Grenzen über Antrag der Fachlehrer in den Naturwissenschaften die Konferenz des Gymnasiums.

§ 6. Der Verwalter des Stiftungsvermögens wird von der Konferenz frei gewählt und bezieht die § 4 angegebene Remuneration.

Derselbe legt jährlich der Konferenz des Gymnasiums Rechnung.

Diese Rechnung ist im Sinne von § 36, 16 der Kirchenverfassung jedesmal dem löblichen Presbyterium A. C. zu Schäßburg zur Kenntnisnahme vorzulegen.

§ 7. Eine Veränderung der Substanz des Vermögens kann nur durch eine Majorität von zwei Dritteln der Konferenz beschlossen werden

VIII.

Sprichwörter,

sprichwörtliche Redensarten, formelhafte Ausdrucksweisen, Interjektionen und Rätsel.

Der Kern der Wissenschaft, der Schluß aus der Erfahrung, der menschlichen Händel kurzer Ausspruch und gleichsam des weltlichen Wesens Spiegel steckt in den Sprichwörtern und stellet sich jedermann klar vor Augen.

In den Sprichwörtern oder den sprichwörtlichen Redensarten steckt der rechte Schmack, das rechte Wollen und Vollbringen, das Eigene der Sprache. Denn ein Sprichwort, nämlich Worte, so von allen gesprochen und also zu einem gemeinsamen Ja gemacht werden, nimmt seine Ankunft als ein eigenes, angeborenes Landkind im Lande, wächset und wird geboren den Landsleuten im Munde, und ist also ein natürlicher Klang der Sprache und ein Ausspruch und Schluß dessen, was als eine deutsche Landlehre bekannt worden.

J. G. Schottel (1663).

Dieser Vorrat überlieferter Redensarten bildet den eigentlichen Geist, Gehalt und Reichtum, das eigentliche innerste Leben der Sprache. Ist daran nichts zu lernen und zu lehren? Wichtiges und Schönes in unerschöpflicher Fülle!

Rudolf Hildebrand.

Wenn die Sprache überhaupt der treueste Spiegel des innern Menschen ist, so sind es in ihr insbesondere die Sprichwörter und die Redensarten, welche das geistige Leben eines Volkes in den mannigfaltigsten Beziehungen am ungezwungensten darstellen. Es spricht sich in denselben entweder eine aus der unmittelbarsten Anschauung gewonnene, oder aus dem altüberlieferten Bildungskapital geschöpfte Weisheit aus, die durch das Frische und Lebendige ihrer Form überrascht. Von dem vollen, frisch bewegten, rasch hineilenden Leben, in dem er wurzelt, hat der volkstümliche Spruch Ton und Farbe. Seine Grundregel ist: „kurz und gut, frisch und frei". Er hält sich nicht auf bei unnützen Fragen, weil er nicht leeres Stroh dreschen will, und nimmt den Mund nicht zu voll, weil ihm Zank und Hader ein Greuel sind; er ist kein Duckmäuser und Griesgram, kein Schmeichler und Heuchler. Er redet, wie es ihm um die Leber ist, nimmt nur, wenn es sein muß, ein Blatt vor den Mund, spinnt nicht alleweg Seide, es muß „auch grob Garn mit unterlaufen".

Wohl tragen die meisten der Sprichwörter, Rätsel und formelhaften Redensarten einen heitern und humoristisch-satirischen, manche auch einen eckigen und derben Zug im Gesichte und sind darum nicht überall wohl gelittene Gäste. Nur der Bauer braucht sie noch ohne langes Bedenken, wie sie eben kommen; und das ist es, was seine Rede farbenfrisch, anschaulich und kräftig, was sie poetisch macht. Und gerade daran gebrichts unsrer sogenannten gebildeten Rede gar sehr. Die siebenb.-sächsische Volkssprache, gleichsam ein weit abgelegener Gebirgsquell, ist reich an sinnlich-konkreten Ausdrücken und lebendigen, schlagenden Gleichnissen. Vielleicht geben auch die nachfolgenden Proben davon Zeugnis.

Proben sind es und nicht mehr. Gegenüber der unendlichen Fülle von Sprichwörtern, Rätseln, Umschreibungen und Vergleichungen, die unser Sächsisch besitzt, ist das, was unsere Sammlung enthält, nur wie ein Tropfen aus dem Meer geschöpft.

Es wird daher die Aufgabe weiter zu sammeln noch lange fortbestehen, ja vollständig nie gelöst werden; denn es ist, wie Simrock sehr wahr sagt, „alle Sprichwörter aufzuschreiben, so wenig möglich, als die Sterne zu zählen, oder die See auszuschöpfen; man darf sich nicht einmal einbilden, keines der vornehmsten und gangbarsten vergessen zu haben; aber wer nach einem goldenen Rade trachtet, dem wird doch wenigstens eine goldene Speiche davon“.

I. Sprichwörter.

1. Der àlendåch hôt e grîs mel, — der àlendåch brocht fil, der Alletag, oder — wie bei Simrock, Die deutschen Sprichwörter[2] S. 274 — das Jahr hat ein weites Maul und einen großen Magen.

2. Än Alendåch-ſanktich ſei de gàse mät trûfknärl geflôstert, de haiſer mät platschinta gedækt unt rient et dô eine nur wen unt schlêt det dànerweder nur aus der gurjel unt mät der faust. (An Alle-Tag-Sonntag sind die Gassen mit Knödeln gepflastert, die Häuser mit Pfannkuchen gedeckt, und regnet es dort immer nur Wein und schlägt das Donnerwetter nur aus der Gurgel und aus der Faust. — Bistritz.) Aber alle Tag Sonntag haben, wie die Sächsisch-Regener behaupten, nur die zu Ungarisch-Regen.

3. Hôt äs hâlf fôt (Haben ist halbe Sättigung), aber Hätt-ich ist ein hungriger Mann.

4. En licht àkes ferleist em net (eine schlechte Art verliert man nicht) das Übel bleibt. Dasselbe Sprichwort hochdeutsch auch in Wanders Sprichwörter-Lexikon 1, 211.

5. Em fål dô rîfen (raufen), wô hôr äs; man muß — wie das hochdeutsche Sprichwort sagt — Haare scheren wo sie sind, von dort nehmen, wo etwas zu nehmen ist.

6. Wi än de wedje fäzt, kå leicht flûre schnedjen (wer in den Weiden sitzt, kann leicht Flöten schneiden). Wer in dem Rohr sitzt — hieß es schon im 14. Jahrhundert — der schnitzet Pfeifen wie er will. (Hofmann in den Sitzungsberichten der k. bayrischen Akademie der Wissenschaften 1870, II, 27.)

7. Mos äs mî wæ ech wäl net (Muß ist mehr, als ich will nicht) und der mos äs niche spâs (der Muß ist kein Spaß). Die Krefelder behaupten: Muß sei ein Teufelsfressen.

8. Mät entbæden wit der wûlf net kleach, durch Entbieten und Sagenlassen wird der Wolf nicht klug.

9. Wier falwest ugreift, hôd et än hoinjden, (wer selbst angreift, hat es in den Händen), sagt man zu Groß-Scheuern.

10. Wi än ausdâgen sich net rakert, kån än ändâgen leistere fên, (wer im Frühjahr sich nicht rackert, kann im Herbste Amseln fangen). Müßiggang hat einen bösen Ausgang.

11. Wi de net wäl grabeln,
won de springhansel zabeln,
di mos äm wänjter gôn mät dem fil:
„bråder Honnes hôd er net hå fil?“

Wer nicht will zugreifen, wenn die Heuschrecken springen, muß im Winter gehn mit dem Seil: „Bruder Hans, habt ihr nicht Heu feil?“

12. Wier zem groschen geschlôn äs, wit nichen zwinziger. Wer zum Heller gemünzt ist, kommt nimmer auf den Kreuzer, sagt man irgendwo in Deutschland. Der Zwanziger, deren drei in den Gulden gingen, stand, weil er silbern, in hohen Ehren.

13. Wàt em mät dem mel erhålde kån, terf em net mät de hànjden erarbeden, (was man mit dem Mund erhalten, behaupten und erwerben kann, muß man nicht mit den Händen erarbeiten).

14. Îr äs mî wæ båflesch, (Ehre ist mehr als Speck), aber — fügt der Realist hinzu: àwer îr uch båflesch schôt net, Ehre und Speck, Reichtum zur Ehre schadet nicht.

15. Al ze gemîn — all zu gemein
mâcht de îre klîn. — macht die Ehren klein.

16. Al ze from — all zu fromm
geniert fich kom; — ernährt sich kaum;

hàlf zegun — halb Zigeuner
kît derfun. — kommt davon (vorwärts).

17. Net fäch nor àf dåt, wàt-e flecht (fliegt),
fäch uch àf dåt, wàt-e krecht (kriecht).

Schau nicht nur immer nach oben, nach dem Himmel, nach dem Höchsten, schau auch auf die Erde und auf das, was sie verlangt.

18. Afen härgot àf der zeang, — Unsern Herrgott auf der Zunge,
den deiwel än der leang. — den Teufel in der Lunge.

(Vgl. das lateinische: mel in ore, verba lactis,
fel in corde, fraus in factis).

19. Wôr der fôter schlît, dô wiest det flîsch, wôr e fremder schlît, dô fält et ôf. Wohin der Vater schlägt, da wächst das Fleisch, wohin ein Fremder schlägt, da fällt es ab.

20. Sålz uch brît dît de känjden nît. (Salz und Brot thut den Kindern Not.)

21. Fråen git ze kåen, Freien gibt zu kauen,
gejen brànjt schwejen, Geigen bringt schweigen.

Freien und Gefreitwerden gibt zu reden, nach der Hochzeit hörts auf. In Ulm sagt man:

Wenn man thut weiben und mannen,
Trägt mans zusammen in Wannen.

Das sind zwei herbe, bittere Bilder vom Geklatsch über Brautleute.

22. Aus dem heankt mâcht em nichen båflesch (aus dem Hund macht man keinen Speck), aus dem Thoren keinen Weisen, aus dem Neider keinen Freund, aus dem Schandmann keinen Ehrenmann und wenn man ihn gleich einstimmig zum Volksvertreter wählt.

23. Aus der krô wit nichen dauf (aus der Krähe wird keine Taube), häßlich bleibt häßlich und gemein gemein.

24. În krô päkt der åndern net de ûgen aus; schon im 14. Jahrhundert war das Sprichwort im Gang: ein kroe klukt der andern nit die augen aus. (Sitzungsberichte der bayrischen Akademie der Wissenschaften 1870, II, 27.)

25. De krô mâcht det näst aus därn (die Krähe macht das Nest aus Dornen).

26. Krô bæ krô, Krähe bei Krähe,
pô bæ pô. Pfau bei Pfau.

Gleich und gleich.

27. Wun de schwenj sât senj, stîse se den tråch äm, das satte Schwein stößt den Trog um, der Trunkene wird gemein, unflätig. Ganz dasselbe Sprichwort bei Dicks, Die Luxemburger Sprichwörter, 24.

28. De îrscht heankt schmeist em än de båch (die ersten Hunde schmeißt man in den Bach), das gilt überall, bei jeder ersten Arbeit, bei der des Schusters und Lehrers, beim ersten Werk des Dichters.

29. Alt scheire bræn um ärchsten (alte Scheuern brennen am ärgsten), wenn alte Männer und Frauen in Liebe entbrennen, wirds heiß.

30. De geat geter säkt em äm stål (das gute Vieh sucht man im Stall), was müßig umläuft und sich überall anbietet, taugt wenig.

31. Nô de schwarze kîrschen stecht em gärn (nach den schwarzen Kirschen steigt man gern).

32. De bang hôd e lôch (die Bunge, die Trommel hat ein Loch), der das Gesetz gegeben hat, hälts selber nicht. Das Wort ist alt in diesem Land und doch noch so jung; alle Tag wirds neu geboren.

Sobald Gesetz ersonnen,
Wird Betrug gesponnen.

Wenn nur einmal die Trommler auf die Trommel kämen, dann wirds wohl anders werden. Gäbs Gott! Je eher, desto besser.

33. Der bedreach äs se pleach, — Der Betrug ist sein Pflug,

sagt man vom Zigeuner, aber es gibt nicht allein schwarze Zeigeuner. In Deutschland sagen sie gar, wenn Körte (Die deutschen Sprichwörter[2], Nr. 711) gut gehört hat: Betrug ist der Krämer Wagen und Pflug.

34. Kleach schwejen äs schwêrer wæ kleach rieden, wohl schweigen ist eine größere Kunst als wohl reden. Das Schweigen ist überhaupt dem Sprichwort lieber als das Reden, denn sagt es: fil rieden, fil lijen (viele Reden, viele Lügen), schwejen äs det dækelchen âf em däpchen (Schweigen ist das Deckelchen auf dem Töpfchen; Reden ist Silber, Schweigen ist Gold; Reden kommt von Natur, Schweigen vom Verstand;

Schweigen und Denken
Mag niemand kränken.

Mehr davon in der 16. Abteilung der Redensarten.

35. Zwê jôr äm haus,
äm dräten nor eraus.

Ein Dienstbote zwei Jahre im Haus, — im dritten nur hinaus.

36. Fil hànjt mâchen båld en ànjt. — Viele Hände Machen bald ein Ende.

37. Fil dîles schmôl ärwes, — Vieles Teilen Schmales Erben.

38. Wer da hellt, wenn er hat,
Der nimmpt, wenn er darf,

predigte Damasus Dürr vor vierthalb Jahrhunderten zu Kleinpold, aber vergebens.

39. Bêser en mäsch (Sperling) än der hånt wæ en dauf àf em dåch! Ganz so bei Dicks, Die Luxemburger Sprichwörter, 20.

40. Bêser gruis — besser groß
wæ bluis — als bloß,

gibt der Repser denen zurück, die ihren Spott haben möchten an seinem zu großen Rock oder an dem großen Flicken auf der Hose.

41. Bêser äst wæ näst (besser etwas, als nichts).

Denselben Gedanken, nur sinnlicher und frischer, gibt Ausdruck das Bauernwort:

Bêser blô, — Besser Korn mit blauem
wæ gôr net dô. — Wachtelweizen (kaderweis) als gar keins.

42. Fil fetj àf dem räk — Viel Seide auf dem Rücken,
ìst e gruis ågläk. — einmal (wirds) ein großes Unglück.
(Bonnesdorf.)

43. Zeklich än troch — Öfters in Trog
git behànjt e lôch — gibt bald (behend) ein Loch.

von oft gewaschener Wäsche gebraucht.

44. Won em fil rutscht, wärden de huesen dän (wenn man viel rutscht, werden die Hosen dünn).

45. De ålt schagen schmeist em net ewêch, bäs em de nån net ferfakt hôt; die alten Schuhe wirft man nicht fort, bis man die neuen nicht versucht hat, man gibt ein Amt u. s. w. nicht auf, bevor man nicht weiß, was das neue wert ist.

46. Tschorlt et net, se trept et doch; (gießt es nicht in Strömen, so tröpfelt es doch), es kommt nicht viel, aber doch etwas dabei heraus.

47. Gât äm
äs nichen kräm.

Heute nach Simrock[2], 318 in Deutschland: Gute Krumm ist nicht um; aber schon im 14. Jahrhundert ging das Sprichwort um: „Ein guter Weg umb hat kein krum“, und im 15. Jahrhundert: „Guter Weg umb ward nie krumb. (Sitzungsberichte der k. bayrischen Akademie der Wissenschaften 1870, II, 29; und Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1877, 184.)

48. Nô'm rên breocht em nichen mànkel; (nach dem Regen braucht man keinen Mantel).

49. Wî d'irscht kit, mielt d'irscht! (wer zuerst kommt, mahlt zuerst). Ein ähnliches Sprichwort hat man im Waldeckischen und wohl

in ganz Deutschland (Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1, 226; Simrock[2] 384.) Aber bei uns in Ungarn brauchts der Müller nur, wenn es sich ihm schickt; oft mahlt — nicht nur in der Mühle — der zuerst, der von Heim kommt.

50. Wier det gläk hôt, dem felnen uch de gîs; (wers Glück hat, dem füllnen auch die Ziegen) und es geben ihm — nach Aristophanes — seine Hühner Milch und es fliegen ihm wie im Schlaraffenland die Enten gebraten ins Maul; wirft er einen Groschen aufs Dach, fällt ihm ein Thaler herunter und viele andere Wunder erlebt so ein Glückskind.

51. Dât äs e blänjder uch se kniecht; (ein Blinder und sein Knecht), eine jämmerliche Bestellung.

52. Wàt späz ufêt, hîrt stàmpich àf; (was spitz anfängt, hört stumpf auf). Das Wort war schon vor vier Jahrhunderten im Umlauf und ist allbekannt in der neuen Fassung: Allzu scharf macht schartig. Triste rigor nimius, hieß es im alten Rom.

53. E jêd sàk fanjt fenje bànjdel.
E jêd däpchen fànjt fenj dâkeltchen.

Jeder Sack findet sein Bändel, und wieder — wie nach Dicks (die Luxemburger Sprichwörter 8) die Luxemburger sagen — „kein Töpfchen so klein, es findet seinen Deckel“, oder — wie man nach Simrock[2] 565 allerorten in Deutschland behauptet — „kein Töpfchen so schief, es findet sich ein Deckelchen drauf“. Jeder findet einen, der zu ihm paßt. Auf einen besondern Fall angewendet, wird das Sprichwort zur Redensart und lautet alsdann: der sàk hôt de bànjdel fangden, der und die haben sich gefunden und Mann und Frau passen zusammen.

54. Won em dem gebauren de fiersch krât, geschwàlen em de fes; (wenn man dem Bauern die Ferse kraut, schwellen ihm die Füße an).

55. Grîser härn är krankhît und ôrmer ledjen är hànklich kreische fîr; (großer Herren Krankheit und armer Leute Kuchen schreien sehr).

56. Wàt äm gemömel äs, wit gärn wôr; (was im Gerede ist, wird gern wahr).

57. Gestànk fuer dànk; (Gestank für Dank) ist der Welt Lauf.

II.

Sprichwörtliche Redensarten und formelhafte Ausdrucksweisen.

1. Groß und klein.

Et äs e maschinês kont, — kärl (es ist ein maschinenmäßiger Kunde, Kerl). In Tirol: a sölle maschine von einem großen, korpulenten Menschen.

Et äs ener wæ e jeang geberch, (es ist einer, wie ein junges Gebirge) so groß. Wie schön ist der Vergleich mit einem jungen, gleichsam im Wachstum begriffenen Gebirge neben dem folgenden:

Et äs ener wæ e bäfel, wie ein Büffel so dick und plump.

Et äs ener wæ aus er îch gehân, er ist so stark und so knorrig, als ob er aus einer Eiche gehauen sei. Wie in den vorangehenden Redensarten, so fällt auch in dieser das vergleichende wie häufig aus. Und es ist nicht allein poetischer, sondern auch altertümlicher, wenn es heißt: et äs aus er îch gehân.

Et äs en däk buta. Das Adjektivum butt, in Ober- und Niederdeutschland viel gebraucht, heißt grob, stumpf, plump und dumm.

Et äs en däk dobesch, ein dicker, plumper, täppischer Kerl.

Et äs e stibes, ein Knirps, ein Menschlein.

E äs nor glitschlànk, — spànelànk, nur glieds-, spannenlang.

Em kån en änt schäp stêchen, man kann ihn in die Tasche (schäp = seb magyarisch für Tasche) stechen, so klein ist er.

Et äs nor esî e stäpen, nur so ein Stopfen, klein und schwach.

Et äs nor esî e ropenzuogel, nur so ein Raupenzagel. Raupenzagel, so wird das sächsische Wort übersetzt, doch hat man das Adjektiv ropig und ferropt (klein, verkümmert) auch mit dem baierisch-fränkischen Wort raup (einjähriges Stück Rindvieh) verbinden zu können geglaubt. Im Odenwald heißt das „strubelige", schlecht überwinterte Rindvieh raupig. (Archiv für hessische Geschichte u. A. 13, 131.) Begrifflich liegt übrigens näher das von Hoffmann aus der Eifler Mundart in Frommanns Zeitschrift 6, 15 bezeugte gropig, schwach, niederdeutsch krop, ein kleines, schwächliches Kind. Ein ruppiger Junge ist in Berlin ein grüner Bursche; wer in Leipzig ruppig geheißen wird, ist ein heruntergekommener Mensch, und wie wir ropenzuogel, so gebrauchen die Vogtländer wohl ihr Ruppigel, die Westfalen ihren Ropenkerl.

Et äs nor en schnôk, Schnacke, Gelse.

Et äs en ômes, — wæ en ômes, klein und flink wie eine Ameise.

Et äs en schnäfelz, von kleinen, unruhigen Menschen, insbesondere von unruhigen und unartigen Kindern gebraucht. Schnäfelz heißt die juckende Frostbeule. Kein Schimpf liegt in der nächsten Redensart:

Et äs e fêferketj (ein Pfefferkorn), klein und munter.

Et äs nor esî e zisemisich kärl. Zisemisich nennen wir, was klein, winzig ist, dann auch einen Menschen mit schwacher, dünner Stimme, ein zimpferliches, geziertes Weib. Gesprochen ward über das Wort in Frommanns Zeitschrift 5, 38 und im Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde 5, 120 und 6, 96.

2. Nase und Augen.

E hôt en geade kràzewez (er hat eine gute Gurke). Kràzewez, ein Fremdwort in der Bedeutung: Gurke, hier übertragen auf die Nase.

E hôt ûgen wæ e feierlenk, scharfe, leuchtende Augen wie ein Iltis. Feier heißt der Iltis (vivera) in der Eifel, unser Wort ist das Deminutivum dazu.

E äs e schilzmikuk, ein Schieler. Schilzmikuk ist gebildet aus schilzen (schielen) und kuken (gucken). Mitunter hat der Ausdruck auch die Bedeutung, die in der deutschen Redensart: „einen scheel ansehen“ liegt.

E setj än de schiele wänkel (er sieht in den schelen Winkel), er schielt. Fast jede Gemeinde hat ihren schelen Winkel, d. i. eine solche Stelle in ihrer oder in der benachbarten Gemarkung, aus der unvermutet Sturm und Wetter kommen. Da hat schel (schief, nicht gerade, seitwärts sehend) die Bedeutung arglistig, betrügerisch erhalten.

E setj än de plånzegôrten (er sieht in den Kohlgarten). Plånz wird im Siebenbürgischen ausschließlich von den Kohl- und Kohlrabensetzlingen gebraucht. In manchen Gassen der sächsischen Städte und in fast allen sächsischen Dörfern findet man vor den Häusern kleine Gärtchen abgeschieden, wo diese Pflänzchen groß gezogen werden. Der Vergleich ist also hergenommen von einem, der nicht geradaus sieht, sondern, vielleicht weil er wirklich schielt, nach rechts und links guckt.

E setj dem kîser aus em lånt (sieht dem Kaiser aus dem Land hinaus), schaut über die Landesgrenze, d. h. er schielt.

E hôt det hienesæn (er hat das Hühnersehen), ist kurzsichtig. Hienesæn nennen wir die Tagsichtigkeit und Nachtblindheit, die Hemeralopie.

Dî hôt uch âf em räk ûgen (der hat auch auf dem Rücken Augen), und darum entgeht ihm nichts, denn „Vier Augen sehen mehr wie zwei“.

3. Schön und häßlich.

Se äs hiesch wæ der dåch (sie ist hübsch, schön wie der Tag).

Se äs gàrstich wæ de nôcht (sie ist garstig, häßlich wie die Nacht). Zarter sagt dasselbe die Phrase: es ist ein hübsches Mädchen, wenn es in den Hof geht, denken die Hühner es sei Nacht und springen auf die Stangen zum schlafen.

Se äs weis wæ en rôf (sie ist weiß wie ein Rabe).

Se äs hiesch wæ e bireschåselt (sie ist hübsch wie ein Birnenscheusal), wie eine Vogelscheuche.

Se äs hiesch wæ e fêrschel (wie ein Schreckbild, wie eine Scheuche). Fêrschel gehört zu dem siebenb. Zeitworte er-fêren, schrecken, das mittel- und niederdeutsche Mundarten in derselben Bedeutung kennen.

Se äs hiesch zem känjt-ôfspênen, (zum Kinderabgewöhnen), so häßlich, daß man sie brauchen könnte, um Kinder abzuspenen, von der Muttermilch zu entwöhnen.

E beld ône gnôt (ein Bild ohne Gnade), ein schönes, aber ein dummes Gesicht.

4. Gesund und krank.

E äs wæ en àpel; er ist voll und rotwangig wie ein Apfel.

Et äs e blôsànjel; er hat Backen wie ein Blas-, d. i. wie ein Posaunenengel.

E fetj aus wæ 't liewen (er sieht aus wie das Leben), blühend und gesund.

E fetj aus wæ de deier zetj (er sieht aus wie die teure Zeit), abgemagert und krank.

E fetj aus wæ won em schlep durch e gefînt hât (wie wenn man schlep durch ihn geseihet hätte), bleich und gelb. Schlep heißt der aus dem schlepkrokt (Rainfarren) gekochte klebrige Saft, der zum Überstreichen der Bett- und Polsterziechen verwendet wird.

5. Kräftiges und läppisches Wesen.

Et äs en Tàter; ein frischer, entschlossener Mensch. Tàter ist der Volksname Tatar (Tartar). Ein sächsischer Spruch stellt ihn mit dem Türken zusammen und rühmt von ihnen:

> der Türk uch der Tàter,
> dåt wôren zwîn gefàter,
> Was der eine übrig ließ
> Hat der andere gefressen.

Et äs e kàtner, es ist ein stattlicher Bursche. Kàtner vom magyarischen katana = Soldat.

Dåt äs e knûp, das ist ein Held. Knûp heißt der Turmknopf; von diesem geht die Redensart aus.

Et äs ener fun der spräz. Wie in der Altmarck (dat is ên von der Sprütt) und sonst für einen gewandten, tüchtigen Mann gebraucht. Belege dafür in Wanders Sprichwörter-Lexikon 4, 749 und in Frommanns Zeitschrift 5, 38.

Et äs e gedànert (gewädert) kont, ein gedonnerter, gewetterter Kunde, ein Mann, der fest auftritt und scharf zusieht und frisch angreift. Sein Gegenüber: e hôt sich nît oder fîcht sich (hat sich Not oder feigt sich), sieht lieber von ferne zu mit den Händen in den Taschen.

Et äs e lîmgekel, — e lîmhôken, eine Lehmpuppe, ein Lehmhacken; ein kraftloser, matter Geselle.

Et äs e loz, — e lepsch. Das erste Substantiv lautet im Mittelalter lotze und diente zur Bezeichnung ungeschickter und unbeholfener Menschen. Das zweite, lepsch, soll durch Verkürzung aus (Phi) lipp entstanden sein und sich an lappe, läppisch, lapsch angelehnt haben. So Frommann in seiner Zeitschrift 5, 38. Der Philipp wird ein dummer Lips, berichtet man derselben Zeitschrift (6, 451. 459) aus der Schweiz. Wie dieser Lips und wie der bairische Lippel, so bezeichnet auch unser Lepsch einen albernen Kerl, aber in Westfalen und sonst gebraucht man zu gleichem Zwecke Laps und in Leipzig Läpsch und beide gehören zu dem über ganz Ober- und Westdeutschland verbreiteten Lappe. Ein Lappe ist ein Einfaltspinsel und Narr.

Et äs e papelatsch. Papelatsch nennen wir auch den wässerigen, breiigen Kot; diesem gleicht ein Mensch, dem die Schelte angehängt wird. Latsch ist übrigens auch in andern, in allen ober- und mitteldeutschen Mundarten — die Belege geben Hintners Beiträge zur tirolischen Dialektforschung — ein Schimpfwort, gebraucht für träge, schlotterige Menschen.

Et äs e los-mich, ich losen dich uch, ein Laß-mich, ich lasse dich auch, ein solcher, der um schönes Wetter bittet, wenn er die Faust brauchen sollte.

E äs wæ der blêsch êsich, kraftlos, ohne Schärfe wie der walachische Essig.

Et äs en zopâk, ein mut- und gehaltloser Laffe.

Et äs en tàlepâtsch, ein linkischer, täppisch drein fallender Mensch. Der Ausdruck geht durch alle deutschen Gaue. Im Kanton Aargau heißt,

wie Rochholz in der Zeitschrift für deutsche Philologie 3, 336. 340 mitteilt, talpi, talpach derjenige, der mit den Füßen wie mit Tatzen auftritt, dallpatsch, wer mit dem Dollfuße, dem Klumpffuße behaftet ist. Dralle- und dallipatsch sind in Schwaben Bezeichnungen für einen unbeholfenen, dummen Kerl.

Et äs en zålôrsch, ein Heulmeier, ein Weiner und Greiner. Zålen heißt weinen, flennen.

Et äs en huefenscheiser (ein Hosen—) e gatchenscheiser (ein Unterhosen—) e schlepscheiser, ein Angstmeier, Feigling, ein Hasenfuß. Über schlep sieh S. 354.

Sich en dräft nien, einen Schwung nehmen, so wie man es beim Anlaufen, beim Axthauen thut, dann übertragen: sich rasch und ernstlich zu etwas entschließen, mit Eifer und Kraft etwas beginnen. Das Hauptwort hat hier noch, wie überhaupt im Sächsischen, die alte aktive Bedeutung des altdeutschen, aus trîben (treiben) gebildeten Substantives trift.

Sich än de stiewerich fâzen (sich in den Stegreif setzen), wie beim Rennen fest in den Stegreif treten, fest und herzhaft zur Sache stehn.

Et mes gôn, mêr fîl et um lôch ôfbrechen (es muß gehen und sollte es am Loch abbrechen), pflegt der zu rufen, der entschlossen ist, unter allen Umständen sein Ziel zu erreichen. Die sinnliche Bedeutung der Redensart ist leich zu erkennen.

Ä brôde lån oder wie seltener, aber richtiger gesagt wird: äm brôdem lån. Erst als man brôdem nicht mehr verstand, ward es in brôden (Braten) verkehrt. Brodem heißt die Entzückung oder Entrückung, in der Scheintote liegen sollen, wobei der Volksglaube wähnt: der Scheintote wandele voller Wonne im Himmel, spreche mit Gott und mit den Engeln und diese offenbarten ihm die künftigen Geschicke der Menschen und der Welt. Das Volk wird oft geschreckt durch umlaufende Gerüchte, daß Scheintote beim Erwachen dieses oder jenes Unglück prophezeit hätten, z. B. Pest, Teuerung, Krieg oder gar Weltuntergang. Über brôdem und brâdem, ein altes deutsches Wort mit der Bedeutung Dunst, Dampf geben hinreichende Aufklärung das Grimmsche, das Baierische und Lexers mittelhochdeutsches Handwörterbuch. In unsrer Redensart bezeichnet der Ausdruck träumerische Unachtsamkeit, dumpfes Brüten der Gedanken. Zu Anfang der 13. Tiergeschichte, auf S. 46 hat die Redeformel noch ihre ursprüngliche Bedeutung.

Af de lànk bànk losen, auf die lange Bank legen, bis zum Tode verschieben. Die Redensart braucht nicht entlehnt zu sein; man legt den

Toten heute noch auf die lange Bank und das ist ein alter Brauch; Zeugnis dafür, daß die Redensart deutsches Gemeingut ist und daß schon Cicero sie kennt.

Kaum zählbar sind die Redewendungen, welche die Trägheit strafen. Von den vielen hier nur diese: e äs fel wæ de iert (faul wie die Erde, wie ein Erdenkloß), fel wæ en hankt, wæ en ôs (wie ein Hund, wie ein Aas).

6. Geschickt und ungeschickt. Gescheit, einfältig und thöricht.

Dî kå mî wæ brît êsen (der kann mehr als Brot essen), ist kein ganz gewöhnlicher Mensch.

Dî hôt et äm klene fànjer (der hat es im kleinen Finger), er weiß es genau, hat es ganz inne. Wenn jemand Antworten gibt, die man von ihm nicht erwartet hat, so hats ihm auch bei uns sein kleiner Finger gesagt. Die Redensart ist sehr alt. Aus der Hand weissagten die Alten, aus der Hand prophezeit heute noch die Zigeunerin. Die Gabe der Weissagung ist aus der ganzen Hand in den kleinen Finger übergegangen. Daraus erklärt sich die Redensart.

E äs net fär mät gewiest (er ist nicht weit mit gewesen), ist unerfahren, unwissend.

De nôs stît der net dernô (die Nase steht dir nicht darnach), nicht so, daß man daraus schließen könnte, du verstündest das; item: dazu bist du zu ungeschickt, zu dumm.

Dî hôt nor åf ener fetj den eissàk fôl (der hat den Quersack nur auf einer Seite voll), ist einseitig gebildet.

E hôt sich nor um schîlâk gewâzt (er hat sich nur am Schuleck gewetzt); in die Schule, wo er etwas hätte lernen und wo er hätte geschliffen werden können, ist er nicht hineingekommen.

E hôt studîrt än de Hàlwelâgener wedjen, der hat auch studiert, aber nur in dem großen, froschreichen Weidengebüsch am Halwelagener Kockelufer.

Dî hôt krîn äm hîft (der hat Kren im Kopf), seine Gedanken sind scharf wie der Geruch des Meerrettigs. Vgl. dazu die Bemerkungen des Deutschen Wörterbuchs unter Kren.

Dåt brocht heren, gâder fränjt (das braucht Gehirn, lieber Freund)! Zu ergänzen ist: und das fehlt dir; zu der Arbeit ist dein Kopf nicht.

Em dinkt, e kênt net àf înt zielen (man denkt, er könne nicht bis auf eins zählen), so ungeschickt stellt er es an.

Dî hôt de fus, — det fusemänte äm; e stächt äm fus (der hat den Fuchs, den Fuchsrock um, er steckt im Fuchs), dî äs mät fusfät geschmiert. Dieser Redensarten, die sich alle auf des Fuchses List und Schlauheit beziehen, wurde bereits im Anhang zu den Tiergeschichten unter Fuchs gedacht.

Dî äs mät àle sàlwen geschmiert, — mät àle wàsere gewêschen (der ist mit allen Salben geschmiert, mit allen Wassern gewaschen), der findet sich in allem zurecht.

Dî äs àf àle fære beschlôn (der ist auf allen Vieren beschlagen), kommt überall durch.

Et äs e melôfen, ein Mauloffen, ein Maulaffe. Der Streit, ob beim Maulaffen der Affe im Spiele sei, oder ob das Wort aus Mauloffen entstanden, berührt uns nicht. Unser Wort und das rheinfränkische mûlop haben die Wörtchen offen im zweiten Gliede.

Et äs e gêpesch, ein Einfaltspinsel. Gêp, gêpesch sind, so behauptet man, aus Jakob gebildet.

Et äs e mâku, ein Maulaffe, ein tölpelhafter Herumgaffer. Schon J. K. Schuller (Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen und Schelten 14) hat das Wort zusammengestellt mit dem Eifler make, empfindsamer Mensch.

Et äs e muta, — en tulemuta, es ist ein mutiger (einfältiger) Mensch. In südwestfälischen Schelten bezeichnet eine dicke motke ein plumpes Frauenzimmer. (Niederdeutsches Jahrbuch 3, 112.) Muttenkop heißt im Thüringischen ein eigensinniger, widerspenstiger Mensch. (Dihle, Beiträge zu einem nord-thüring. Idiotikon 14.)

Et äs en tatschku, ein willenloser Mensch, der sich von aller Welt herumpudeln läßt. Schuller (Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen 13) vergleicht pfälz. tatsch, schweiz. tötsch, luxemburg. tötz, tötsch, unausrichtsame Person, Schlafhaube, und sieht darin eine figürliche Anwendung von datsch, Brei, breiartiges Gebäck. Hebel braucht dotsch zur Bezeichnung einer ungeschickten Person.

Et äs en zeiku (ein Eichelheher), in demselben Sinne gebraucht wie:

Et äs en tokefläker (ein Futteralflicker), ein Einfaltspinsel. Tok nennt man Fahnen-, Messer- und ähnliche Futterale, insbesondere die bekannte Holzflache (niederd. tute), in welcher der Mäher den Wetzstein naß erhält.

Et äs en toki, ein armer Tropf.

Et äs en turebredler (ein Turmknebler). In Hermannstadt nennt man derlei verkehrte, thörichte Leute båståbredler, Basteiknebler.

E äs mät der schazebîrst geschôsen (er ist mit der Schuhbürste geschossen), ist blitzdumm.

E äs fuer de stere geschlôn. Vor die Stirne geschlagen sein, heißt beschränkt, begriffsstützig sein.

E äs af't hîft gefâlen (der ist auf den Kopf gefallen), ist nicht recht bei Sinnen.

E äs net bæ trîst (er ist nicht bei Trost), nicht recht bei Verstand.

Et fêlt em e râdchen. Wem ein Rädchen im Kopfe fehlt, um den ist es eben so schlimm bestellt als um den, der eins zu viel hat.

Em dinkt, te hâst burchert gefôfen (man denkt, du habest Burchert gesoffen), du seist toll. Burchert ist die Tollkirsche, atropa belladonna.

7. Glattes und plumpes, rohes Wesen.

E äs glât wæ en ôlket (glatt wie ein Aal).

Et äs gor e geschneifelter. Der Vergleich ist auch hier wie so oft vom Baume genommen. Schneifeln heißt: alles überflüßige Laub- und Astwerk vom Baum wegschneiden, ihn putzen. Das gut siebenbürgische Verbum ist auch dem mittelfränkischen Sprachschatze bekannt.

Et äs en âkich (eckiger) kärl, ein abstoßender, ein grober Mensch.

Et äs e Pâlescher, grob und roh wie ein Walach aus dem Dörfchen Palosch.

Et äs e Serf, ungeschlacht wie ein Serbe.

Et äs e helzerä Johannes. Das Deutsche Wörterbuch bringt mehrere alte Belege für den hölzernen Johannes, daneben aber auch Belege für den hölzernen Peter und Franz. Es ist hiebei wohl an die hölzernen Johannissäulen zu denken, die in katholischer Zeit an den Wegen standen. Im Tiergedichte Reinardus begegnet man einem ähnlichen Gleichnis: rudis ut papa saligneus.

Et äs e grumpes, er ist grob, plump wie ein unbehauener Klotz. Grumpes nennen wir einen knorrigen Holzklotz und hienach auch einen groben (gràmpijen) Menschen.

Et äs e lergesch, ein plumper, lümmelhafter Mensch. Lergesch gehört wohl zusammen mit dem hoch- und niederdeutschen lurken, lahmen mit den Füßen, schwerfällig, schleppend gehen, lahm sein in der Rede,

stottern. Vgl. Deutsches Wörterbuch 6, 1313 und J. ten Doornkaat Kolman, Ostfriesisches Wörterbuch 2, 554.

Et äs e belesch, ein grober Tölpel. Auch die Luxemburger heißen einen Tölpel bölles; in Aachen bezeichnet man mit böles und boles einen Dickkopf.

Et äs e flänkesch, ein Flegel. Zu flänkesch vergleicht Frommann in seiner Zeitschrift 5, 39 flankiren, sich hangend bewegend, schlendern. J. K. Schuller, Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen S. 10, zieht ein luxemburgisches flantes heran.

8. Gut- und bösartig. Heimtückisch und schlecht.

E äs wæ e gât stäkeltche brît (er ist wie ein gutes Stückchen Brot), willig, freundlich, gutherzig.

E dræft nemestem det wâser (er trübt niemand das Wasser), ist still und friedliebend.

Em kån en äm de klene fänjer wäkeln (man kann ihn um den kleinen Finger wickeln), so gutmütig und gefügig ist er. Ein Lob, das oft kein Lob ist.

Dî let uch hûlz âf fich hân (der läßt auch Holz auf sich hauen), läßt sich zu allem brauchen und mißbrauchen.

Et äs e grêdich kont (ein grätiger Kunde), ein unfreundlicher, sarkastischer Mensch.

Et äs e grænzànjdich kärl, es ist ein hämischer, schadenfroher, tückischer Mensch. Grænzànjdich wird durch grünzähnig übersetzt. „Grüne Zähne haben — sagt Schuster im Vereins-Archive 10, 119 — die Wasserdämonen und nur deshalb hat grænzänjdich nur den einen Sinn, den des Tückischen, Rachsüchtigen, Hämischen“. Von ihren grünen Zähnen soll nach Felix Liebrecht die englische Wasserfrau ihren Namen haben, grüne Zähne auch der deutsche und böhmische Wassermann besitzen. (Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1884, 181.) Vielleicht läßt sich unser Wort auch ohne Mythologie deuten. Græn könnte eine volksetymologische Umbildung sein aus grenj-, und dieses gehört zu dem mittelhochdeutschen grînen (die Zähne blecken, den Mund lachend, knurrend, weinend verziehen). Zu diesem grînen stellen Hintners Beiträge zur tirolischen Dialektforschung auch das tirolische greinsauer mit der Bedeutung sehr sauer. Verwandt ist damit die von Woeste im Niederdeutschen Jahrbuche 3, 115 mitgeteilte südwestfälische Schelte grensebård, Grinser, und grensesnute, Grinsenschnauze.

Et äs e gràsnâk, ein graß-, finsterblickender, mürrischer Mensch. Von den vielfachen Versuchen das Hauptwort zu deuten, befriedigt keiner. Es scheint zusammengesetzt zu sein aus grass (leidenschaftlich erregt, wütend) und nâk (nieder- und mitteldeutschen nuck, nück Heimtücke).

Et hôd et faustdäk hanjder'n îren: die allgemein bekannte deutsche Redensart: er hats faustdick hinter den Ohren.

Et äs licht ketj, ein schlechter Keim, ein schlechtes Samenkorn. Über ketj, hochd. keit, ein altes, aber allmählich absterbendes Wort, hat ausführlich Hildebrand im Deutschen Wörterbuch 5, 440 gehandelt.

Et äs e licht fanken, ein nichtsnutziger, schlimmer Junge. Das ist genau genommen keine bildliche Redensart, denn fanken ist hier nicht, wie die Volksetymologie meint, der Feuerfunke, sondern das alte und weitverbreitete funke, womit ein unsteter Mensch, ein Mensch, der voller Schelmstreiche ist, bezeichnet ward. Näheres darüber findet sich im Deutschen Wörterbuch 4, 593.

Et äs licht kärl, fäch em àf de mîs! (Es ist ein schlechter Kerl, sieh ihm auf die Finger!) Die Bedeutung von mîs ist dunkel.

Et äs licht stäk flîsch, — e licht heankt, ein schlechtes Stück Fleisch, ein schlechter Hund.

Et äs licht fêl, — e licht strànk. Ein schlechtes Fell, ein schlechter Strang, sagt um einen Grad weniger als die vorangehende Redensart.

Et äs en wärlturz, ein grundschlechter Mensch. Urz, gewöhnlich im Plural gebraucht, urzen, nennt der Sachse die Abfälle des Futters, welche das sattgewordene Vieh verschmäht. Das allen deutschen Dialekten bekannte Wort hat hier und dort auch die Bedeutung Auswurf, Ausschuß, Schlechtes und Verworfenes angenommen. (Vgl. Schmeller-Frommann 1, 134; Schweizer Idiotikon 1, 468) „Wärlt- oder wälturz ist eine sinnschwere sächsische Schelte. Wie das Weltwunder ein Wunder ist, welches die ganze Welt dafür erklärt, wie der Weltzage des deutschen Mittelalters ein Feigling in aller Welt Augen gewesen, so bezeichnet jener Ausdruck einen Menschen, von dem sich die Welt, seiner überdrüssig und satt, mit Ekel abwendet“. Also Schuller in seinem Büchlein Zur Kunde siebenb.-sächsischer Spottnamen S. 17.

9. Von wunderlicher Art.

Et äs en ôrtlich kont. Artlich wird auch anderwärts in der Bedeutung, die es hier hat, gebraucht; so heißt z. B. nach Albrechts

Buch: Die Leipziger Mundart, auch in Leipzig ein sonderbarer, kurioser Mensch: ein artliger Mensch.

Et äs spâsich kräst, es ist ein spaßiger Christ, ein sonderbarer Mensch.

Et äs en kàpenàro, es ist ein Kappennarr, Hanswurst, einer, der die Narrenkappe trägt. Und „jedem Narren gefällt seine Kappe", behauptet das deutsche Sprichwort, „jedem Narren seine Weise", sagt der Prediger Salomon.

Et äs e pustich kärl, es ist ein seltsamer, wirrer und wilder Geselle. Die ursprüngliche Bedeutung von pustig ergibt sich aus dem magyarischen puszta, unbewohnt, wüst, öde.

Et äs e kripesnæser (ein Krebsnieser), einer der nicht allein die Krebse niesen hört, sondern auch selber wie die Krebse niesen kann; ein Spintisierer.

10. Fröhlich und verdrießlich.

Et äs e wàlmædich (willmutig) kont, ein gutgelaunter, zu Mutwillen und Possen geneigter Mensch. In Rosenau wendet man das Wort auch auf die Tiere an, wenn sie springen und spielend einander stoßen und schlagen; de kälwer senj hetj esu walmädjich, heiß es dann.

Et äs în wæ en gech (das ist eine wie eine Geige), sie singt und jubelt alleweg, ist immer guter Dinge.

Dî äs änjden àf der hochzet (Hochzeit), immer lustig.

E làcht wæ der däpner, er lacht, aber er lacht wie der Töpfer, — wenn er umstülpt; es ist ein verzweifeltes, tragikomisches Lachen.

Der schwàrz ius (Ochse) dräkt en, sagt man in Mediasch von einem, den der Kummer drückt. Zu Grünberg in Schlesien hat den, der ein Unglück gehabt hat, die schwarze Kuh getreten. (Engelien und Lahn, der Volksmund 283.)

E mâcht e kàrfretjuchgesicht (Karfreitagsgesicht).

E lêt de flijel hên (er läßt die Flügel hängen), hat den Mut verloren.

E gît wæ angder der iert (er geht wie unter der Erde), gedrückt und gebückt, mit schweren Sorgen im Herzen.

E stît dô wæ en ôfgeliesä wanjert (er stet da wie ein abgelesener Weingarten), teilnamslos, gleichgültig, Trübsal blasend.

Et äs em net äm de liewer (es ist im nicht um die Leber), er ist übel gelaunt. Verwandte Redensarten hat Wander in seinem Sprichwörter-Lexikon 2, 1867 aus Solothurn und Steiermark gesammelt.

Et äs em net gebàtert (gebuttert), es gefällt ihm nicht.

E zikt àf den êsich (er schlägt auf den Essig) und dann àles wit za êsich, àf wàt e fetj, alles wird zu Essig, auf was er schaut.

E fetj wæ won em de hienen det brît hâde frêsen, er schaut so verdrießlich, als ob ihm die Hühner das Brot fressen hätten. Eine gemeindeutsche Redensart.

E fetj wæ en gestôchä gîs (er sieht wie eine gestochene Geis), Aus dem Volksmunde hat Auerbach den Vergleich: ihr guckt mich an, wie ein gestochener Bock mit seinem langen Barte.

E fetj wæ drå dâch rênewäder (wie drei Tage Regenwetter) verstimmt und grämlich.

11. Eigensinnig und zornig.

E äs gêlich wæ en bisebå, jäh, jähzornig wie eine gereizte Biene.

E hôd en termen wæ en uesen, — wæ e bäfel (er hat einen Eigensinn wie ein Ochs oder wie ein Büffel). Dieselbe Bedeutung haben die beiden folgenden Redensarten:

E hôd en uesen; e äs uesich (ochsig);

E hôd en bika (Stier); e äs bikich.

In demselben Bilde bleibt die Redensart: sich die Hörner ablaufen.

Et äs en bîsàkes; wird nur von ausgelassenen, trotzigen Kindern gebraucht. J. K. Schuller hielt in seinen Beiträgen zu einem Wörterbuch bîs für das Adjektiv böse, und in àkes vermutete er einmal einen elfenartigen Geist (agaz), ein andermal einen bösartigen Kobold, indem er das Wort ableitete aus demselben Stamme, aus dem das süddeutsche hagg, hagsch (altes böses Weib, Hexe) entsprossen sei. Seither haben unsere Mythologen das Wort nicht mehr frei gegeben. Die rechte Deutung und Ableitung wird bei dem mittelhochd. akust (Schlechtigkeit, Tücke), zu suchen sein. Nebenbei mag auch das thüringische Verb bîsake (belästigen, quälen) erwähnt werden.

E fetj wæ e schlidenteiselt, (er sieht wie eine Schlittendeichsel), glotzt dumm und dreist, trotzig herausfordernd vor sich hin.

E fetj wæ won înt frêse wîl, (er sieht so finster drein, als ob er eins fressen wolle).

E fetj gràs wæ en dànerwäder (er sieht graß wie ein Donnerwetter). Köstlicher, poetischer noch ist: dåt äs en dànerwädergesicht.

Et äs zem katôlesch wärden, es ist zum verzweifeln, zum toll werden! Die Redensart entstand, wie Wander 2, 1167 schreibt, nach der Reformation im Österreichischen infolge der Zwangsmittel, welche

man anwandte, um die von Rom Abgefallenen in die katholische Kirche zurückzuführen. Durch die Vertriebenen wurde sie weiter verbreitet. Dem alten Wort ist ein ebenbürtiger Gegner entstanden. Et äs zem zåklesch wärden! bezeichnet jetzt schon einen höhern Grad der Entrüstung.

12. Eingebildet und übermütig.

De îren wôsen em (die Ohren wachsen ihm) weil ihn jemand gelobt hat. Lobe den Narren, so schwillt er.

De luefleis frêsen en (die Lobläuse fressen ihn), das ist mehr, als wenn man sagt: Lob ist Gift.

E dinkt, e hât âſen Härgot un der däker zîn; das gilt dem, der sich einbildet, er könne sich alles erlauben, weil er Gott an der dicken Zehe, in seiner Gewalt habe. Ungefähr dasselbe sagt die in Wanders Sprichwörter-Lexikon 2, 593 verzeichnete deutsche Redensart: Er hat unsern Harjet bei de füss.

E dinkt, hî wêr.et (er denkt er wäre es), ward anfänglich wohl von einem solchen gebraucht, der sich einbildete, er wäre der große, starke und berühmte Mann, von dem er eben sprach.

E drît de nôs hî (er trägt die Nase hoch), ebenso in Franken nach Frommanns Zeitschrift 6, 321.

E stänkt fuer hîfert (er stinkt vor Hoffart).

Et äs en hîfertschäs (es ist ein Hoffartsschiß).

E mâcht ſich gärn porich, er brüstet sich, bläst sich auf. Für gewöhnlich heißt es: wun de lous än de gränjt (Grind) kit, mâcht ſe ſich porig. Porig gehört zu dem von Grimm im Deutschen Wörterbuch behandelten hochdeutschen Zeitworte burren, purren, brummen, surren, sausen, brausen. Das neuniederländische porren heißt antreiben, reizen, das mittelniederländische porren sich aufmachen, erheben. E port ſich sagen wir von dem, der sich wichtig macht wie der Hahn, wenn er sein Gefieder ausstreckt. Hieher gehört auch das in Schmeller-Frommanns Wörterbuch 1, 267 an unrichtiger Stelle verzeichnete Citat: „Die Leute waren aufpörig“.

E mâcht ſich gärn pàzig, er bläst sich auf (zum Zerspringen). Über das Wort sprechen Frommann in seiner Zeitschrift 5, 39, Kramer in seinen Idiotismen und Schröer in der Germania 22, 368.

E bliest ſich àf (er bläst sich auf).

De hôwer kekt en (der Haber sticht ihn), er ist übermütig im Glück und Wohlleben.

E nit sich en knärl mî eraus (er nimmt sich einen Knödel mehr heraus) als ein andrer, übernimmt sich, ist keck.

Et äs en àfgepàkt grål, ein aufgepackter Greuel ist die personifizierte Frechheit.

13. Unanständig, unflätig.

E hôd e gesicht aus läder, — aus fanktsuelen (er hat ein Gesicht aus Leder, — aus Pfundsohlen), ein rechtes Schand- und Renegatengesicht.

E hôt niche gesicht, kein Gefühl für Scham und Schande. Dem gleich ist:

Et äs en Zegun, — en Zegânän, er hat eines Zigeuners oder einer Zigeunerin ungewaschenes Maul.

E riet wæ e kierschelrêch (er redet wie ein Kehrichtberg). Die Schäßburger allein haben einen Kehrichtberg; dorthin brachten die Burgbewohner der Stadt das Kehricht aus Haus und Hof, und wer nicht ganz besondere Eile hatte, mied den Weg, der über das verrufene kierschelrêch aus der Unterstadt auf die Burg führte. Heute gehört der Berg zu den freundlichsten Plätzen der schönen Stadt, nur sprichwörtlich gewordene Redensarten erinnern ihn noch an seine unsaubere Vergangenheit.

E äs e schwenj (Schwein), et äs en kræm (Sau), schmutzig in der Kleidung und im Betragen, ein rhetor porcensis. Unser kræm ist in deutschen Landen ein seltenes Wort geworden; im Mittelalter war es am Rhein hinab gang und gäbe, jetzt hört man es nur noch in Köln.

Et äs e fealäder, heißt es von einer unzüchtigen, ehrlosen Frau oder Jungfrau.

Et äs e kneisthîbes, ein Schmutzkuchen. In Westfalen nennen sie einen verdickten Schmutzflecken, in Hessen den am Körper oder an Kleidern klebenden Schmutz knîst; in verwandter Bedeutung kennen auch andere deutsche Dialekte das Wort. Hîbes ist ein besondrer Kuchen; Frommann hat es in seiner Zeitschrift 5, 40 mit dem schweizerischen häbi zusammengestellt. Näher liegt die hessische Benennung des Mehlkloßes hebes und hîbes.

14. Von der Kleidung.

Et stît em wæ won et net senj wêr, das Kleid steht ihm, wie wenn es nicht sein wäre.

Dåt äs en blêsch kirch (das ist eine walachische Kirche), die hat bunte Kleider an. Die Redensart geht von dem buntfarbigen Anstrich der walachischen Kirchen aus.

Et äs en rêklich dîren, ein schmuckes, sauberes und nettes Mädchen. Dîren hat im Siebenbürgischen nicht die abschätzige Bedeutung der schriftdeutschen Dirne.

Et äs en schlàmp, ein schlampiges, in der Kleidung unordentliches, ein schmutziges Frauenzimmer.

Se gît wæ en pô (sie geht wie ein Pfau) stolz und aufgeputzt. Aber zuweilen heißt es dann auch: uewen wæ e pô, angden wæ en krô (oben wie ein Pfau, unten wie eine Krähe).

15. Mundfertigkeit und Mundfaulheit.

Se hôd e gât schleifes (sie hat ein gutes Schleifwerk), kommts einmal in Schwung, hörts nicht auf zu laufen.

Se hôd en gât melbrîtschef (sie hat eine gute Maulbereitschaft), d. i. ein gutes Maulwerkzeug.

Se äs net ze lånzem kun, wæ em de meler ausdîlt, sie ist beim Maulausteilen nicht zu spät gekommen.

Et äs en bratsch, — en bratschel, eine Schwäzerin. Zu bratsch gehört das Zeitwort bratscheln mit der Bedeutung: plaudern, schwatzen. Eine Bratschelkatze ist eine Plaudertasche. Bretscheln in der Bedeutung plaudern, und Bretsche für eine geschwätzige Weibsperson kennt man auch in andern Mundarten. Eine Menge Citate dafür gibt Hintner in seinen Beiträgen zur tirolischen Dialektforschung, S. 29.

De àmtfrâ hôd em det mel geschmiert (die Hebamme hat ihms Maul geschmiert).

Det mel gîd em wæ e brêchschetj; auch hochdeutsch: Sein Maul geht immer wie eine Breche (Grimms Wörterbuch 2, 342), oder: das Maul geht ihr wie 'ne Flachsbreche (Körte, Die Sprichwörter Nr. 5228).

E riet wæ er fiwen (wie ihrer sieben) und e riet är fiwen än de fàk.

E hôd en zang wæ e schwiert (er hatte eine Zunge wie ein Schwert), ein Maul wie ein Schlachtschwert, aber — setzt das deutsche Sprichwort erläuternd hinzu — „ein böses Maul ist schärfer denn ein Schwert".

Et äs en tràkes (es ist ein Stotterer); auch ein langweiliger Schwätzer wird zuweilen en tràkes genannt. Unser Zeitwort tràkesen, aus dem das eigentümliche Substantiv: die Trakes gebildet ist, lautet in Niederhessen d r ů c k s e n und hat nach Vilmars Idiotikon genau die Bedeutung unseres Wortes: mit der Sprache nicht herauswollen, zaudern, zögern.

Der zwîrn gîd em aus (der Zwirn geht ihm aus), er weiß nichts mehr zu sagen, stottert oder schweigt.

Det mel wäl em net àfentînen (das Maul will ihm nicht auftauen).

E hôt det mel dehîm fergêsen, wie hochdeutsch: er hat das Maul zu Hause gelassen.

16. Art und Wert der Gedankenmitteilung.

E riet, wàt em än't mel kit (er redet was ihm ins Maul kommt), ohne Überlegung.

Dî lêt de rieden nor efî plutschen (der läßt die Reden nur so fallen), wie etwa Wasser aus der Röhre in den Brunnentrog platscht.

Det riede kost näst, das Reden kostet zwar nichts, aber

Em kå sich gor leicht äm't hîft rieden (man kann sich gar leicht um den Kopf reden).

Em kå sich ze dît rieden, wæ ze dît fàlen (man kann sich zu tode reden, wie zu tode fallen).

E riet wæ e bach (er redet wie ein Buch), so verständig und klar. Der Spruch ist in aller Deutschen Mund. Ein redendes Zeugnis für das deutsche Buch!

Et gît wæ 't wàser, die Rede fließt. Vom Schulkind und Pfarrer, die ihre Lektion oder Predigt ohne Stottern und Stocken hersagen, heißt es: e kån wæ 't wàser, er kanns so gut, daß es fließt wies Wasser. In gleichem Sinne: et gîd wæ um schnærchen (es geht wie am Schnürchen).

E ried enem e lôch än de boch; er redet einem ein Loch in den Bauch oder — wie die gewöhnliche deutsche Redensart sagt — in den Leib.

E ried e lôch än de wält, er redet müßiges Zeug.

E måcht et wæ der Meschner hàn: wat mer hetj rieden, äs moren en däk lijen (er macht es wie der Meschner Dorfrichter: was mir heute reden, ist morgen eine dicke Lüge).

E ried àf bàrch, er redet auf Borg), er lügt. Bei Grimmelshausen heißt es: „Dieser redet auf Borges und keiner bezahlt gern sein eigen Wort“.

E lecht wæ gedreakt (er lügt wie gedruckt).

E lecht, dàt sich de iert bîcht (er lügt, daß sich die Erde biegt). Anderwärts kann man nur lügen, daß sich die Balken biegen.

Der wänjt gît (der Wind geht), es wird gelogen.

De nôs stîd em schläm (die Nase steht ihm schief), er lügt.

Net mâch der bîrschten (Borsten), nicht lüge!

Gôt, brànjt mer en zeongschêr (geht, bringt mir die Zaunschere!) Zu ergänzen ist: daß ich diese dicke Lüge stutze.

E mâcht e grîs (großes) geschîs, er macht viel Aufhebens.

E lànk lâwent drif mâchen, eine lange Suppe, ein großes Gewäsche über etwas machen.

Sich fersprijeln (sich ausspreiten), sich mit hochmütigen, übereifrigen Worten über etwas aufhalten.

E grîs plarement àfschlôn (ein großes Geplärr aufschlagen), viel Lärmen um nichts.

Äst un de grîs klôk hên (etwas an die große Glocke hängen), es ausposaunen.

E riet durch gôchstâken (redet durch Jochstecken), in unverständlichen Bildern, nur leise und unbestimmt auf das, was gemeint ist, deutend.

E mâcht àlerhânt kosnôten, er macht Umstände, hat allerlei Einwände. Kosnôten nennen wir den kleinen Hausrat, den Plunder. In dieser Bedeutung wird das Wort verwendet in der Redensart: nom der denj kosnôten en zech (und zieh, packe dich)!

E gît äm den êlter (Altar), er macht Ambages.

E gît wæ der tôst (Dachs) äm 't lôch, will mit dem rechten Worte nicht heraus.

Enem klôre wenj äschinken (einem klaren Wein einschenken), ihm die Wahrheit sagen, obgleich sie ihm nicht gefällt.

Nîche blât fuer 't mel nien (kein Blatt vors Maul nehmen).

17. Freundschaft und Feindschaft.

Enem wîch år schielen (jemanden weiche Eier schälen), ihm schön thun; meist ironisch gebraucht.

Ene krân (einen krauen), ihm nach dem Munde reden und schön thun. Es krauet je einer den andern, sprach man schon zu Sebastian Francks Zeiten und dieser fügte bei: Also jucken die Esel einander selbs vnd macht in einer dem andern ein Eselohr und Schellen daran. Det schwenj (Schwein) mos em krân, dann legt es sich nieder und — wenn man gerade will — gibt man ihm den Stich.

Enem extrabiren brôden; Extrabirnen statt der deutschen Extrawurst.

Enem fädern àfstêchen. Bei Wander 1, 954: „Sie hat ihm Federn aufgesteckt". Die Federn auf dem Hute sind im deutschen Sprichworte alt.

Se hun nôch näkest gedîlt (sie haben noch niemals geteilt); von zwei Freunden gesagt, deren Freundschaft die Probe einer Besitzteilung noch nicht bestanden hat. Bæm dîlen dîlt em zeklich (oft) de fräntjscheft.

Enen zem dreje brît gärn hun (einen zum trocknen Brot gern haben).

E hôd e gärn wæ de kàz det stôcheisen (er hat ihn gern wie die Katze das Schüreisen).

E hôd e gärn wæ de gîs (Geis) det mêser.

E hôd e gärn wæ der heankt den kläpel (wie der Hund den Stock).

Enen äm môgen hun (einen im Magen haben), nicht leiden können.

Enem en kläpel täschen de fes schmeisen (einem einen Stock zwischen die Füße werfen). Will man das Hindernis, das man jemanden zu bereiten beabsichtigt, als ein großes bezeichnen, so tritt an die Stelle des Stockes der grumpes (Klotz).

Sich det mel un enem wâzen (sich das Maul an einem wetzen), ihn mit Reden mißhandeln. Noch schlimmer ist es, wenn man sagen muß: di hôt iwel zànjt, ech bän em angder de zànjt kun (der hat übele, d. i. böse Zähne und ich bin ihm unter die Zähne gekommen).

Enem nô'm fæchen griweln (einem nach dem Sehloch, nach der Pupille grübeln); fæchen gebildet von dem Zeitworte fæn mit dem verkleinernden -chen.

Enem än de ûge gràpschen (in die Augen grapschen).

Enem den domen àf't ûcb dräken (jemanden den Daumen aufs Auge drücken), ihn durch Drohungen zu etwas zwingen. Wander 1, 561 erklärt die Redensart also: „Bei den Ringspielen der Alten war es hier und dort gebräuchlich, dem zu Boden Geworfenen zum Zeichen des Siegs den Daumen aufs Auge zu setzen. Auch druckte man den Sterbenden die Augen mit dem Daumen zu". Grimm zeigt im Wörterbuch durch eine lange Reihe von Redensarten und Citaten, daß die Kraft des Daumens Macht, Gewalt und Herrschaft bezeichne.

Enen domen, einen im eigentlichen und uneigentlichen Sinne niederdrücken, niederwerfen. Die gewöhnliche Bedeutung von domen ist voll- und feststopfen; im Baierischen Wörterbuch wird daumen mit derselben Bedeutung aufgeführt.

Enem âf der nôs dånzen, — drumeln (trommeln), ihn seine Übermacht fühlen lassen, geringschätzig behandeln. So auch in Wanders Sprichwörter-Lexikon 3, 955.

Ene redjen (einen reiten). Der Vorgesetzte reitet die, die ihm untergeordnet sind und auf dem Letzten und Kleinsten wollen alle reiten.

Enem äst angder de nôs räken (einem etwas unter die Nase rücken), so wie anderwärts: einem etwas unter die Nasen reiben, ihn auf eine unfeine Art an seine Fehler erinnern. Und in gleichem Sinne:

Enem äst âfräpsen (einem etwas aufrülpsen).

Enem äst schreiwen, dat e fich et net angder de späjel wit hên (einem etwas schreiben, daß er es sich nicht unter den Spiegel wird hängen), ihm einen derben Brief schreiben.

Enem den täxt, — de lewite liefen. Die Redensart will sagen: einem sein Unrecht vorhalten, ihm einen derben Verweis geben. Wie die Redensart entstanden, ist langher bekannt. „Zur Zeit, da die Geistlichkeit ihrem heiligen, göttlichen Dienste sich gar sehr entfremdet hatte und eine gewisse Demoralisation Eingang fand, ward für dieselbe eine bestimmte Regel, ein Kanon aufgestellt, welcher sie verpflichtete, sich nach der Morgenandacht vor dem Bischof oder dessen Stellvertreter zu versammeln, um aus dessen Munde ein Kapitel aus der Bibel, besonders aus dem 3. Buche Mose, so bekanntlich Levitikus heißt, zur Mahnung und Besserung zu vernehmen". So Kirchner, Parömiologische Studien 2, 16. Es soll der Bischof Chrodegang von Metz gewesen sein, welcher ums Jahr 760 der verwilderten Geistlichkeit jenen Kanon gegeben hat.

Enem fâr fenj, einem Pfarrer sein, heißt ihm gewachsen sein, ihn zur Ordnung und Gehorsam bringen.

Ech wäl em dokter fenj, berührt sich mit der vorstehenden Redensart. Genau dasselbe sagt: ech wäl en doktern.

Enem de flijel stuzen, die Flügel beschneiden, den Übermut austreiben.

Enem det nåjôr ôfgewänen (das Neujahr abgewinnen), ihn überwinden, Herr über ihn werden.

Enem krästdåch (Christtag) måchen, ihn vor der Zeit aus dem Dienst lassen, ihn fortjagen.

Enem det krästbrîtchen gien, stimmt mit der vorausgehenden Redensart überein. Zu Weihnachten werden kleine Stritzel gebacken, die nennt man Christbrötchen. In demselben Sinne wird gebraucht: enem de krästscheazen gien, ihm die einbedungenen Christschuhe vor Ablauf des Dienstjahres geben.

Enem de stâl räken (den Stuhl rücken), ihn um Vorteil, Gunst und Amt bringen.

Enen ulenen (jemanden anlehnen), ihn hintergehen, betrügen.

Enem den doder ausblôſen (einem den Dotter ausblasen), ihm das Beste vorwegnehmen, ihn überlisten.

Enen iwer de lêfel balbîren, über den Löffel barbieren, betrügen. An die ursprüngliche, sinnliche Bedeutung der Redensart wird kaum noch gedacht.

Ementern bezwejen, überlisten; doch kann man sich auch selber bezwejen, indem man sich durch Unbesonnenheit und Übereifer Schaden zuzieht. Wahrscheinlich ist unser bezwejen dasselbe Wort mit dem neuniederländischen bezweijken, betrügen, ärgern, verleiden (Noord en Zuid 4, 7 Anmerkung 2).

Enem äst âfpêlzen (aufpelzen) ihm eine üble Nachrede auf den Pelz heften.

Enen äbrôken, — äntanken (einen einbrocken, eintunken), verklagen, verdächtigen, in übeles Gerede bringen.

Enem klâten än't hôr schmeisen (einem Kletten ins Haar werfen).

Enen mät der gàs beschäjen (einen mit der Gasse beschuhen), ihm etwas anhängen, ihn ins Maul der ganzen Gemeinde bringen. Weniger kräftig und lebensvoll ist die nächste Redensart:

Enen beschmieren (beschmieren), besudeln, beschimpfen.

18. Angst und Schrecken.

Det fôterâſer entfæl em, das Paternoster entfiel ihm vor Angst und Schrecken.

E kankt (konnte) net ba mâchen, keinen Laut hervorbringen vor Schrecken.

Et blif em net înt, — net en krezer am ſchäp (es blieb ihm nicht Eins, — nicht ein Kreuzer in der Tasche) vor Entsetzen.

Det härz zedert em wæ em gielenk (das Herz zitterte ihm wie einem Gebling, einer Goldammer).

E hàd en gât nôs, er hatte eine gute, oder — wie die deutsche und holländische Redensart sagt — eine feine Nase, roch, merkte bald, daß es nicht geheuer sei.

E ruch ſich de brôden (er roch sich den Braten) und hielt die Nase zurück, kam nicht oder zog sich bei Zeiten zurück.

E märkt, wàt de bire gålden (er merkte, was die Birnen galten), schaute die Gefahr und riß aus.

E wàst, äm wefel et wôr (er wußte, um wie viel Uhr es war), wie viel die Stunde geschlagen habe.

E nit ſich àf't fesken (er nimmt sich aufs Füßchen), sucht das Weite.

E stiwelt (er stiefelt), zahlt Fersengeld.

E lîft wæ won e schwierz hât gefôfen (er läuft, wie wenn er Schwärze, Gerberfarbe gesoffen hätte).

E lîft wæ won et hanjder em bræ (er läuft wie wenn es hinter ihm brenne).

Von allen Tieren ist keines so oft mit dem erschrockenen Flüchtling verglichen worden als der Hund, selbst der Hase kommt besser weg; den Hasen sieht der Bauer selten, den Hund alle Tage, diesen, den treuen Hofgenossen, kennt er durch und durch und daher die zahlreichen Vergleiche. Die hieher einschlagenden Redensarten findet man im Anhange zu den Tiergeschichten.

19. Armut und Reichtum. Glück und Unglück.

E hôt um ànjt fîl (er hat am Ende feil), ist der Letzte. Die zünftigen Handwerker haben an Jahrmärkten ihre Plätze beim Feilhalten nach einer bestimmten Ordnung, der jüngste Meister am Ende. Daher bezeichnete die Redensart ursprünglich nur den jüngsten Meister, manchmal auch nur den Pfuscher. Jetzt wird sie meist bildlich gebraucht von einem, der sich in zerrütteten Vermögensverhältnissen befindet.

E wunt um ànjt. Am Ende des Dorfes wohnen meist nur ärmere Leute, in sächsischen Dörfern vornehmlich Walachen, weil diese auf Sachsenboden nur in neuerer Zeit sich angesiedelt haben. Der Sinn der Redensart ist also der: dieser da ist ein Walach, oder überhaupt ein armer Mann. Diesen Doppelsinn hat auch die Mediascher Redensart: e wunt än dier gàs, undje tai pitte ku zwîrn (romänisch): wo man das Brot schneidet mit dem Zwirn; er wohnt dort, wo man statt des Brotes Paulukes (Maisbrei) ißt.

E wunt dô, wô de heankt ämkîren (wo die Hunde umkehren) am äußersten Ende einer Sackgasse, was nicht auf Wohlhabenheit deutet.

E wunt un der zel (an der Zeile), bald hier, bald dort; er hat kein eigenes Haus.

E äs àf de gàs kun, ist um Haus und Hof, um sein Vermögen gekommen.

E äs ôfgebræt (ist abgebrannt), arm geworden.

E kåm mät dem kläpel (mit dem Wanderstock) än't lånt, er hatte nichts, als er ins Land kam.

E kåm mät dem tåfer (Tornister), — mät dem bindel (Felleisen) hier, er war ein armer Schlucker als er hieher kam.

E àrbet än de gàs; in die Gasse arbeitet, wer von andern Meistern Arbeit übernimmt, weil er sein Handwerk nicht auf eigene Rechnung treiben kann.

E gît àf dôwreng (er geht aufs Tagwerk), in Taglohn.

Et gît em gedrôl, es geht ihm schlecht. Zu gedrôl vgl. mittelhochdeutsch gedrol, niederdeutsch drall (festgedreht) und neuhochdeutsch drall.

Sich kàmerhêftich durchmurken, sich kümmerlich durcharbeiten. Sich murken heißt: sich ohne rechten Erfolg abmühen. Murken, murksen, morkeln, (zu mittelhochdeutsch murc) sind in derselben oder nahverwandten Bedeutungen auch andern deutschen Mundarten bekannt.

Mêr wât e zàbelt unt stràbelt, kit e doch net fun der stäl, sagt man von einem, der in übereifriger Geschäftigkeit allerlei anfängt und doch nicht von der Stelle, nicht vorwärts kommt.

E wit net fär sprången (er wird nicht weit springen), wird nicht weit kommen.

E hôt den heankt um zôgel (hat den Hund am Zagel), es geht rückwärts mit ihm.

E hôt sich àf de rutsch gemåcht, rutscht rückwärts.

E äs äm padrich (Sumpf, Froschtümpfel) in der Patsche.

E äs än der wedernäp, in demselben Sinn wie die vorausgehende Redensart gebraucht.

E äs àf de huech kun, (auf den Hag, auf die Gartenhecke gekommen), er hat sich zu Schanden gewirtschaftet.

E äs àf 'm kokeschbliet (auf dem Hahnenblatt), auf der Papel der alten ABC-Bücher, auf der ein Hahn abgemalt war, also am Ende des Buches, worauf nichts mehr folgt. Wer da angelangt ist, sagt die Redensart, ist mit seinem Vermögen, oder gar mit seinem Leben zu Ende.

E äs rech wæ der kanter; der Dorfskantor ist in der Regel ein armer Mann. Säze se nor neder, sôt der här fàr bæm nîdijen zem här kanter, mêr wôr se säzen, äs et änjden angden. (Setzen sie sich, sagte der Herr Pfarrer zum Kantor, wohin sie immer sitzen, ist es unten.)

E äs ôrem (arm) wæ en kirchemaus; auch im sächsischen Erzgebirge (Göpfert, Die Mundart des sächsischen Erzgebirges 95) und anderwärts. Daneben auch: e äs ferhangert (verhungert) wæ en kirchemaus.

E drît senj siwe pelsen ändje mät sich wæ der schnakenhuern (er trägt seine sieben Zwetschken immer mit sich wie die Schnecke). Die sieben Zwetschken müssen auch in Baiern herhalten; der Magyare und der Sachse nennen einen armen (ungarischen) Edelmann einen Edelmann mit sieben Zwetschkenbäumen (siwe pelsebîmen).

E äs wæ me fanjer (er ist wie mein Finger) nackt und arm.

Se kôche nor um seanktich (Sonntag) bæ flîsch, scherzhaft für: sie sind arm. So auch:

Se kôche bæ wàser wæ ôrem letj (wie arme Leute).

Se hun 't feier af 'm hiert wæ de Zegunen (sie haben das Feuer auf dem Herd wie die Zigeuner).

Se teanken än de mônschenj; es sind arme Leute, sie tunken statt ins Fett in den Mondschein.

E hôt gêlt wæ mäst (Geld wie Mist).

E hôt fänenk wæ der heankt flî, hat soviel Geld wie der Hund Flöhe um Johannis.

E schwämt än de fänengen (Pfennigen); e wælt än de fänengen, er schwimmt, wühlt im Gelde.

E hôt spên, Späne d. i. Geld.

E fiert mät siesen, (er fährt mit Sechsen,) mit einem Sechsergespann.

Dem kàlft uch en uesen. Wer Glück hat, dem kalbt ein Ochs. Vgl. unter den Sprichwörtern Nr. 50.

E hôt en geat håntrenk (Handwerk), sein Geschäft trägt ein.

Se kozke gît, sein Geschäftlein, seine Krämerei geht gut, ist ergiebig.

Et stänkt, awer et drît (es stinkt, aber es trägt).

E hôt det schwenj um zôgel, er hat das Schwein, d. i. das Glück am Zagel.

Det gläk um zäpen hun (das Glück am Zipfel haben).

Dî kå sich de grun wäschen (der kann sich den Schnurbart wischen), — de mel låken (das Maul lecken), er hats gut getroffen, eine gute Heirat u. s. w. gemacht.

E lieft wæ e borez, er lebt wie ein Waldschwamm im Regenwetter.

E lieft wæ en horgesch; wie ein Horgesch leben, heißt sehr gut leben. Horgesch nannte man eine ungarische Silbermünze von 17 Kreuzern im Wert.

E lieft wæ de schwenj äm àker (wie die Schweine in den Eicheln).

Af den ålde kîfer lôs liewen. Wander 2, 1097 citiert aus Grimmelshausens Simplicissimus: „So bat (betete) ich weder umb das Zeitliche noch ewige, sondern betete auf den alten Kaiser hinein wie das viehe".

20. Die Abkunft betreffend.

Se fôter fiert mät dem pleach (sein Vater fährt mit dem Pflug), er ist ein Bauernsohn.

E äs dich nor angderm zeong här, (er ist ja nur unterm Zaun her) ist von niedrer Abkunft. Bei Wander 5, 511 und 512 sind verzeichnet: „Er ist nicht hinterm Zaun gefunden" und „ich bin auch nicht hinter dem Zaune aufgelesen worden". Angderm zeong àfklauwen heißt ein uneheliches Kind bekommen, dann auch wie in dem deutschen Sprichworte: „Was man hinter dem Zaun auflieſt, taugt nichts".

Ech bän dich uch net fum mästtupes (ich bin auch nicht vom Misthaufen) ich bin auch von ehrbarer Abkunft. Und ebenso oft: Uch ech bän net fum kierschelrêch (Kehrichtberg). Aber: fum mästtupes oder kierschelrêch — tot a teta. (Vom Mist- oder vom Kehrichthaufen ist eins und dasselbe.) Die drei letzten Wörter sind rumänisch.

21. Eltern und Kinder.

Dåt äs fenjes fôter fe ſån (sein Sohn) und dåt äs ärer moter (ihrer Mutter) är duechter. Entspricht dem deutschen: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

E äs er (ihr) aus den ûgen (Augen) geschniden, sagt man von einem Kinde, das seiner Mutter sprechend ähnlich ist.

E hôt känjt wæ orjelflûren (er hat Kinder wie Orgelpfeifen), von denen die eine kleiner ist als die andere.

De känjt stôn dô wæ de däpcher un der rum (die Kinder stehen da wie die Töpfchen am Rahmen), in langer Reihe.

E hôt nôch wierk um rôken (er hat noch Werg am Rocken), hat noch zu spinnen, und in übertragenem Sinn: er hat noch Kinder zu erziehen oder Schulden zu bezahlen.

22. Freigebig und geizig.

Dî gêf uch fenj hämt fum leif (der gäbe auch sein Hemd vom Leibe), ist freigebig über alle Maßen.

E kit fun hîm (er kommt von Hause), ist wohlversehen mit Nahrungsmitteln und Geld zum eigenen Bedarf, oder — und so wird die

Redensart für gewöhnlich angewendet — er bringt ein Geschenk mit für des Szolgabirós (Stuhlrichters) oder eines andern Herrn Küche, Keller und Tasche.

E äs net fu Schink (er ist nicht aus dem Orte Schenk). Ähnlich sagt man in der Schweiz von einem, der ungern gibt, er sei nicht von Gibenach, einem Dorfe bei Basel. In Deutschland hat man sich zu gleichen Zwecken ein Gebingen und Nehmingen geschaffen.

E hôt net de spändîrhuesen un (er hat nicht die Spendierhosen an), er schenkt nichts. Schon durch das Fremdwort ist die Redensart auf die Städte beschränkt. Sie ist nach Wanders Sprichwörter-Lexikon auch sonst bekannt.

E greift net gärn än't schäp (Tasche), er ist knickerig.

Et äs e gezkrôgen (ein Geizkragen) ein Geizhals.

E schärt de kuelen äm senj däpen (er scharrt die Kohlen um seinen Topf), ist habsichtig.

23. Bitten und abweisen.

De grîs zîn wiegen (die große Zehe bewegen); leise, leise um etwas bitten; nur im Scherze gebraucht.

Af det dåch klôpen; in Deutschland klopft man, jedenfalls minder sinnig, auf den Strauch. Man will durch leise, ferne Andeutungen erfahren, ob man auf die Erfüllung einer Bitte rechnen kann. Doch dies klopfen aufs Dach mißrät zuweilen und dann hallt es zurück:

Måch der det mel net ämsäs gàrz (mache dir den Mund nicht umsonst bitter)! rede nichts weiter davon. Derber sind die Abfertigungen:

Ech wäl der äst hosten, — flûren, — äst môlen! (ich will dir etwas husten, pfeifen, malen!) Ähnliche abweisende und verweigernde Ausdrucksweisen sind: en mâtsch! (eine Zwetschke!) en hanksmâtsch! (eine Hundszwetschke!) en pelz! (eine Pflaume!) en kàzebirestil! (einen Katzenbirnenstiel!)

24. Vom Essen.

E äst wæ en drêscher (er ißt wie ein Drescher).

E äst wæ er siwen (sieben).

E hôt en môgen mät em auszeach; sein Magen hat einen Auszug, eine Schublade, er ist schwer zu sättigen.

Se môgen ferdrît (verträgt) àles wæ en zântscheir (Zehntscheuer). In Koburg heißt es: sei môgn is wie a zâhstôdl (Zehntstadel, wo alle Feldfrüchte sich zusammenfinden).

E äst mät der fåfhärnijer gàfel, d. i. mit den fünf Fingern, ohne Gabel und Messer.

Se fenj heangrich wæ des melner fenj hienen; hungrig wie des Müllers Hühner, die immer satt sind.

Se nuscheln nor esî; sie wühlen, weil ohne Hunger, wählerisch in den Speisen herum. Nuscheln ist nicht, wie man gesagt hat, von Nase abzuleiten, es ist das Frequentativ zu naschen.

Äs, derwel te hôst, î der brîtspôrer (der stråkfos) iwer dich kit, iß, derweil du hast, ehe der Brotsparer (der Streckfuß) d. i. der Tod über dich kommt.

Äst än 't dankel brànjen; ins Dunkle bringt man, was man verzehrt.

Af 't hiertâk schlôn, auf das Herdeck schlagen heißt zu verstehen geben, daß man ein Essen haben möchte.

De fes angder enes fenjen däsch hên (die Füße unter jemandes Tisch hängen), von ihm leben; so sagt man von Kindern, die, auch wenn sie erwachsen sind, noch immer von den Eltern erhalten werden, so auch von Schleichern und Heuchlern, von Parteimachern und Wahltreibern, die sich an fremder Tafel mästen. Ein Stück Hundsnatur gehört allemal dazu.

Mät dem grîse lêfel êsen, zu einem Mahle geladen sein.

De fàr àf de klêkner fâzen (den Pfarrer auf den Glöckner setzen), eine bessere Speise auf eine schlechtere folgen lassen.

De kniecht àf den hären fâzen, nach dem Braten Palukes essen.

Menj schwîjer lieft nôch (meine Schwiegermutter lebt noch), sagt man, wenn man irgendwo zu einer Mahlzeit eintrifft.

25. Stubenhocken, Straßenbauen.

Dehîm brædigen (daheim brüten), ein Stubenhocker sein.

Än de gàs gôn, zur Abendunterhaltung gehen, dem Liebchen abends Besuche machen.

Strôse bân, jêrmert bân (Straßen, Jahrmäkte bauen), beständig unterweg sein, alle Jahrmärkte besuchen.

De gàs un hålz nien, (die Gasse an den Hals nehmen), müssig herumschweifen.

Jêdem porl de ûgen austrieden (jeder Pfütze die Augen austreten), der Hans in allen Gassen sein.

Merle gôn, zwecklos herumgehen, herumflankieren. In gleichem Sinne wird auch merlen allein und eram- (herum-) merlen gebraucht.

Das Wort gehört zum mittelhochdeutschen merren, aufhalten, behindern, intrans. sich aufhalten, zögern. Über seine Verbreitung und Bedeutung sprechen Schmeller-Frommann 1, 1640 und Fuß, Zur Etymologie nordrheinfränkischer Provinzialismen, 1873, S. 9.

Terle gôn, neben die Schule gehen. Die Redensart ist eine Schäßburger Spezialität; ihre Herkunft ist dunkel.

26. Gleich und ungleich. Überein und nicht überein.

Et äs kàz wæ miz (es ist Katz wie Kätzchen), eins so viel wert wie das andere und keins bezahlt was.

Et äs în deiwel (ein Teufel), eins ist so schlecht wie das andere.

Et äs fedel enes hûlz (es ist einerlei Holz), das eine ist nichtsnutz und das andere auch. Dem Ursprung und der Bedeutung des Wortes fedel nachzugehen, unterlassen wir hier.

Et flàscht sich geat, das eine paßt gut zum andern.

De àkes hôt det hälf fangden (die Axt hat ihren Stiel gefunden).

Et gehîrt derzâ wæ der schwânz zem hankt, das eine gehört notwendig zum andern wie der Hund zum Schwanz.

Et pàst wæ de faust àf't ûch (wie die Faust aufs Auge).

Se fenj aus enem dîch (Teig), sie sind aus einem Stoff, von einer Art; und

Se fenj aus enem lîm (Lehm), sagt man von zweien oder mehrern, die einander in ihrem Thun und Lassen gleich sind.

Se blôsen än î lôch (sie blasen in ein Loch), oder wie die hochdeutsche Redensart sagt: in ein Horn.

Se zæn un enem strànk (sie ziehen an einem Strang).

Se hên (hangen) zesumen wæ Màlderf mät Hînderf. Maldorf ist durch eine Brücke mit Hohndorf verbunden.

Se gôn wæ de hankt kê Blôsenderf. Die Anekdote ist nicht mehr bekannt, in der die Hunde eine Wallfahrt nach Blasendorf unternahmen und wo sie im Gänsemarsch einer hinter dem andern dahinzogen.

Se gôn wæ de Zegunen àf de Medwescher Margrêti. Die Zigeuner gehen zum und kommen vom Mediascher Margarethi wie die Hunde nach Blasendorf gehen. Der Mediascher Margarethi (am 13. Juli) ist einer der bedeutendsten Jahrmärkte des Landes. Die Heimkehr der Zigeuner vom Jahrmarkt gewährt ein so possierliches und charakteristisches Bild, daß sie sprichwörtlich geworden ist. Ein Zug heimkehrender Zigeuner bildet in der Regel eine sehr malerische Gruppe. Das gute

Leben im Branntweinschattert hat seine Wirkung gethan; der Zigeuner ist kreuzlustig, singt und springt und umarmt in der Freude jeden walachischen Popen, dem er begegnet. Da leitet einer am Seil ein Schwein zurück, der andere trägt an einer langen Stange einen blutigen Schafskopf und einen weithin riechenden eingesäuerten Krautkopf, den der Sachse weggeworfen hatte, daneben nicht selten noch ein Paar roter Schuhe für sein Weib; der dritte taumelt geigend und singend voran oder hinterher; der vierte trägt alte Flickkessel auf dem Rücken, der fünfte und sechste liegen sich in den Haaren. Der Volkshumor bemächtigt sich immer wieder der drolligen Festfahrt, behandelt sie bald kantando, bald monologisch und dialogisch, am liebsten episch. Selbst uralte Fabelstoffe werden, wie die 39. unsrer Tiergeschichten zeigt, auf den Margarethi-Zigeuner gewendet.

„Fil hîfder, fil sän", sôt der burchhæder, wæ em de kàmpesthîfder um burchrêch ôweschepelten. „Viele Köpfe, viele Sinne", sagte der Burghüter, als ihm die Krautköpfe am Burgberg hinabrollten.

27. Wenig, nichts und viel.

Et äs wæ en trôpe wàser àf en hîse stîn (ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein).

Dåt äs fuer de kàz, ist zu wenig.

Dåt äs: wæ wun em gît unt brànjt näst (das ist: wie wenn man geht und bringt nichts). Der Sinn ist: mit dem ist nichts zu machen; es ist zu wenig, oder: es ist zu unbestimmt, um etwas Rechtes damit anfangen zu können.

Et äs wæ en îdemslånt (wie ein Eidamsland). Es ist nicht der beste Acker des Schwiegervaters, welchen der Eidam bekommt. Was einem Eidamsacker gleicht, ist nicht viel wert.

Äm dåt wäle mer es det brît net àf zwô fetje schmieren, das ist so wenig, eine so ungewisse Erbschaft, daß wir uns darum das Brot noch nicht auf zwei Seiten schmieren wollen.

Em kå se mät dem wisebûm lâden, es sind ihrer so viele, daß man sie mit dem Wiesen-(Heu-)Baum laden kann.

Se kåmen der ierde schwêr, sie kamen erdenschwer, in erdrückend großer Zahl.

Se kåmen wæ en hôlwäder, zahlreich und gedrängt wie die Schlossen im Hagelwetter.

Se kåmen wæ de tôren. Die Toren sind die Heuschrecken, vgl. holländisch tor, Käfer.

Se kåmen mät dem dreak (mit dem Druck).

Se kåmen mät der klåft. Zu klåft, Schwarm, vergleicht Frommann in seiner Zeitschrift 5, 179, 184 hess. klopp, Bund; richtiger ist die im Deutschen Wörterbuch 5, 1267, 9. b) gemachte Zusammenstellung mit niederländisch kluft und aachen. klucht, Haufe.

28. Verzichten auf etwas.

Em kån det krez drif mâchen (man kann das Kreuz drüber machen), es ist so gut wie verloren. Auch über eine vereitelte Hoffnung kann man das Kreuz machen. Die Redensart wurzelt in der alten Gewohnheit, ungiltig gewordene Steuerregister, uneinbringliche Forderungen mit zwei sich kreuzenden Strichen zu durchstreichen. Bemerkenswert ist der bestimmte Artikel vor Kreuz.

Än de käp åfschreiwen (in den Rauchfang schreiben). Man schreibt den Namen des Fiebers in den Rauchfang, damit es mit dem Rauche davonfliege; man schreibt auch eine Schuldforderung hin, auf die man Verzicht leistet.

Un de kierz schreiwen; an die Kerze schreibt man die andern erwiesenen Gefälligkeiten; der Wohlthäter will dessen, was er gethan, nicht länger gedenken als die brennende Kerze dauert, er will nicht Dank und Gegenleistung fordern.

29. Vom Schlafen.

Der knîfelsträker kit (der Knopfstricker kommt), der Schlaf stellt sich ein, verstrickt die Sinne.

Se schlôfe wæ de ràzen (Ratten), sie schlafen fest.

E zecht grimpes (er zieht, schleppt Klötze), er schnarcht.

30. Vermischtes.

Dåt kràzt mich net, dåt bræt (brennt) mich net, das geht mich nichts an, ich will mir damit nichts zu schaffen machen.

Sich lais en de pêlz mâchen. Schon im 14. Jahrhundert riet ein mitteldeutscher Prediger seinen Kirchenkindern: Man darf nit Leus in den Pelz setzen, sie kriechen wol darin. (Sitzungsberichte der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, 1870, II, 35.) Später erweiterte man den Spruch und sagte: Man braucht nicht Läuse in den Pelz zu setzen, sie kommen von selbst wie die Jesuiten. (Körte, Sprichwörter 4671.)

E hôt sich begrêzt (er hat sich versengt), er hat sich den Pelz, die Finger verbrannt.

Et wit em zen fauren ûgen erauskun (es wird ihm zu sauern Augen herauskommen), er wird es bereuen.

Hûlz än de bäsch drôn, wàser än de brànen drôn, eine unnütze, überflüßige Arbeit thun, Ablaß nach Rom, oder wie der Grieche sagte: Eulen nach Athen tragen.

Klâten un de wânt schmeisen (Kletten an die Wand werfen), d. i. leeres Stroh dreschen, um des Kaisers Bart streiten, lapidem verberare, litus arare.

E stächt bäs iwer den îren drän (er steckt bis über die Ohren drin) und e äs erfôfen drän (er ist ersoffen drin), z. B. in Schulden.

Ech wîs net, bän ech gekôcht oder gebrôden (ich weiß nicht, bin ich gekocht oder gebraten).

Ech wîs net, bän ich e gankchen oder e mêtchen (bin ich ein Junge oder ein Mädchen).

Emestern iwern dirpel gôn (über den Thürpfahl, die Thürschwelle gehn), ihn besuchen.

Nea wäle mer den uewen äschlôn (nun wollen wir den Ofen einschlagen), sagt man, wenn ein guter Freund nach langer Zeit wieder zum Besuch kommt.

Enem de dir weisen, ihn fortweisen.

Em fanjt änjden en dir, man findet immer eine Thüre, d. h. einen Ausweg, eine Ausrede.

E fanjt, dat fich de gîs frâreisen (er singt, daß sich die Ziegen losreißen).

E fanjt wæ en nôchtegôl, dæ felen fräst, heult wie ein Wolf.

E mâcht en mufik, dàt em de leis fum hîft erôfkruchen und dânzten.

Enem en flî än't îr fæzen (einem einen Floh ins Ohr setzen), daß er, wie zwei andere Redensarten sagen, sich wird Gedanken machen oder sich zu Gedanken nimmt.

Sich stifker mâchen, sich Stübcher, d. h. sich unnütze Gedanken machen, Grillen fangen.

Af de mûlterhûf päsen (auf den Maulwurf passen).

Dât fenj âgelôcht âr (das sind ungelegte Eier).

E fränjt aus der fiwenter schäsel (ein Freund aus der siebenten Schüssel) ist ein sehr weitschichtiger Verwandte. Hiezu vergleicht Frommann

in seiner Zeitschrift 5, 329 das alemannische: us der siebeta suppe a tünke und aus der neunten Suppe ein Tünklein und knüpft daran unter Hinweis auf Grimms Rechtsaltertümer 468 die Frage, ob bei sieben und neun an die sieben (neun) Stufen oder Grade der alten Sippe gedacht werden könne.

Zwäschen zwîn stælen (zwei Stühlen) än de môr (Kot) fäzen. Mittellateinisch: inter duas sellas sessor aliquis, quod non speravit, in terram cadit. Labitur enitens sellis herere duabus. Walter von Mezze: sus bin ich an die blôzen stat zwischen stüelen zwein gesezzen. Germania 18, 324; Müllenhoff-Scherer, Denkmäler S. 327 zu v. 207.

Et äs deankel wæ än em uesen (Ochsen), — wæ än em bika (Stier), es ist sehr dunkel.

Et äs wôrem wæ än em bàkuewen (Backofen), sehr warm.

Senj är fil dertaus? (Sind ihrer viele draußen?) Ist es kalt?

Des får (Pfarrers) fenjen rôsen fenj de herner ôfgefruern (sind die Hörner abgefroren), sagt man scherzhaft zu Kindern in Sächsisch-Regen, wenn man sagen will, daß es sehr kalt sei. Ähnlich ist der Witz des Dieners Hans im Clausthaler Schwertfechterspiel; er meint: „Wär ich nicht bald hereingekommen, so wäre mir der Bart abgefroren". Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1875, 106.

Äm wänjter äs et bêser en hangrijen wûlf fæn wæ en gebouer dertaus äm hämd.

Et äs wæ än er judeschîl, — et äs wæ än em beibes, ein Gebrumm und Gesurr wie in einer Judenschule oder wie in einem Bienenkorb.

Dåt git dem kîser nichen mêr (das gibt dem Kaiser keine Kunde, keine Märe), davon erfährt der fernwohnende Kaiser nichts, niemand wird davon hören.

Dåt git mêr bäs kê Krînen. Das gibt ein Gerücht bis nach Kronstadt.

Enem àf den zånt fælen (auf den Zahn fühlen), ihn prüfen.

Dåt äs zâ gälden uch än turn, das ist zehn Gulden Strafe und überdies in den Gefängnisturm.

Ferstånd unnien, — ubæden, — dränken (Verstand annehmen, anbieten, trinken), um sich zu verständigen und zu versöhnen.

Der spâs gewänt e lôch, aus dem Spaß wird Ernst.

Dem deiwel (dem heankt, den hienen) àf de lech leogden (dem Teufel, Hund, den Hühnern auf die Leiche läuten), im Sitzen die Beine hin und herschleudern. In Koburg sagt man: den hund ze grôb läuten. Für gewöhnlich heißt es: „den Esel ausläuten". Nachweise von Bartsch in der Germania 18, 315 zu v. 95.

Et fenj schanjdeln (Schindeln) àf'm dàch, gebraucht, wenn unberufene Zuhörer, namentlich Kinder anwesend sind. Alt und allgemein bekannt. Schmeller-Frommann, Bayer. Wörterbuch 2, 430.

Gôt, giet de kàzen hå (Geht, gebt den Katzen Heu!) und

Gôt strijelt de puika (Truthühner), ruft man Kindern scherzhaft zu, um sie fortzuweisen.

Gôch den hankt ausen! gôch de rîwer ewêch! (jage den Hund hinaus, jage den Räuber weg), schneuze das Licht.

Na, em fål nor rêchnen! Seht einmal!

Na, wàt det êlent! Warum nicht gar!

III. Ausdrücke und Redewendungen für guten und schlechten Wein, für Trinken, Schlagen und Sterben.

Guter und schlechter Wein, Trinken und Trunkensein.

Der Teufel der Deutschen ist nach Dr. Martin Luther der Suff. Aber noch vor Luther, im Jahre 1423, erklärte ein deutsch-italienisches Wörterbuch: „Sprich mir du auch also, daz die Deutschen trunken sein! und die Walich (Welschen) fellen (fehlen) nicht, wenn sie darzu kumen, — wol daz die Deutschen den Namen haben". Doch wie dem auch sei, der Siebenbürger Deutsche gibt Ehre, dem Ehre gebührt, und seine Weine sind des Preises wert, den man ihnen dies- und jenseits der Donau, dies- und jenseits des Rheins zuerkannt hat. Aber nicht alle stehen in gleichen Gnaden; wo ein rauher Geselle zu Tisch kommt, da heißt es bald heimlich, bald laut:

der kratzt,
der ist in die Schuhe gut,
der geht durch und durch,
wenn man von dem trinkt, darf man nicht auf die Seite sich legen, (er könnte sich durchfressen,)
wenn man von dem trinkt, müssen einen ihrer zwei halten,
wenn man von dem trinkt, muß man Abschied nehmen von der Welt.

Und dem Wirten, der solchen Wein bietet, verneigt sich der Gast und spricht: „Verzeiht mir, wenn ich Euch beleidigt habe“, denn er setzt voraus, daß nur Zorn und Rache solches Getränke verabreichen können.

Fein weiß des Kenners Zunge auch unter den glatten und guten Weinen zu scheiden und die Kose- und Ehrennamen abzustufen, die er ihnen gibt. Ist es kein **Krätzer**, so sagt man von ihm: der hat sich die Nägel abgeschnitten; findet ihn der Gaumen flüssig und süffig, so haben die Zähne keine Arbeit und man sagt: den muß man nicht zerbeißen. Nur von dem bessern und besten, von dem Wein „voll Kraft und Mut“, wird gesagt;

dier äs fuer de schiler (der ist für die Studenten);

dien terf em net luewen, dî lueft sich sälwest (den muß man nicht loben, er lobt sich selbst);

dien kån der kîser (Kaiser) dränken;

dien kån em ir hîsen (den kann man Ihr heißen);

dien kån em än de åltscheft nien (in die Altschaft, ins Amt nehmen); und den allerbesten, nun

dien kån em zem bäschef måchen (den kann man zum Bischof machen).

Solch ein Wein schmeckt und macht ein fröhlich Gemüt in bösen Zeiten. Und darum ist es etwas Besonders nicht, daß Redensarten wie die folgenden häufig gehört werden:

dî gît gärn dôr, wô âser Härgot de hånd erausråkt (der geht gern dahin, wo unser Herrgott die Hand herausreckt) oder dî gît gärn zem zîjer (zum Zeiger);

dî gît gärn än de kirch, wô em mät glâseren leokt (wo man mit Gläsern läutet);

dî dränkt, dàt em det îr zikt (daß ihm das Ohr zuckt);

dî seft wæ e lôch (der säuft wie ein Loch), wohl wie ein Maulwurfsloch;

dî schäkt àles durch de gorjel (der schickt alles durch die Gurgel);

dî werd uch en krîn fersofen, won e kîser wêr (der würde auch eine Krone versaufen, wenn er Kaiser wäre).

Fast unzählich sind die Wörtlein, Gleichnisse und Metaphern für die innern und äußern Wandlungen, die der Weinmichel durchmacht vom ersten Schluck an bis dahin, wo er ein Gelieferter unter dem Tisch oder im Straßengraben liegt.

Was wir hier aus der Fülle des Vorrates bieten, ist nicht mehr als ein halbes Krüglein aus dem vollen Fasse. Sprachliche Bemerkungen fügen wir nur dort bei, wo wir meinen, daß die Bedeutung nicht für jedermann klar liege. Hier und da haben wir auch versucht, den sinnlichen Hintergrund und den sprachgeschichtlichen Zusammenhang einer Redensart zu beleuchten; in vielen Fällen haben wir drauf verzichtet, weil jede Erläuterung überflüssig gewesen wäre.

1. Dî äs bekilt. Schuller, Beiträge zum Wörterbuch S. 31, schreibt: killen 1. glimmen, 2. „zechen, unstreitig von dem glühenden Gesicht des Zechers". Wenn killen wirklich die Bedeutung zechen hat, und diese Bedeutung nicht bloß eine erdachte ist, dann braucht man die Redensart nicht durch das glühende Gesicht des Trinkers zu erklären.

2. Dî äs beknilt. Das Wort ist weit verbreitet: knüll, stark betrunken, knüllen, zechen. Deutsches Wörterbuch 5, 1516. Frommanns Zeitschrift 5, 68, Ostfries. sik beknüllen, sich voll saufen, (Doornkaat, Ostfris. Wörterbuch 137). He is knüll, in Herford (Westfalen.) Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, 360.

3. Dî äs betimpest, seltener: dî huet en tampus. Sich betimpesen, sich einen leichten Rausch antrinken ist im Siebenbürgischen gut volkstümlich. Niederdeutsch, fränkisch em damp sin, betrunken sein. (Frommanns Zeitschrift 5, 69. Hönig, Wörterbuch der Kölner Mundart.) Baierisch: dampes, tämpes, Rausch. Neuhochdeutsch dampfen schwelgen, schlemmen.

4. Dî huet sich betimpelt. Gehört mit dem vorigen zusammen. [1])

5. Dî äs betakelt. Ob sich betakeln, sich betrinken, mit dem Simplex takeln, sich mit unnötigen Dingen viel beschäftigen, herumschnitzeln, basteln, und mit fertakeln, vertändeln, vergeuden, zusammengehört, ist fraglich. Man wird es zunächst mit niederdeutsch betakeln, beflecken, besudeln (Mittelniederdeutsches Wörterbuch 4, 504) und dem von J. Grimm im Deutschen Wörterbuch 1, 1692 verzeichneten sich betäkeln, ineptire, insulse se gerere, zusammenstellen, dann aber mit diesen zu einer Sippe rechnen müssen.

6. Dî äs betikelt. Scheint dem Burzenlande allein zu gehören.

7. Dî äs bekneifelt (beknîfelt). Gehört schwerlich zu kneifel, knîfel, Knopf; es scheint aus kneipen mit spaßhafter oder volksetymologischer Anlehnung an kneifel hervorgegangen zu sein. Vgl. jedoch das

---

[1]) In Herford (Westfalen): he hett wat in'n timpen. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1, 360, wo timpen durch Ecke, Spitze übersetzt wird.



niederdeutsche hai heäd sik beknüppeld (Frommanns Zeitschrift 5, 71), sik beknüppeln, sich ansaufen. Dies beknüppeln gehört zu niederdeutsch knüppen, knüpfen.

8. Dî äs bezwilcht, mit Zwilch bekleidet.

9. Dî äs ugedôn, kîserlich ugedôn, kaiserlich angethan. Irgendwo in Deutschland sagt man: „Er trinkt sich einen Pelz an, damit ihm der Narr nicht erfriert".

10. Dî äs äm frak.

11. Dî äs bestiwelt, bestiefelt. Über die allgemein bekannte deutsche Redensart und ihre Herkunft handelt Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon 4, 850.

12. Dî äs bespizt, huet en spiz, ist nur in den Städten heimisch und — wie viele andere Redensarten — aus dem Hochdeutschen übernommen. Die Jesuiten sagten: „Wenn man sich entsinnen kann, man sei gestern heimgetragen worden, so hat man nur einen Spitz gehabt".

13. Dî äs äm (huet en) tûsel. Dûsel, Schwindel, Taumel, Rausch ist allgemein deutsch (vgl. Frommanns Zeitschrift 7, 170); zu uns ist die Redensart von außen gekommen.[1])

14. Dî äs betotjelt. Lichtenberg schon kennt: Er hat sich betudelt. Auch betudeln scheint in dieser Bedeutung in allen deutschen Gauen gang und gäbe zu sein.[2]) Vom Säufer sagt man: et äs en softut.

15. Dî äs ugeräsen, angerissen. „Angerissen sein, abgerissen, in abgenützten Kleidern gehn; man braucht es auch für angetrunken sein". Grimm, Deutsches Wörterbuch 1, 425.

16. Dî äs ferkräppelt, verkrüppelt.

17. Dî äs beniewelt, benebelt. Bei Lichtenberg 3, 47 und in Frommanns Zeitschrift 5, 67. 7, 149. Eine allgemein bekannte Redensart.

18. Dî äs ferwixt. Zu wichsen, sibenbürgisch wixen, durchwixen, mit Schlägen traktieren. „Der Wichser, ein Anflug von Trunkenheit, Hieb". Schmeller-Frommann 2, 842.

19. Dî hôt schîn nômättôch, hat schon Nachmittag. Verwandt ist Nach Tisch sein, welchem das ungarische Parlament neues Leben gegeben hat.

---

[1]) Die entsprechende Form für das Siebenbürgische ergibt sich aus: tuefeln langsam, mit Bequemlichkeit arbeiten, getuefel; (vgl. neuhochdeutsch duseln, duselig, Duselei. Deutsches Wörterbuch 2, 1758).

[2]) Sieh Deutsches Wörterbuch unter betudeln. Schröer, Wörterbuch von Gottschee, 76.

20. Dî äs äm käler gewiest, man sieht ihms an, daß er im Keller gewesen ist.

21. Dem hôt de kälerlàft geschôt, die Kellerluft geschadet.

22. Dî hôt sich net mät weisem wenj gegorjelt, hat sich nicht mit weißem Wein (Wasser) gegurgelt.

23. Dî hôt sich net eraus-zea gegorjelt, hat sich nicht herauszu gegurgelt.

24. Dês fenj gorjel hôt en geaden dåch gehôt, seine Gurgel hat einen guten Tag gehabt.

25. Dês fenj gorjel hôt hochzet gehôt, Hochzeit gehabt. Voraus schickte der Glückliche dem Ereignis wohl die Bemerkung: Schäk dich gorjel, et kit e plâtschrên (es kommt ein Platzregen). Kehren solche Feste öfters wieder, dann sagt man schließlich: dî schäkt àles durch de gorjel.

26. Dî hôt sich ugefeidelt, angeseidelt.

27. Dî hôt ze fil gekerbest, gekürbist, mit dem Kürbisheber Wein gezogen.

28. Dî hôt ze fil gekräjelt, gekrügelt.

29. Dî hôt ze fil gezerpelt, zu viel genippt. Zerpeln ist Frequentativum zu zurpen, schlürfen. Der zerpler ist ein Trinker, umschrieben: e dränkt net, e feft net, àwer e zerpelt.

30. E hôt ze fil gezwernt, gezwirnt.

31. Dî hôt ze fil gezwerwelt; dî äs bezwerwelt. Zwerweln ist identisch mit dem weit verbreiteten zwirbeln, im Wirbel herumfahren; die Bedeutung trinken entwickelte sich wohl aus dem für Siebenbürgen nicht bezeugten, in Süd- und Mitteldeutschland aber geläufigen Adj. und Adv. zwirblig, schwindlig (Weinhold, Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch 110; Schmeller-Frommann 2, 1182).

32. Dî hôt ze fil gezwickt.

33. Dî hôt ze def än't glâs gesæn, zu tief ins Glas gesehen. Allgemein bekannt.

34. Dî äs ze làng bæm zîjer gewiest, der ist zu lang beim Zeiger gewesen.

35. Dî hôt înt iwer den durst gedreanken, der hat eins über den Durst getrunken.

36. Dî äs fôl, pàzfôl, voll, zum Zerplatzen voll, es fehlt nichts mehr bis zum kanonenvoll.

37. Än dæ kof gît näst mî ännen, in das Faß geht nichts mehr hinein.

38. Dî breocht näst mî.

39. Dî hôt geneach, der hat genug. So auch bei Körte.

40. Dî hôt den häre gesæn, früher auch dî hôt Kristus gesæn. Am Boden großer Krüge des 17. Jahrhunderts befinden sich nicht selten Bilder aus dem Leben des „Herrn". Hatte einer soviel getrunken, daß er das Bild sah, dann hatte er in der That „genug".

41. Dî äs sêlig.

42. Dî hôt en, der hat ihn (den Rausch).

43. Dî äs äm îwersten stifken, im obersten Stübchen. Wie die meisten von den letztgenannten Redensarten, so findet sich auch diese bei Lichtenberg und zwar in hochdeutscher Form: er ist im Oberstübchen nicht richtig, er hat etwas im Dache.

44. Dî äs äm hemel, im Himmel.

45. Dî äs ferräfen, der ist verbrämt.

46. Dî hôt sich fum zîjer kuraschi gehuolt, der hat sich vom Zeiger Kourage geholt.

47. Dî hôt den zàbjen ugebangden, hat den Säbel an= (um=) gebunden. Bei Lichtenberg: er hat sich besäbelt.

48. Dem fänkeln de ûgen, funkeln die Augen. Auch bei Lichtenberg.

49. Dî licht sich sälwest, der leuchtet sich selbst.

50. Dî äs äm lächten, im Lichten.

51. Dî äs sich sälwest làtärn.

52. Dî fekt àles topelt, sieht alles doppelt.

53. Dî kån net iewen fæn, nicht eben, gerad, gut sehen.

54. Dem hôt der wenj än de dànerich kiel geschlôn, dem hat der Wein in die unrechte Kehle geschlagen.

55. Dem hôt der wenj än nàken (Nacken) geschlôn.

56. Dem hôt der wenj àf de zang (Zunge) geschlôn und bald merken die Stammgäste, daß der Saufbruder vom Krakeelwasser getrunken hat.

57. Dem äs de zang gelîst, die Zunge gelöst. Alsdann heißt es:

58. E ried ä fremden zangen.

59. Dem äs de zang schwêr. Auch bei Lichtenberg.

60. Dem sturkelt (stolpert) de zang.

61. E kån net bäs àf înt zielen, nicht bis auf Eins zählen.

62. Dî ried aus dem kêpchen, oder kenchen, er redet aus dem Köpflein (dem kleinen hölzernen Trinkgeschirr) oder Kännchen.

63. E kån net ba mâchen, nicht Ba machen. Im sogenannten besoffenen Elend geschiehts wohl auch, daß

64. E schråt fuer besôfänem, daß einer weint vor Besoffenem.

65. Dem hôt der wenj än't hîft (in den Kopf) geschlôn. Dann gilt: e hôt sich äm (um) de ferstånd gesôfen. Lebe wohl, Verstand, sagte der Säufer, als er in die Schenke ging; wer weiß, wann wir wieder zusammen kommen. (Wander 4, 1599.)

66. Dem äs det hîft schwêr.

67. Dî äs e bäske stàrk mæt, der ist ein bischen stark müde, sagen die Kellinger, wenn einer so besoffen ist, daß er nicht stehen kann.

68. Dî hôd schwêr gelàden.

69. Dî hôd schläm (krumm) gelàden. Die drei letzten hat wieder auch Lichtenberg.

70. Dem hôt der wenj än de fes (Füße) geschlôn.

71. Dî kån nem-mi schliecht stôn, nicht mehr gerade stehn.

72. Dî äs hàlwer zwelf, halb zwölf, auch hàlwer siwen, halb sieben. Woeste führt in Frommanns Zeitschrift 5, 68 als niederdeutsche Redensarten an: hai es halb elwen, halwer siewen. Die schiefe Stellung des Uhrenzeigers zur Perpentikulären während der bezeichneten Stunden wird zum ersten Gliede eines Gleichnisses Veranlassung gegeben haben.

73. Dî kån nem-mi grôd gôn.

74. Dî gît ä sturkelän, wikelän, der geht stolpernd, wackelnd.

75. Dî kån net àf er räz (Ritze im Fußboden), àf'm sträch (Strich) gôn.

76. Dî gît kretjsich, der geht kreuzig, quer.

77. Dem äs de gàs ze ànj, dem ist die Gasse zu enge.

78. Dî säkt senj fes, sucht seine Füße.

79. Dî kån senj fes net fanjden (finden).

80. Dî äs tutti. In Ostpreußen sagt, wer zu trinken aber nicht zu essen bekommt: Immer tutti, aber pappe nuscht. (Wander 4, 1380).

81. Dî äs fertig.

82. Dî äs hin.

83. Dî äs wek, weg. Die drei letzten auch bei Lichtenberg.

84. Dî äs gelîfert, en lech (Leiche) gelîfert.

85. Dien hôt det klî kräjeltchen ämgeschmäsen, den hat das kleine Krügelein umgeschmissen.

Wasser reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuser umgerissen:
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgerissen?

86. Dien hôt det bekridnes (die Betrübnis) ämgeschmäsen.

87. Dî màzt de læw ierd, küßt die liebe Erde.

88. Dî kån sich fun der ierd net schîden.

89. Dî wäl et dem grumpes nôdân, der will es dem Holzklotz nachthun.

90. Dî kån de grumpes fenj (fein) spilen.

91. Dî dît der môr hiesch, thut dem Kot schön.

92. Dî äs en ànjeltchen, môrànjeltchen worden, der ist ein Engelein, Kotengelein geworden.

93. Dî bespêtelt de kræm, der bespöttelt die Sau.

94. De schwenj fe bälich, Schweine sind billig.

95. Dî recht net nô rosmarin, der riecht nicht nach Rosmarin.

96. Dî låt wîch, liegt weich, er fühlt auch auf dem Pflaster nicht, daß er ein hartes Lager hat.

97. Dî breocht niche fäderebât, braucht kein Federbett. „Er schnarcht im Rinnsteine und meint, er liege im Federbett; vom Dache traufts ihm ins Maul, aber: er will keinen Schnaps mehr! — Ein Hund pißt ihm unversehens ins Maul, aber: er will noch keinen Thee! — O Bestia!“

98. Dî dît nemesten näst, thut niemandem nichts.

99. Dî hôt nichemi schmärzen, keine Schmerzen mehr.

100. Dî wîs näst fum êlend, weiß nichts vom Elend.

101. Dî wîs net emôl wæ ålt e äs, wie alt er ist.

102. Dî wîs net, wô et en dräkt, wo es ihn drückt.

103. Dem äs àles riecht, dem ist alles recht.

104. Dî wîs näst mî fu sich.

105. Dî äs mät sich äm rînen, der ist mit sich im reinen.

106. Dî hîrt de ànjeltcher äm hemel sänjen, der hört die Englein im Himmel singen.

107. Dem breocht em net fil ze sänjen, dem braucht man nicht viel zu singen zum Einschlafen.

108. Dî hôt fuer de flî ägenuen für (gegen) die Flöhe eingenommen (sie werden ihn im Schlafe nicht stören).

Aber, so sagt die Bruderschaftsordnung der Schuhknechte zu Neisd 1508:

Item, wer dô undeut (erbricht, ausspeit) den wein, der geb ein emer wein zu buss. Item, die den wein undaien und vor trunkschicht ader swechung des weins in dem geschug (in den Schuhen) slôfen, sullen geben ein virteil wein. (Müller, Sprachdenkmäler, 165.)

Darum fügt das Sprichwort die Mahnung zu: Wun et um bêste schmàkt, mes em àfhîren. Denn, spricht Walther von der Vogelweide:

> Er hât niht wol getrunken, der sich übertrinket,
> wie zimet daz biderbem man, daz ime diu zunge hinket
> vom wîne?

Wo aber einer diese Warnung in den Wind geschlagen, da merke, was das Sprichwort dir rät: dem besofänen fål em mäd em fæder hå auswechen.

2. Schlagen.

Wie für das Trinken, so besitzt die deutsche Sprache und mit ihr der siebenbürgisch-deutsche Dialekt einen außerordentlichen Reichtum an Ausdrücken und Redensarten für schlagen. Es ist eine gute Bemerkung von Wander, daß es insbesondere eine Anzahl von Berufsarten sei, die aus ihrem Kreise charakteristische Schlagwörter geliefert hätten.

Emesten gäken (jucken); — pàzen (lautmalend); — plâtschen; — ferbræn (verbrennen); — làngen (ech làngen dich!) — wålken; — durchblån; — pouschen (ich hun e gepouscht nô der lôfter) — feràrbeden; — än de àrbet nien (nehmen); — lûgen (laugen); — än de lûch nien; — zîchnen, dàt et mêr git (zeichnen, daß es Mähre, Wunder gibt); — hân (hauen), bäs e wàser hîscht (heischt); — drêschen; — dreschâkeln; — zermîrscheln (zermörsern); — zegräscheln. — Enem de pêlz fergrêzen (sengen); — den topert lädern — den topert kalfatern; — den stûf aus dem topert klôpen; — de käche (die Suppe) ferfålzen; — de bâchen (die Speckseiten) ferfålzen; — înt ferfâzen (eins versetzen); — nàkebiren gien (Nackenbirnen geben), — nutsche gien (Kopfnüsse geben).

Enem det Medwescher wôpe weifen oder àfdräken. (Über das Medwischer Wappen in der Anmerkung zur 6. Tiergeschichte.)

Enem lichten (leuchten). — Enen än de härzkel (Herzgrube) làngen, dàt der môn äneschenjt (daß der Mond hineinscheint). — Emeste knufen (so auch im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 8, 29) und knufaien. — Enen êpesch ferstôn (einen verkehrt verstehen).

3. Sterben.

Wer aus großer Lebensgefahr entronnen ist, der hat dem Tode noch einmal ein Brötchen gegeben. Die Redensart faßt den Tod als einen Boten auf und der Kranke hat sich mit ihm durch ein Brötchen, den üblichen Botenlohn abgefunden. (Vgl. Grimm, Mythologie[3] 799 ff.)

Wie von zerbrechlichen Sachen, die sich in den Händen sorgloser Kinder befinden, so sagt man von dem, dessen „Tage gezählt sind", e hôt det stärfklîd un (er hat das Sterbekleid an).

Wer im Todeskampf liegt, der ringt mit dem Tode (e branjt mät dem dît). Das ist eine alte, schon im Nibelungenlied formelhaft gebrauchte Redewendung. Da erscheint der Tod persönlich, als Kämpfer und Krieger wie in Uhlands Ballade vom schwarzen Ritter und in den mittelalterlichen Totentänzen. Mit wem es zu Ende geht, mit dem ist es auch bei uns Matthäi am Letzten. Die letzten Worte des Matthäusevangelium lauten nämlich: „der Welt Ende".

Em drît en mät de fesen det fäderst aus der stuf (man trägt ihn mit den Füßen zu vorderst aus der Stube), d. h. er ist gestorben. Wer aus seinem Hause nicht weichen will, pflegt zu sagen: Ich gehe nicht hinaus aus dieser Stube, bis man mich nicht mit den Füßen zu forderst hinaus trägt, also nur, wenn ich sterbe.

Einmal aber kommt der Augenblick, wo es in der Gemeinde heißt: et hun sich em de dâch brît (es haben sich ihm die Tage bereitet, geendet), wo ihm das Lebenslicht ausgeblasen wird. Immer zieht der Volksmund den bildlichen und umschreibenden Ausdruck dem nackten und abstrakten vor.

E äs mät dît ôfgegàngen (er ist mit Tod abgegangen).

E beist änt grâs. Die Redensart findet ihre Erklärung in der Bedeutung des mittelhochdeutschen Zeitworts beizen, erbeizen, das ursprünglich so viel hieß, wie vom Pferde steigen. Dô beizt der Berner in das gras, da springt, stürzt der Berner von dem Pferde in das Gras, auf den Boden. Da der Sturz vom Pferde sehr oft die Folge einer tötlichen Verwundung war, erhielt die Formel auch die Bedeutung: fallen, sterben.

E låd iwer ieren (er liegt über Erden), er liegt und steht nicht mehr auf dem Boden.

E låt àf der lànker bànk, e låt angderm späjel, er liegt auf der langen Totenbank, unter dem Spiegel aufgebahrt.

E wit de kukuk nemi hîren kreischen (er wird den Kuckuck nicht mehr hören schreien). Vgl. dazu Grimms Mythologie[3] 640 ff.

Derber klingen die beiden Formeln: e hôt sich gedrakt und e äs ôfgekràzt (er hat sich gedruckt, er ist abgekratzt).

Dann macht ihm der Tischler den Rock, — er kommt dem Kantor unters Klarinett (e kit angder't klarinet) — und fährt mit Brettern davon (e zecht mät dilen). Und das Ende vom Lied ist: er kommt unter den Lehm (e kit angder de lîm) — angder den ôtch (Attich), — angder de schierlenk (Schierling), — angder de hôch (Hag, Hecke) — oder, wenn Freundesmund davon spricht: angder den dresch (Drisch) — angder de wôsem (unter den Rasen).

IV. Bauerregeln.

Kräsdàch fuer de wànjden,	Christtag vor den Wänden,
ìsterdàch fuer de brànjden,	Ostertag vor den Bränden,

entspricht dem hochdeutschen: Grüner Christtag, weiße Ostern.

Kit der Gerch, kit det grâs (kommt der Georgi, kommt das Gras); und wenn der Zigeuner mit dem Hammer drauf schlüge, so wächst es doch, sagt man.

Wun em sanjt fum helije gìst,	Wenn man singt vom heiligen Geist,
gält det kuern det àlermìst.	gilt das Korn allermeist,

d. i. zu Pfingsten.

Mônhôf,	Monhof,
rênegôf,	Regengabe.

Morjegêst,	Morgengäste.
bleiwe säldе fest.	bleiben selten feste.

Oder wie es im deutschen Spruche heißt:

Frühregen und frühe Bettelleut
Bleiben nicht bis man zwölfe läut't.

Wun de kekesch krên,	Wenn die Hähne krähen,
git et rên.	gibt es Regen.

Än ändâgen en âchtel wàser — en fìrl môr,
än ausdâgen e fìrl wàser — en âchtel môr

(im Frühjahr ein Maß Wasser ein Viertel, 16 Maß Kot u. s. w.), bezieht sich auf den Frühjahr- und Herbstregen.

Âfer Härgot zìcht es e làntfôl,	Unser Herrgott zeigt uns ein Land voll,
gid es awer nor en hàndfôl.	Gibt uns aber nur eine Hand voll.

Der Frost hatte die schönen Erntehoffnungen zu Grunde gerichtet.

Pitrumpâlsdàch,	Peter- und Paulstag,
dì dem kuern de wurzel stàch.	der dem Korn die Wurzel stach.

Spät donner,
fræ honger,

so in Sächsisch-Regen, dafür an andern Orten:

Won et dànert iwerm dere bûm,
dernô wî dem ôrmen àkermûn.

Dieselbe Erfahrung hat man im Braunschweigischen gemacht: Wenn et över'n kahlen Boom dönnert, wert de Geßeln (Gänschen) nig groot. Das hat unser Bauer doch hübscher und kräftiger gefaßt.

Mierzeschnî	Märzschnee
dît dem kuere wî.	thut dem Korn weh.

V. Zeitbestimmungen.

1. Frühjahr.

Än ausdâjen. Die Austage, das ist in Dorf und Stadt die gewöhnliche Benennung des Früjahres. Auch in der Schweiz heißt das Frühjahr ûstag; in Steier, Baiern, Hessen und sonst heißt es der Auswart, der Auswärts. Es ist die Zeit, die man draußen, im Freien zubringt.

Äm de Gärjendàch (um den Georgentag).

Won et græn wit. — Won der kukuk kreischt. — Won de schwàlwe kun. — Won de krader sanjen (wenn die Frösche singen).

2. Sommer.

Won em än kirschebangert (Kirschenbaumgarten) zecht (zieht).

Won em kukeruz drîst (wenn man den Mais zum zweitenmal hackt).

Äm de Gehonesdàch (Johannistag).

Äm âren (in der Ernte). Das ist die gebräuchlichste Benennung des Hochsommers, alle andern sind nur Umschreibungen, so die beiden folgenden, oder Terminbestimmungen.

Won der heankt (Hund) de zeang (Zunge) hê lêt (hangen läßt).

Won em sich âf't hîft (aufs Haupt) trit, (im Schatten nämlich).

3. Herbst.

Än ändâjen (in den Tagen, da man das Vieh vom Felde wieder einwärts treibt, im Herbst).

Won em list (Weinlese hält).

Won de schwàlwen zæn.
Won der bäsch der wit (dürr wird).
Äm de Mächelsdåch (um Michaelis).

4. Winter.

Än de lànken êwenden (Abenden).
Won em schwenj ôfdît (Schweine schlachtet).
Won em schlide fiert (Schlitten fährt).
Won em bæm uewen (Ofen) fäzt.
Äm den Tumesdåch (Thomastag).

Äm de geschwueräne môntuch (geschworenen Montag), das ist der erste Montag nach Neujahr, so genannt, weil an demselben die neugewählten Beamten und die Hirten eingeschworen wurden.

Äm spirkel, im Februar. Spirkel ist ein vornehmlich fränkisch-mitteldeutsches Wort. Vgl. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache[3] 60. 62 ff.

5. Morgen.

Der (hemels-)wôgen stît àf der teifelt (Deichsel).
Der dåchstärn (Tagstern) äs erauskun (herausgekommen).
Der dåch fêt sich (fängt sich) und
Der dåch enzânjt (entzündet) sich.
De hune krên schî làng (die Hähne krähen schon lang).

Em hîrt de mile nemi klapern (man hört die Mühlen nicht mehr klappern).

6. Abend.

Et äs äm de fêsper.
Et äs äm de nôchtklôk (Nachtglocke).
De sàn gît hîmen (die Sonne geht heimwärts).
De sàn gît schlôfen.
De fijel zæn än de bäsch (die Vögel ziehen in den Wald).
De hierde (Herden) kun hîmen.
Der ôwentstärn (Abendstern) äs àfgegàngen.
De stäre (Sterne) kun eraus.

7. Tag- und Nachtzeiten.

Leute, die keine Taschenuhr haben, bestimmen die Zeit am Tage nach dem Stand der Sonne, in der Nacht nach dem Stande des Mondes

oder einzelner Sternbilder; der Himmelswagen steht noch nicht auf der Deichsel und: das Siebengestirn steht noch nicht auf 3, d. h. noch nicht da, wo die Sonne um 3 Uhr steht (es wird noch nicht Tag).

8. Alt sein.

E hôt fil wänjter iwerlieft (er hat viele Winter überlebt).

E hôt filmôl de bäsch græn wärde sæn (er hat vielmal den Wald grün werden sehen).

E hôt fil scheagen (Schuhe) zeräsen.

9. Uralt sein.

E äs ålt wæ de Keakel (Kockelfluß). Vgl. S. 92.

E äs ålt wæ en stîgîs (Steingeis, Gemse).

10. Lange Zeit.

Bäs dån (dahin) wit (wird) nôch fil wäser än der båch ôweflesen (abhin=, abwärts fließen).

Bäs dån wärde nôch fil krôen (Krähen) ârsch gewänen (bekommen).

11. Vor langer Zeit.

Anno Tekeli (Emmerich Graf von Tökely, der im Jahre 1690 mit Hilfe der Türken zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen, aber bald darauf, 1691, wieder vertrieben wurde).

Anno nenj, dea di däk schnî fæl (anno neun, da der dicke Schnee fiel).

Et äs esî (so) làng här, dàt et schîn nemi wôr äs.

12. Längst abgethan, geschehen.

Dåt äs zejôrich schnî (vorjähriger Schnee).

Dåt äs ålt kreokt (Kraut).

13. Örtliche und zeitliche Bestimmungen scherzhaft gemischt.

Wie man in Oberdeutschland „zwischen Pfingsten und Straßburg" zu hören bekommt, so bei uns: drei Tage vor Hermannstadt, oder: zwischen dem Eichenwald und dem ersten Mistführen. Auf die Frage: „Wie viel Uhr ist es?" erhält man zur Antwort: „drei Viertel über die Stadtmauer". Grimm hat auf S. XCII seines Reinhart Fuchs ähnliche scherzhafte Redensarten aus dem Reinardus und andern alten Literaturdenkmälern gesammelt.

14. Nimmermehrtag (ad græcas calendas).

Won de Keakel àfenzea flest (wenn die Kockel aufwärts fließt).

Af de gorefàstàch (Pferdepfingsttag).

Won de kàz en àche liecht (wenn die Katze ein Eichen legt).

Won der deiwel äm wàr erfeft (wenn der Teufel im Weiher ersauft).

Ze fàsten (zu Pfingsten) àf dem eis.

Wun zwîn fanktich (Sonntage) än de wôch fàlen.

Wun der huest (Hengst) felent (Füllen wirft).

Wun det schôf de wûlf fräst.

Af den nàmermîsdôch.

Wun de bäfel fläjen (wenn die Büffel fliegen).

Wun de ûsen kàlwen (wenn die Ochsen kalben).

Af den dake matwich (auf den dicken Mitwoch).

Wun de flî neisten (wenn die Flöhe niesen), in Marienburg bei Kronstadt.

Wun de kripes næfen (wenn die Krebse niesen) in Broos und sonst.

Af der Tàtern änir uostern (auf der Tartaren Ostern) in Rosenau.

Won em fum händ bàflîsch (vom Hund Speck) mächt. Rosenau.

Won de mäk de bàchen drît (die Mücke die Speckseite trägt). Rosenau.

VI. Gruss-, Dank- und Abschiedsformeln.

In den Städten haben die alten bedeutsamen Gruß-, Dank- und Abschiedsformeln wie: guten Morgen, — guten Tag, — guten Abend, — Gott danke euch (dir), — habe Dank, — ich sage Dank, — Gott erhalte dich, — der Herr sei mit euch, — Gott segne euch (dich) — und scherzweise die fremden: Servus! adieu! noch in den engern Freundeskreisen sich erhalten; im Verkehr mit Fernerstehenden sind die von Außen eingeführten nobeln aber teilweise nichts sagenden leeren Formeln gang und gäbe, wie: gehorsamer und gehorsamster Diener, — ich küss' die Hand, — ich mach' mein Kopliment, — ich habe die Ehre mein Kopliment zu machen, (eine passendere Steigerung dieser Formeln wäre: ich krieche und wedele wie ein Hund; ich habe die Ehre, wie ein Hund zu kriechen und zu wedeln); ferner: willkommen, — ich empfehle mich.

Die alten bedeutsamen Formeln wollen unserm fortgeschrittenen Geschlecht in den Städten nicht mehr recht munden. Auf dem Lande sind dieselben noch gewahrt; nur sehr wenige reiche Dorfsbeamten hie und da,

wie sie es, durch die fremden deutschen Beamten daran gewöhnt, vorziehen von den Städtern, auch von dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Inspektor sich lieber mit Sie als mit dem traulichern Ihr anreden zu lassen, schämen sich hinwiederum wie andere Bauern zu reden und dem vorsichtigweisen Herrn Inspektor, oder dem achtbarwürdigen Herrn Vater (Pfarrer) oder dem Herrn Bruder, der Frau Schwester (städtischer Bürger, Bürgerin) einen glückseligen guten Morgen und einen guten Abend zu wünschen, sie erniedrigen sich auch lieber zum gehorsamen und gehorsamsten Diener. Wo freilich das alte Ihr nicht mehr die ehemalige Ehre genießt, da haben sie das volle leidige Recht für sich dieselben Umgangsformen, welche allgemein im Gebrauche sind, in Anspruch zu nehmen, wie nichtssagend oder schlecht dieselben auch sein mögen.

Außer den angeführten Gruß-, Dank- und Abschiedsformeln gibt es auf dem Lande und unter den städtischen Bürgern, die der alten Sitte treu geblieben sind, viele andere, so z. B. Gott grüße euch, — Gott geleite (belîd) euch, — Gott helfe euch, — Gott gebe Glück, — ich wünsche Glück, — und als Antwort: Gott geb euch desgleichen, — dann beim Scheiden: de friden!

VII. Beteurungs- und Verwünschungsformeln.

Schwur und Beteurung, Fluch und Verwünschung, Schelte und Drohung haben neben den vorherrschenden zahmen Formen doch auch einige wilde aufzuweisen. Neben: wahrlich, — so wahr helf mir Gott, — Gott soll mich strafen, — ich soll kein Glück haben, — ich will ein Lügner heißen — bekommt man auch zu hören: ich soll nicht von dieser Stelle, — die Hand soll mir vertocknen, — der Teufel soll mich holen, — der Teufel soll mich in der höchsten Luft quintelweise zerreißen.

Verwünschungen leichterer Art sind: dàt dech der bläk (daß dich der Blick = Blitz!) — zem knäk änen! — daß dich . . . das Mäuschen beiße! — dàt dech der môrlef! — dàt dir denj ûge fûle fankeln (daß dir die Augen sollten funkeln! Bootsch) — geh zum Pontius!

Für derbe und schwere Flüche gelten: dàt dech der hänger (daß dich der Henker)! — dàt dech der daiwel! — dàt dech der humer! (wie im Mittelalter, gleich: daß dich der Hammer Donars erschlage!) — oder in Birk: dàt dech det stêntche fûl râren! (daß

dich das Steinchen rühren, treffen sollte, wie bei Nithart: so slahe mich ein donerstein). — Der letzte Fluch war schon „ein harter Fluch“, und harte Flüche sind alle folgenden: dàt dech der daner! — dàt dech det krezich danerwäder, dàt dech det puelesch danerwäder erschlô fûl (daß dich das kreuzige, das polnische Donnerwetter erschlagen sollte), oder dàt dech det hîder lächt danerwäder zerschlô fûl und wie in Marpot: dàt dech det dàner lächt wader zerschlien fûl, (daß dich das heitere lichte Donnerwetter, das donnerlichte Wetter zerschlagen solle!) — det fair erflum dich (das Feuer erflamme dich)! Echt deutsch bilden Blitz, Donner und Wetter die Hauptstücke unseres Flucharsenals. Kein Volk macht sich nach den Beobachtungen Riehls in Spruch und Fluch so viel mit Donner und Wetter zu schaffen wie das germanische.

Aber auch die Tiere werden zu Hilfe gerufen: dàt dech de wîlf, (die Wölfe) frêse fûlen! — dàt dech de hanjt ferdåsen fûlen! (daß dich die Hunde verschleppen sollten!) — dàt dech de rôwen (Raben) ferschlâpe fûlen! — und wie schon im Seifrid Helbling: dàt dech de made (die Maden) fûle frêsen!

Allerlei Krankheiten werden einem angeflucht: dàt dech de fucht! — dàt dech de gàl räke fûl (daß dich die Galle rücken sollte)! — dàt dech der rit scherle fûl (daß dich der Ritt, das Fieber, schütteln sollte)! — dàt dech de schwêr krint rære fûl! (daß dich die schwere Krankheit, die fallende Sucht, rühren sollte!)

In andrer Weise verfluchen einen zum Tode die Formeln: dàt de feräke fûlt, tâ ferflachtet schämpes (daß du verrecken solltest, verfluchtes Schandhaus)! — dàt dir denj wurzel oder denj lang ferdreze fûl! (daß dir deine Wurzel, deine Lunge vertrocknen sollte!) — dàt de ferfele sûlt! (verfaulen solltest!)

So hart und wild flucht nur der unbändige Zorn, aber es sind das auch die schwersten Flüche des sächsischen Bauern; obscön wird er auch in der höchsten Gereiztheit nicht. Ruft er: non der än de heår! so spricht er Worte, deren Sinn er nicht mehr kennt. Sein obscönster Fluch ist; dàt de denjem fôter än den åren erstäkt se fûlt; es ist nicht nur sein rohster, sondern auch sein seltenster. An wie viel derbere Kost ist der Walache und der Magyare gewöhnt. Von diesem sagt der sächsische Spruch: der Ungar flucht den ganzen Tag (S. 130) und Schaible gibt in seinem Vortrage über deutsche Stich- und Hiebworte S. 38 unter allen fluchenden Völkern Europas dem Magyaren die Palme. Für ihn besitzen diese „die fürchterlichsten oder besser die abscheulichsten Flüche“.

Nicht eigentliche Flüche, auch nicht einmal Verwünschungen und Schelten, sondern nur ziemlich harmlose Ergießungen einer geärgerten Seele sind die Formeln: gàng zem mòrlef! — und in Gürtlen gànk zem muoraikel! — gànk än denj bàlegrîs! — gànk än denj wäld iwergrîs! — gànk zem daiwel! — gànk zem dîd (Tod) änen! Manches dieser Worte, so môrlef, muoraikel und bàlegrîs ist nur noch dem gelehrten Sprachforscher verständlich.

Kinder drohen sich: Komm nur vor unseres! (nämlich vor unser Haus, unser Thor.) Der Stärkere droht dem Schwächern: ech wäl der schî lichten! (ich will dir schon leuchten) — ich zerreiße dich in tausend Fetzen (ä flintschen)! ich zerwettere dich in tausend Stücke! — ich haue dich, bis du Wasser heischest! — ech zergräscheln dich, dàt näst bleift fun der! ech mâche flîsch aus der!

VIII. Interjektionen.

Des Lachens: ha ha!

Des Lachens und Kicherns: he he he und hi hi hi!

Des Jubelns: ju ju ju!

Des Schmerzes, Jammers: jai jai! ach ach!

Der Überraschung, Verwunderung, des Schreckens: här Jêses, här Jeses, Jeses Kristes, àch här je, — tea me gott, — tea menj hîlånd, — tea gerêchter hemel; — (ironisch, Verwunderung) Jeses kripes, o jemine, tea gerêchter — schôpefôst!

Des Kopfschüttelns: e e!

Des Bejahens: ehe!

Der Drohung: nà nà!

Des Auslachens: tiri piri! und tili mitula! de gås gôn bàrbes!

Des Zurufes: hirê! (höre eh!) hoi! hirê, bleif stôn! hirê, zwànj unen (sing höher), net dås esi erôf! (nicht singe so tief herab) schilt der Kantor den Diskantisten, in dem er ihm zugleich einen Rippenstoß versetzt; hoi Hanes kut er?

Beim Treiben eines Gespanns bei Pferden: haiz (hieher links), hoiz (dorthin rechts), oder bei Ochsen: ho-idä! (links), tschâ! (rechts).

Des Rufs zum Stillehalten, namentlich bei Reitenden, Fahrenden: hô, hô, hô!

Beim Antreiben: jihi! hî! je nä! oder auch nur je, das an das antreibende gee der englischen Fuhrleute erinnert.[1]) Daneben wird hitahî! nur in der Kindersprache gebraucht.

Beim Niesen: hàpschi!

Beim Lärmen, Poltern der Kinder: hudri, budri!

Beim raschen Weglaufen: nosa! raita!

Beim Schießen: pû! purdû!

Rufen der Katze: mizûsch! pizûsch! — piz! — miz, miz! — mizû! Auch sogar in Spanien pflegt man die Katze mit miz miz zu rufen.

Wegjagen der Katze: kâz! kâz ewêch!

Rufen des Hundes: Herein! tätä tätä!

Anreizen des Hundes: puz ihn! nosa!

Wegjagen des Hundes: ziba! zuki! marschîr! njä! kusch dich!

Rufen der Schweine: tschok, tschok, tschok! und tschoka, tschoka! tschokeli, tschokeli! Der Baier jagt die Schweine mit suk.

Wegjagen der Schweine: häz, hui! njâ! hussa! Hussa ist, wie Bech in der Germania 20, 44 nachweist, eine alte deutsche Interjektion.

Rufen der Hühner: pui, pui, pui, — pui! kuta, kuta, kutâ! und kut, kut, kut, kut! Der kleinen Hühner: tschîp, tschîp, tschîp! pi, pi, pi! Mit pi, pi ruft man auch in Österreich die Küchlein zusammen.

Wegjagen der Hühner: häsch!

Rufen der Gänse: liba liba liba! Liba heißt im Magyarischen die Gans.

Rufen der Enten: riza, riza, riza! rizi, rizi, rizi, rîz!

Wir haben die Überschrift, welche diese Sammlung bei ihrem ersten Erscheinen trug, unverändert gelassen, obwohl wir recht gut wissen, daß es nicht lauter Interjektionen sind, was wir da zusammengestellt haben, sondern daß auch manches deutlich erkennbare Sinnwort, ja ganze Redensarten sich darunter befinden. Hätten wir eine reinliche Scheidung vornehmen wollen, so hätten wir auch untersuchen müssen, ob z. B. die als reine Interjektionen gebrauchten je, nosa, raita, piz, ziba, tä tä u. a. nicht auch nur verkümmerte und verstümmelte Sinnwörter seien, was zweifellos der Fall ist bei hirê, miz, kâz, zuki und rizi; aber zu so weitläufigen philologischen Auseinandersetzungen schien uns dieser Ort nicht geeignet zu sein.

[1]) Ähnliche Treiberrufe aus andern Ländern hat Tylor in seinem von Spengel und Poske übersetzten Buche: Die Anfänge der Kultur 1, 179 f. gesammelt.



IX. Rätsel.

1.

Se wunen än em grænen haus,
der grîsfôter hôt en brome kôzen un,
der fôter hôt en grôen,
der fân en feirrîden,
det ânkeltchen hôt glæferän ûgen
uch zwê terntcher âfem hîft.

Sie wohnen in einem grünen Haus,
der Großvater hat einen braunen Kotzen an,
der Vater hat einen grauen,
der Sohn einen feuerroten,
das Enkelchen hat gläserne Augen
und zwei Türmchen auf dem Haupt.

Der Bär, Wolf, Fuchs und Hasen.

2.

Et gîd e mân äm bäsch eräm,
e hôt en bromen zonder äm.

Es geht ein Mann im Wald herum,
er hat einen braunen Mantel um.

Der Bär.

3.

Et gîd e mân äm bäsch eräm,
e hôt e feirrît mänte un.

Es geht ein Mann im Wald herum
er hat ein feuerrotes Mente an.

Der Fuchs.

4.

Et fanjt äm bäsch en nôchtegôl,
dæ fräst e felen âf emôl.

Es singt im Wald eine Nachtigal,
die frißt ein Füllen auf einmal.

Der Wolf.

5.

Fuer wæ en gâfel,
angden wæ en däsch,
än der mätelt wæ en kof,
hanjden wæ e bêsem.

Vorn wie eine Gabel,
unten wie ein Tisch,
in der Mitte wie ein Faß,
hinten wie ein Besen.

Ochs und Kuh.

Ähnlich schon bei Fischart; heute im Norden und Süden Deutschlands bekannt. Vgl. Frischbier in der Zeitschrift für deutsche Philologie 11, 344.

6.

Fuer wæ en klâl,
än der mäten wæ e blâl,
hanjden wæ e späs,
entrôt, wât dât äs.

Vorn wie ein Kneuel,
in der Mitte wie ein Bleul,
hinten wie ein Spieß,
errate, was das ist.

Die Katze.

7.

Et äs e fel und gârstich ôs,
et hôt det kûlter âf der nôs.

Es ist ein faul und garstig Aas,
es hat den Kulter auf der Nas.

Das Schwein.

8.

Se schnort en spänt doch net,	Sie schnurrt und spinnt doch nicht,
se sazt àfem hiert en kôcht doch net,	sie sitzt auf dem Herd und kocht doch nicht,
se sekt gàrstich und et fêlt er näst.	sie sieht garstig und es fehlt ihr nichts.

Die Katze.

9.

Wî äs dier stàtlich stûlz mån,	Wer ist der stattlich stolze Mann,
e drît spuern uch en gäldäne kåm?	er trägt Sporen und einen goldnen Kamm?

Der Hahn.

10.

Der zektbemärker	Der Zeitbemerker
stând àf dem àkerstärker,	stand auf dem Ackerstärker,
dràf kåm der wärltkuker	drauf kam der Weltkucker
en nåm den zektbemärker	und nahm den Zeitbemerker
fum àkerstärker.	vom Ackerstärker.
Wàt äs dât?	Was ist das?

Den Hahn vom Mist holt der Stoßvogel.

11.

De Kelemeler gengen änt fêlt ôwe grôwen,
Gridegrât kåm um rêch erôwer,
won Hôrumhanjdern hât endôn[1]),
hât Gridegrât de Kelemeler um rêch àfe gedrôn.

Zu den Schweinen kam der Gridegrât (der Wolf) vom Berg herab, hätte der Haaramhintern (der Hund) nichts gethan, der Wolf hätte die Schweine am Berg hinaufgetragen.

12.

Wäni dân dem hôsen de zänjt wî? (Wann thun dem Hasen die Zähne weh?)

Wenn der Hund ihn beißt.

13.

Auf welche Seite fällt der Fuchs, wenn man ihn schießt?

Auf die rauhe.

14.

Wô lån (liegen) der bier, wûlf unt fus äm friden bæ enånder?

Beim Kürschner.

15.

Wàtfer numen (was für Namen) kenen der bier, wûlf unt fus net hîren (hören) unt ausstôn?

Jäger und Kürschner.

16.

Fuer wem grålen (fürchten sich) bier, wûlf uch fus um mîsten?

Vor dem Jäger und Kürschner.

---

[1]) endôn, in Ruhe lassen, nichts thun, von en (ne), der alten Negationspartikel, und dôn für dân, thun. Ein ganz seltsamer Überrest der alten deutschen Negationspartikel in der Zusammensetzung mit einem Verbum.

17.

Em kôcht et net, em brêt et net, em äst et net unt schmàkt doch file geat? wàt äs dåt? Der Tabak.

18.

Em kôcht et, em brêt et,
em äst' et denich net.
Das Hölzchen an der Leberwurst.

19.

Et wurzelt kên (gegen) hemel en wiest (wächst) kên der iert.
Der Eiszapfen.

20.

Ämeränk hôr, draus rênt et. (Um und um Haar, draus regnet es.)
Auge.

21.

Knozlich bozlich,
græn um streocb (Strauch)
krecht de legden (Leuten) än de beocb. Haselnuß.

22.

En græn moter, en gäldän duechter, e spesâkich îdem. (Eine grüne Mutter, eine goldene Tochter, ein spießeckiger Eidam.)
Weinrebe, Traube, Weinpfahl.

23.

Welches ist der besonnenste Handwerker?
Der Faßbinder, weil er alles reiflich überlegt und faßlich darstellt.

24.

Je mehr es bekommt, desto hungriger wird es,
und hat es alles gefressen, so stirbt es. Das Feuer.

25.

Es steht ein Mann auf unserm Dach
und raucht ohne Rauchtabak. Der Rauchfang.

26.[1]

Drå moralen,
fær schepelschalen,
zwîn schirzbàndjel, —
dràf hief den zôgel àf.
3 Pferde, 4 Räder, 2 Zügel, 1 Peitsche.

27.

Än den ålde barch äm knodern (Klötze) fôren.
Brot aus dem Ofen holen.

28.

Eiferän nuogel, lenjän zuogel,
lànk uch kurz, wæ em wäl. Nadel und Zwirn.

---

[1]) 26—38 stammen aus Rohrbach und sind dem Korrespondenzblatte des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 4, 57 entnommen.

29.

Hoch wie ein Haus,
Klein wie eine Maus,
Bitter wie eine Gall;
Man ißt's überall.[1]) Nußbaum, Nuß, Schale, Kern.

30.

Groß wie ein Haus,
Klein wie eine Maus,
Süß wie ein Mandelkern,
Alle Leute essens gern. Nuß.

31.

Et fäze fær härn än em haus
ent jêder hôt zwîn minkel (Mäntel) äm.
Die 4 Nußkeime.

32.

Et fält äst än âfe brânen,
em kån et mät zwê pôr uisen net gewanen.
Der Mond. Auch der Zwirnkneuel.

33.

Rikuak heißt mein Mann,
Wo er mich find't, da packt er mich an,
Auf dem Tisch, wo er mich erwischt,
Auf der Bank, wo er mich erlangt. Der Schlaf.

34.

Et äs än âfem gôrten, et hôt handjert minkel äm.
Krautkopf.

35.

Im Walde wächst es, auf der Wiese schreit es, im Dorfe schneit es.
Das Sieb. Holzwand, Pferdehaar, Mehl.

36.

Uewe kuel (kahl) und andje kuel,
än der mätent reâ (rauh),
't håden är zân fich erwuegen, (erwogen, gewagt)
fe wûle gärn det reâ ôfknuegen.
Spinnrocken, 10 Finger.

37.

Wegd (Weide) äm de håsel,
håsel äm de îch,
än der îch fäzt e mån,
dî de legt fernâre kån.
Weidenrute und Hasel zum Reif; Faß. Wein.

[1]) Fast genau so bei E. Meier, Deutsche Kinder-Reime und Kinder-Spiele aus Schwaben, S. 72.

38.

Man kauft es um einen Groschen,
und das ganze Zimmer wird davon voll.[1]) Kerze.

39.[2])

Wän em et àfnit, grènd (murrt) et,
wän em et nider dît, schwaicht et. Kette.

40.

Än dem bäsch schnaid em et,
än dem dorf klängd et. Flöte.

41.

Det stît àf dem riecb (Berg) ä jongche (Jungchen),
mät äm ruid'n kapche. Erdbeere.

42.

Ech wîs ä klî wais haus,
det huet nichän finster, dîrn uch dûr (Thüren und Thore)
und wäl der kli wirt eraus,
äsu mes e de wônt (Wand) durchbûrn. Das Ei.

43.

Kràm (krumm) uch schlîcht (schlecht = gerade) wuer gîst-e?
fil geschûrn wàt frôgst-e?
bä dîr huedm mich geschûrn,
bä dîr lôn ich erfrûrn.[3]) Fluß und Ackererde

44.

Aus ener schwuerzen wolk dränkt (trinkt) ä duit fogel und äm fet fen spur iwerôl wô e gît. Die Feder.

45.

Witschel, watschel iwer de bräk,
drît des kinek sai bilt àf dem räk. Die Gans.

---

[1]) Bei Spee, Volkstümliches vom Niederrhein, 1. Heft, S 20:
So klên wi en buen (Bohne), mäkt et gonz hûs schuen.

[2]) 39—53 aus Sächsisch-Regen.

[3]) Vgl. W. Schuster Volksdichtungen S. 477 und Korrespondenzblatt 6, 137:

Wiese zum Bach: Kràm och schliecht, wôr wälte (wohin willst du)?
Bach zur Wiese: Fil geschueràn (viel geschorene), woràm frôcbste?
Wiese zum Bach: Tâ (du) bäst mî gefruern (mehr gefroren) wæ ech geschuern.

Aus Leuth im Kreise Geldern teilt J. Spee, Volkstümliches vom Niederrhein, 1. Heft, S. 17 dasselbe Rätsel mit:

Kromb on schêf, wo löps dou hêr?
Kâl geschoaren, wat leggt dech drân?
Bön so döks (oft) nêt kâl geschoaren,
As dech es de fot (Hintere) befroaren.

Vgl. auch Weimarisches Jahrbuch 5, 312; A. Bielenstein, Lettische Rätsel Nr. 740—745.

46.

Wän ich et fâe (sehe), nien ich et net,
wän ich et net fâe, nien ich et.

Die löcherige Haselnuß.

47.

Der här schäkt mer än wen ône glôs uch ône môs. (Der Herr schickt mir einen Wein ohne Glas und ohne Maß.)

Die Traube.

48.

Det wâs ä bûm ône niest,
det fluch ä figelche draf ône fligel,
det frôs'n gônz ône maul.

Es war ein Baum ohne Äste,
es flog ein Vöglein drauf ohne Flügel,
es fraß ihn ganz ohne Maul.

Die Kerze.

49.

Der kinek ä fätzt of dem trui,
gônz, gônz wais und vergâest de zêrn.

Der König sitzt auf dem Thron,
ganz, ganz weiß und vergießt die Zähren.

Die Kerze.

50.

Det wiescht (wäscht) sich eine (immer) und et äs doch eine schwuerz.[1])

Das Mühlrad.

51.

Det äs ä klî gedâer,
det baist wæ är fâer.

Es ist ein kleines Tier,
es beißt wie ihrer vier.

Der Floh.

52.

Det wôrn fâer zigäntcher,
zwê kline fûr, zwê gruise haendn,
mêr wä de gruise lûfe,
fâe kine de kline net ärlänge.

Es waren vier Zigeuncher,
zwei kleine vorn, zwei große hinten,
wie auch die großen laufen,
sie können die kleinen nicht erlangen.

Die 4 Räder am Wagen.

53.

Det fäzt af äm bûm än jangfrâe,
än ruit rekel huet fâe,
än irem härzen än stîn drît fâe.

Die Kirsche.

54.

Was geht über den Verstand?

Die Laus.

55.

Was wirkt der Geist?

Streifiges. Geist, Name eines ehemaligen Webers in Schäßburg; wirken = weben.

56.

Was ist voller als der Vollmond?

Die Gemeindebeamtsleute, denn die sind immer voll, der Mond aber nur kurze Zeit.

[1]) Bei Spee S. 21 vom Niederrhein:
Wi langer et sech waischt, wi schworter et wörd.

57.

Was ist das: Was die Schäßburger anziehen, essen die Hermannstädter und Mediascher?

huesen in Schäßburg = Hosen; huesen in Hermannstadt, Mediasch = Hase.

58.

Und was ist das: Was die Bistritzer anziehen, essen die Schäßburger?

hôsen in Bistritz = Hosen; hôsen in Schäßburg = Hase.

59.

Schöpsenfleisch in Butter gebraten,
Wie schreibt man das mit drei Buchstaben?

Das.

60.

Wer war der erste Edelmann?

Der Herr von Ferne, denn es steht im Anfang der Bibel: Da sah der Herr von Ferne.

61.

Welches ist die schwarze Mutter, die einen weißen Sohn hat?

Die Nacht den Tag.

62.

Welches ist der größte Fluß und hat doch kein Wasser?

Der Zeitfluß.

63.

Je mehr es gibt, desto reicher wird es, was ist das?

Die Liebe.

64.

Je mehr man davon nimmt, desto größer wird es und je mehr man dazu thut, desto kleiner; was ist das?

Das Loch.

65.

Wer hats am höchsten gebracht in der Stadt?

Der Turmwächter.

66.

Welches ist die größte Ungerechtigkeit in der Bibel?

Daß der Hauptmann von Kapernaum noch immer nicht Major geworden ist.

67.

Det stô äm bäsch zwî kläpel (Stöcke),
of den kläpeln äs e lêgel (Fäßchen),
of dem lêgel stît e helzke (Hölzchen),
of dem helzke stît e kirbes (Kürbiß).

Der menschliche Leib. Aus Sächsisch-Regen. In anderen, weiter ausgeführten Fassungen bei Schuster S. 261. Ein uralter, allbekannter Rätselstoff. Zeitschrift für D. Mythologie 1, 150. 3, 93.

IX.

Deutsche Inschriften

aus Siebenbürgen.

Ein Beitrag
zur epigrammatischen Volkspoesie der Deutschen.

Deutsches Haus, deutsches Land —
Schirm es Gott mit starker Hand!

Hausinschrift in Hannover.

Man muß ein Volk nicht verloren geben, dessen Väter noch solche Sprüche über ihre Thüre setzten. Die Enkel oder Urenkel machens ihnen vielleicht wieder nach.

Riehl, Die Pfälzer.

Einleitung.

Die Inschriften kann man im allgemeinen in gelehrte und ungelehrte oder nicht gelehrte einteilen; für die letztern Ausdrücke läßt sich aber wohl besser volkstümlich verwenden und zwar in der doppelten Bedeutung des Wortes: national und populär. Volkstümliche Inschriften heißen wir demnach diejenigen, welche in der angebornen Muttersprache verfaßt, einfach, gemeinfaßlich und dem allgemeinen Bildungsstande des Volkes im großen Ganzen angemessen sind, und gelehrte Inschriften diejenigen, welche in der Muttersprache oder in einer klassischen Sprache abgefaßt sind und zu deren Anfertigung oder Verständnis es mehr oder weniger einer besondern Kunst, Bildung, Belesenheit, oder besondern Witzes, Scharfsinnes bedarf. In einzelnen Fällen wird es jedoch schwer sein zu bestimmen, ob eine Inschrift den gelehrten oder volksmäßigen zugezählt werden solle.

Wir haben es hier insbesondere mit volkstümlichen Inschriften zu thun. Doch können wir nicht unterlassen, was bereits von andern mehrfach geschehen, darauf hinzuweisen, daß es die höchste Zeit ist, die gelehrten Inschriften auch bei uns allenthalben, wo sie sich finden, aufzusuchen und durch Schrift und Druck der vollständigen Vernichtung so viel als noch möglich zu entreißen. In unsrer Sammlung konnten sie nur ausnahmsweise berücksichtigt werden. Die Zahl der aufgenommenen lateinischen Inschriften ist so gering, daß wir den Titel, den die Sammlung in ihrer ersten Ausgabe trug, unverändert beibehalten konnten.

Für den Geschichtsforscher und zumal für den Kulturhistoriker haben alle Inschriften, gelehrte und ungelehrte, Wert und Bedeutung, mögen dieselben auch nur Namen, Zahlen und Zeichen enthalten; die Chronostichon,

die Wappen und alle kabbalistischen Zeichen, als Pentagram, Trudenfuß u. s. w. verdienen besondere Beachtung; darum ist beim Sammeln beider Arten von Inschriften nichts für unwichtig und gering zu halten. Der ursprüngliche Zweck dieser Sammlung gebot mannigfache Einschränkungen; es mußten jene Inschriften der volkstümlichen Art, die bloß aus Namen und Zahlen bestehen, ausgeschlossen werden, und von jenen Inschriften, die allgemein bekannt sind, sowie von jenen, die kein ästhetisches Interesse zu erwecken vermögen, durfte nur ein sehr kleiner Teil aufgenommen werden. Unberücksichtigt blieben zunächst die überaus zahlreichen Inschriften in Prosa, wie:

Ich denke an Gott zu aller Stund und ruf ihn jede Zeit an um Hilfe zu meiner Plag. (In Petersdorf bei Mühlbach.)

Mein Gott, ich danke dir, daß du mir geholfen hast, daß ich das Haus glücklich aufgeführt habe. (Halwelagen.)

Erbaut durch Gottes Gnade. (Halwelagen.)

Es wird kein Meister geboren. (Brenndorf.)

Ein jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. (Klein-Schelken.)

In Prosa sind auch zahlreiche Bibelsprüche an den Häusern, namentlich aber in den Kirchen, an Altären, Kanzeln, Altar- und Kanzeltüchern, Taufbecken und an Gestühlen angebracht. So z. B.:

Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot. (Heldsdorf.)

Gehorche deinem Vater, der dich erzogen hat und verachte deine Mutter nicht, wenn sie alt ist. (Honigberg.)

Rühme dich nicht des morgigen Tages, denn du weißt nicht, was heute sich begegnen mag. (Tartlau.)

Gesegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt und der Herr seine Zuversicht ist. (Rosenau.)

Stein ist schwer und Sand ist Last, aber des Narren Zorn ist schwerer, denn die beiden. (Henndorf.)

Das ist die Krone der Alten, wenn sie viel erfahren haben, und die Ehre, wenn sie Gott fürchten. (Leblang.)

Ein jegliches Haus wird von jemanden gebaut; der aber alles erbaut, das ist Gott. (Arkeden.)

Das Haus der Gerechten wird gesegnet. (Groß-Laßlen.)

Gott ist die Liebe! — Glaubt an das Evangelium! (Schäßburg.)

Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit. (Sehr oft.)

Lasset das Wort Gottes reichlich unter uns wohnen! (häufig.)

Ausgeschlossen waren aus der ersten Ausgabe dieser Sammlung auch solche Inschriften, die nichts anders enthielten als allgemein bekannte Verse aus deutschen Dichtern, oder aus ältern und neuern Gesangbüchern. Es fehlten also:

Ein Bauer ist ein Ehrenmann, er baut uns das Feld u. s. w. (Seiburg.)

Üb immer Treu und Redlichkeit u. s. w. (Seiburg, aus dem Jahre 1828.)

Arbeit ist des Bürgers (Landmanns) Zierde, Segen ist der Mühe Preis u. s. w. (Braller, Bulkesch.)

Genieße, was dir Gott beschieden, entbehre gern, was du nicht hast u. s. w. (Draas, Seiburg.)

Wer nur den lieben Gott läßt walten u. s. w. (Halwelagen.)

Auf Gott und nicht auf meinen Rat u. s. w. (Draas.)

Von Gott will ich nicht lassen u. s. w. (Halwelagen.)

Laß dich, Herr Jesu Christ, durch mein Gebet bewegen u. s. w. (Seiburg.)

Zur Arbeit nicht zum Müßiggang, sind wir o Herr auf Erden, u. s. w. (Homrod.)

Du klagst und fühlest die Beschwerden u. s. w. (Seiburg.)

Was hilft dich Mensch dein Ungeduld, wenn es dir übel geht? (Brenndorf.)

Was ist mein zeitlich Leben u. s. w. (Brenndorf.)

Lebe wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben u. s. w. (Brenndorf.)

Auf Gott und nicht auf meinen Rat u. s. w. (Meschendorf.)

Aber selbst von den poetischen und oft ganz originellen Sprüchen, welche „eine eigene Hervorbringungskraft des Volkes bethätigen“, konnte nur eine verhältnismäßig kleine Auswahl gebracht werden; viele unsrer Dörfer, in denen zahlreiche Inschriften sich finden, waren gar nicht oder nur durch eine einzige Inschrift vertreten.

Auch diese zweite Ausgabe macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch; aber sie ist ihr um ein gut Stück näher gerückt als die erste. Mit den volksmäßigen poetischen Inschriften meldeten sich wieder auch die Verse bekannter Gedichte und die biblischen Sentenzen und begehrten Einlaß. Allen konnten wir ihn nicht gewähren, dazu gebrach es uns an Raum; aber sie alle zurück zu weisen, wäre zweifaches Unrecht gewesen, ein Unrecht an ihnen als den Kindern desselben sächsischen Hauses und

ein Unrecht an unserm Hause selber, das seinen Geist nicht an einem oder zweien, sondern in der Summe seiner Denk- und Wahlsprüche bekundet. Mit derselben Erklärung kamen aber auch die prosaischen Aufschriften. Und weil sie, mit dem Auge des Kulturhistorikers betrachtet, den gereimten nahezu gleichwertig sind, glaubten wir einigen Vertretern derselben den Eingang gestatten zu dürfen. Wir fürchten nicht, daß sich jemand an ihnen stoßen werde.

Sollte uns jemand fragen, warum wir auch solche Inschriften aufgenommen, die nur einen in andern Inschriften behandelten Gedanken mehr oder weniger glücklich variieren, so wollen wir gleich jetzt die Antwort geben. Zunächst haben wir es viel seltener gethan, als wir es hätten thun können und vielleicht auch hätten thun sollen; diese Variationen fordern schon deshalb Beachtung, weil anders die Verbreitung eines Spruchs nach Ort und Zeit nicht festgestellt werden kann. Und doch ist das notwendig, denn der letzte Zweck einer solchen Sammlung kann allein der sein: eine möglichst klare Vorstellung von der Sinnesweise eines Volkes zu geben. Ein Spruch, der ganz allein dasteht, ohne Verwandte, wird immer nur als der Ausdruck einer individuellen Anschauung angesehen werden müssen. Nur von einem solchen Spruche, welcher an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten ist angeschrieben worden, kann mit Recht gesagt werden: er gehöre dem Ideenkreise des ganzen Volkes an. Aus demselben Grunde, aber nicht aus ihm allein, mußten unsere siebenbürgischen Hausinschriften verglichen werden mit den Inschriften andrer deutscher Landschaften. Manches Buch ist zu diesem Zwecke für die neue Auflage befragt worden. Trotzdem wird der, dem die weit zerstreute Litteratur und vor allem die Spruchsammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts zugänglich sind, viel nachzutragen finden. Die hier gegebenen Nachweise wollen und können nur auf die oft geradezu überraschende Übereinstimmung unserer Giebelsprüche mit Inschriften fern gelegener deutscher Gaue aufmerksam machen.

Ganz besonders haben wir es uns diesmal angelegen sein lassen, für die einzelnen Inschriften die Jahreszahl zu erlangen, um wenigstens annäherungsweise das Alter des einen und des andern Spruches zu bestimmen. Das Ergebnis steht leider in keinem rechten Verhältnis zu der darauf verwendeten Zeit, aber wertlos ist es gewiß nicht. Mancher Spruch gewinnt erst durch die Jahreszahl volles Leben und dem Geschichtskundigen wird mehr als einer ein treffliches Epigramm für die bezeichnete Zeit geben.

Was die Ordnung der mitgeteilten Sprüche betrifft, so ist dieselbe im Großen aus dem Inhaltsverzeichnis ersichtlich. Die zahlreichen Hausinschriften sind nach ihrer innern Verwandtschaft an einander gereiht. Um das Suchen und Finden zu erleichtern, wurden diejenigen Sprüche, die zu einander in einer nähern Verwandtschaft stehen unter eine gemeinsame Überschrift gesetzt. Rein und sicher ließ sich die Scheidung freilich nicht durchführen, denn in ziemlich vielen unsrer Sprüche treten zwei und drei verschiedene Themata auf. Und darum wieder mußten die Überschriften möglichst allgemein gefaßt werden.

Zahlreich sind die Inschriften religiöser Art und diejenigen, die Klagen über die böse Welt, über Haß und Neid enthalten. Wie wäre es auch anders möglich? Der deutsche Kolonist in Siebenbürgen hat der Menschen Mißgunst und Bosheit öfter und schwerer empfunden, als irgend jemand in der Welt, und nur

Durch Gottes Beistand steht er da,
Ob ihm der Tod auch oft war nah.

Aber tröstlich ist es, daß seine Inschriften auch noch einen andern Ton kennen als den der Klage. Man lese nur die kühnen Sprüche unter der Überschrift Angriff und Abwehr. Aus ihnen und manchem andern leuchtet ein stolzes Vertrauen auf die eigene Kraft hervor und gar mancher fordert verwegen die Hasser und Neider heraus.

Die Baulust der Sachsen kennzeichnen nicht allein die Giebelsprüche, sondern auch der Volksmund, zumal der des Szeklers: Wenn der Sachse nichts zu thun hat, reißt er sein Haus ab und baut ein neues; brennt ihm ein Strohdach nieder, so baut er eines mit Schindeln, brennt dieses ab, so baut er mit Ziegeln; verbrennt auch dieses, so deckt er mit Kupfer; ja es ist ihm nicht zu trauen, daß er noch mit Silber und Gold decken würde, wenn das Kupferdach nicht aushalten sollte.

Für Spruchverse wirtschaftlichen Bezugs hatte, wie Riehl auf S. 196 seines trefflichen Buches über die Pfälzer bemerkt, nur die alte Zeit, namentlich das 16. Jahrhundert, Naivität genug. Er führt dafür statt vieler Beispiele eines aus Edenkoben an:

Als man 74 zalt
Hans Hauenstein mich bawet hat;
Da galt der Wein 84 Gullen
Und das Korn 5 mit Willen. 1574.

Drei andere, nicht gereimte Sprüche, die den Preis des Weines und Kornes in den Jahren 1544, 1574 und 1694 angeben, hat aus Rappoltsweiler Karl Mündel in Birlingers Alemannia 9, 36 veröffentlicht.

Aus Siebenbürgen ist uns nur eine einzige derartige Inschrift bekannt geworden. Sie befand sich an der Wand einer ehemaligen Klosterzelle in Schäßburg und ist von Friedrich Müller im Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde, Neue Folge 2. Band, Seite 420 veröffentlicht worden. Wir haben sie unter Nr. 458 eingereiht.

Über den Wert der volkstümlichen Spruchverse wollen wir zwei deutsche Autoritäten sprechen lassen. Riehl, Die Familie, S. 191 der 7. Auflage, sagt:

„Welch großartiges Denkmal häuslichen und künstlerischen Sinnes haben sich vor Zeiten die Bürger Augsburgs gesetzt, indem sie die Außenwände fast jeden bedeutendern Privathauses mit großen Freskobildern aus der heiligen und Profangeschichte oder mit Darstellungen aus dem bürgerlichen Berufsleben bedeckten und welche Schmach hat die spätere Zeit auf sich geladen, indem sie diese Bilder, darunter wirkliche Kunstwerke, großenteils mutwillig zerstörte und übertünchte!

Und hier soll auch der schönen alten Sitte gedacht sein, welche das Haus innen und außen mit ernsten und gemütlich heitern Versen und Sprüchen schmückte. Die Bauernschaften, die, von dem Rationalismus der Zeit berührt, das löbliche Herkommen aufgaben, über ihrer Hausthüre einen Spruch oder Vers eingraben zu lassen, haben sich damit den reichsten Quell epigrammatischer Volkspoesie selber verstopft. Wo aber die alte Sitte des Hauses, Volkstracht und volkstümlicher Häuserbau bewahrt blieben, da blüht auch meist solche Spruchdichtung heute noch. Dieser „Hausschatz“ deutscher Spruchverse ist in seiner Art nicht minder reich an lauterm Golde wie das eigentliche Volkslied. Ich getraute mir wohl ein kleines Büchlein zusammen zu stellen, voll sinniger Weisheit aus dem Volksmund, voll beschaulicher und erbaulicher, naiver und drolliger Verse, die alle nur von Hausthüren und Innen- und Außenwänden deutscher Bauernhäuser abgeschrieben sein sollten“. Nach Anführung zweier Sprüche fährt Riehl fort: „Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß in hundert Jahren seit eine solche Inschrift etwa steht, nicht wenigstens ein Mann aus- oder eingegangen sei mit einer Spitzbüberei im Sinne, die er beim zufälligen Blick auf diesen Spruch habe bleiben lassen ... Es sind aber die meisten dieser Hausverse ein wirkliches Gemeingut des Volkes, denn sie finden sich in mancherlei Varianten oft in den ent-

legensten Gegenden wieder . . . Sind nun solche Sprüche nicht ein köstliches Ornament des deutschen Hauses, auch des städtischen, dem sie früher nicht fremd waren? Wer aber hat den Mut, einen schönen Vers und ein schönes Bild wieder über seine Hausthüre setzen zu lassen?"

Dr. Georg Landau, Archivsrat in Kassel, sagte im Vorwort seiner Deutschen Inschriften an Haus und Gerät, unter anderm auch dies: „Wie das deutsche Volkslied ist das deutsche Volksepigramm eine anspruchslose Feldblume, deren Farbe und Duft aber neben den auserlesensten Zierpflanzen Anspruch auf Pietät und Wertschätzung hat.

In unserm vielfach zerstreuten, weltbürgerlichen Zeitalter wird mit den lokalen und provinziellen Besonderheiten eine Menge heimlicher Bezüge des häuslichen Lebens verwischt und damit der natürliche Zusammenhang des Wohnhauses mit der Familie gelockert. Der Hausspruch, das Merkzeichen des individuellen Charakters des Hauses verschwindet immer mehr und mehr und nur sehr vereinzelt mögen sich noch Gegenden finden, in denen, wie z. B. in Westfalen, der Bauer streng auf die Sitte des Hausspruches hält und wie ein neuerer Reisender berichtet, in einem Hause ohne Spruch nicht wohnen mag, das wie ein Ei sei ohne Salz".

In ähnlichem Sinne spricht darüber K. Doll in Birlingers Alemannia 8, 241 ff. und H. Draheim in seinen Deutschen Reimen.

Welche Freude würden sie, und Riehl vor allen, empfinden, wenn sie einmal die deutschen Dörfer Siebenbürgens durchwanderten und an und in den stattlichen sächsischen Häusern die vielen sinnigen Sprüche sehen und lesen sollten! Mögen sie Gefallen finden an dem kleinen Sträußchen, das wir ihnen mit deutschem Gruße in diesem Buche überreichen!

Leider ist die schöne alte Sitte, die Häuser mit Sinnsprüchen zu schmücken, auch in unsern Städten wie in denen Deutschlands fast gänzlich erloschen. In Schäßburg allein sind auch noch in neuerer Zeit einige Haussprüche angeschrieben worden. In der mittlern und obern Baiergasse findet man hier viele Häuser mit Giebelnischen, in denen früher Inschriften waren, die jetzt blindäugig oder homerisch gemacht, d. h. übertüncht werden. Auch hat ein einziges Haus in Schäßburg in der mittlern Baiergasse an der Außenwand gegen die Gasse zwei Freskobilder. Auf dem einen steht Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme auf einem Drachen, welchem das Kind einen langen Speer in den Rachen stößt; auf dem Bilde ist die Inschrift:

Programma: Ave Maria Gratia Plena. Dominus tecum. Luc. 1. v. 28.
Anagramma: Deipara Inventa Sum: Ergo Immaculata.

Auf dem andern Bilde steht St. Florian, wie er ein brennendes Haus löscht; darunter die Inschrift:

A flamma immane
Protege nos Sancte Floriane!

Bei einer Auffrischung der Schrift sind einige Buchstaben mißhandelt worden. Josef Girschts Urgroßvater hatte dieses Haus von einem kinderlosen Bierbrauer Namens Wechsler aus Baiern als Vermächtnis erhalten. Die Sage erzählt, daß Wechsler, ein Katholik, vor etwa hundert Jahren, weil der Blitz wiederholt in dieses Haus geschlagen, diese Bilder durch einen Geistlichen aus Baiern habe anfertigen lassen, und daß seit der Zeit das Haus nicht nur von Blitzen, sondern auch von Feuersbrünsten verschont geblieben. Vgl. Landaus Deutsche Inschriften S. 27:

Dies Haus steht in St. Florians Hand,
Verbrennt es, ist's ihm selbst ein Schand. (Baiern.)

Ein andrer Spruch bittet:

Heiliger [pleonastisch] St. Florian,
Verschon dies Haus, zünd andre an!

In einem bekannten Markte Oberbaierns — erzählt Felix Dahn, Bausteine 1, 247 — stand auf dem Knauf des Brunnens eine stattliche Holzbildsäule des heiligen Florian. Wiederholt wurde der Ort von schwerem Brandschaden heimgesucht. Bei einer zweiten Feuersbrunst kam ein Bauer, der stundenlang an der vergeblichen Löscharbeit mitgewirkt hatte, an dem Brunnen vorbei, der von betenden Weibern umlagert war; eine Weile sah der Bauer ruhig zu, als aber der Brand immer weiter um sich griff, da trat der Bauer zornig heran und schlug den heiligen Florian mit seiner Axt von der Säule in den Brunnen hinunter mit den Worten: „Wenn du nicht löschen willst, sollst du saufen!“ In gleicher Stimmung muß der Mann gewesen sein, der, wie in den Deutschen Inschriften[4] 47 zu lesen, an sein Haus schrieb:

Heiliger Florian, du sakrischer Schwanz,
Wir brauchen dich nimmer, wir hab'n Assekuranz.

Manche Freskobilder an den Außen- und Innenwänden unserer Kirchen sind leider der sogenannten Aufklärung längst zum Opfer gefallen; weniges hat sich noch hie und da erhalten; unter diesem aber ein Unikum in seiner Art in ganz Siebenbürgen, die sehr alten Wandmalereien an den Chorwänden und an dem Chorgewölbe der sächsisch-evangelischen

Kirche in Malmkrog. In mehreren Bildern wird hauptsächlich die Leidensgeschichte Jesu dargestellt. In einem derselben ziehen die Teufel einem der mit Christus Gekreuzigten die Seele aus dem Munde (ein kleines Kind); auf einem andern sind sie über Judas Ischariot, um das nämliche zu thun.

Auch in unsern Dörfern ist die Freude an den Wandinschriften nicht überall gleich stark; aber in den meisten wirkt sie noch lebendig, immer neues schaffend fort; völlig erstorben ist sie wohl in keinem. Möchte sie nie erlöschen; möchten die Enkel und die Urenkel den Vätern es nachmachen und ein Geschlecht nach dem andern gleich uns daraus lesen, daß unser Volk nicht verloren sei.

„Es ist was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier auf den Öfen antrifft“, schrieb Goethe auf seiner ersten Schweizerreise. Möchten die Leser unseres Buches dasselbe sagen von den Sprüchen des siebenbürgisch-deutschen Hauses! Möchten sie willkommen sein allen Freunden der deutschen Volspoesie und allen Freunden der Siebenbürger Sachsen! Bei den eigenen Volksgenossen werden sie, so hoffen wir, eine freundliche Aufnahme finden; sind sie doch Geist von ihrem Geist, Leben von ihrem Leben. Und wenn sie ihnen dieselbe Freude bereiten, die wir bei ihrer Zusammenstellung empfunden haben, dann schauen wir wieder vertrauensvoll in die Zukunft. O es ist noch so viel Schönes und Herrliches in unserm Volke, daß es einem herzlich wohlthut, ihm anzugehören und unter ihm zu leben. Gott segne, Gott schütze es!

Erklärung der Abkürzungen:

A. = Altland.

Alemannia = Alemannia. Zeitschrift für Sprache, Litteratur und Volkskunde des Elsaßes, Oberrheins und Schwabens, herausgegeben von Dr. Anton Birlinger.

B. = Burzenland.

D. Inschr. = Deutsche Inschriften an Haus und Gerät, Vierte Auflage, 1882.

Draheim = Deutsche Reime. Inschriften des 15. Jahrhunderts und der folgenden, gesammelt von H. Draheim, 1883.

Picks M. = Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde, herausgegeben von Richard Pick.

U. = Unterwald.

VA. = Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.

I. Am Hause.

Mit Gott.

1 Mit Gott fang an, mit Gott hör auf,
Das ist der schönste Lebenslauf.

Deutsch=Kreuz (anno 1883). **Keisd, Neustadt (A.), Seiden. Als deutsches Sprichwort bei Simrock[2], 211 und als Hausinschrift zu Willigen. D. Inschr. 3.**

2 Ich will in allen Sachen
Mit Gott den Anfang machen. 1799.

Talmesch.

3 Mit Gott fang an, mit Gott hör auf,
Das ist der schönste Lebenslauf.
Ja das will ich immer thun,
Dann wird der Himmel auf mir ruhn.

Arkeden.

4 In Gottes Namen spann ihn an,
Daß meine Fahrt sei wohlgethan,
Legt Gott die Hand ans Werk.

Brenndorf.

5 Im Namen Gottes fahren aus:
Bringt Segen in dein Haus.

Neustadt (Nr. 249 über dem Thore).

6 Wohlan, so will ich nun
Zu meiner Arbeit schreiten,
Gott wird mein ganzes Thun
Mit Segen schon begleiten.
Mein Anfang soll allein
Der Name Gottes sein.

Burgberg.

7 Thu mir die Thür des Himmels auf,
Wenn ich beschließ meins Lebens Lauf;
Mit Gott fang an, mit Gott hör auf,
Dies sei, o Mensch, dein Lebenslauf,
Und selig ist, wer traut darauf. 1837.

Tartlau.

Der Anfang ward mit Gott gemacht, 8
Dazu das End mit Dank vollbracht.
Heldsdorf.

Alles mit Gott. 9

Gottes Segen.

Aller Segen kommt vom Herrn. 10
Pintak.

Alles ist an Gottes Segen 11
Und an seiner Gnad gelegen;
Der auf Gott sein Hoffnung setzt,
Den behält er unverletzt.
Tartlau (anno 1854); in Brenndorf
die beiden ersten Zeilen.

Herr teile diesem Haus 12
Deinen Segen aus.
Neustadt (A.)

Laß großer Gott den Segen dein 13
In dieser neuen Wohnung sein.
Abtsdorf, Neithausen. In Jakobsdorf (A.)
aus dem Jahre 1815.

Gottes milder reicher Segen 14
Sei mit uns auf allen Wegen.
Gieße deinen Segen aus,
Lieber Gott, in dieses Haus.
Seiburg.

Gott gib deinen Segen 15
Reichlich über dieses Haus
Und über alle, die da gehen
Ein und aus.
Meschen.

Ach Herr segne dieses Haus, 16
Die da gehen ein und aus;
Laß es stehen auch viel Jahr,
Vor Unglück und vor Feuer bewahr. 1807.
Jakobsdorf (A.) Neustadt (A.) Roseln,
Schaas, verwandt in Draas.

17
Mein Glück beruht o Gott
Auf deinem Segen;
Ich trau auf Dich und geh'
Auf deinen Wegen.
Reichesdorf.

Gott Vater segne dieses Haus, 18
Und alle, die da gehen ein und aus. 1797.
Jakobsdorf (A.)

Gott segne dieses Haus 19
Und die da gehen ein und aus.
Henndorf.

20 Von Gott kommt aller Segen,
Aus seiner treuen Hand,
Gehn wir auf unsern Wegen
Nach Pflicht, Beruf und Stand. 1814.
Reisd, auch Seiburg.

21 Guter Vater, den wir loben,
Segne dieses Haus von oben. Klein-Schelken.

22 Vater nimm dich meiner an
Auf allen meinen Wegen!
Erhalte mich auf ebner Bahn,
Und gib mir deinen Segen! Wurmloch.

23. Mein Gott bewahr aus Gnad
Den ganzen Hof unds Haus,
Und laß gesegnet sein,
Die hier gehen ein und aus. 1771. Draas.

24 Gütig möge Gott beschützen
Alle, die dies Haus besitzen,
Und mit seiner milden Hand
Reichlich segnen Hof und Land. 1865. Zippendorf.

25 Segne Vater mein Bemühen,
Bis wir einst zu dir hinziehen! Halwelagen.

26 Segne Vater mein Bemühen,
Segne unsrer Hände Fleiß,
Laß den goldnen Frieden blühen! 1848. Pruden.

27 Segne Vater mein Bemühen,
Gib mir die Zufriedenheit;
Wem du diese hast verliehen,
Der ist glücklich in der Zeit;
Gold und Silber machts nicht aus,
Himmel schütze dieses Haus. Groß-Lasslen.

Gottvertrauen.

28 Ich trau auf Gott
In aller Not. 1883. Schaas (Nr. 38).

29 Herr, ich baue stets auf dich,
Sorge hier und dort auf mich. Braller.

30 Die Hilfe kommt zur Zeit der Not;
Thu was du kannst und trau auf Gott. Bulkesch.

31 Gehts nicht, wie du dirs vorgestellt;
So gehts doch, wie es Gott gefällt;

Und so gehts immer gut;
Denn endlich spürt mans in der That,
Wie treulich ers gemeinet hat.
Schaas.

32
Mein Freund steh still und schau,
Weißt du, auf wen ich trau?
Ich trau allein auf Gott,
Der hilft aus aller Not.
Marktschelken.

33
Vertraue dich des Höchsten Huld
Und leide alles mit Geduld,
Denk in den Hütten dieser Zeit
An jenes Haus der Ewigkeit.
Marktschelken.

34
Auf Gott trauen,
Ist gut bauen.
Halwelagen.

35
Auf Gott vertraut
Heißt wohlgebaut. 1848.
Pruden.

36
Auf Gott vertraut
Hab' ich gebaut
Mit guter Freunde Hilfe. 1853
Pruden.

37
Wer auf Gott vertraut,
Hat auf keinen Sand gebaut.
Marienburg (bei Schäßburg). Vgl. Nr. 576.

38
Durch Weisheit wird ein Haus erbaut,
Und durch Verstand erhalten,
Wer auf Gottes Güte traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut 1784.
Keisd. Vgl. Nr. 221.

39
Dies Haus hab ich gebaut
Und hab auf meinen Gott vertraut
Radeln.

40
Ich habe dieses Haus gebaut
Und hab auf meinen Gott vertraut,
Ich ruf ihn an in aller Not,
Herr segne mir mein täglich Brot. 1851.
Keisd.

41
Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Himmel und auf Erden. 1814.
Tartlau; Keisd (anno 1831). — Genau so in Hannover aus dem Jahre 1653 und Hankensbüttel aus dem Jahre 1671; weiter ausgeführt aus dem Jahre 1605 in Goslar. Draheim 100, 269, 274, 347.

42 Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Himmel und auf Erden.
Hilft er nicht zu jeder Frist,
So hilft er doch, wenns nötig ist. Burgberg.

43 Vereinte Kraft,
Die Großes schafft,
Hat Gott getraut
Und mich gebaut. 1850. Kelling.

44 Wer Tugend übt und Gott vertraut,
Der hat auf sichern Grund gebaut. Neithausen.

45 Wohl dem, der sich auf Gott verläßt,
Sein Haus und Hoffnung stehet fest;
Auf allen ruht sein Vaterblick
Und ihn erfreut der Menschen Glück. 1842. Lechnitz.

46 Wie schön ist doch der Menschen Bau!
Hilf Gott, daß ich nur auf dich trau!
Himmel, nimm dich aller an,
Hilf mir auch zur Himmelsbahn! Seligstadt.

47 Allein auf Gott setz dein Vertrauen,
Auf Menschen sollst du nimmer bauen. 1856. Nußbach.

48 Wenn Menschenhilf scheint aus zu sein,
Dann stellt sich Gottes Hilfe ein. 1840. Dobring.

49 O Heuchler schau,
Du weist nicht, wem ich trau!
Ich trau auf Gott,
Der hilft mir aus der Not.
Daniel Gott auch nicht vergaß,
Da er unter den Löwen saß. 1786. Tartlau.

50 Wenn böse Leute schon spotten mein,
Als wollte Gott nicht mein Helfer sein:
Mein Gott allein,
Dem ich vertrau,
Fest auf ihn ich bau,
Der kann mich wohl erheben. 1807 die 11. Junius.
Jakobsdorf (A.)

51 Aufs Feld gehn wir hinaus
Und überlassen Dir das Haus,
Weil du, o Gott, der Wächter bist
Und hilfest uns zu jeder Frist. Draas.

Wir stehen all in Gottes Hand; 52
Gütig schützt er Haus und Land;
Sind Gefahr und Nöten da,
Ist auch seine Hilfe nah.

Lechnitz.

N. N. bin ich genannt, 53
Das ist jedem wohlbekannt
Und habe mir dies Haus erbaut,
Weil ich auf Gottes Hilf vertraut.

Waldhütten.

Ich leb' in meines Gottes Hand, 54
So lange mirs bestimmt,
Und ob mein Leben so bewandt,
Daß es in Thränen schwimmt,
So führt er mich doch wunderlich
Und wird mich auf den Wellen
Wie Petrum sicher stellen.

Roseln.

Er ist es, ja er ist es wert, 55
Der König Himmels und der Erd,
Daß nicht ein Tag fürübergeh,
Daß man nicht dankbar für ihm steh;
Denn unser unvergnügtes Herz
Macht ohne Not sich manchen Schmerz
Und denkt: es ist gar wenig dran,
Was Gott ihm hat zu gut gethan.
Stephanus Groß. Anno 1794.

Groß=Scheuern.

Gott ist und bleibt der Wundermann, 56
Der viel aus wenig machen kann;
Vertrau auf Gott in allen Sachen
Und hoff' auf ihn, er wirds wohl machen.

Neustadt (B.)

Bau und vertraue Gott allein, 57
Der wird stets dein Helfer sein;
Hilft er nicht zu jeder Frist,
Hilft er doch, wenns nötig ist.

Groß=Alisch.

Gott will ich stets umfassen, 58
Der wird mich nie verlassen.

Halwelagen.

Gott sorgt für Wittwen und Waisen, 59
Wenn sie nur seinen Namen preisen.
Wenn dich die Morgenröt anlacht,
So sei auf Gottes Lob bedacht.

Bulkesch. Die zwei letzten Zeilen ähnlich in Homrod.

60 Der mich hat bisher regiert,
Wird auch fernerhin mich führen,
Und ein'n Tisch in Ewigkeit
Gibt mir die Zufriedenheit;
Und wer will mein Vater sein,
Der ja biete keinen Stein,
Wenn seine Kinder hungrig sein.

Feldorf.

61 Ein Vater giebet keinen Stein,
Wenn seine Kinder hungrig sein;
Drum wer Gott zum Vater hat,
Der wird erhöret in der That.

Reichesdorf.

62 Wer still in Gottes Fügung ruht.
Mit dem macht Gott es immer gut.

Denndorf, Meschendorf.

Alles ist an Gott gelegen.

63 Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die daran bauen.
Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst.

Schäßburg (Aus dem vorigen Jahrhundert.
127. Psalm. VA. 2, 129).

64 Wo Gott zum Haus nicht gibt sein Gunst,
So arbeit jeder Mann umsunst;
Wo Gott die Stadt nicht selbst bewacht,
So ist umsonst der Wächter Wacht;
Vergebens, daß ihr früh aufsteht,
Dazu mit Sorgen schlafen geht
Und esst nur Brot mit Ungemach,
Denn wems Gott gönnt, gibt ers im Schlaf.

Auf dem Rittergute zu Poschwitz — nach Draheim 87 — aus dem Jahre 1850:

Wo Gott zum Haus nicht giebt sein Gunst,
Da arbeit idermann umbsonst.

Und an der Landskrone (Festungsturm) zu Leipzig aus dem 17. Jahrhundert:

Wo Gott die Stadt nicht selbst bewacht,
So ist umbsonst der Wächter Wacht.

Beide Sprüche vereinigt der Verfasser des Buches Weinsberg (16. Jahrhundert.) Germania 19, 88. Es sind die Worte des 127. Psalm.

65 Mit Gottes Hilf hab ich dies Haus gebauet,
Gott sei es ferner anvertrauet;
So ist es gut,
Wo er hat Hut.

Arkeden.

66 Was Gott thut, das ist wolgethan;
Er giebt, er nimmt auch wieder;
Bald sieht er uns in Gnaden an,
Bald drückt er uns (auch) nieder,

Schenkt auf Wein
Bald Thränen ein;
Wo Wiegenlieder klingen,
Muß man zu Grabe singen.
Petersdorf im Mühlbächer Bezirk.

67 Es kommt Alles von Gott:
Glück und Unglück, Leben und Tod. Meschendorf.

68 Herr lehre mich stets bedenken, wie freundlich du bist, daß ich deine Gabe mit Danksagung genieße. 1780.
Jakobsdorf (A.)

69 Gottes Augen heller sein
Als der klare Sonnenschein;
Wo wir gehen, wo wir stehen,
Gottes Augen Alles sehen. Zeiden.

70 Gott ist der Herr in seinem Haus,
Wie er will, so teilt er aus. 1809. Tartlau.

71 Ach Gott, mein Vater, mich bewahr,
Daß mir nichts Böses widerfahr!
Beschütze mich Herr Jesu Christ. 1803. Tartlau.

72 Am ersten denk an Gottes Macht,
Wenn dein Auge um sich schaut;
Da er die Schöpfung hat vollbracht,
Da er die Welt gebaut. Petersdorf (U.)

73 Alles ist an Gottes Segen
Und an seiner Gnad gelegen,
Gott ist unser höchstes Gut.
Über Alles Gott hochschätzen
Und auf Gott die Hoffnung setzen; —
Gib uns Gott getrosten Mut. Arkeden.

74 An Gottes Segen ist alles gelegen,
Wenn unser Thun geraten soll;
Ist er bei uns auf unsern Wegen,
So stehts um unsre Sache wohl;
Es kostet ihn ein einzig Wort,
So sind gesegnet Leut und Ort. Alzen.

75 Such Gottes Reich vor allen Dingen,
So wird dir alles wohl gelingen. Groß-Scheuern.

76 Ach fördere, lieber Gott, die Arbeit meiner Hände,
Hilf mir zu allem Thun von Anfang bis zu Ende.
Schaas.

77 Hier fördre, Herr, die Arbeit meiner Hände
Gesegnet sei ihr Anfang und ihr Ende. 1857.
Keisd.

78 O Vater, wend in Gnaden
Krieg, Feuer und Wasserschaden
Und Sturm und Hagel ab,
Bewahr die Landesfrüchte,
Und mache nicht zu nichte,
Was deine milde Hand uns gab.
Laß alle giftgen Seuchen
Von unsern Grenzen weichen,
Gib uns gesunde Luft.
Laß Mißwachs, teure Zeiten
Sich nicht bei uns verbreiten,
Da dem Brot der Hunger ruft!
Neustadt (B.) Nr. 121.

79 Sorge Vater, sorge du,
Sorge für dies: meine Ruh;
Sorge für mein ganzes Haus
Und führe uns einst selig aus. Bulkesch.

80 Sorge großer Menschenfreund
Für uns deine Kinder!
Sorge Herr für Freund und Feind,
Sorge für uns Sünder;
Sorge für mein Stücklein Brot,
Sorge doch für alle,
Die da sind mit mir in Not,
Sorge, wenn ich falle!
Ich lasse meinen Gott nur walten
Und sorge weiter nicht,
Der wird mich in der Welt erhalten. Petersdorf (U.)

81 Laß mein Gebet zum Amen werden,
Wenn ich in deinem Namen schrei,
Und wenn die Maienlust auf Erden
Hier unter Thränen ist vorbei,
So gib, daß ich auf Zions Höh
Wie eine grüne Ceder steh. Schaas.

82 Gott in meinem Alter,
Mein Schützer und Erhalter! Klein-Probstdorf.

Jesus, der beste Freund.

83 Jesu, mein Trost, Hilf und Zier,
Mein Haus und Hof steht offen Dir;
Ach komm und kehr in mein Herze ein,
So werd ich reich und selig sein! Magarei.

Der beste Freund ist in dem Himmel, 84
Auf Erden sind die Freunde rar,
Denn bei dem falschen Weltgetümmel
Ist Redlichkeit oft in Gefahr;
Drum hab ichs immer so gemeint:
Mein Jesus ist der beste Freund.
Petersdorf (U.)

Ich fang mein Werk mit Jesu an, 85
Mit Jesu ist es wohlgethan;
Im Namen Jesu, auf sein Wort,
So geht mein Arbeit glücklich fort.
Arkeden.

Herr Jesu, schütt in dieses Haus 86
Von dir den reichen Segen aus. 1829.
Tartlau.

Jesu, Heiland, hilf uns Armen, 87
Denn allhier ist kein Erbarmen;
Wohn uns bei in diesem Haus,
Führ dereinst uns selig aus.
Bulkesch, Helsdorf.

Laß dich, Herr Jesu Christ, 88
Durch mein Gebet bewegen,
Komm in mein Haus und Herz
Und bring mir deinen Segen.
Arkeden, Schellenberg. — So auch zu Hülsen in Westfalen. Picks M. 2, 610.

Ich sage weiter nichts, 89
Und will auch nichts mehr schreiben,
Als: Jesu, du bist mein
Und sollst es ewig bleiben.
Arkeden.

Glaube.

Glaube, Liebe Hoffnung. Kelling. 90

Ich glaube an einen Gott, der heißt 91
Gott Vater, Sohn und heilger Geist,
Der uns den Weg zum Himmel weist. 1825.
Tartlau.

Eigenes Haus. Bauen und Bessern.

Das eigne Haus, der eigne Herd 92
Ist mehr als Gold und Silber wert.
Kelling, Groß-Kopisch; Im Voigtland; (Deutsche Inschrift 41):
Eigner Herd
Ist Goldes wert,
Ist er schon arm,
Ist er doch warm.

93 Dank Ehr und Preis sei Gott gesagt,
Durch den ich diesen Bau vollbracht. 1779. Meschendorf.

94 Mit Gottes Gnad und Güte
Hab ich erlangt ein Haus von Stein gebaut;
Gott dem Vater danken wir mit freudigem Gemüte.
Baaßen.

95 Dieses Haus hat erbaut N. N.
Gott soll ihm Glück und Freude geben
Und nach dem Tod ein seliges Leben. Baaßen.

96 Unter Arbeit und Gebet
Ist es mir durch Gott gelungen,
Daß ich dieses Haus gebaut;
Preis und Dank sei ihm gesungen,
Daß er Gesundheit, Kraft mir gab,
Bis ich den Bau vollführet hab. Bulkesch.

97 Gott sei Lob und Dank gesagt,
Daß mein Hüttlein ist gemacht,
Und allen denen sag ich Dank,
Die mir haben die Hand gelangt.
Helsdorf; ähnlich in Tartlau.

98 Ich sage allen denen Dank,
Die mir haben die Hand gelangt;
Gott dank ich aber noch vielmehr,
Der mir geholfen hat bisher,
Nun geh ich ein oder aus,
So beschütze mich Gott und mein Haus! Helsdorf.

99 Der Anfang war mit Gott gemacht,
Das End mit Dank vollbracht. 1799. Tartlau.

100 Mit Zeit, auch durch Gottes Segen
Steht dieses Haus von Stein gebaut. Magarei.

101 O wie hat mir das Herz gelacht,
Da mein Hüttlein war gemacht,
Denen sag ich ewig Dank,
Die mir haben die Hand gelangt. Zeiden.

102 In Tartlau von der Kirch nicht weit
Hat dieser Mann ein Haus bereit.
Mit Gottes Hilf und Dank gemacht,
In Glück und Segen gut vollbracht. Tartlau.

103 Bewahre dieses Haus vor Herzeleid,
O heilige Dreieinigkeit! Amen 1812.

Mit Gott hab' ich gefangen an
Dieses Haus zu bauen,
Mit Gott ich auch zu Ende kam,
Ihm will ich fest vertrauen.
Baiersdorf, die einzige Hausinschrift im Orte.

104
Ein Haus zu bauen
War Freude mir;
Es steht nun da,
Gott Dank sei Dir! 1848. Pruden.

105
Ein Haus zu baun war meine Freude.
Gott sei Dank, jetzt steht es da. Irmesch.

106
Gott hat geholfen, der Herr hat gewacht,
Daß diese Herberg gebaut im Jahr 1808.
Martin Schunn in Schaal.

107
In deinem Namen Gott fieng diesen Bau ich an,
Durch deine Hilf und Gnad ist alles wohlgethan.
Hilf, daß wir auf deinen Wegen gehn,
So werden unsre Kindeskinder deinen reichen Segen sehn. 1797.
Jakobsdorf (A.)

108
Mit Müh und Fleiß hab ich gebaut
Dies schöne Haus, das man hier schaut.
So hilft Gott dem, der ihm vertraut
Und nur auf seine Hilfe baut.
Kein arme Leut hab ich beschwert,
Noch ihren sauren Schweiß verzehrt.
Was mein Gott mir hat gegeben,
Mit dem hab ich gebaut mein Haus,
Drum kann ich hier zufrieden leben,
Wenn Gott gebeut, so will ich draus. 1818. Hahnebach.

109
Mit Gottes Hilf hab ich gebaut,
Mit saurem Schweiß, wie man es schaut.
Gesegne mir mein täglich Brot,
Bleib du mein Helfer bis in Tod.
Ein Jahr geht nach dem andern hin,
Auf daß ich einmal fertig bin,
Wer dies anschaut das jeder weiß:
Der dies gebaut heißt Martin Theiß. Groß-Scheuern.

110
Nur gute Freunde mögen
Besuchen dieses Haus,
Der böse Feind hingegen,
Der bleibe immer aus;
Gott woll es stets beschützen
Vor Feinden, Sturm und Blitzen! Seligstadt.

111 a

Wer da sehen will,
Der stehe weiter still
Und les' also: Ich hab gebaut,
Mich Gott vertraut.
Gott wolle seinen Segen
Auf meine neue Hütte legen. Kerz.

111 b

Durch Wechsel wird in dieser Welt
Gar manches gut und schlecht bestellt;
Ich tauschte, baute, wie ihrs seht;
Gott gebe, daß es lang besteht,
Und in dem Hause Groß und Klein
Für alle Zeiten glücklich sein. Klein-Schelken.

112

Ich hab gebaut aus meinem Sinn,
Wer sehen will, komm näher hin,
Und wem es nicht gefällt,
Der baue für sein Geld
Wie es ihm gefällt.

Groß-Scheuern. Vgl. Nr. 346 und 363. Ähnliche, gegen die Tadelsucht gerichtete Sprüche findet man allenthalben. So schließt z. B. eine aus dem 17. Jahrhundert stammende Halberstädter Inschrift:

Geh, sorge nur für deine Sach!
Ob dir gleich dieses (Haus) nicht gefällt,
Es kostet mein und nicht dein Geld.

113

Wer will bauen an die Straßen,
Muß die Leute reden lassen. Kelling, Roseln.

An der Saumschwelle eines Erkers zu Stendal (Jahr 1650):

Wer will bauen an den Straßen
Muß die Verständigen urteilen lassen.

An einem Gasthaus zu Rothenfels im Murgthale (1788):

Wer bauen thut
An Gassen und Straßen,
Der soll die Herren reden
Und Narren tadeln lassen. Daheim 292. 344.

An Ofenkacheln in Unterhaugstett (Schwaben):

Wer bauen will auf die Straßen und Gassen,
Oder Etwas will machen lassen,
Der muß die Leut nur schwätzen lassen.

Alemannia 8, 262. Vgl. auch Riehl, Die Familie, 7. Aufl. S. 192, und Alemannia 9, 240 f. (aus dem Elsaß.)

114

Ich habs gewagt,
Es ist vollbracht,
Gott hat Alles wohlgemacht;
Ein andrer wag' es auch. 1843. Lechnitz.

Ich habe mir ein Haus gebaut; 115
Es hat mirs Niemand zugetraut;
Nun weil ich bin der Herr dazu,
So gebe mir Gott Glück und Ruh. Bulkesch.

Wer bauen will, der darf nicht sparen, 116
Sonst bleibt der Zweck im Halben stehn;
Genugsam hab ich es erfahren:
Nur Müh und Arbeit machts geschehen;
Doch traue nicht auf deine Hände,
Gott hilft von Anfang bis zum Ende. 1798.
Groß-Lasslen.

Wer sich so ein Zimmer will bauen, 117
Der soll fleißig in Beutel schauen. Zippendorf.

Aus eignem Verlag verfertigte dies Haus 118
Andreas Hermann mit dem Wunsch:
Gott aLLeIn soLL Man DanCKen. Keisd.

Bauen und Bessern ist unsre Pflicht, 119
Auf Gott zu traun vergiß nur nicht. Feldorf.

Frisch auf, ans Werk ihr Sachsenbrüder, 120
Reißt nur die Strohgebäude nieder,
Denn Dachziegeln, die stehn gar gut.
Aber laßt euch nicht die Weiber aufwecken,
Sonst werdet ihr nicht mit Ziegeln decken. Durles.

Wem ich gebaut, das weiß ich nicht, — 121
Frag nicht, o Mensch, Gott weiß wie es geschicht, —
So lang ich leb gewiß für mich. Bulkesch.

Bessern und Bauen ist eine schwere Sach; 122
Wer mir nicht glaubt, der thu es mir nach. Neustadt (B.)

Einen Bau bessern ist mir eine schöne Lust, 123
Aber die Müh und Arbeit, was es kost, ist mir auch bewußt.
Honigberg, verwandt in Arkeden.

Bauen ist eine schöne Lust, 124
Was es aber kostet, hab ich nicht gewußt.
Henndorf, Kelling, Petersdorf (U.), Zeiden;
auch sonst häufig.

Du stehst o Freund und freuest dich, 125
Mein neugebautes Haus zu sehn;
Doch rufe an und frage mich,
Ich will dirs wahrlich frei gestehn:
Die Kost ist groß, die Arbeit schwer
Und letztlich wird der Beutel leer.

Petersdorf (U.) Das Haus ist jetzt eine Ruine.

126 Bewahr uns Gott vor teurer Zeit,
Vor Maurer und vor Zimmerleut.
[Und vor geistlicher Barmherzigkeit.]

An einem Rauchfang in Agnetheln, jetzt übertüncht. Die eingeklammerte Zeile ist mündlicher Zusatz der Maurer und Zimmerleute Genau so in Pöking am Starnbergersee (Draheim, 411), und vor dem auch zu Simmozheim im Schwabenland. (Alemannia 8, 245) Ähnlich an einem Hause zu Linz am Rheine. Picks M. 3, 133.

127 Das Bauen ist eine schöne Lust,
Was es kost, hab ich nicht gewusst.
Behüte mich in der teuern Zeit
Vor Maurer und vor Zimmerleut;
Mancher kommt zu mir als Freund
Und dennoch ist sein Herz mir feind;
Er hilft beklagen meine Not
Und gönnt mir nicht das täglich Brot.

Petersdorf (U.) Vgl. Nr. 314.

128 Bessern und Bauen
Fressen die Krauen (Krähen),
Leeren den Beutel
Und Alles ist eitel.

Tartlau (B.)

129 Johann Franz hat mich verjüngt,
Gut ist's, wenn der Beutel klingt.

Heldsdorf.

130 Johann Gotz, der hat gebaut
Dieses Haus mit Müh und Plagen,
Doch in Allem Gott vertraut,
Der ihms auch wird helfen tragen. 1820.

Jakobsdorf (A.)

131 Michel Hartel hat gebaut
Dieses Haus mit Müh und Plage,
Doch in Allem Gott vertraut,
Der ihm all Beschwerd hat helfen tragen. 1771.

Jakobsdorf (A.)

132 Wird mir mein Schwiegervater Geld vorstrecken,
Werd ich das Haus mit Ziegeln decken.

Seligstadt. Ähnlich zu Bergishübel in Sachsen. D. Inschr. 75.

Grundstein stehe fest! 133
Eckstein rühr dich nicht
Von der Stelle, wo du liegst;
Denn die heilgen Mauern, die dich selber tragen,
Werden dich und den Meister verklagen,
Wenn du wankest vor der Zeit.
Drum stehe fest in Ewigkeit.
Schorsch.

Viele Arbeit Müh und Sorgen 134
Kostet so ein Haus von Stein;
Mein Gott hilf mir jeden Morgen
Dankbar gegen Dich zu sein!
Halwelagen.

Gott Lob und Dank 135
Für jeden Gang,
Den ich hab angewendet,
Daß ich dies Haus
Von Grunde aus
Durch Gottes Hilf geendet.
Ein Jeder wünsch mir was er will,
Ich wünsch ihm noch einmal so viel.
Groß-Kopisch.

Das irdische und das himmlische Haus. Vergänglichkeit.

Nun hab ich überwunden, 136
Ich wohne nun im Lichten,
Gib Gott mir frohe Stunden
Und Eifer zu den Pflichten.
Ich hab gebaut ein Haus
Und wohne nun darin,
Wenn Gott gebietet: aus,
Geh ich mit Freuden hin. 1850.
Reußen.

O fluchet nicht in diesem Haus, 137
Kehrt lieber um und geht zur Thür hinaus,
Sonst wird einst Gott im Himmelreich
Bestrafen mich und euch zugleich.
Heldsdorf. Ähnlich zu Halberstadt. D. Inschr. 44.

Mein Gott, laß mich aus diesem Haus 138
Dereinstens gehen selig aus!
Zeiden.

Gott, wenn sich wird mein Ende nahn, 139
So nimm dich derer herzlich an,
Die hier aus dieser Wohnung flehn,
Damit sie froh für dir bestehn! 1682.
Draas.

140 Dies schöne Haus ist Sand und Stein,
Wie werden die im Himmel sein?
Arkeden, Braller, Denndorf, Keisd.

141 Das irdische Haus ist Sand und Stein,
Im Himmel wird die Ruhe sein.
Bewahr dies Haus vor Herzeleid,
O heilige Dreieinigkeit.
Wenn ich aus diesem Haus werd gehen,
Verklärt werd ich den Vater sehen.
Georg Eisner bin ich genannt,
Im Himmel ist mein Vaterland.
Erbaut worden im J. Christi den 20.
Juli 1868 (am Turm 1488). Mettersdorf.

142 Doch nicht alle die hier bauen,
Werden ihre Häuser ewig schauen;
Bis heute über ein Jahr
Hat mancher weder Haut noch Haar;
Drum mache dich bereit,
Baue deine Straß noch heut,
Morgen ist es zu spott (spät),
Daß du kannst kommen zu Gott! Seligstadt.

143 Irdisches Haus magst immer hier stehen,
Wenn ich nur könnte ins himmlische gehn! Bulkesch.

144 Ein großes Haus in dieser Welt,
Ein kleines wird uns schon bestellt. Klein-Schelken.

145 Hier bauen wir Alles fest
Und legen Felsen ein,
Und dorthin, wo wir sollen,
Da legen wir oft wenig ein. Bulkesch.

146 Wir bauen Häuser fest,
Und sind nur fremde Gäst,
Und da wir sollen ewig sein,
Da bauen wir oft wenig ein.
Abtsdorf, Gr.-Alisch, Marktschelken, Pruden, Roseln, Tartlen.

147 Häuser bauen wir auf Erden,
Die wir fremde Gäste sein,
Wo wir Himmelsbürger werden,
Bauen wir nichts ein. Halwelagen.

Wir bauen Häuser feste, 148
Und sind nur fremde Gäste,
Dort bauen wir uns wenig ein,
Wo wir sollen ewig sein.

Hahnebach (anno 1720). Ähnlich in D.-Kreuz, Pruden, Meburg.

Allhier bauen wir Häuser stark und fest, 149
Und sind doch nur fremde Gäst;
Wo wir aber ewig sollen sein,
Da bauen wir wenig ein.

Heldsdorf. Vgl. auch Nr. 180.

Wohl nur Zufall ist es, daß uns keine ältere Jahreszahl als die beim Hahnebacher Spruch (1720) bekannt geworden ist. Woher und auf welchem Wege der Spruch nach Siebenbürgen gekommen ist, läßt sich um so weniger sagen, als er in allen deutschen Landschaften seit alter Zeit heimisch zu sein scheint, in Tirol (D. Inschr. 16), in Schwaben, am Mittelrhein, in Westfalen, in Niederdeutschland. In einer am Ende des 14. oder im Anfang des 15. Jahrhunderts entstandenen niederdeutschen Spruchsammlung findet sich der Spruch (Zeitschrift für deutsches Altertum 27, 43):

Wy sint hyr vrombe geste,
unde tymmeren grote veste,
my heft wunder, dat wi nicht muren,
dar wi ewich moten duren.

Ein wenig jünger ist der von Draheim Nr. 21 verzeichnete, fast wörtlich gleiche niederdeutsche und die in Picks M. 3, 132 aus Linz am Rhein mitgeteilte, aus dem 16 Jahrhundert stammende Hausinschrift. Diesen Spruch kennt nach der Zeitschrift für deutsches Altertum 27, 43 auch Philander von Sittewald, Geschichte, Straßburg 1665, 2, 158. Noch größer ist die Übereinstimmung unseres Spruchs mit einer Goslarer Inschrift vom Jahre 1617:

Wir bawen hier alle feste,
und seind doch fremde geste,
Da wir sollen ewig sein,
da bawen wir gar wenig ein.

Ähnlich nach der Alemannia 8, 244 auch zu Untertürkheim in Schwaben 1658.

Wie wundern sich die Engel im Himmelreich 150
Über das Erdreich,
Daß die Leute bauen Häuser fest,
Und sind doch nur lauter fremde Gäst;
Aber dort bauen sie wenig ein,
Wo sie ewig sollen sein. 1827. Tartlau.

O Mensch bau in der Zeit, 151
Und halte dich bereit
Zu jener Ewigkeit. Feldorf.

152 Auch in dieser Hütte
Höre meine Bitte,
Großer Gott:
Daß ich Tag und Nacht
Nach dem Himmel tracht
Bis in den Tod. Arkeden.

153 Gesundheit, Fried in diesem Haus,
Bis Gott gebietet: kommt heraus,
Und geht ins himmlische Vaterhaus. 1853. Arbegen.

154 Ich hab gebaut ein schönes Haus,
Wenn Gott gebeut, muß ich heraus. Felmern.

155 Ich bin ein Gast in diesem Haus,
So lang mich Gott läßt leben;
Wenn er gebeut, muß ich hinaus,
Ich kann nicht widerstreben. Klein-Schelken.

156 Ich hab gebaut ein neues Haus,
Wenn Gott gebeut, so muß ich draus;
Doch mag ers nur beschützen
Vor Feuer, Sturm und Blitzen. Brenndorf.

157 Dies Haus ist ja wohl gebaut,
Doch hat es einen Fehler, den man nicht schaut:
Es ist ein Loch hier geblieben stehn,
Wo der Tod hinein kann gehen. Kirchberg.

158 Du Wandrer stehe still,
Betrachte dieses Haus;
Hier wohn ich, solang Gott will,
Wenn er gebeut, muß ich hinaus. 1816. Schaas.

159 Ich bin ein Mann in diesem Haus
So lang mich Gott läßt leben,
Wenn er gebeut, muß ich hinaus,
Ich kann nicht widerstreben.
O Vater, segne meine Erben
Und laß mich gut und selig sterben. 1851. Talmesch.

160 Herr, es geht von meinem Leben
Wiederum ein Tag dahin,
Lehre mich nun Achtung geben,
Ob ich fromm gewesen bin;
Zeige mir auch selber an,
Ob ich heut nicht recht gethan,
Und hilf, o Gott, in allen Sachen
Einen Feierabend machen. 1778. Rosenau (Nr. 871.)

Durch Fleiß und Schweiß zu Gottes Ehr 161
Hab ich gebaut dies Haus hieher,
In welchem ich als junger Mann
Mich nähren muß nur wie ich kann,
Bis endlich mich mein Jesus ruft
Aus diesem Elend in die Gruft,
Und mir dereinst ein Haus bestellt,
Das ewig nimmermehr zerfällt.
So wie den Tropfen in dem Bach
Folget in der Zeit
Ein Augenblick dem andern nach
Ins Meer der Ewigkeit. 1848.
Meburg.

Schnell flieht die Zeit, 162
Halt dich bereit!
O Mensch bedenk die Ewigkeit,
Halt dich bereit!
Feldorf.

Gib mir, mein Gott, zum Beten Zeit, 163
Daß ich zum Tode sei bezeit.
Tartlau.

Ich leb und weiß nicht wie lang, 164
Ich sterb und weiß nicht wann,
Ich fahr und weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.
Michael Dengel. Anno 1766.
Kelling. — Fast buchstäblich so lautet auch die Grabschrift des Magisters Martinus von Biberach zu Heilbronn, † 1498; oft auch an Häusern, so in Schwaz und im Stubaithal. Draheim 15.

Bedenk o Mensch Gericht und Tod, 165
Des Himmels Lust und Höllennot;
Wer das nicht thut in dieser Zeit,
Mit dem ists aus in Ewigkeit. 1782.
Tartlau.

Wenn ich zur Thür geh aus und ein, 166
So steht der Tod und wartet mein;
Und bleibe ich auch stets zu Haus,
So bringt mich doch der Tod heraus.
Rosenau, Zeiden; verwandt in Homrod.

Blumenwerk und Menschenleben 167
Sind allhier einander gleich;
Heute blühn sie wie die Rosen,
Morgen sind sie tot und bleich.
Neustadt (B.)

168 Blumenblüt und Menschenleben
Sind sich hier einander gleich,
Heut sind beide frisch und leben,
Morgen sind sie tot und bleich.
Klosdorf. Vgl. Nr. 519.

169 Blumen gleich ist unser Leben,
Was soll sich der Mensch erheben?
Heute sind wir frisch und rot,
Morgen greift nach uns der Tod.
Zeiden.

170 Ich geh hier aus oder ein,
So steht der Tod und wartet mein. 1819.
Rosenau (Nr. 897).

171 Heute rot,
Morgen tot.
Seiden.

172 Ich bau ein Haus von Erd und Stein
Und meine, es sei eigen mein;
Dann kommt der Tod und reißt mich fort
Und gibt ein eignes Haus mir dort.
Marktschelken.

173 Wie viel Arbeit, Müh und Sorgen
Kostet so ein Haus von Stein!
Oft vom Abend kaum bis Morgen
Kann der Hausherr drinnen sein.
Bulkesch; fast genau so in Michelsberg. In Schellenberg lauten die beiden letzten Zeilen:
Nur vom Abend bis zum Morgen
Kann der Hausherr drinnen sein.

174 Im dritten Hause wohn ich nun,
Bald werde ich im vierten ruhn.
Braller.

175 Der Tod geht auch ins Königsschloß,
Wie auf des Landbaurs Wohnung los.
Tartlau.

176 Die Wiege und der Sarg mein erst und letztes Haus:
Was hilft der Prachtpallast, man muß gar bald heraus.
Bulkesch.

177 O Mensch gedenke stets, wenn du hier baust ein Haus,
Daß es nicht immer währt, du mußt gar bald heraus.
Seiburg.

178 O Mensch gedenke täglich an deine Sterblichkeit,
Alles ist vergeblich und währet eine kleine Zeit;
Die Armen und die Reichen
Von dannen müssen weichen
In die Ewigkeit.
Hahnebach.

179 O Mensch, so du gehest aus und ein,
Laß dir es in deinen Gedanken sein,
Daß man dich wird tragen
Auch einmal heraus;
Darum bau dir ein besseres Haus.
Radeln.

Was der Menschen Hände bauen und errichten, 180
Wird die Zeit einst mit sich nehmen und zernichten.
Hier bauen wir recht fest
Und sind doch fremde Gäst;
Da wo wir werden ewig sein,
Bauen wir gar wenig ein.

Katzendorf. Vgl. Nr. 149.

Mensch in Allem, was du thust, 181
Denke, daß du sterben mußt. Bulkesch, Katzendorf.

Trink und iß, 182
Gott nicht vergiß,
Du stirbst gewiß!
Drum sei ein rechter Christ!

Meschendorf. An der Gesellenlade der Nadler in Stralsund nach Draheim 295:
Drinck vndt is, godt nicht vergis.

Ein jeder bestell sein Haus 183
Und mache hier die Sachen aus,
Fremde Bitten und Gebete
Kommen hintennach zu späte. Tartlau.

Dieses Stromes schneller Fluß 184
Erinnert, daß ich sterben muß.

Leschkirch. Das Haus ist am Bache gelegen.

Schnell schwindet uns die Zeit, 185
Auf Sterben folgt die Ewigkeit;
Wie wir die Zeit hier angewandt,
Folgt der Lohn aus Gottes Hand.
Auf Gott und nicht auf Menschenrat
Will ich mein Glücke bauen. 1839. Pintak.

Freund Gottlieb, schaue nie auf mich, 186
Wenn ich fehle, bessre dich.
Geht es mir gleich wie ich wollt,
Geht es doch nicht wie es sollt.

Wolkendorf. Vgl. Nr. 403.

Alles ist nichts, nichts ist Alles. 1690. Reisd. 187

Alles bricht und Alles fällt 188
Mit dem Leben in der Welt.

Neithausen, jetzt übertüncht.

Alles, alles, was wir sehen, 189
Das muß fallen und vergehen. 1795. Neußen.

Recht und Unrecht. Ehrlichkeit und Gerechtigkeit.

190 Von dem Grundstein bis zum Dach,
Ging es an die blanken Thaler,
Unverdrossen blieb der Zahler,
Glaubte, was der Weise sprach:
Jung einst, alt nun, reif zum Sterben
Hab ich des Gerechten Erben
Ungesegnet nie gesehn. Agnethlen.

191 Wo Fried und Recht regiert,
Da blüht der Bürgerstand,
Da nützt Gewerb und Kunst
Dem Dorf und Vaterland. 1702. Deutsch-Kreuz.

192 Mit Unrecht mehre nicht dein Gut,
Verflucht ist, der Unrecht thut,
Betrüge nie und wuchre nicht,
Den Armen zu erfreun ist Pflicht.
Georg Klusch. 1848. Kelling.

193 Denen, die es redlich meinen,
Denen soll die Sonne scheinen,
Hier zeitlich und dort ewiglich. Radeln.

194 Recht thun und edel sein und gut
Ist mehr als Gold und Ehr.
Da hat man immer frohen Mut
Und Freuden um sich her. Brenndorf.

195 Ehrlich denken, ehrlich leben
Sei mir immer heilge Pflicht;
Ehrlichkeit kann Ehre geben,
Doch manch größten Reichtum nicht. Kelling.

196 Ehrlich sein
Trägt wenig ein;
Trägt ehrlich sein
Gleich wenig ein,
So will ich dennoch ehrlich sein.
Johann Ehrlich. 1824. Keisd.

Nächstenliebe.

197 Gedenke des Armen zu jeder Frist,
Wenn du von Gott gesegnet bist. Schaas.

198 Gott und seinen Nächsten lieben,
Das soll ein Christ beständig üben. 1799. Deutsch-Kreuz.

Der ist gewiß ein Biedermann, 199
Der andern Leuten helfen kann,
Und wenn ich solches kann,
So sieh mich Herr in Gnaden an.
Brenndorf.

Nie seufze jemand wider mich, 200
Mein ganzes Herz bestrebe sich
Dem Nächsten gern zu geben,
Was er verlangen kann,
Und immerfort mit jedermann
In Einigkeit zu leben 1850.
Gierelsau.

Hat dir jemand was Guts gethan, 201
Sollst du allzeit denken dran;
Es soll dir sein von Herzen leid,
Wenn es andern übel geht. 1809.

Deutsch-Kreuz auch Neustadt (B.) Der Schreiber hat sich den Spruch in der Mundart erdacht, in dieser reimen die letzten Verse.

Eintracht und Friede.

Wo Gerechtigkeit ist, da ist Friede, 202
Wo Friede ist, da ist Freude;
Friede ernährt,
Unfriede verzehrt.

Seid voll Verträglichkeit ihr Schwestern und ihr Brüder. 203
Die Eintracht baut ein Haus, die Zwietracht reißt es nieder.
Friede ernährt,
Unfriede verzehrt.
Ists möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden.
Neithausen.

Ach lieber Gott, gib Frieden in unserm Land, 204
Auch Segen und guten Verstand 1812.
Tartlau.

Friede ruh in diesem Haus; 205
Schenke Vorsicht allen Brüdern,
Die da gehen ein und aus:
Reichen, Armen, Hohen, Niedern.
Klein-Schelken.

Rühme gern, was rühmlich scheint, 206
Tadeln macht dir keinen Freund.
Bulkesch.

Wenn jemand mit dir hadern will, 207
So rath ich dir, schweige still!
Und helfet nicht ihm auf die Bahn,
Da er wollt gern ein Ursach han. 1819.
Deutsch-Kreuz.

208 Eintracht, Lieb und hehre Frömmigkeit,
Wohn in diesem Hause alle Zeit.
Reithausen.

209 Wo Liebe ist, da ist Einigkeit,
Wo Einigkeit ist, da ist Friede,
Wo Friede ist, da ist Segen,
Und an Gottes Segen
Ist Alles gelegen. 1797.
Jakobsdorf (A.); auch in Groß-Alisch und Pruden.

210 Die Rach ist dein, o Gott,
Du sprichst, ich will vergelten,
Drum laß mich stille sein,
Wenn Menschen auf mich schelten.
Gib, daß ich dem verzeih,
Der mir zu schaden sucht,
Den liebe, der mich haßt,
Den segne, der mich flucht.
Talmesch.

Freundschaft.

211 Laßt mich mit jedermann
In Fried und Freundschaft leben,
So weit es christlich ist.
Willst du mir etwas geben
An Reichtum, Gut und Freud,
So gib auch dies dabei,
Daß von ungerechtem Gut
Nichts unter Meinem sei.
Petersdorf (U.)

212 Für einen treuen Freund gibt es keinen Preis
und keine Wage für seinen Wert.
Halwelagen.

213 Ich dank euch lieben Leut
Für eure Freundschaft allezeit. 1827.
Tartlau.

214 Man verliert mehr Freunde durch Wohlthun
als man durch Dankbarkeit sich gewinnt.
Halwelagen.

215 Ach Gott bekehr all meine Feind,
Hilf, daß sie werden all meine Freund!
Meburg. Die Inschrift hatte noch einen oft wiederkehrenden Nachsatz. Das Haus steht heute nicht mehr.

Trau schau wem.

Trau, schau, wem. Zeiden. 216

Das junge Blut 217
Meint es zwar gut;
Doch willst du gehn
Sicher und bequem,
Folge dem Schrüchlein:
Trau, schau, wem. Klein-Probstdorf. — Ein Spruch von Logau.

Einem trauen ist genug, 218
Keinem trauen ist nicht klug;
Doch ist besser keinem trauen
Als auf gar zu viele bauen. Deutsch-Kreuz.

Erwirb und spar. Bete und arbeite.

Willst du haben guten Mut 219
Und dir erreichen Haus und Gut,
So mußt du die Zeit gut anwenden,
Und hüte dich, sie zu verschwenden. Klein-Probstdorf.

Erwerbe was du kannst, 220
Erspare das Errungene,
Durch diesen Stein (der Weisen) wirst du
All dein Blei in Gold verwandeln. Nimesch, Abtsdorf.

Mit Weisheit wird das Haus gebaut 221
Und mit Verstand erhalten.
Durles. Vgl. Nr. 38. Zu Aichelberg in Schwaben (Alemannia 8, 248):
Mit dem Herrn wird das Haus gebaut
Und mit Verstand erhalten.

Wer fleißig ist und mäßig lebt 221[a]
Und sich der Gottesfurcht bestrebt,
Den lässet Gott gesegnet bleiben,
Wenn sich viel Neider an ihm reiben. Klein-Schelken.

Es ist besser Neider haben als Erbarmer. 1784. 222
Talmesch.

Ach Vater, du bist reich 223
An allen guten Gaben,
Laß unser täglich Brot
Uns heut und immer haben.
In Überfluß gib uns
Die kluge Sparsamkeit,
Und auch bei Wenigem
Ruh und Zufriedenheit. Schaas.

224 Überfluß von Geld und Jahren
Kommt vom Leben und vom Sparen:
Die Kehle ist ein enges Loch,
Haus und Hof verschlingt sie doch.

Dobring. Mit dem Zusatz: „Das Haus ist erbaut worden im Jahr 1808 und erneuert worden im Jahr 1869. Michael Kloos".

225 Müh und Arbeit, Fleiß und Ruhm
Ist das wahre Christentum. Bulkesch.

226 Arbeit macht die Ruhe süß,
Macht sie nicht zur Last;
Der nur hat Bekümmernis,
Der die Arbeit haßt. Braller.

227 Fleißig nimm der Zeit in Acht;
Willst du von Gott haben Segen,
Mußt du Müh und Fleiß anlegen Neustadt (B.) Nr. 244.

228 Zwei Hände hat mir Gott gesund und frisch gegeben,
Die will ich lebenslang nicht lassen müßig ruhn;
Erst will ich sie zu Gott gen Himmel hoch erheben,
Drauf sollen sie ihr Werk und Amt mit Freuden thun·
Das heißt ich will zuerst das ora wohl ermessen
Und das labora (dann) daneben nicht vergessen.
Petersdorf (U.)

229 Baue Bauer deinen Acker,
Aber dabei bet auch wacker,
Daß dir Gott in Hungersnot
Mehre auch dein täglich Brot Neustadt (B.)

230 Ohne Fleiß ist nichts gethan,
Geh und frag den Pauersmann. Gierelsau.

231 Vor Trägheit und vor Müßiggang
Bewahr du dich dein Leben lang;
Ein fleißiger Mensch hat immer Brot:
Ein Müßiggänger leidet Not. Petersdorf (U.)

232 In deiner Jugend sollst du dich
Zur Arbeit halten fleißiglich,
Hernach gar schwer die Arbeit ist,
Wenn du zum Alter kommen bist.

Schäßburg. Auch in die D. Inschriften S. 23 — jedoch ungenau — aufgenommen.

233

Dich ernähre mit deinen Händen,
Deinem Nächsten sollst du nichts entwenden;
Es kommt ein Tag der Rechenschaft,
Da mußt du gewissenhaft
Deine Missethat bekennen.

Roseln.

234

O Leser bet für mich
Und alle deine Feinde,
So wird Gott segnen dich
Und alle deine Freunde!

Heldsdorf, Keisd.

235

Bet und arbeit,
Gott gibt allzeit!

Brenndorf, Honigberg.

236

Bete rein,
Arbeite fein,
Und laß dann sorgen
Gott allein!

Klosdorf, ähnlich in Eibesdorf. Vgl. Nr. 419. Verwandt in Deutschland. Nach Draheim 96 schon im 16. (?) Jahrhundert an einem Goslarer Hause:

Bete rein
Traw Gott allein
Arbeite fein,
Die sorg laß Gott befohlen sein.

237

Bete rein,
Arbeite fein,
Das gefällt Gott allein.
[So wirst du recht glückselig sein.]

Roseln, Stein, Wurmloch und sonst. Die dritte und vierte (eingeklammerte) Zeile wechseln mit einander.

238

Bete und arbeite,
So wird dir Gott
Bis in den Tod
Bescheren Glück und täglich Brot!

Feldorf.

239

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.
Drum seid fleißig und nicht faul,
Mit Nichtsthun kommts Glück nicht ins Maul.
Laßt euch nicht von Weibern wecken,
Sonst kommts nie zum Ziegelndecken. 1851.

Kelling.

Genügsamkeit und Zufriedenheit.

240 Ein frohes Herz, gesundes Blut
Ist köstlicher als Gold und Gut.
Brenndorf.

241 Zufriedenheit ist das beste Glück im Leben,
Die Vater mögest du uns allen geben!
Klein-Schelken.

Freund, ich gib dir den Bescheid:
Liebe die Zufriedenheit. 1839.
Meschendorf.

242 Liebe Seele, sei zufrieden,
Was dir auch Gott beschieden.
Vater unser u. s. w.
Reisd.

243 Auf jeden deiner Lebenswege
Soll dir der Himmel Blumen streun;
Gesundheit, Ruhe, Glück und Segen
Soll jeden Morgen dich erfreun!
Bulkesch.

244 Nicht gar arm und nicht gar reich,
Nur dem Nächsten recht und gleich;
Brot in Not und eine Hütte
Ist des frommen Menschen Bitte. 1847.
Nußbach.

245 Ein Haus, dem nie Zufriedenheit,
Gesundheit Fleiß und Frömmigkeit,
Und was zum Brot noch wird gezählt
Von Dr. Martin Luther, fehlt,
Ein Haus von Neid und Unrecht rein,
Ein solches wünsch ich stets zu sein.
Halwelagen.

246 Bin ich gleich nicht so hoch geschätzt
Und nicht wie andre groß und reich,
Mein kleines Hüttlein mich ergötzt,
Als wär ich einem Krösus (König) gleich.
(1785. Nußbach.)

247 Ich bin mit wenigem vergnügt,
Mit dem, was Gott mir zugefügt. 1784.
Neustadt, (B.) auch in Zeiden.

248 Ich bin mit Allem wohlvergnügt,
Was mir der Herr beschieden.
Neustadt (A.)

249 Ich bin mit Allem wohlvergnügt,
Was mir der Herr beschieden;
Was das Feuer hat verletzt,
Das hat Gott wiederum ersetzt.
Henndorf.

In einem kleinen Häuschen lacht 250
Genügsamkeit und Freude,
Von denen ich mich Tag und Nacht
Und Nacht und Tag nicht scheide.

Schaas.

Auch ein kleines Gut 251
Macht frohen Mut.

Kelling.

Mein Haus ist weder hoch noch breit, 252
Doch hab ich Platz genug.
Der Raum gibt nicht Zufriedenheit
Und Reichtum macht nicht klug.

Trappold.

Ein großes Haus und nichts darin 253
Bringt manchen Wirten von dem Sinn.
Aber ein kleines Haus und alle Winkel voll,
Das ziert den Wirten und die Wirtin wohl.

Roseln. — In Wanders Sprichwörterlexikon 2, 401:
Ein groß Haus und nichts drinnen,
Bringt manchen von seinen Sinnen.

Arm und klein ist meine Hütte, 254
Doch ein Sitz der Einigkeit;
Gott erhöre meine Bitte
Und schenk mir Zufriedenheit.

Nimesch.

Zufriedensein, das sei dein Spruch, 255
Tracht nicht nach Gold und Ehr;
Das, was du hast, sei dir genug,
Wer klug ist wünscht nichts mehr.

Bulkesch, Katzendorf.

Das ist meiner Wünsche Ziel: 256
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

Draas.

So entferne denn von mir 257
Was mich scheiden kann von dir:
Armut, die Verzweiflung lehrt,
Reichtum, der das Herz beschwert.
Das ist, Vater, was ich will,
Das ist meiner Wünsche Ziel:
Nicht zu wenig, nicht zu viel. 1841.

Talmesch.

Alter und Jugend.

Die Alten ehre stets, du bleibst nicht ewig Kind; 258
Sie waren, was du bist, und du wirst, was sie sind.

Stein.

259 Die Alten sollen die Jungen lehren,
Die Jungen sollen auf die Alten hören,
Einer soll den andern ehren,
Alsdann wird uns Gott vermehren.

Honigberg.

260 So hab ich mir vorgenommen
Durch die ganze Welt zu kommen.

Über zwei Rädern (einem Wagen) erhebt sich ein triumphierender Jüngling, aus dessen Mund ein schwebender Zettel tritt, darauf die voraufgehenden Worte.

Wer weiß, ob dirs wird glücken;
Da ich durchwollt, mußt ich mich bücken.

Hinter dem Jüngling ein gebückter Greis, der jenem diese Worte nachruft.

Braller. So auch in Würzburg. D. Inschr. 56. Vgl. auch den Schillerschen Spruch: In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling; Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

Bauern- und andrer Stand.

261 Unsrer Gaben Unterschied
Knüpft das große Band auf Erden,
Jeder, wenn er sich bemüht,
Kann dem Andern nützlich werden,
Und Gott lohnt nach gleichem Recht
Dem Gebieter und dem Knecht.

Deutsch-Kreuz (Nr. 128).

262 Ein Bauer ist ein Ehrenmann,
Er bauet ja das Feld.
Wer eines Bauern spotten kann,
Ist mir ein schlechter Held.
Eh noch die liebe Sonne kommt,
Geht er schon seinen Gang.
Die Städter hätten ohne Bauern nichts.
Denn hoch und gut, wo ist das Land,
Das nicht der Bauer nährt? 1837.

Seiburg. — Die vier ersten Verse des bekannten Liedes finden sich auch auf Ofenkacheln zu Würzbach in Schwaben. Alemannia 8. 256.

263 Viele Plag und vieles Sorgen
Kommt dem Bauern alle Morgen.

Katzendorf.

264 Plage ist des Bauern Loos,
Bauen seine Freude!
Aus der Erde dunklem Schooß
Baut er auf Gebäude.

„Kinder" — spricht er, wenn er stirbt, —
„Freut euch hier auf Erden
Sorgt, daß Keines je verdirbt
Und vertraut dem Herrn!"

Halwelagen.

265

Alle Menschen, die nur leben,
Nähren sich vom Bauernstand;
Wer das nur thut recht betrachten,
Wird den Bauern nicht verachten.

Arkeden, Jakobsdorf.

266

Den Bauer zwar verachtet wohl
So mancher Müßiggänger,
Allein bedächte der, (er nur),
Was er (der) für Nutzen schaffet, würde er
Ihn nicht verachten länger.

Pruden, Schaas.

267

Der Kaiser will seinen Tribut haben,
Der Geistliche seine Freiheit,
Der Amtmann spricht: ich bin auch frei;
Der Edelmann gibt nichts,
Der Bettelmann hat nichts,
Der arme Bauer muß geben,
Daß diese alle können leben.

Neustadt (A.), Seligstadt; an beiden Orten
jetzt übertüncht.

268

Mein Kapital ist Arbeit bloß,
Ich leg es in der Erde Schoß,
So gibt es mir mit jedem Jahr
Die Zinsen und das Kapital.

Schorsch.

269

Mein Kapital ist Arbeit bloß,
Das leg ich in der Erde Schoß
Auf hohe Zinsen nieder,
Und diese gibt mir allemal
Die Zinsen sammt dem Kapital
Vielhundertfältig wieder. 1702

Deutsch-Kreuz.

270

Der Kaiser führt das Schwert,
Der Bauer führt den Pflug,
Wer allebeid nicht ehrt,
Der ist gewiß nicht klug.

Jakobsdorf (A.)

271

Wenn die Herrn im Rathaus sitzen,
Die Handwerksleut in der Arbeit schwitzen,
Die Bauern auf das Feld ausgehn,
So muß das Land im Segen stehn.

Schaas.

272 Wenn die Richter in dem Rathaus sitzen,
Die Meister bei der Werkstatt schwitzen,
Die Priester auf der Kanzel stehn,
Die Bauern in das Felde gehn,
So muß das Land in Frieden stehn. Magarei.

273 Wenn der Bauer in Acker geht,
Da ist lauter Lust und Freud,
Linsen, Erbsen, Haber, Gersten
Streut der Bauersmann am ersten. 1776. Nußbach.

274 Was Adam that, das thu auch ich
Und baue Gottes Erde,
Die gute Mutter nähret mich
Mit Weib und Kind und Herde. 1822.
Pruden, Zendersch. Die Jahreszahl aus Pruden.

275 Da Adam hackt' und Eva spann,
War noch kein Knecht und Edelmann. 1757.
Nußbach. — Aus dem Buche Weinsberg (Mitte des 16. Jahrhunderts) teilt Birlinger in der Germania 19, 89 die Verse mit:
Wa war der Edelman,
Do Adam groiff und Eva span?
Aber schon Agricola behandelt in seiner köstlichen Weise den Spruch:
Do Adam reutte (ackerte) und Eva span,
Wer was do ein eddelman?

276 O schön, wer beides heißt und ist:
Ein Ackersmann und frommer Christ.
Groß-Scheuern.

Kriegs-, Feuers- und Wassersnot.

277 Durch Kriegeswut
War bald mein Blut
Fürs Vaterland vergossen,
Gefangen fest auf Todsgefahr
Da dacht ich nicht an dieses Glück,
Ein Haus mir aufzurichten;
Durch Gottes Beistand steht es da,
Ob mir der Tod auch oft war nah. Seiden.

278 Gemacht in dem Jahr,
Da viel Betrübnis war,
Wo uns die Feuersglut
Verzehrt all unser Gut. 19. März 1791. Keisd.

Im Jahre 1853 verzehrt' die Flamme unser Haus, 279
Aber Gott half uns wieder zu einem neuen Haus.
Gott laß es stets im Segen stehn,
Bis wir daraus in Himmel gehn. 1857. Pruden.

Des Feuers Kraft die riß mich nieder, 280
Der Martin Traub erbaut mich wieder;
Gott behüte künftig alle
Vor des Feuers Schrekensfalle. Klein-Schelken.

Da ich war aus Stroh gemacht, 281
Da kam das Feuer mit großer Kraft
Und nahm mir all mein Hab und Gut,
Behüt uns Gott vor Feuersglut.
Meschendorf. Vgl. Nr. 362.

Von Lehm und Stroh zurechtgebracht, 282
Stund hier ein Haus schon lange:
In einer kurzen Sommernacht
Ward es ein Raub der Flamme.
Von Stein und Ziegel bau ich nun,
Vertrauend auf den Höchsten,
Der schütze, wenn wir längst schon ruhn,
In diesem Haus den Nächsten. Klein-Schelken.

Gott segne euch ihr lieben Leute, 283
Die ihr so thätig mir zur Seite
Das abgebrannte Haus halft baun;
Es möge Gott der Allberater,
Der gütige und weise Vater
Euch schützen vor des Brandes Graun. 1845. Lechnitz.

Mein erstes Haus stand für Altem nicht mehr, 284
Mein zweites ging ins Flammenmeer,
Das dritte bewahre Gott im Himmel,
So wie das ganze Dorf vor allem Übel. 1869.
Talmesch.

Ich heiße Martin Roth 285
Ich war in Wassernoth,
Ich danke meinem Gott,
Der mich errett't vom Tod. Groß-Scheuern.

Glück und Unglück. Geduld und Ergebung.

Glück komm herein, 286
Unglück laß mich sein.

In keinem Glück erhebe dich, 287
In keinem Unglück verzage nicht,

Denn es kommt alles von Gott,
Glück und Unglück, Leben und Tod.

Deutsch-Kreuz. Die beiden ersten Verse ähnlich in Franken (Deutsche Inschriften 19), in Wolfenbüttel aus dem Jahre 1617 und im Elsaß. (Draheim 110 und Alemannia 11, 41.)

288 Durch Fleiß und Schweiß zu Gottes Ehr
Haben wir gebaut dies Haus hieher,
In welchem ich als armes Weib
Mich nähren muß, nur wie ich weiß,
Bis endlich mir mein Jesus ruft
Aus diesem Elend in die Gruft,
Und mir dereinst ein Haus bestellt,
Das ewig nimmermehr zerfällt. 1830.

Reisd, Seiburg. (Die Jahreszahl aus Seiburg.)

289 In meiner zarten Jugend
Gab Gott mir Fleiß und Tugend;
In meinen mittlern Jahren
Gab Gott mir Leid, Trübsal, Gefahren.

Klein-Probsdorf.

290 Mein Gott, nun ist es wieder Morgen,
Nun wachen alle meine Sorgen
Auf einmal wieder mit mir auf. 1823.

Tartlau.

291 Müh und Arbeit, Angst und Sorgen
Ist mein Frühstück alle Morgen.

Meschendorf. Vgl. Nr. 508.

292 Glück und Unglück,
Müh und Sorgen
Ist mein Frühstück
Alle Morgen.

Klosdorf, Roseln.

293 Kummer, Arbeit, Müh und Sorgen
Ist mein Frühstück alle Morgen;
Kaum bin ich vom Schlaf erwacht
Und mir die Sorg bald Unruh macht.

Braller; die erste Hälfte in Groß-Lassеln und Burgberg. Auch in Deutschland. Vgl. Alemannia 8, 258.

294 In dem Leben hier auf Erden
Ist doch nichts als Eitelkeit,
Bös Exempel, viel Beschwerden,
Plage, Klage, Müh und Streit,

Kummer, Sorgen, Angst und Not,
Krankheit und zuletzt der Tod.

Kelling. Haus des Johannes Kolf. Am Hause eine alte Jahreszahl, man sagt: 1543.

295

Geduld, Vernunft und Zeit
Macht möglich die Unmöglichkeit. 1813.

Keisd, Seiburg. Die Jahreszahl aus Keisd.

296

Laßt der Erde Plagen
Uns geduldig tragen,
Keuschheit stärkt das Herz,
Mäßiget den Schmerz.

Bulkesch.

297

Sei demutsvoll, wenn du beglückt,
Geduldig, wenn dich Trübsal drückt.

Menschendorf, Wolkendorf.

298

Siehst du in deinem Leben
Andre groß, dich aber klein,
Bild dir nur Gottes Ordnung ein!

Groß-Alisch.

299

Aller Menschen Wunsch und Willen
Kann ja Gott nicht stets erfüllen;
Gings mir immer, wie ich wollte,
O so gings nicht, wie es sollte.

Trappold.

300

Nun wünsch ich mir im Kreuz und Glücke
Geduld und Demut jederzeit,
Womit ich mich gehorsam schicke
Zu wahrer Gottgelassenheit,
Und achte weder Wohl noch Weh,
Wenn ich in Gottes Gnade steh.

Keisd.

301

Ich bin ein armer fremder Mann,
Aus Deutschland hergereiset;
Doch Gott, der sieht mich gnädig an,
Drum sei er stets gepreiset.

Reichesdorf.

302

Ich bin vergnügt, ob mich hie neidet
Die Welt und mancher Judasfreund
Mich oft mit seiner Zunge schneidet,
Daß mir das Herz im Leibe weint.
Gott lebt, der meine Feind und mich erhält,
Ich bin vergnügt. 1760 und 1762.

Kastenholz, an zwei Häusern.

303

Wer alles Unglück fromm erduldet,
Mit Unrechtthun sich nicht verschuldet,
Der wird dereinst noch glücklich sein
Und selig zu der Ruhe gehn. 1804.

Arbegen.

304 Ein tapferes Gemüt läßt Not und Unfall toben,
Es wird dadurch nur mehr gestärket und erhoben,
Daß man sich wundern muß. Hahnebach.

305 Glücklich ist, wer bald vergißt,
Daß Unrecht (?) nicht zu kehren ist. 1750. Meschendorf.

306 Glücklich ist, wer bald vergißt,
Was doch nicht zu ändern ist. Braller, Zeiden.

307 Zweifle nie in diesem Leben,
Gott kann immer Hilfe geben. 1871. Schaas.

308 Gott mit uns in aller Not. Brenndorf.

Neid und Bosheit. Angriff und Abwehr.

309 Herzlich hassen,
Mündlich lieben,
Ist der Menschen
Meistes Üben. Roseln.

310 Wenn ich habe Geld und Wein,
So will Jeder mein Bruder sein;
Wenn ich in Not und Elend bin,
So sind alle meine Brüder dahin.
Abtsdorf, ähnlich Bulkesch.

311 Wenn ich habe Geld und Wein,
Möcht ein Jeder mein Bruder sein,
Bin ich aber in der Not,
Sind alle meine Freunde tot. Meschen.

312 Mancher kommt zu mir als Freund
Und dennoch ist sein Herz mir feind;
Er hilft beklagen meine Not,
Und gönnt mir nicht das täglich Brot.
Brenndorf, Großau, Honigberg, Rohrbach, Seligstadt, Weißkirch.

313 Mancher kommt zu mir als Freund
Und dennoch ist sein Herz mir feind.
Ich aber sag den' ewig Dank,
Die mir Hand haben angelangt. 1837. Tartlau.

314 Mancher kommt zu mir als guter Freund
Und ist in seinem Herzen doch der ärgste Feind,
Er hilft beklagen alle meine Not
Und gönnt mir nicht mein täglich Brot.
Wenn ich habe Geld und Wein,
So will mancher mein Bruder sein,

Wenn ich bin in der Not,
So sein alle meine Menschen tot.

Bulkesch. Verwandt in Deutsch-Kreuz, Gr.-Kopisch, Niemesch, Reichesdorf. Die ersten Zeilen ähnlich in Kirchberg und sonst. Vgl. Nr. 127. — So auch in Oberhessen.

315

Mancher will für mich sorgen
Und kann mir weder leihen noch borgen;
Mancher will mich hassen
Und muß mich doch leben lassen.

Schorsch.

316

Fröhlich, fröhlich will ich sein,
Denn ich bin zufrieden.
Viele sind zwar, die mich neiden,
Aber wenige, die mich kleiden,
Viele sind, die mich hassen,
Und müssen mich doch leben lassen.

Halwelagen.

317

Viel sind derer, die mich neiden,
Und will mich keiner kleiden;
Viele derer, die mich hassen,
Und müssen mich doch leben lassen.

Klosdorf. Verwandt in Marpod. Vgl. Nr. 349.

318

Viel sind die mich hassen,
Und doch leben lassen,
Viel sind, die mich neiden
Und doch nicht bekleiden.

Feldorf, Heldsdorf, Jakobsdorf, Meschen.

319

Ach lieber Gott, wie geht das zu,
Daß der mich haßt, dem ich nichts thu;
Ein jeder Feind, der sorgt für mich
Und hat der Sorgen mehr als ich.

Abtsdorf. Dieselbe Klage erhebt nach Picks M. 2, 270 ein alter Spruch zu Quedlinburg:

Ach Gott, wie geht es immer zu,
das die mich hassen, den ich nichts thu;
die mir nichts gönnen und nichts geben,
müssen doch leiden, das ich lebe.

Fast wörtlich so auch zu Goslar aus dem Jahre 1648 und dann auf einer Scheibe mit der Jahreszahl 1705. Draheim, 240. 286.

320

Ach Gott, wie geht es zu:
Viel hassen mich, denen ich nichts thu,
Und bekümmern sich sehr um mich,
Haben doch selbst zu sorgen genug für sich.

Heldsdorf, Eibesdorf, Reichesdorf.

321 Ach Gott, wie geht es zu,
Viel sind, die mich hassen
Und mich doch müssen leben lassen,
Viel sind, die mich neiden,
Wenig, die mich kleiden.

Brenndorf.

322 Ach Gott, wie geht es nun hie zu,
Daß die mich hassen, den ich nichts thu,
Die mir nichts gönnen und nichts geben,
Und müssen sehn, daß ich kann leben. 1864.

Rußbach. — Auch von Draheim unter Nr. 371 aufgenommen.

323 Ach Gott, wie gern ich wissen wollt,
Wem ich auf Erden trauen sollt;
Denn diese Welt ist ganz verkehrt;
Die Einigkeit ist sehr gestört;
Denn gute Helfer in der Not
Gehn fünf und zwanzig auf ein Lot.

Tartlau.

324 Ach was Haß und was für Neid
Tragen gegen uns die Leut!
Hier ist Zorn, Verleumdung dort,
Also geht es fort und fort.

Honigberg.

325 Allen denen, die mich kennen,
Gib lieber Gott, was sie mir gönnen;
Denn Tadel, Neid, Mißgunst und Spott
Sind dieser Welt ihr zehn Gebot. 1832.

Tartlau. Ähnlich in Seiburg.

326 Allen denen, die mich kennen,
Gebe Gott, was sie mir gönnen.

Pintak (anno 1838), Eibesdorf, Denndorf, Groß-Laßlen, Kelling, Magarei, Roseln, Rosenau, Trappold, Dobring (anno 1882), Michelsberg, Nadesch und sonst — So auch in Norddeutschland (D. Inschr. 26). In Erfurt aus dem Jahre 1577 (Draheim 93):

Alle die mich kennen,
Got geb ihnen
Was sie mir gönnen.

327 Ein jeder wünsch mir, was er will,
Ich wünsch ihm noch einmal so viel.

Roseln und sonst Statt: noch einmal haben einige andere Inschriften zehnmal oder tausendmal. — Der Spruch geht in mannigfachen Variationen durchs ganze siebenb. Sachsenland. Auch in Deutschland findet man ihn oft. D. Inschr. 19. Alemannia 8, 245.

328

Der Neider hab ich viel zu viel,
Der Tadler noch viel mehr.
Ein jeder gönn mir was er will,
So geb ihm Gott zehnmal so viel.

Heldsdorf, Nußbach.

329

Denen, welche glauben, lieben, hoffen,
Steht mein Thor, solang es dauert, offen;
Der Neider hab ich viel zu viel,
Der Heuchler hab ich noch viel mehr.

Probsdorf (A.)

330

Viele Menschen sieht man sich bemühen:
Den Splitter aus des Nächsten Aug zu ziehen,
Nur jenen Balken sehn sie nicht,
Der ihnen selbst im Herzen sticht.

Hahnebach.

331

Wär ich weis' wie Salomon,
Wär ich schön wie Absalon,
Wär ich stark wie Simson,
Hätt ich aller Menschen Adel,
Wär ich doch nicht ohne Tadel. 1784.

Feldorf, Pintak, Rosenau, Zeiden. Das Datum ist aus Rosenau. Ein alter Spruch. Nach Draheim 146 in aedibus D. Auerbachii zu Leipzig aus dem Schluß des 16. Jhdts:

O mensch werestu so stark als Samson
Auch so schön vnd jung als Absolon,
Vnd hattest Alexandri macht vnd gewalt,
Vnd Hippokratis kunst manigfalt,
Dennoch mustu werden dem bittern todt gleich,
Das mögen mercken arm vnd reich.

332

Du darfst nicht, lebst du recht,
Nach bösen Mäulern fragen;
Es lieget nicht an uns,
Was der und jener sagen.

Draas.

333

Herr schütte deinen Segen aus
Auf mich und dieses Haus;
Geh ich auf Gottes Wegen,
So lach ich Spötter aus.

Klein-Schellen.

334

Haß und Neid und Heuchelei,
Geh bei diesem Haus vorbei;
Ehr und Frieden kehre ein,
So wird dies Haus gesegnet sein.

Petersdorf (U.)

335 Je mehr als mich mein Gott begabt,
Je mehr ich auch Mißgönner hab;
Wer ohne Zank hier leben will,
Der muß der Welt vergeben viel.
Tartlau.

336 Wenn Neid und Mißgunst brennt wie Feuer,
So wäre das Holz nicht halb so teuer.
Großscheuern, Meschendorf, Tartlau. In einer der Inschriften steht nicht gar für nicht halb. In Seiburg lautet die letzte Zeile: So wär das Holz im Ofen nicht halb so teuer. Auch in Baden (D. Inschr. 39), im Elsaß (Alemannia 9, 241) und schon im 16. Jahrh. in foro Cracoviensi (Draheim 182).

337 Wenn Neid und Mißgunst Thaler wären,
So hätte mancher vieles Geld;
So aber ist es wie die Ähren,
Auf welche Rost und Mehltau fällt.
Deutsch-Kreuz.

338 Die Welt ist bös und Schalkheit voll,
Haß und Neid ist überall;
Wenn das lauter Thaler wären,
Könnten alle sich leicht ernähren.
Zeiden.

339 Es haßt und neid't mich jedermann,
Hat er mich kaum ersehen;
Und wo man mich verfolgen kann,
Da ist es schon geschehen.
Ein jeder Mensch, der bringt mir Not
Und wünscht mir oft auch gleich den Tod.
Heldsdorf, die 4 ersten Zeilen auch in Schäßburg.

340 Nun werd ich wohl auch Neider haben;
Hier habt ihr Steine, freßt euch satt;
Das ist ein Mann von schlechten Gaben,
Der keine Neider hat.
Marktschelken.

341 Ihr Heuchler und ihr Neider,
Da unten habt ihr Steiner,
Freßt euch satt!
Wohl dem der wegen Aufdeckung des Betruges
Neider hat!
In Halwelagen über einem Thore.

342 Arbeit nur in Gottes Willen,
Gott wird auch den Widerwärtigen stillen;
Wer da denket mich zu fressen,
Der muß meiner ganz vergessen.
Heldsdorf.

Die neidisch wie die Hunde sein, 343
Verzehren selbst ihr Mark und Bein.

Roseln; früher auch in Agnethlen auf einer Tafel, auf der über der Inschrift sich ein Bild befand, darstellend einen Menschen mit einem Hundskopfe, der sich an seinem rechten Schienbein nagte. Der Spruch auch in Nürnberg. D. Inschr. 26.

O Neider geh vorbei, ich frag nicht viel nach dir, 344
Was du mir gönnst und wünschst, das gebe Gott auch dir!

Meschendorf.

Ein jeder rede, was er will, 345
Ich bleibe Gott getreu und still.

Neustadt (B.)

Wenn Tadler hier vorüber gehn, 346
Mein Haus mit falschem Aug ansehn,
So sag ich jedem ins Gesicht:
Mir schadet Neid und Mißgunst nicht.

Schellenberg. Ähnlich in Hahnebach. Vgl. Nr. 112.

Komm Lieber, komm und schaue: 347
Was schadet diesem Haus
Die falsche Bärenklaue.

Hahnebach.

Hasser hasse, Neider neide, 348
Ich veracht euch alle beide,
Weil mich Gottes Gnad erhält. 1684.

Reußen (mit der angesetzten Jahreszahl), Bulkesch.

Hasser hasse, Neider neide, 349
Ich veracht euch alle beide;
Ich lebe wie es Gott gefällt,
So lang mich seine Gnad erhält.
Allen denen, die mich kennen,
Gebe Gott was sie mir gönnen.
Viel sind derer, die mich neiden,
Aber wenig, die mich kleiden,
Viel sind derer, die mich hassen.
Doch müssen sie mich leben lassen.

Katzendorf. Vgl. Nr. 317.

Laß die Welt nur immer neiden, 350
Will sie mich nicht leiden,
O so frag ich nichts darnach;
Gott ist Richter meiner Sach. 1806.

Tartlau, Wurmloch. Die Jahreszahl aus Tartlau.

Ähnliche Sprüche, die den Hassern und Neidern Trotz bieten, in Loschwitz, Nördlingen und Pitschen (Oberschlesien). Der ältest bezeugte ist der aus unserm

Reußen (anno 1684), der in Loschwitz trägt die Jahreszahl 1796. Draheim 346, D. Inschr 33. Denselben Gedanken gab noch früher, im Jahre 1590, ein kühner Hildesheimer Patrizier Ausdruck. Er schrieb an die Stirne seines Hauses (Picks M. 2, 270):

spero invidiam
Deus dat cui vult.

351

Trotz des bittern Todes Zähren,
Trotz der Welt und allen denen,
Die mir sind ohn Ursach feind,
Gott im Himmel ist mein Freund.
Laß die Welt nur immer neiden,
Will sie mich nicht länger leiden,
Ei, so frag ich nicht darnach,
Gott ist Richter meiner Sach.

Talmesch.

352

Ist mein Gewissen frei
So kann es mir nicht schaden,
Ob man mich schon verdammt;
Bin ich bei Gott in Gnaden
Was frag ich nach der Welt?
Mein Richter ist ja Gott,
Drum ficht mich gar nicht an
Der frechen Feinde Spott.

Dobring.

353

Wen Gott schützen will,
Dem schaden Feinde gar nicht viel;
Drum Neider neidet mich nicht mehr,
Es kommt von Gottes Segen her.

Michelsberg.

354

Wer fleißig ist und mäßig lebt
Und sich der Gottesfurcht bestrebt,
Den lässet Gott gesegnet bleiben,
Wenn sich viel Neider an ihm reiben.

Bulkesch, Klein-Schelken.

355

Ich habe gebaut fest an der Straßen,
Weil mich alle Neider hassen;
So lasse nun die Neider neiden, die Hasser hassen,
Was mir Gott gibt, das müssen sie mir doch lassen.

Schorsch.

Weniger verwegen aus dem Jahre 1788 an einem Gasthaus zu Rothenfels im Murgthale (Draheim 344, 292):

Wer bauen thut an Gassen und Straßen,
Der soll die Herren reden und Narren tadeln lassen.

Und ähnlich äußert sich ein Halberstädter Spruch aus dem 17. Jahrhundert. Picks M. 2, 271.

Alle Menschen, die mich hassen, 356
Müssen mich doch leben lassen.
Wer still in Gottes Fügung ruht,
Mit dem macht Gott es immer gut. 1843.

Meschendorf.

Ich achte meine Hasser 357
Gleich wie das Regenwasser,
Das von den Dächern trieft.
Ob die mich schon thun neiden,
Müssen sie es doch leiden,
Daß Gott mein bester Leiter (Helfer) ist. 1822.

Eibesdorf, Neustadt (B.), Wurmloch. Das Datum aus Neustadt.

Auffällig ist die fast wörtliche Übereinstimmung einer Hausinschrift zu **Rottmirsleben** bei Magdeburg, die das Datum 1862 trägt und einer **Kachelinschrift** zu Althengstett in Schwaben. Jene lautet nach Draheim 371:

Ich liebe meine Hasser
Gleichwie das Regenwasser,
Das von den Dächern fleußt.
Und ob sie mir gleich neiden,
So müssen sie doch leiden,
Daß Gott mein Helfer ist.

Vgl. Alemannia 8, 259.

Ich achte meine Hasser 358
Gleich wie das Regenwasser,
Das von den Dächern fließt,
Es soll ein Jeder für sich sorgen,
Er hat mir nicht zu leihn und zu borgen,
Ein jeder sorgt vor sich und nicht vor mich. 1851.

Talmesch, Kerz.

Ich achte meine Hasser 359
Als wie das Regenwasser,
Das von den Dächern fließt;
Ob sie mich gleich neiden,
So müssen sies doch leiden,
Daß Gott mein Helfer ist. 1779.

Rosenau Nr. 553. Die drei ersten Zeilen auch in Kirchberg.

Könnt ich mein Hab und Hütte 360
Nehmen auf den Rücken hin,
Möcht ich nach der Schnecke Sitte
Vor dem bösen Nachbar fliehn.

An einem Scheunengiebel in Wolkendorf (bei Schäßburg).

361 Weh dem, der ins Gefecht
Kommt mit dem Weltgeschlecht;
Die Welt ist ohn Erbarmen
Und schonet nicht der Armen,
Fällt man gleich vor ihr nieder,
Setzt sie sich doch wider. 1801.
Tartlau.

362 Nun vorbei ihr falschen Rotten,
Die ihr nichts könnt, als nur spotten;
Ich bleib hier nur Gott ergeben,
Und ihr müßt mich lassen leben.
Vor Feuer und vor Wassernot,
Behüt' uns lieber Herre Gott.
Reichesdorf. Vgl. Nr. 281.

363 (x. x. möchte bauen ge?)rne
Sein Vermögen ist zu schwach;
Mancher Heuchler tritt von ferne,
Der doch wüßte Rat zur Sach,
Soll ich denn auf Menschen bauen?
Nein! auf Jesum will ich trauen.
Seligstadt. Vgl. Nr. 112.

364 O falsche, böse Welt,
Gott kennt deine Stücke;
Du bist voll Haß und List,
Voll Bosheit und voll Tücke;
Du hast die Liebe nicht,
Und doch der Liebe Schein,
Und dieser falsche Schein
Soll wahre Liebe sein.
Wolkendorf.

365 Der Unschuld wird in dieser Welt
Wie Vögeln immer nachgestellt.
Honigberg.

366 Man fragt nach Gott dem Herrn nicht mehr,
Die Welt siecht ganz von eitler Ehr,
Die Falschheit nimmt ganz überhand,
Betrügen ist kein Schand. 1824.
Tartlau.

367 Die Liebe ist erfroren,
Die Gerechtigkeit hat sich verloren,
Die Ungerechtigkeit wird täglich neu geboren.
Irmesch.

368 Die Wahrheit ist gen Himmel geflogen,
Die Treue ist über das Meer gezogen,
Die Liebe ist erfroren,
Die Barmherzigkeit hat sich verloren,

Die Gerechtigkeit ist vertrieben,
Verfolgung, Haß und Neid sind in der Welt geblieben.

Arkeden, **Probsdorf (A.) Trappold. Verwandt in Marpod.**

An einem Hause zu Oldersum in **Ostfriesland aus dem Jahre** 1580:

De Waerheit is to Hemmel ghetoegen,
De Trouwe ist ower dat Meer gefloegen,
De Gerechticheit is allenthalven verdreven,
De Ontrouwe is in de Werldt gebleven.
Godt, min Herr, woe seer geit Gelt voer Eer,
Ghewalt voer Recht! Dat klaege ick arme Knecht.

In Draheims Deutschen Reimen 177; **dort auch ein verwandter Spruch** in hochdeutscher Sprache aus derselben Zeit.

369

Die Wahrheit ist gen Himmel geflogen,
Die Treue ist über das Meer gezogen,
Die Liebe ist erfroren,
Haß und Neid in der Welt geblieben.

Brenndorf.

370

Allein auf Gott setz dein Vertraun,
Auf Menschenhilf sollst du nicht baun;
Gott ist allein, der Glauben hält,
Sonst ist kein (Treu?) mehr in der Welt.

Schäßburg.

371

Will ich denn mein Elend lindern,
Und erleichtern meine Not,
Bei der Welt und ihren Kindern,
Fall ich vollends in den Kot.
Da ist Trost, der mich betrübt,
Freude, die mein Unglück liebt,
Helfer, die mir Herzleid machen,
Gute Freunde, die mein lachen. 1785.

Tartlau.

372

Herr, ich suche Treue und Liebe,
Aber ich kann sie finden nicht,
Deswegen ich mich sehr betrübe,
Ach mein Gott, verlaß mich nicht.
Herr, vergib mir meine Sünden!
Laß mich Treu und Liebe finden.

Radeln.

373

Wo bleibt die brüderliche Lieb,
Die ganze Welt ist voller Dieb;
Um Tugend ist es schlecht bestellt;
Ein Jeder spricht: hätt ich nur Geld.

Bulkesch, Seiden.

374

Die Leute sagen immer:
Die Zeiten werden schlimmer;
Nein. Die Zeiten bleiben immer,
Die Menschen werden schlimmer.

Marktschelken. — **Auch in Franken. D. Inschr.** 52.

375 Die Hoffnung bessrer Zeiten,
Wann kommt die?
Sie fragt nach guten Leuten;
Wo sind die? Eibesdorf.

Allen Menschen recht gethan.

376 Allen Menschen recht gethan,
Ist eine Kunst, die niemand kann;
Wer es aber machen kann,
Lösch mich aus und schreib sich an.

Bulkesch; Marktschelken; Neustadt (B); ähnlich Schaas. — Die beiden ersten Verse auch in Franken. D. Inschr. 36. An Fritz Reuters Haus in Eisenach:

Wenn eener kümmt und tau mir seggt:
„Ick mach dat allen Minschen recht",
So sach ik: „Leiwe Fründ, mit Gunst,
Lehre s' mi doch dese swere Kunst".

377 Jedem Menschen zu gefallen,
Ist eine Kunst, die niemand kann;
Wer Beßres denken kann,
Zieh Dieses aus, schreib andres an.

Radeln (1836); Seiburg (1844); Pruden (1852).

378 Es ist kein Mensch in der Welt,
Welcher stets in allen Sachen
Alles recht und gut kann machen,
Daß es jedermann gefällt. Zeiden.

379 Niemand lebet auf der Welt,
Der es stets in allen Sachen
Einem jeden recht kann machen,
Denn was einem gleich beliebet,
Hat den andern oft betrübet. 1797.

Jakobsdorf (A.), mit leichten Abweichungen auch sonst.

Für die Diebe.

380 Will einer in dies Haus eingehn,
So darf ers Stehlen nicht verstehn.

Deutsch-Tekes. — In Franken (D. Inschr. 52):

Wenn einer in das Haus 'rein geht,
Und sein Sinn nach Stehlen steht,
Der bleibe lieber draußen,
Mein' Katz kann selber mausen.

Dies Thor steht offen; man kann herein; 381
Nur nicht ein Räuber soll es sein. Deutsch-Kreuz.

O Gott, wenn ich ausfahr, 382
Vor allem Unglück mich bewahr,
Send Raphael, der begleite mich
Wie Tobiam recht wunderlich.
Laß das Thor nicht offen stehn,
Daß ein Jeder ein kann gehn!
Er trägt hinweg, was ihm gefällt,
Der böse Spitzbub in der Welt. Waldhütten.

Ich war einmal in einem Land, 383 a
Da wars geschrieben an die Wand,
So ist auch hier geschrieben:
Des Nachts, wenn wir schlafen,
Kommen die Räuber und rauben
Die Pferd und die Räder;
Des Morgens steht das Thor offen,
Kein Zurückbringen ist zu hoffen.

Abtsdorf. Die zwei ersten Zeilen kehren oft wieder als Einleitung zu Sprüchen verschiedenen Inhalts.

Ich war einmal in einem Land, 383 b
Da stand geschrieben an der Wand:
Vertrau auf Gott und sei verschwiegen;
Was nicht dein ist, laß liegen.

Marpod. Vgl. Nr. 410. Ähnlich an einem Wirtshaus in der Schweiz. D. Inschr. 112.

Mutwill und Schalkheit.

Vieles denken schwächt die Glieder, 384
Was hilfts, daß man denkt und dicht't,
Das Vergangene kommt nicht wieder,
Das Zukünftige weiß man nicht. 1829.

Bulkesch, Brenndorf, Jakobsdorf (A.) Roseln. Das Datum aus Jakobsdorf.

Wer früh aufsteht, der frißt sich arm; 385
Wer lange schläft, dem bleibt das Bettchen warm. Helsdorf.

Genau so lautet ein Reimspruch des sächsischen Erzgebirges bei E. Goepfert, **Die Mundart** des sächsischen Erzgebirges, S. 91. Vgl. auch das Ruhlaer und **Driburger** Sprichwort:

Wer früh aufsteht, sein Geld verzehrt,
Wer lange schläft, den Gott ernährt.

K. Regel, Die Ruhlaer Mundart 131; Firmenich, Germaniens Völker**stimmen 1**, 362 b.

386 Falsch Gewicht und Maß
Ist kein Spaß. Tartlen.

387 Ich liebe die Gerechtigkeit (Aufrichtigkeit)
Und halte nichts vom Prahlen,
Wem ich als Freund nicht gut genug,
Der laß sich einen malen.
Großau, Meschendorf, Rosenau, (anno 1851), Wolkendorf bei Schäßburg. In Talmesch mit einer gegen die Tadler gerichteten Fortsetzung.

388 Sehr selten hats jemand wie ich:
Ein Nachbar bet täglich vor mich,
Der andre reicht mir guten Wein,
Sollt ich dabei nicht fröhlich sein?
Magarei. An einem Haus zwischen einer Schenke und der Predigerwohnung.

389 Mein Herr Nachbar rechts, der labt mich aus dem Buch,
Mein Nachbar links, der labt mich aus dem Krug,
So kann ich alle Tage selig
Und alle Tage fröhlich sein.
Werd (rechts die Predigerwohnung, links das Wirtshaus.)

390 Mein Nachbar rechts labt mich aus dem Bibelbuch,
Mein Nachbar links aus dem Weinkrug,
Der Eine macht mich selig,
Der Andre macht mich fröhlich. Zied.

391 Zum ersten Gott lieben macht selig;
Wein trinken macht fröhlich;
Also ein Jeder trinke Wein;
So kann er fröhlich und selig sein. Petersdorf (U.) Vgl. Nr. 471.

392 Lustig hier und selig dort,
Treuer Himmel walt dein Wort. Schorsch.

393 Aufrichtig gelebt,
Selig gestorben,
Hat dem Teufel
Die Rechnung verdorben.
Waldhütten und sonst. Statt aufrichtig auch: lustig, fröhlich, christlich.

394 Was du willst verschwiegen haben,
Sollst du keinem Weibe sagen;
[Denn da ists verschlossen,
Wie Wasser in ein Sieb gegossen].
Wolkendorf bei Schäßburg. — Vgl. Simrock, Die deutschen Sprichwörter[3] 615.

Nichts ist besser in der Welt
Wie: Tod und Teufel nimmt kein Geld. 395

Petersdorf (U.) — In Oberhessen (D. Inschr. 66):

Das ist das Beste in der Welt,
Daß der Tod nimmt kein Geld;
Sonst würden sich die Reichen zusammen gesellen
Und die Armen an die Spitze stellen.

Wozu ist Geld doch gut?
Wers nicht hat, hat nicht Mut,
Wers hat, hat Sorglichkeit,
Wers hat gehabt, hat Leid. 396

Magarei.

In großer Angst leb ich allhier,
Der Wolf kommt mir vor die Thür;
Er hat auch ein Schwein verschlungen
Und ist gleich zum Teufel gesprungen,
Er schaut keinen Armen an. 397

Tartlau.

Gott segne alle Groß und Klein,
Die durch dies Thor gewandert sein;
Und weil ich an der Straße wohn
So glaube ich an Gott Vater und Sohn. 398

Seligstadt; jetzt übertüncht.

Johann Geiger bin ich genannt,
Das ist einem jeden wohlbekannt. 399

Schorsch.

Em Gässken dreiff de Gorren alle gor,
Sonst bleiwst de wärlich stechen än der mor. 400

Girelsau (an einem Hause gegen die sumpfige Gasse).

Siebzig Jahr alt, sprich drei minder,
Gründete für Kindeskinder
Dieses Haus Johannes Binder. 401

Agnetheln. Soll sich (D. Insch. 48) genau so auch in Augsburg finden.

Ich leb als Bauer in diesem Land
Zehn Finger hab ich an einer Hand
Fünf und zwanzig an Händ und Füßen
Das muß ein jeder Bauer wissen. 402

Neustadt (A.)

Sieh auf dich und nicht auf mich,
Und wo ich fehle, bessere dich!
Es leben gute Freunde,
Der Teufel hole die Feinde. 403

Neithausen. Vgl. Nr. 589.

Vgl. Nr. 186. 487. 589. Die beiden ersten Verse ähnlich auch im Voigtlande D. Inschr. 38. Der Humor wird zum Sarkasmus in der in Picks M. 2. 271 abgedruckten Hildesheimer Inschrift vom J. 1606:

Du redest van was dir gefelt,
Kostet mir aber das meiste gelt;
Habe ich geirt, so hüte du dich,
Bins nich allein dem Witze gebricht.

Verschiedene Kernsprüche.

404 Fürchte Gott in allen Dingen,
So wird dir Alles wohl gelingen. Deutsch-Kreuz.

405 Fürchte Gott,
Thue Recht,
Scheue niemand! Zeiden.

406 Thue nichts ohne Rat,
So gereut es dich nicht nach der That.
Sir. 33, 24. Nußbach.

407 Der ist weis' und wohlgelehrt,
Der alle Dinge zum besten kehrt. 1826.
Nußbach, Deutsch-Kreuz, Dobring.

Schon aus dem 14. Jahrhundert bezeugt. Ein mittelniederdeutscher Reimspruch lautet:

He is wys vnd wol gheleret,
De alle dingk to deme besten keret, u. s. w.

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 1876, 25.

408 Spricht jemand schlecht von dir, so sei es ihm erlaubt;
Du aber lebe so, daß Keiner es ihm glaubt.
Petersdorf (U.)

409 Sei lustig am Abend und fröhlich am Morgen,
Doch dieses behalte und trenne dich nicht
Von redlicher Treue und seliger Pflicht. Gierelsau.

410 Sei treu und verschwiegen,
Was nicht dein ist, laß liegen;
Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist,
Und Gott, was Gottes ist. Nußbach.

411 Wünscht Glück dem Land, in dem ihr lebt,
Daß es der Segen Gottes hebt;
Fleht Gottes Huld um sein Gedeihn,
Um seines Wohlstands euch zu freun!
Wünscht Glück und Wohlfahrt unserm Ort,
Daß alle thun nach Gottes Wort
In Liebe und in Einigkeit,
Was ihnen Pflicht und Recht gebeut! Großau.

Wenn falsche Münder sprechen, 412
Wenn falsche Zungen stechen,
Ist mein Gewissen frei,
So kann es mir nicht schaden,
Ob man mich schon verdammt.
Bin ich bei Gott in Gnaden,
Was frag ich nach der Welt.
Mein Richter ist ja Gott,
Drum ficht mich gar nicht an,
Der frechen Feinde Spott.

Keisd. — Von Draheim in seine Deutsche Reime aufgenommen.

Gott sei Lob und ehrlich Dank, 413
Das Vergangene kommt nicht wieder,
Das Zukünftige weiß man nicht,
Denn die Zeit ist wunderlich.
Mensch steh still und schicke dich!
Alle Tage lustig ist gefährlich,
Alle Tage traurig ist beschwerlich;
Alle Tage glücklich ist unmöglich,
Aber eines nach dem andern ist erträglich.

Bulkesch, dann die vier letzten Zeilen auch in Burgberg.

Gleich wie das Gold an seinem Klang, 414
Und der Vogel an seinem Gesang,
So auch der Mensch an seinen Worten
Wird erkannt an allen Orten.

Deutsch-Kreuz, Neustadt (B.)

Schaff, weil es Tag noch ist, 415
Steh weil du fest noch bist,
Hilf da, wo Not entsteht,
Gib, wo die Armut fleht,
Bet, wo auch Not dir droht,
Trau stets auf deinen Gott! Reichesdorf.

Wer Gutes thut, 416
Hat frohen Mut,
Weltlust vergeht,
Tugend besteht. Großau.

Das Höchste im Leben ist: unabhängig zu sein. 417

Klein-Schelken.

Erhebe dich nicht in stolzem Mut, 418
Wenn du bekommen hast großes Gut,
Gott hats dir nicht darum gegeben,
Daß du dich sollst damit erheben. Kirchberg.

419 Bete rein,
Arbeit fein,
Und laß Gott sorgen allein.
Sei fromm und züchtig,
Und halte deine Sachen richtig,
Dann wird Gott in allen Sachen
Den Anfang und das Ende machen.

Thalheim. Die 3 ersten Zeilen auch in Stein und auf einer Kachel im Züricher Museum. Draheim 335. — Vgl. oben Nr. 236.

420 Halt dich rein,
Acht dich klein,
Gib dich nicht gemein
Und sorge fein;
Übriges laß Gott befohlen sein.

Reisd. — In dem kölnisch-deutschen Buche Weinsberg aus der Mitte des 16. Jahrhdts. (Germania 19, 82):

Halt dich allein,
Dein hertz halt rein,
Und acht dich klein,
Hab lieb, das nymer mach vergain,
So kan dyn herz in frewden stain.

Ein alter Spruch; auch schon von Luther gebraucht:

Acht' dich klein, halt dich rein,
Sei gern allein, mach dich nicht gemein.

421 Vaterhaus, stilles Haus,
Hort des Friedens für und für,
Gottes Segen weile über dir,
Über allen, die hier gehn ein und aus.

Am neuen Pfarrhaus in Arkeden.

II. Am Schulhause.

422 Bildung ist Freiheit. Mühlbach.

423 Des Volkes Heil erblüht aus seiner Jugend. Mühlbach.

Am Gymnasium zu Landsberg a. d. W. ähnlich:

Ihr seid das Saatkorn einer neuen Zeit.

424 Der Volksbildung gewidmet. Malmkrog.

425 Es werde Licht. Agnetheln.

426 Sei weise mein Sohn, so freut sich mein Herz. Freck.

427 Schola Seminarium reipublicae. 1619. Schäßburg.

428 Hast du ein Amt, so warte sein,
Das ist des Höchsten Wille;
Ach flöße selbst die Kraft mir ein,
Daß ich ihn treu erfülle.

An der Rektorwohnung in Brenndorf.

Ihr Kinder faßt hier solche Lehren, 429
Die spät am Abend euch noch freun;
Früh lernet dulden und entbehren;
Seid gut und lernet weise sein. Meschen.

III. In Kirchen und an kirchlichen Geräten.

An Altären, Taufsteinen und Orgeln.

Hoc Altare Deus Deus Tu Fare 430
Sacelum serviat at Laudi semper atrumque Tuae
Die Kirch und den Altar
Behüt vor all Gefahr;
Dein Wort und Sakrament
Behalt uns bis ans End. Am Altare zu Reußen.

Descendat libans plenitudine fontis virtus spiritus sancti. 431
Sit fons visus aqua regenerationis unda purificans.
Oadonar sabaoth detragar matun Emanuel.
Anno Domini MCCCCXXXVIII.
Leonhardus.
Am Taufkessel der ev. Pfarrkirche zu Hermannstadt.

Über die Kabalistik der letzten Spruchzeile s. Müllers Abhandlung im **BA. 4, 221.** Eine fast wörtlich gleichlautende Inschrift auf dem Klein-Schelker **Taufkessel.** Andere Taufkessel-Inschriften in Müllers erwähnter Abhandlung.

Tartlen 1646. Gott zu ehren vnndt gebrauch dieser christlichen Kirche verehret von Mich. Gold. Jud. Cor. (Außen.) 432

Dass blutt Jhesu Christi machet vnns rein von allen vnsren sünden. (Innen.)
Auf und in einer 1646 vom Kronstädter Richter Mich. Goldschmidt der Tartlauer Kirche verehrten Patene.

Der Pfeifen Klang 433
Zu Gottes Lobgesang. An der Orgel zu Meschendorf.

Dies Werk ist Gott zu Ehren gebaut 1680. 434
An der Orgel der ev. Pfarrkirche zu Schäßburg in schwer lesbarer verschlungener und vergoldeter Frakturschrift.

Sine me nihil estis. 435
Am Blasebalg der frühern Orgel der Schaaser Kirche.

An Wänden und Gestühlen.

Si vis peccare, quaere ubi te deus non videat. 436
Wiltu Sündigen, so suche [einen] ohrt in der Welt, da dich Gott nicht [sieht]
An der Wand der Kirche zu Wolkendorf (b. Schäßburg).

437 Wer yn dys gestül wil stan
Und nit latyn reden kan,
der solt blyben daraus,
das man ym nit mit kolben laus. (1523)

Am Lehrergestühl im Chor der Schäßburger Bergkirche. Vgl. S. 126.

Am Chorstuhl der Kramergilde zu Stralsund steht — nach Daheim 173 — ein Mann mit einer Keule und daneben die Inschrift:

Dat ken kramer ist
de blief da buten
oder ick schlak em up de schnuten
anno 1574.
Dit is der kramer eren stol.

438 Deus hanc orationem non exaudit, quam qui orat et non attendit.

An der Rückwand des Chorgestühls in der Schäßburger Bergkirche. 16. Jahrh. BA. 1, 325. Die Inschrift erinnerte G. vom Rath (Siebenbürgen 49) an die Zeit des erschütterten katholischen Glaubens.

439 Sunt tria vere que faciunt me sepe flere:
Est primum durum, quod scio me moriturum,
Gemo secundo, quod morior nescio quando.
Tertio magis flebo, quod nescio ubi manebo.

An dem gleichen Gestühle mit Nr. 438.

440 Soli deo laus et sua benignitas laudatur.

Am Töpfergestühl in der Schäßburger Bergkirche.

441 Non omnes sancti
Qui calcant limina templi.
Das sind nicht lauter Gotteskind,
Die in der Kirch beisammen sind. Peschendorf.

442 Ich pin eyn Fogel und heys dy ayl
und wer mich hasset den schent dy payl.

An der Vorlehne als Umschrift eines rohgeschnitzten Eulenbildes. — Oben, an der Rücklehne steht:

Hoc opus perfectum per me Johannem Reychmuth
mensatorem Sches[variensem] ad laudem et honorem
Mariae virginis. A. 1533.

An einem Gestühl in der Bogeschdorfer Kirche. Über payl = Beule in Flüchen vgl. D. Wtb. 1, 1746.

443 Utilis est pietas, sive hoc trasegeris aevum,
Aeternumve adeas, utilis est pietas.

Birthälm. 16. Jahrh. Salzer, Birthälm S. 87.

Diesen Stand hat Gott geehrt, 444
Weil er Kaiser, König und Land ernährt,
Drum geschiehts zu Gottes Ehren. 1765.

Meschendorf. Um einen ovalen Kranz, in welchem Pflugeisen abgezeichnet sind.

Wer seines Glaubens Licht zu Gottes Ehr läßt leuchten 445
Und sein erwähltes Haus zu zieren ist bereit,
Den will Gott wiederum an Leib und Seel befeuchten
Mit seinem Segen hier und dort in Ewigkeit. 1764.

Meschendorf.

„Gottes Brünnlein hat Wasser die Fülle". 446
„Du wollest nicht dem Thiere geben die Seele deiner Turteltaube".

Am Jugendgestühl in Trappold.

Auf Glocken.

O rex glorie veni. — 447
O rex glorie veni cum pace. —
O rex glorie veni nobis cum pace. —
O rex glorie, ihesu christe, veni cum pace.

Gebetsformeln, welche auf siebenb. Glocken aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und aus den drei nächsten Jahrhunderten sehr oft erscheinen, so z. B. auf einer oder zwei Glocken zu Abtsdorf, Groß-Alisch, Arbegen, Bachnen, Baßen, Birthälm, Bodendorf, Bonnesdorf, Bulkesch, Donnersmarkt, Draas, Eibesdorf, Irmesch, Maldorf, Malmkrog, Mediasch, Meschen, Mergeln, Mortesdorf, Nimesch, Pretai, Schaas, Klein-Schelken, Schmiegen, Stein, Stolzenburg, Tobsdorf, Trappold, Wolkendorf (b. Schäßburg), Zuckmantel und sonst. Seit Jahrhunderten tönen die sächsischen Glocken mit ihren Friedensklängen ins Land und noch ist kein Friede im Land. O rex gloriae, veni nobis cum pace!

Helf got 448
Maria berot. mccccIxx.

In Nadesch. Fr. Müllers Abhandlung: Zur ältern siebenbürgischen Glockenkunde im VA. 4, 218.

O got perot, maria hilf vns avs not, 449
das ich heit pegin das ein guet.

In Almen, aus dem 15. Jahrhundert Korrespondenzblatt 4, 27.

ihesus maria hilf uns aus aller not, 450
vnd sant nicolas hilf,
heilig muter sant ana selb dryt. 1513. Brenndorf.

Müller im VA. 4, 220. Die heilige Anna ward gegen Gewitter und Dämonen angerufen, wie deutlich aus Glockeninschriften zu Steinerberg in der Schweiz, Annaberg in Sachsen (Anzeiger f. Kunde d. d. Vorzeit 1883, 15) Frickenhausen und Beuren in Württemberg (Birlinger, Aus Schwaben 1, 148) hervorgeht. Nicht die Glocke als solche zerstreute das Gewitter, sondern der oder die Heilige, auf deren Namen sie getauft war. Vgl. S. 301.

451 Hac cristi tuba pellatur grandinis turma
turbinis conflictus stringatur fulminis ictus

In Marienburg (Burzenland), aus der Mitte des 15 Jahrhunderts. / Sieh Anzeiger für Kunde d. d. Vorzeit, 1880, Sp. 305.

452 In honore sancti nicolai Benedictus sit hujus
campine (!) sonus. In nomine patris filii et
spiritus sancti amen.
capane, destruatque. aura. nociuam
scte. trntatis virt.

In Baaßen. Die Abkürzungen im ersten Teil der Inschrift sind hier aufgelöst; den letzten Satz hat Müller S. 224 also konstruiert: campanae, que destruat auram nocivam, sanctae trinitatis virtus [inest.]

453 ihesus cristvs hilf vns, àno domini mccccl xxi. Wölz.

454 Da pacem, domine. in diebus nostris. 1557. Michelsdorf.

455 Maria bit dein kint vor uns.

Deutsch-Pien. Müller, VA. 4, 223.

456 Gloria deo in excelsis. Pax bonae voluntatis hominibus in terris.
Amen. Resonamus laudem sanctae trinitati. Anno Christi 1693.

Scholten.

457 Georgius Wenning von Wien in der Hermanstat gos mich.
Durch das Feuer flos ich. 1628. Schönberg. Müller, VA. 4, 232.

458 Mein Schall ruft dich zum Tempel hin
Und wecket in dir frommen Sinn;
Mein Schall begleitet dich zur Gruft,
Bis dich der Allmacht Stimme ruft. 1827. Halwelagen.

IV. In Klosterzellen.

459 Fili mi omni tempore time dominum el vade commede in leticia
panem tuum es bibe cum gaudio vinum tuum placent opera tua
omnipotenti deo . . . . . .

Von einem Kranz aus Trauben und Weinlaub umgeben über dem Eingang zu einer Zelle des ehemaligen Dominikanerklosters in Schäßburg. Müller im VA. 2, 419.

460

1520	1	ag	0	Eyn gwtter Man hath. 8. schweyn
1521	2	f	5	Wnd. 6. bachen auff dem byn
1522	3	e	4	Wber das hath her. 9 hammen
1523	4	d	3	Wnd. 7. brathwirßt auff der stangen
1524	5	cb	2	Darczw. 6. scholderen wungezerth
1525	6	a	0	Iclige war. 9. pfennig werth

1526 7 g 6 Mer sag ich. 6. schweynen
1527 8 f 5 Dye. 9. gulden werth seyn
1528 9 ed 4 Darnach aber. 8. schweyn
1529 10 c 3 Dye brochten. 6. ferkeleyn
1530 11 b 2 Eyn gutte fraw hath eyn kw. 9. jar
1531 12 a 0 Dy brachte. 8. kelber das ist war
1532 13 gf 6 Wber das 6 — — —

Das Übrige verstümmelt. An der Wand derselben Schäßburger Klosterzelle. VA. 2, 420. und Müller, Deutsche Sprachdenkmäler 174. Die Inschrift stellt einen Kalender für die Jahre 1520—1538 dar, 1520 zum Gebrauch während des nächsten Mondcyklus an die Wand geschrieben und nach Art der Zeit mit Sprüchen versehen. 1519 war ein Mondcyklus zu Ende gegangen, 1520 begann ein neuer, welcher bis 1538 dauerte. Jedes Jahr des Cyklus hat eine bestimmte Zahl aus der Reihe 1—19, die sogenannte goldene Zahl. Die auf dieselbe folgenden Buchstaben, (a—g) sind die Sonntagsbuchstaben; sie bezeichnen den ersten Tag zu Beginn eines Jahres, welcher ein Sonntag ist. Das Jahr 1521 hat als Sonntagsbuchstaben f, den sechsten Buchstaben, es ist der 6. Januar 1521 der erste Sonntag in diesem Jahre. 1520 hat als Schaltjahr zwei Sonntagsbuchstaben, ag; a gilt zu Anfang des Jahres und ist der 1. Januar 1520 ein Sonntag; da nun aber der 24. Februar eingeschaltet wird, ist von diesem Tag an ein andrer Sonntagsbuchstabe giltig: g. Die vierte Vertikalreihe, die Ziffern 0, 5, 4 ff wollen nur die Sonntagsbuchstaben in Ziffern übersetzen; darum habe ich beim Jahre 1529 und 1530 die erste Mitteilung Müllers (Vereinsarchiv) beibehalten und bin nicht der verbessernden in den deutschen Sprachdenkmälern gefolgt.

Der 6 psalm 461
HERR straff mich nicht in deinem zorn
daß bitt ich dich von Hertzen
ich bin sonst ganz und gar verloren
mit dir ist nicht zu scherzen
ach züchtige mich nicht in deinem grim
weil ich so voll verderbniß bin
und leide große Schmertzen.

Ebenda. Schrift des 17. Jahrhunderts.

In des Kaisers Diensten allezeit getreu du bleib 462
Obschon sein Feind tracht dir nach deinem Leib.

Aus dem 18. Jahrhundert. In einer ehemaligen Schäßburger Klosterzelle, der späteren Kantorwohnung. VA. 2, 429.

V. An Rathäusern.

Illustrissima omnium virtutum est iustitia 463
Inexpugnabile munimentum unitas civium
Recte iudicate filios hominum, audi alterum partem.

Inschrifttafel im Sitzungssaal der Hermannstädter Stadtvertretung, ursprüngliche Schrift in gold. goth. Minuskel, aus dem Jahre 1545, renoviert 1721. Im Jahre 1545 hat die Stadt ihr jetziges Rathaus gekauft.

464 a

Übet stets Gerechtigkeit
Ihr Gottes Stellvertreter;
Richtet recht zu jeder Zeit,
Seid stets Unschulds Retter!
Dann führt ihr würdig euer Amt,
Seid glücklich, jenseits nicht verdammt. 1824. Rothbach.

Derber drückte sich in dieser Beziehung die ältere Zeit aus. Fast bis auf unsere Tage herab schmückte das Schäßburger Rathaus das sogenannte Cambysesbild, ein über 4 Schuh hohes und 5 Schuh breites Gemälde mit 12 Figuren, das jetzt in einer Rumpelkammer im Stundturme liegt. Nach Herod. 5, 25 läßt Cambyses den Sisamnes, einen königlichen Richter, weil er um Geld ein ungerechtes Urteil gesprochen, hinrichten, schinden, aus der Haut Riemen schneiden, dieselben in einen Stuhl einfügen und setzt den Otanes, den Sohn des Sisamnes darauf mit der Weisung: eingedenk zu sein, auf welchem Stuhle er zu Gericht sitze. Die letztere Szene stellt das Bild dar: Otanes (auf dem Bild Orenes genannt) sitzt auf dem Richterstuhle; hinter ihm hängt an der Lehne des Richterstuhles die ganze Haut des Sisamnes; vor Otanes steht inmitten seines Gefolges Cambyses: Auf dem Bilde findet sich folgende Inschrift:

464 b

Schau Richter auf den Stuhl, den ich mit Angst besitze
Und wenn ich halte Recht, so gläube, daß ich schwitze;
Es ist meins Vater(s) Haut, der hat das Recht gebogen.
Drumb hat Cambyses ihm sein Leder abgezogen. 1685.

Noch strenger war Artaxerxes gegen ungerechte Richter. Artaxerxes severior in malos judices fuit; nam vivis pelles detrahi jussit iisque aliorum judicum subsellia insterni, ut recens semper ante oculos haberent exemplum iustitiae non impune violatae. Nach Diod. Sic. Fischeri select. hist. V. 41, 3.

465

Thue nichts Böses,
So widerfährt dir nichts Böses;
Enthalte dich des Unrechts,
So trifft dich kein Unglück. 1826. Reisd.

VI. An Türmen, Burgmauern und Gefängnissen.

466 Nulla salus bello, pacem te poscimus omnes. Sehr häufig.

467 O quam beata res publica, o quam felix communitas, quae tempore pacis considerat bella.
An einem Turm der Kirchmauer zu Zendersch.

468 Si deus nobiscum, quis contra nos? Ebenda.

469 Nomen domini turris fortissima.
Auf einem Stein mit dem Schäßburger Wappen; ehemals in der Burgmauer an der Schanze befestigt, jetzt im antiquar. Kabinet des Schäßburger Gymnasiums.

470 Homo semper felix est.
Vor kurzem noch am Schäßburger Gefängnisturm.

VII. An Wirtshäusern und Brunnen.

Gott lieben macht selig, 471
Wein trinken macht fröhlich;
Drum liebet Gott und trinket Wein,
So werdet ihr selig und frölich sein.
Braller, Marktschelken, Meschen. Vgl. Nr. 391.

In einer Stube zu Monakam in Schwaben Wort für Wort derselbe Spruch aus dem Jahre 1717. Alemannia 8, 248. Auch im Zillerthale findet er sich. Draheim 300.

Komm herein du lieber Gast, 472
Wenn du Geld im Beutel hast;
Hast du eins, so setz dich nieder,
Hast du keins, so geh bald wieder;
Heut ist nicht der Tag
Wo ich borgen mag;
Borgen macht nur Sorgen. Großpold.

Die vier ersten Zeilen fast wörtlich so am alten Wirtshaus zu Reußen und an einem Schweizer Wirtshaus, D. Inschr. 114.

Wer will borgen, 473
Der komm morgen. Werd.

Schenkhaus heiß ich alt und neu, 474
Zahlhaus bleib ich doch dabei;
Heut ums Geld, morgen umsonst;
Drum wer Geld hat, darf es wagen:
Schenk mir noch eins ein! zu sagen.
Marktschelken, Klein-Schelken.

Wenn Jemand eine Stunde hier 475
Sich die Grillen will vertreiben,
Sorge mit mir auch dafür,
Daß die Hunde draußen bleiben.
Roseln, im Wirtshaus.

Befiehl du deine Wege, 476
Du lieber frommer Christ,
Und falle nicht vom Stege,
Wenn du betrunken bist.
Zu Roseln am Wirtshaus.

Ach wie ich lachte, 477
Wie mir der Schenker den Wein brachte;
Ach wie ich fluchte,
Als ich das Geld suchte;
Aber wie schwer kam es mich an,
Wie der Schenker mir den Rock wegnahm. Meschen.

Ohne Quellenangabe in dem Büchlein Weisheit und Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen, Berlin, 1881, S. 50:

O wie ich lachte,
Da mir der Wirt Bier brachte;
O wie ich sang,
Da ich Bier trank;
O wie ich fluchte,
Da ich Geld suchte;
O wie war mir gram,
Da mir der Wirt den Mantel nahm.

478 Der Straßen Stand
Deut't Volk und Land;
Maß und Gewicht
Das Urteil spricht;
Drum lieber Wandrer kehre ein
Und labe dich von unserm Wein!

Ehemals in Klein-Schelken am Wirtshaus.

479 In dieses Wirtshaus kehret ein;
Denn hier kriegt ihr den besten Wein.

Zu Seligstadt an einem Feldbrunnen.

480 Kommts ihr Leut aus Wolkendorf,
Nehmts euch Wasser und packts euch fort!

Trappold; die Gemarkung von Wolkendorf an die Trappolder angrenzend.

481 Der Sachs, der trinkt, er lebe lang,
Und dem Wallachen der Strang.

Ehemals an einem Feldbrunnen zu Schaas.

In dem wegen dieser Aufschrift angestrengten Injurienprozeß beharrte der Rechtsanwalt des Sachsen darauf, daß der Hengst, nicht der Rumäne gemeint sei, denn Wallach sei geschrieben mit doppeltem l, das gleichnamige Volk schreibe man mit einfachem l, und sein Klient ward freigesprochen.

VIII. An Magazinen, Fleischbänken und Mühlen.

482 Deus civitatis caput est.
Bonus princeps commune bonum.

Am Stadtzehntmagazin in Kronstadt.

483 Dies Haus und Magazin ganz einsam und allein,
Erbaut von Andres Schuller zum Nutzen der Gemein,
In welchem Korn und Most und alle Zehnten oben
Den Michel Roth und Schuller und auch den Kaiser loben
Und sodann auch dem Amt um hier es zu belohnen
Schenkt man vor ihre Müh viel tausend Ehrenkronen.

Andreas Zillmann, Maurermeister mit Sohn. 1807.

An einem Gemeindemagazin.

Nach dem euch vertrauten Pfund 484
Misst Gott einst auch eure Pflichten;
Er gab viel in eure Hand,
Ihr habt viel ihm zu entrichten;
Wisst kein Ansehn der Person
Gilt vor Gottes Richterthron;
Hier hat Bettler, Fürst und Knecht
Gleichen Wert und gleiches Recht. 1805

Nußbach, an der Fleischbank.

Kaufet Fleisch, daß Alle essen, 485
Und lasset uns Gott nicht vergessen.

Groß-Scheuern, an der Fleischbank.

Wenn der Regen kommt mit Strahlen, 486
Kann der Schweischer Müller mahlen,
Ist der Regen nun vorbei,
So ist er auch vom mahlen frei.

An der alten Schweischer Mühle.

IX. An Hausgeräten.

An Zimmerthüren.

Richte nicht mich, sondern dich, 487
Thu ich Unrecht, so hüte du dich. 1774.

Meschendorf. Vgl. Nr. 403.

An Gassenthüren.

In dem Jahr, 488
Da der kalte Winter war Feldorf.

Im dem Jahr, 489
Da der Bach trocken war Feldorf.

In dem Jahr, 490
Da der heiße Sommer war. Feldorf.

In dem Jahr, 491
Da der Ruff' rebellisch war. Feldorf.

An Kellerthüren.

Catus cum Mure 492
Currunt simul in Ohre. 1770. Meschendorf.

Gottes Segen 493
Macht, daß man mich wird bewegen
Und durch mich tragen aus und ein
Korn und Wein,
Dabei kann man fröhlich sein. 1780. Meschendorf.

494 Ei du edler Rebensaft,
Du gibst meinem Leben Kraft;
Du hebst mich auf und legst mich nieder;
Ich stehe auf und trink dich wieder.
Meschendorf. Vgl. Nr. 518.

495 Ein Ungermann baut dieses Haus,
Befiehlt ihm Gott, zieht er hinaus. 1796.
Trappold.

496 Mein Gott, ich danke dir, daß du mir geholfen hast, daß ich dieses Haus glücklich aufgebaut habe. 1805.
Halwelagen.

497 Christ, so du Jesum liebst
Und seine Demut hast,
So find Gott auch in dir
Dein Wohnhaus, Ruh und Rast. 1796. 15. Juni.
Pruden.

498 Bauen ist eine schöne Lust,
Was kostet, hab ich nicht gewußt.
Kirchberg. Vgl. Nr. 127.

Am Rast. (Hauptbalken der Zimmerdecke.)

499 Wer Alles will tadeln und begaffen,
Der ist ein rechter Maulaffen.
Seligstadt.

Am Himmel (eine hölzerne, angestrichene Decke über dem Tisch).

500 Der den Himmel hat besessen,
Gesegne uns das Essen. 1746.
Meschendorf.

501 Wer Jesum bei sich hat, der hat den Himmel,
Wünscht zu verlassen nun das Weltgetümmel;
Wer Jesum bei sich hat, der lebt vergnüget
Mit dem was Gott und Glück ihm zugefüget. 1748.
Meschendorf.

502 Ihr esset oder trinket oder was ihr thut,
so thut Alles zur Ehre Gottes.
Meschendorf.

An Schüsselrahmen.

503 Drum füllet mich mit Schüsseln an,
Ich trage, was ich halten kann. 1821.
Meschendorf.

An Bettstätten.

504 Ich schlaf in Jesu Namen ein,
Laß diese Ruh gesegnet sein.
Deutsch-Kreuz.

505 In Freuden und Leiden
Soll niemand sich scheiden.
Deutsch-Kreuz.

Ich schlafe oder wache, 506
So bin ich des Herrn.
Deutsch-Kreuz.

Der Engel des Herrn 507
Legt sich um die
So ihn fürchten.
Deutsch-Kreuz.

Müh und Arbeit, Angst und Sorgen 508
Ist mein Frühstück alle Morgen.
Deutsch-Kreuz. Vgl. Nr. 291. Eine fast gleichlautende Tellerinschrift: D. Inschr. 156.

An Truhen.

Wie die Taube rein 509
Müssen Herzen sein,
Wird sich Gott darüber freun,
Wird geben auch den Segen sein.
Deutsch-Kreuz.

Wer den Herrn anruft, 510
Soll Brots die Fülle haben. 3 Mos.
Deutsch-Kreuz.

Wo mein Schatz ist, 511
Da ist auch mein Herz.
Deutsch-Kreuz.

Ich diene meinem Herrn in dem was Gottes Segen 512
Durch seine Hand bescheert in mich verwahrt zu legen.
Stirbt aber ja mein Herr, was kann ein Holz sich kränken;
Wem er den Schlüssel läßt, dem will ich Alles schenken.
Meschendorf.

Man führ das Leben so allhier, 513
Daß man den Segen nicht verlier,
Und sammle Schätz' in dieser Welt,
Die man dort ewig auch behält.
In deiner Jugend sollst du dich
Zur Arbeit halten fleißiglich;
Hernach sehr schwer die Arbeit ist,
Wenn du zum Alter kommen bist.
Meschendorf.

In keinem Glück erhebe dich, 514
In keinem Unglück verzage nicht,
Es kommt Alles von Gott,
Glück Unglück, Leben und Tod.
Hilf uns unser Herre Gott
Und gib uns unser täglich Brot.
Meschendorf.

An Armereien (Wandschränken).

Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen. 515
Meschendorf.

516 Das Gott Gott ist glaube ich nicht
Ungerecht ist Gott darauf sterbe ich.

Seligstadt. „Wer das richtig lesen will, muß nachdenken“, wird dem fremden Leser gesagt. Auch als Hausinschrift in Neustadt (A.)

517 Der Kellner spricht zum Koch:
Mein Lieber, höre doch,
Brätst du mir eine Wurst,
So lösch ich dir den Durst. Kirchberg.

An Weinkannen.

518 O du edler Rebensaft;
Deinetwillen geh ich nakt;
Du wirst mir doch nicht entweichen
Und sollt ich dir am Stock nachschleichen.

Trappold. Vgl. Nr. 494.

An einem Dreifuß.

519 Blumenblüt und Menschenleben
Sind sich auf Erden gleich,
Heut sind beide frisch und fröhlich,
Morgen sind sie tot und bleich.

Trappold. Der Dreifuß ist zerbrochen. Vgl. Nr. 168.

Auf einem Topf.

520 Hin gedt die Zeitt
Her kumbt der dot
O Mensch thue Recht
Und ferchte Gott. 1660. Im Museum der Mühlbächer Schule.

X. An Richtschwertern.

521 Hütte dich
[T]hve kei[n B]oses nich. 1463.

Über dem Spruch ein Rad; über der Jahreszahl ein Totenkopf. Drei oder vier weitere Verse der Inschrift sind nicht mehr leserlich. Das Schwert befindet sich im Museum der Mühlbächer Schule.

522 Jesus dich lieb ich
Jesus dir stirb ich
Jesus dein bin ich
[Todt] und lebendig.

Auf der Klinge eines aus dem 17. Jahrhundert stammenden, in der Hermannstädter Rüstkammer befindlichen Richtschwertes. Oberhalb der Inschrift ein Galgen, an dem ein Gerichteter hängt.

XI. Auf Nachbarzeichen.

„Der Nachbarzeichen“, ein meist herzförmig geschnitztes Holztäfelchen, wird vom Vorsteher der Nachbarschaft (Nachbarhann oder Nachbarvater) ausschickt, wenn den Nachbarn etwas bekannt gegeben werden soll. „Der Zeichen“ geht von Nachbar zu Nachbar und gelangt zuletzt wieder zum Nachbarvater zurück. Die Mitteilungen werden in der Regel mündlich gemacht, nur in den Städten seit einigen Jahren vorzugsweise schriftlich.

Ctisisi tmeO 523

Unter einem laufenden Hirsch auf dem Zeichen der zweiten Nachbarschaft in Schäßburg.

Semper in aequo. 1784 524

Zeichen der ersten Schäßburger Burgnachbarschaft.

Virtus unita fortior. 525

Zeichen der zweiten Burgnachbarschaft in Schäßburg.

Hora fugit. (Avers in Kapitalschrift) 526
Ordo est anima rerum. (Revers in Minuskel.)

Auf dem messingenen Nachbarzeichen der untern Heltauergassen-Nachbarschaft in Hermannstadt, von Stephan Wachsmann 1791 angefertigt.

XII. Auf Fahnen.

Ad retinendam coronam. 527

Im sächsischen Nationalsiegel und auf der sächsischen Nationalfahne. So auch in Kapitalschrift je einmal auf beiden Seiten einer Hermannstädter Fahne aus dem Jahre 1684 und auf der Fahne des Hermannstädter Königsrichters und Nationsgrafen aus dem Jahre 1826.

Avers: Non est volentis neque currentis sed miserentis dei. 528
Revers: Dulce et decorum pro patria mori.

In Kapital auf einer Hermannstädter Fahne aus der Zeit 1631—1657.

Avers: Non est volentis neque currentis sed miserentis dei. 529
Revers: Virtuti fortuna comes.

In Kapital auf einer andern Hermannstädter Fahne aus der Zeit 1631—1657.

Virtus famae custos. 530

Kapitalinschrift auf einer Hermannstädter Fahne vom Jahre 1686.

531 Avers: Sagthor 1714.
Revers: Si deus pro nobis qui contra nos.
[In privilegiis securitas. 1790 die 10 Maii.]

Kapitalinschrift auf der Fahne der dem Hermannstädter Sagthorhauptmann unterstehenden Bürger. Der eingeklammerte Spruch des Reverses steht in Kapitalschrift auf einem seidenen Stoffstreifen, der 1790 unter den ersten Spruch aufgenäht worden ist.

532 Harum sub umbra alarum.

In Kapitalschrift auf der Fahne des Hermannst. Königsrichters und sächs. Nationsgrafen Simon Baußnern aus dem J. 1732.

533 Avers: Si deus pro nobis quis contra nos.
Revers: Recte faciendo neminem timeas. 1790.

Kapitalinschrift auf einer Hermannstädter Fahne.

534 Avers: Concordia res parvae crescunt,
Discordia magnae vanescunt.
Revers: Ad retinendam coronam.

Der erste Spruch in Minuskel, der zweite in Kapital auf der Fahne des Hermannst. Königsrichters und sächs. Nationsgrafen Franz Salmen, 1846.

535 Sursum corda!

Auf der Fahne der Schäßburger Gymnasialschüler.

536 In der schönen Form die schöne Seele. 1859

Auf der Schillerfahne des Schäßburger Gymnasiums.

537 Avers: Sursum corda!
Revers: Immer strebe zum Ganzen.

Auf der Fahne der Mühlbächer Gymnasialschüler.

538 Durchs Lied zur That.

Fahne der Repser Liedertafel.

539 Vorwärts in Lied und That.

Fahne der Kronstädter Liedertafel.

540 Üb Aug und Hand
Fürs Vaterland.

Auf der Fahne des Kronstädter Schützenvereins.

541 Dornenlose
Freudenrose,
Blühe überall
Hier im Rosenthal.

Auf der Bruderschaftsfahne in Roseln (Rosenthal).

XIII. Schreibersprüche.

In Rechnungsbüchern:

Gott sey Eere in Euigkeit. 1554. 542

Rechnungsbuch der Hermannstädter Goldschmiedzunft, beginnend 1554.

Et erunt reges nutritii tui et reginae nutrices tuae. Esaiae XLIX. 543

Kapitalschrift, Golddruck aus dem Jahre 1555 auf dem Einband einer Almosen-, Spitals- und Kirchenrechnung im Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation.

Verbum domini manet in aeternum. 544

Auf Glocken, Altären, Kanzeln, Rechnungs- und andern Büchern sehr häufig. Im Rechnungsbuch der Hermannstädter Schneider 1565.

Aller vnser Anfang zu yeder Frist 545
Geschehe im Namen Jesu Christ,
Der sthe vns bey früe vnd spat,
Biß das vnser Leben ein Ende hat.

1654 in ein Rechnungsbuch der Heltauergassen-Nachbarschaft in Hermannstadt eingetragen.

Das ist ein dankbar Hertz vnd Muth, 546
Welches fray bekennt, das alles Gut,
Was es hat vnd was es vermag,
Khompt von dem lieben güttigen Gott.

Ebd. und aus demselben Jahre.

Omnibus in rebus modus est pulcherri. virtus. 547

Hermannstädter Stadthannenrechnung des Thomas Haaß von 1658.

Si quoties peccant homines, sua fulmina mittat 548
Jupiter, exiguo tempore inermis erit.

Hermannstädter Stadthannenrechnung Georg Schelkers von 1660.

Omnia si perdas, famam servare memento. 549

Hermannstädter Stadthannenrechnung des Valentin Rhörich von 1666.

Quae tua mens volvit, quae sunt penetralia cordis, 550
O vir! in medio fronte ferenda puta.
Waß mann führt in dem Sinn und in deß Hertzen Schrein,
Soll einem tapfern Mann am Stirn geschrieben sein.

Hermannstädter Siebenrichter- und Universitätsrechnung des Provinzialbürgermeisters Johann Haupt von 1683.

551 Laus deo semper.
Soli deo gloria.

Von 1565 an wiederholt im Rechnungsbuch der Hermannstädter Schneider, von 1682 an im Rechnungsbuch der Hermannstädter Reispergassen-Nachbarschaft.

552 Unser anfang zu jeder frist
Geschee im Namen Jesu Christ.
Der stehe uns bey frü und spaht,
biß unser Leben ein Ende hat.

1685, in einem mit diesem Jahre beginnenden Rechnungsbuche der Hermannstädter sächsischen Schusterzunft.

553 Auxilium nostrum sit a Jehova qui fecit coellos et terram. Amen.
Unsre Hilfe komme vom Herrn, der Himmel und Erden gemacht hat. Amen.

Am 8. März 1696 vom Schneider Georgius Khier, gewesenen Nachbarschreiber, in ein Rechnungsbuch der untern Wiesen-Nachbarschaft in Hermannstadt eingetragen.

554 A Joehova fac orsum,
Ne det tibi serpens morsum,
Fang ein Sach an mit Gott,
So schat dir nit deß Teufels Spott.

Ebd. und von demselben.

555 Bis dat qui tempestive donat.

Ebd. und von demselben.

556 Fiducialiter agam et non timebo, quia fortitudo et laus mea dominus.

1697. In dem 1694 beginnenden Rechnugsbuch der Hermannstädter sächs. Schneiderzunft. Jedes Jahr hat einen andern Spruch; es sind meist biblische Sprüche. Nur eine ganz kleine Auswahl wollen wir noch folgen lassen.

557 Auxilium meum a Jehovah.
Auxilium meum a domino, qui fecit coelum et teram. 1707. Ebd.

558 Jacta super dominum curam tuam et ipse enutriet te. 1708. Ebd.

559 Spera in domino et fac bonitatem et inhabita terram.
Et pasceris in divitiis eius. 1708. Ebd.

560 Crux Christi nostra salus.

Im Rechnungsbuch der Hermannstädter Schneiderzunft. 1694.

561 In toto corde meo exquisivi te, ne repellas me a mandatis tuis.

1709. Ebd.

562 Habe fiduciam in domino ex toto corde tuo et ne innitaris prudentiae tuae.

1709. Ebd.

563 Misericordiae domini, quia non sumus consumpti.

1711. Ebd. Derselbe Spruch im Zunftbuch der Hermannstädter Schneider Vgl. Nr. 580.

Nolite confidere in principibus neque in filiis hominum, in quibus non est salus. 564
1714. Ebd.

Spes commissa deo nunquam confusa recedit, 565
A Jove principium, cum Jove finis erit.
1812, im gleichzeitigen Rechnungsbuch der oberen Elisabeth-Nachbarschaft in Hermannstadt.

In Ratsprotokollen.

Censum ne superent sumptus. 566
Vom Notarius Johann Roth in das Hermannstädter Ratsprotokoll aus den Jahren 1566—1637 eingeschrieben.

Dormiens homo nullius est precii. 567
Uti unicum bonum scientia est, ita inscitia malum.
Ebenda.

Tendit ad ardua virtus et semper florida. 568
Vom Notarius Stephan Simonis eingeschrieben in das Hermannst. Ratsprotokoll aus den Jahren 1566—1637.

Deum time et tandem judica. 569
Ebd. vom Notarius Valentin Franck.

Spes est vigilantis somnium. Aristoteles. 570
Ebd. vom Notarius Valentin Seraphin.

Proprium commodum 571
Privatum odium
Semper impediunt bonum publicum.
Ins Hermannstädter Ratsprotokoll vom Notarius Johannes Reußner 1636 geschrieben.

Discite iustitiam moniti et non temnere Iovem. 572
Discite iustitiam cuncti et non temnere Iovem.
Der erste bekannte Spruch vom Notarius Johannes Zabanius 1690, der zweite vom Amanuensis Reußner 1697 ins Hermannst. Ratsprotokoll geschrieben.

In Zunftbüchern:

Hilff Herre Gott Fatter Son 573
Heilliger Geist.

Im ersten Buch Mose am VIII. Cap. geraytt es Gott über das Ferderben der Menschen, Sonder will das sie leben wnd Selig werden.
Auf dem Titelblatt des 1614 beginnenden Goldschmiedbuches, bezieht sich auf des „Tiran Batory Gabor“ mehrjähriges wüste Treiben in Hermannstadt, während welcher Zeit das Zunftleben stockte.

574 Wenn wir in heyten neten sein
Vnd wißen nicht wo auß noch ein,
Vndt finden weder hilf nach r[adt] anno 1646.

Auf dem Hinterdeckel eines Schusterzunftbuches. Vgl. VA. 16, 403.

575 Pauca loqui, sua verba coqui vult pro vulgo,
Qui talia consuescit,
Is cum honore senescit.

Aus dem 17. Jhdt. Ebd. auf dem Vorderdeckel.

576 Wer Gott vertraut, fest auf ihn baut,
Der hat auf keinen Sandt gebaut.

Aus dem 18. Jhdt. Ebd. auf dem Vorderdeckel. Vgl. Nr. 37.

577 Virtutem gloria sequitur.

1697. In ein 1671 beginnendes Zunftbuch der Hermannstädter sächsischen Schneider, in welches die Meisterstücke eingeschrieben worden sind. Jedem zum Meister erklärten Gesellen ist zu diesem Zweck eine Seite gewidmet und jede derselben hebt mit einem Spruche an. Es sind meistens Bibelsprüche. Hier nur eine Auslese.

578 Si deus pro nobis, quis contra nos.

1697. Ebd. Das bekannte Pauluswort findet sich oft auch in andern Zunft- und Ratsbüchern. Vgl. Nr. 533.

579 Memento nostri, domine, in gravi isto tempore.

1698. Ebd.

580 Misericordiae domini, quia non sumus consumpti.

1712. Ebd. Der Spruch deutet wohl auf das Wüten der Pest in Hermannstadt hin. Vgl. Nr. 563.

581 Mit Gottes Hielff und Rahdt
gelingt wohl dieße Taht.

1737. Ebd.

582 Durch Gottes Krafft
ist es vollbracht.

1739. Ebd.

583 Gott allein die Ehr
vor dieße Lehr.

1739. Ebd.

584 Omnia conando docilis solertia vincit.

1746. Ebd.

585 Nullus est felix conatus et utilis unquam consilium si non detque juvetque deus.

1766. Ebd.

586 Das Gutte mir und dir,
Das Böße Niemanden.

Um 1705, im Zunftbuch der Hermannstädter Sattler.

Es ist ein Kestliches Ding Geduldich seyn und auf die Hielffe des Herrn Hoffen. 587

Es ist ein Kestliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugendt Trage. Klag Lieder Cap. 3. V. 24. 25.

1751, in ein mit diesem Jahre beginnendes Bruderschaftsbuch der Hermannstädter sächsischen Schuster eingeschrieben.

Vivat. Es leben (!) und ehre Jeder den Rebensaft, 588
Den er verschaft Muth und Kraft.

1828, in das mit diesem Jahr beginnende Bruderschaftsbuch der Hermannstädter Sattler eingetragen.

In Nachbarschaftsbüchern.

Sieh an dich 589
Vnd nicht mich,
Thue ich Vnrecht,
So hütte dich.

Golddruck auf dem Hinterdeckel eines 1633 angefertigten, von dem aus Breslau gebürtigen Benjamin Fiebik der großen und kleinen Ring-Nachbarschaft in Hermannstadt gewidmeten Rechnungsbuches. Vgl. Nr. 403.

Mein Gott sprig selbst daß ia zu diesen Taten 590
Helff selbst daß Beste raten
Den Anfang, Mittel und End
Mein Gott zum Besten wend.

1763 vom Nachbarschaftsschreiber Johann Schullerus, in das Buch der großen Bachnachbarschaft in Hermannstadt eingeschrieben.

Alles geschehe zur Ehre Gottes und zu Erhaltung der ehrlichen Nachbarschaft. 591

Am 26. August 1790 auf das Titelblatt eines Buches der Ledrergasse-Nachbarschaft in Hermannstadt eingetragen.

In Hausbüchern.

Judas Kuß 592
Und Jakobs Gruß
Ist worden neu;
Falsch Wort und Treu
Lach mich an und gib mich hin;
Das ist itzt der Welt ihr Sinn.

In einem 1740 angelegten Hausbuche. Mühlbächer Gymnasialbibliothek.

XIV. Grabschriften.

593

Ist gestorben H. Hier. Ostermayer,
Geboren zu Markt Groß Scheyer,
War Organist in Stadt allhier,
Hat nie trunken Wein und Bier,
War Gelehrt, fromb und guth,
Nun er im Himmel singen thut.

1561. Randglosse zu einem Exemplare der Ostermayerschen Chronik. Müller, Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen 224.

594

Ut voluere patres venerari busta piorum,
Manes sic nostros inquietare noli.

Am Begräbnisthor in Zendresch.

595

Des Rebellen Wut auch Halwelagen schwer erlitten,
Möge dieser Stein der fernsten Nachwelt trauernd sagen:
Mächtig von der Vaterlieb gedrungen,
Eiltest du dein Kind zu retten aus der Not,
Es des Feindes Mordlust zu entwenden,
Gingst du selbst, o Teurer in den Tod.
Gatte, Vater, Opfer deiner Liebe,
Fern ach fern von jeder Erdennot,
Schlummre sanft, bis dich erwecket,
Jenes schönern Tages Morgenrot.

Halwelagen. Embleme: eine Hand mit dem Kelche.

596

Schnell rief mich der Herr zu sich;
Sichrer Mensch bereite dich!

Neithausen.

597

Ich lege meinen Wanderstab
Mit Freuden hin vor meinem Grab
Und gehe nun, wies dir gefällt,
Hinüber in die bessre Welt.
Ihr alle folgt gewiß mir nach
Zur Ruh bis auf den jüngsten Tag;
Dann werden wir uns wiedersehn.

Neithausen, Neustadt (A.)

598

Heiliger hehrer Gottesfrieden
Sei euch beiden hier beschieden,
Schlummert stille bis zum Auferstehn,
Ruhet friedlich bis zum Wiedersehn.

Neustadt (A.)

599
Schau Mensch, was bist du hier auf Erden;
Du mußt nur Staub und Asche werden;
Hier ruhn wir sanft in unsrer Gruft,
Bis einst die Stimme Jesu ruft.
Feldorf.

600
Werter Freund und werter Gatte,
Ruhe sanft in deiner Gruft,
Bis dich Gott im Himmel ruft.
Zendersch.

601
Ruhe nun von Sorg und Kummer;
Gott segne deinen Schlummer.
Henndorf.

602
Ruhe sanft in sicherm Frieden,
Ewig sind wir nicht geschieden;
Auf des Himmels selgen Höhen,
Werden wir uns wieder sehen.
Halwelagen. Embleme: eine Trauerweide
und zu beiden Seiten ein Herz.

603
Wohl stirbt der Mensch, der gute nie
Für sich und Gottes Ruf zu früh,
Doch stets zu früh verlieren wir
Die Guten — ach! so selten hier;
Drum weinen wir um sie.
Bodendorf.

604
Nun segne euch Gott der Herre mein,
Ihr lieben Brüder und Schwestern mein,
Die ihr in mein Schlafkämmerlein
Aus Lieb mich habt begleitet sein;
Hilf Gott, daß wir im Himmelreich
Einander wieder sehn zugleich.
Halwelagen.

605
An diesem Stein ist zu lesen,
Daß ich ein armer Bauer gewesen;
Aß schwarzes Brot, trank Wasser nur dazu,
Fand nirgends sonst als hier die rechte Ruh!
Rothberg.

606
Dich bester Freund, den Gott mir gab,
Umschließt so früh das öde Grab,
Verlassen, einsam steh ich hier
Und blicke sehnsuchtsvoll nach dir;
Doch nun ist aller Trost dahin;
Nun ich von dir geschieden bin,
Ist nichts, das mich erquicken kann,
Als nur dein Name teurer Mann.
Neustadt (A.)

607

O Wandrer, leitet dich dein Stab
Auf diese unsre Flur;
So tritt nur leise auf mein Grab,
Gewiß ich schlafe nur.

Hermannstadt.

608

Warum entsetzt sich euer Herz?
Auch die Wetter gehorchen dem Herrn Herrn
Und ihr leuchtender Strahl führet die Guten zu ihm.

Schäßburg. Regina Melzer † 29. Juni 1830 vom Blitze getötet. Die Grabschrift rührt vom damaligen Rektor und nachmaligen, am 12. Juni 1867 gestorbenen Bischof G. P. Binder her.

Erläuterungen
zu den Tiermärchen.

Zu Nr. 1. Fuchs und Wolf in des Buschwirten Kammer. Im Programm Nr. 1; in den Volksmärchen[3] Nr. 95.

Aus Bulkesch, Keisd, Neudorf (bei Schäßburg) und Zuckmantel. Wir folgten der Zuckmanteler Fassung. In der Bulkescher Erzählung führt der Fuchs den Wolf in ein Feldwirtshaus (fêltletchef), wobei an eines der beiden Wirtshäuser gedacht wird, die das Dorf im freien Felde hat.

Die gut erzählte Geschichte gehört mit Nr. 2 zusammen und hat mit Nr. 3 und 10 mehreres gemein. Auch im Reinardus (von einem vermutlich in Flandern um die Mitte des 12. Jahrhunderts lebenden Geistlichen namens Nivardus gedichtet) und im deutschen, ebenfalls um die Mitte des 12. Jahrhunderts im Elsaß entstandenen Gedichte Reinhart verzehrt der Wolf das Fleisch, das ihm der Fuchs verschafft hat wie in unsrer Erzählung allein, im Übrigen ist die Szenerie dort eine ganz andere als hier. Der Wolf thut sich in unsrer Erzählung etwas zu gute darauf, daß er nicht einen Baumstamm vors Kellerfenster gewälzt habe; das ist ein häufig wiederkehrender Zug. Als der Kranich dem Wolf das Bein aus dem Rachen gezogen hatte und seinen Lohn begehrte, sprach dieser (im niederländischen Reinaert, Vers 5868 ff. Martins Ausgabe):

> „hi endenct der doocht niet, die ic hem doe:
> want hi stac sijn hooft in minen mont,
> ende ic liet hem uut treken ghesont“.

Zu Nr. 2. Der Sprung des Wolfs über den Köhlerbrunnen. Im Programm Nr. 2: in den Volksmärchen[3] Nr. 96.

Aus Bulkesch und Mühlbach. Wir folgten der Bulkescher Überlieferung.

Den Sprung über den Brunnen kennt auch das Märchen vom Bären und von der alten Geis (Nr. 42.) Obwohl die Geschichte nur eine Umbildung — und zwar keine recht glückliche — des unter Nr. 6 folgenden Brunnenabenteuers zu sein scheint, haben wir sie dennoch hieher

eingereiht, weil sie in Bulkesch immer im Anschluß an Nr. 1 erzählt wird. Beide, 1 und 2, können verglichen werden mit einer Erzählung in Kirchhofs Wendunmut 7, 44: Wolf und Fuchs erbeuten einen Hammel, dann ein Lämmlein, der Wolf frißt beide allein, hat sich aber so angefüllt, „daß es ihm Not ward, sich leichter zu machen". Sprach der Fuchs: „Bei Leib nicht allhie im offenen Felde"; er weist ihn unter den Dorfzaun, läuft indes ins Dorf, lockt die Hunde hinter sich her, springt am Wolf vorüber und ruft: „Bruder, hui fort, auf, jenseit des Berges sind wir sicher. Antwort der Wolf: ihm sei, wie ihm wolle, ich muß zuvor mein Notturft thun; bleib bei mir. Antwort der Fuchs: Das wer ein schönes! Du hast meiner mit der Mahlzeit nicht warten wollen und ich sollt deines Sch— warten? Ade, komm hernach, kannst dus". Mit dem schnell den Berg hinauf. Die Bauern umringen den Wolf und hauen auf ihn los und mit Nöten entkommt er.

Zu Nr. 3. Fuchs und Wolf in der Schafmeierei. Im Programm Nr. 3; in den Volksmärchen[3] Nr. 97.

Aus Bulkesch, Keisd und Mühlbach.

In der Mühlbächer Darstellung führt der Fuchs den Wolf nicht zu den Schafen, sondern in den Weingarten zu den Trauben.

Auf die nahen Beziehungen dieser Erzählung zu Nr. 1 und 10 ist bereits hingewiesen worden. Der dickgefressene Wolf kann in der äsopischen Fabel durch das Loch, durch welches er in den hohlen Baum gekrochen, nicht wieder heraus, der vorübergehende Fuchs gibt ihm den Rat, solange drinnen zu bleiben, bis er wieder so dünn geworden, als er damals gewesen, da er hineingekrochen sei. Das hessische Märchen vom Wolf und Fuchs (Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 75; vgl. die Anmerkungen dazu im 3. Bande) erzählt dieselbe Begebenheit, nur einfacher und reiner. Der hohe feste Frieden mit dem einzigen kleinen Loch und das Einzwängen des Wolfs, beides gehört nicht hieher, beides ist der Kellerszene (Nr. 10) entnommen.

Der Spott des Fuchses: „Seid ihr ein Flößenszekler geworden", weist die Geschichte ins Kockelland. Die Szekler bringen alle Jahre eine Menge Fichtenflöße aus ihren Gebirgen auf der Kockel herab; man heißt sie deshalb kurzweg flîzenzâkel. Die Gedärme schleppen hinter dem Wolfe her wie die an einander gekoppelten Flöße hinter dem ersten, oder wie die Wieden und Stricke vom Rücken des heimkehrenden Flößers.

Zu Nr. 4. Der Wolf im verlassenen Räuberhaus. Im Programm Nr. 4; in den Volksmärchen[3] Nr. 98.

Aus Bulkesch und Zuckmantel und mit einigen Abweichungen aus Mühlbach.

Die Geschichte ist alt, weit verzweigt, findet sich auch unter uns in mannigfachen Variationen. In der Bulkescher Erzählung ist es nicht ein Räuberhaus, in das der Fuchs den Wolf führt, sondern eine zerfallene Burg; gemeint ist wohl die unweit Bulkesch gelegene Glogovetzer Burg.

Im Isengrimus, den ein südflandrischer Dichter im Anfang des 12. Jahrhunderts bearbeitet hat, ist die Erzählung verknüpft mit der aus Äsop entlehnten Geschichte von der Heilung des Löwen durch eine Wolfshaut. Bertiliana, die Gemse, begibt sich auf eine Betfahrt; ihr schließen sich nachher sieben andere Tiere an: der Hirsch, der Widder, der Bock, der Esel, der Fuchs, der Hahn und die Gans. Der Fuchs hat bemerkt, daß ihnen ein uralter, dickgefressener Wolf nachschleicht und trifft die nötigen Vorkehrungen. Beim Einbruch der Nacht kehren die Pilger in eine Waldherberge ein. In räuberischer Absicht tritt Isengrimm ein und grüßt die Wallfahrer als seine Gefährten. Man setzt ihm ein Wolfshaupt vor, das der Fuchs unterwegs gefunden hat, und dasselbe Haupt als ein anders zum zweiten- und drittenmal. Den Wolf ergreift Entsetzen; endlich gibt er vor: er habe das Haus verfehlt, Frau und Kinder harrten seiner und entfernt sich.

Im Ganzen wie im Isengrimus wird Bertilianas Betfahrt auch im Rainardus (Mitte des 12. Jahrhunderts) erzählt. Als dem Wolf ein Wolfshaupt nach dem andern aufgetragen wird, beklagt er unter diese Wolfsmörder geraten zu sein. Er will sich entfernen, aber der Abzug wird ihm schwer gemacht. Als er endlich entwichen, schämt er sich seiner Flucht, ruft noch in derselben Nacht alle Wölfe seines Geschlechts zusammen, um mit ihnen gemeinsam die Pilger zu überfallen. Bei ihrer Ankunft flüchten sich die Angegriffenen aufs Dach, der Esel stürzt herab, fällt auf zwei Wölfe, die andern Tiere lärmen und schreien und die Wölfe ergreifen die Flucht.

Nach der Darstellung des altfranzösischen Romans du Renart kehrt der pilgernde Fuchs mit seinen Gefährten, dem Widder und Esel zur Nachtruhe im Hause eines Wolfs ein, der mit seiner Frau eben nach Nahrung ausgegangen ist. (Vgl. unten Nr. 35.) Als diese heimkehren, widersetzten sich ihnen die Pilger. Der Widder stößt den Wolf tot, die Wölfin flieht und holt andere Wölfe herbei. Nun rät der Fuchs zur Flucht, alle drei klimmen auf einen Baum; unter diesen lagern sich die vergeblich suchenden und ermatteten Wölfe. Da fallen der Widder und der Esel herab, erdrücken dabei sechs Wölfe, die übrigen laufen fort. (Vgl. auch unten Nr. 33.)

Ausführlicher erzählt die Begebenheit Rollenhagen im Froschmäusler. Der Hund führt die gleich ihm flüchtig gewordenen Tiere zu einem Waldhause, das sich die Zimmerleute erbaut haben. Sie stürmen es, seine Einwohner, der Leu, Leopard, Wolf und Bär, fliehen durch eine Hinterpforte in den Wald. Die Eroberer lagern sich, jeder an den Ort, der ihm am besten behagt, die Katze wählt die Feuerstatt, der Hahn fliegt auf den Balken, der Hund legt sich vor die Thüre, der Ochs und der Esel begeben sich in den Stall. Die Vertriebenen halten Rat, was zu thun sei; sie beschließen: der Wolf solle um Mitternacht ins Haus schleichen und nachsehen, wer denn ihre Feinde seien. (Vgl. Nr. 35.) Der Wolf thuts; was er dabei erlebt, erzählt unser Märchen in allem Wesentlichen genau so wie Rollenhagen. Wackernagel, Kleinere Schriften 2, 323,

vermutet, daß Rollenhagen die Geschichte „aus noch lebendiger mündlicher Volksüberlieferung“ geschöpft habe. Mit eben so viel Recht läßt sich behaupten, Rollenhagens Quelle sei eine litterarische gewesen.

Dasselbe Thema behandelt das Paderbörnische Märchen von den Bremer Stadtmusikanten (Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 27.) Die Räuber, welche durch die Bremer Stadtmusikanten aus dem Waldhause vertrieben werden, sind die starken und gefürchteten Waldtiere: in Rollenhagens Erzählung der Leu, Leopard, Wolf und Bär, in unserm Märchen vom Johannistag der Wölfe (Nr. 35) der Wolf allein.

Mit Recht bemerkt Franz Linnig, Deutsche Mythen-Märchen 200 ff, daß in dem deutschen Märchen und in den ihm verwandten Dichtungen, wie so häufig, zwei verschiedene Erzählungsstoffe zusammengefügt seien: das Abenteuer im Waldhause und die Ausfahrt (Betfahrt). Auch in zwei siebenbürgischen Tiermärchen (Nr. 4 und 36) erscheinen beide mit einander verbunden; Erinnerungen an die Ausfahrt, freilich stark verdunkelte, enthält wohl der Gang zum Medwischer Jahrmarkt (Nr. 37).

Alle irgendwie bedeutenden Züge der Erzählung im Isengrimus, Reinardus, Renart, Froschmäusler und in den deutschen Märchen treten in dem einen oder dem andern unsrer Tiermärchen hervor. Die vier Wanderburschen, die nach Blasendorf, dem Sitz des griech.-kath. Bischofs, gehen, sind die Pilger der lateinischen und französischen Dichtungen. Daß sich der Fuchs bei uns nicht in der Gesellschaft der Wandrer befindet, sondern in der des Wolfs, ist wohl eine Folge der ziemlich späten Verbindung, in welche man die einzelnen, von einander unabhängigen Tierfabeln gebracht hat. Wie im Isengrimus und Reinardus, so überfällt der Wolf auch in unsrer Erzählung die Wandrer in einem fremden Hause, und wie im Renart und Froschmäusler, so kehrt in unserm Johannistag der Wölfe (Nr. 36) der Wolf in sein eigenes, von Fremden besetztes Haus zurück. Den Fall der Angegriffenen vom Baume (Reinardus und Renart) haben bei uns die Nrn. 34 und 35.

Zu Nr. 5. Der Fuchs betrügt den Bauern um die Fische.

I. Im Programm Nr. 5; in den Volksmärchen[3] Nr. 99.

Aus Baaßen, Bekokten, Bodendorf, Bonnesdorf, Nieder-Eidisch, Johannisdorf, Irmesch, Keisd, Marienburg (bei Schäßburg), Mühlbach, Neudorf (bei Schäßburg), Pruden, Schaas, Tobsdorf, Trappold und Zuckmanteln.

Die Erzählung stimmt in der Hauptsache zu Reinaert V. 208 ff. und Reinke. Die Meschner Relation hat einen ganz andern, dem Reineke Fuchs entlehnten Eingang.

II. Aus Streitfort. Diese Fassung stimmt zu der Darstellung in der 2. Branche des französischen Renart und zu der in einem esthnischen Tiermärchen, welches J. Grimm in seinem Reinhart Fuchs auf S. CCLXXXVI mitgeteilt hat. Auch im Renart ist der Fuchs anfänglich allein; er lauert hungrig an einer Hecke, sieht einen fischbeladenen Wagen kommen, wirft sich wie tot auf die Straße, die Kärner

legen ihn auf den Wagen, wo er sich unbemerkt satt frißt, einen Bündel Aale (vgl. Nr. 7) mitnimmt und dann herabspringt. Die Aale läßt er zuhause braten, der vorbeigehende Wolf sieht die Küche rauchen und fordert Einlaß (vgl. Nr. 7); der Fuchs spiegelt ihm vor, er sei Mönch geworden und müsse deshalb lauter Fische, also Fastenspeise, essen (vgl. dazu den Anfang unsrer Erzählung: „als die großen Fasten kamen"). Darauf folgt nach einer kurzen Episode auch im Renart der Fischfang.

Die bekannte List des Fuchses, sich tot zu stellen, schon von den ältesten Fabeldichtern verwertet, kehrt in den alten und neuen Fuchsgeschichten immer wieder. Vgl. die Nachweise Voigts in der Zeitschrift für deutsches Altertum 23, 299, mit Bezug auf ossetische Märchen das Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1883, Sp. 324, dann Carl Meyer, Der Aberglaube des Mittelalters 75, und endlich auch die Erläuterungen zu Nr. 28.

Zu Nr. 6. Fuchs und Wolf im Brunnen. (Zwei Eimer.) Im Programm Nr. 6; in den Volksmärchen[3] Nr. 100.

Aus Baaßen, Bodendorf, Bonnesdorf, Bulkesch, Nieder-Eidisch, Jakobsdorf, Irmesch, Keisd, Maniersch, Marienburg (bei Schäßburg), Mühlbach, Neudorf (bei Schäßburg), Pruden, Schaas, Tobsdorf, Trappold.

Die Geschichte von der Brunnenfahrt und von den zwei Eimern gehört zu den bekanntesten Abenteuern des Wolfs. Nachweise bei J. Grimm, Reinhart Fuchs CIV, CXXIII, CXXVII, CCLXXVIII, im Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 5, 121 und in der Zeitschrift für deutsches Altertum 23, 289.

Der Eingang unsrer Erzählung ist kein besonders glücklicher, kann vor allem den Vergleich mit andern, ältern Fassungen nicht aushalten. Er lautete zweifellos anders vor der Verbindung der einzelnen Geschichten zu einem zusammenhängenden Cyklus. Die alten Tierfabeln und Tierepen kennen zwei, bezw. drei verschiedene Motive für die Brunnenfahrt. In der Fabel de vulpe et lupo et situla putei in dem c. 1200 abgeschlossenen Fabelbuch Odos von Ciringtonia (E. Voigt, kleinere latein. Denkmäler der Tiersage S. 116) fällt der Fuchs durch Zufall in den Brunnen, den vorübergehenden Wolf verführt er, reichen Fischfang ihm vorspiegelnd, auch hineinzukommen. Auf des Fuchses Rat steigt der Wolf in einen der beiden Eimer und fährt abwärts. Beim Begegnen fragt der Wolf: bone compater, quo vadis? Der Fuchs antwortet: satis comedi et ascendo, tu descende et invenies mirabilia. Descendit miser lupus nec aliquid invenit nisi aquam. Venerunt mane rustici et extraxerunt lupum et usque ad mortem verberaverunt. Im deutschen Reinhart springt zuerst der Fuchs in den Brunnen, weil er, in dem Wasser das eigene Bild erblickend, das seiner Frau zu sehen glaubt. Der Wolf, der bald darauf an den Brunnen kommt, schaut hinein, wähnt in seinem Schattenbild Frau Hersint, die Wölfin, zu erkennen, heult hinein, der Fuchs antwortet ihm und gibt vor: er sei im Paradiese und mit ihm Frau Hersint. Den eifersüchtigen

Wolf bethört er, in den einen der beiden Eimer zu sitzen; der Wolf fährt hinab, der Fuchs heraus. Ähnlich erzählt ein mittelhochdeutsches Gedicht (Liedersaal Nr. 93) das Abenteuer. Als sich Wolf und Fuchs in den Eimern begegnen, sagt dieser zu jenem: „Der eine geht auf, der andere unter".

In der Bearbeitung durch den 1106 getauften spanischen Juden Petrus Alphonsus in seiner Disciplina clericalis hat die auch von Steinhöwel (Oesterleys Ausgabe) aufgenommene Fabel eine Einleitung, die sich mit dem Anfang unsrer 32. Erzählung nahe berührt: Ein pflügender Bauer ruft seinen Ochsen zornig zu: „Daß euch die Wölfe fressen sollten!" Der Wolf kommt und verlangt das Versprochene. Bauer und Wolf können sich nicht verständigen, der Fuchs bietet sich als Schiedsrichter an; heimlich verspricht er um zwei Hühner dem Bauern Hilfe und dem Wolf sagt er heimlich: der Bauer habe ihm einen Käse angeboten. Der Fuchs führt den Wolf zum Käse, kreuz und quer, bis es Nacht wird. Sie kommen zu einem Brunnen; das Bild des sich im Wasser widerspiegelnden Mondes gibt der Fuchs für den großen, schönen Käs aus. Der Wolf verlangt, daß der Fuchs ihm den Käs heraufbringe. Der Fuchs steigt hinein und weil er lange drunten bleibt, fürchtet der Wolf, jener äße den Käs und fragt, warum er noch immer nicht komme. Der Fuchs antwortet: „Er ist zu groß, ich kann ihn allein nicht heben", und beredet den Wolf im andern Eimer hinabzukommen und ihm zu helfen. Ein Käse ist es, um dessetwillen der Wolf in den Brunnen steigt, auch in der 9. Branche des französischen Renart (Grimm Reinhart Fuchs CCLXXVIII), ein Käse auch in der uns von Fr. W. Schuster aus Mühlbach mitgeteilten Version.

Ernst Voigt spricht in der Zeitschrift für deutsches Altertum 23, 289 die Ansicht aus: die Fabel sei im Abendland durch die Disciplina clericalis des Petrus Alphonsi verbreitet worden. Ihre ursprüngliche Heimat ist jedoch weder Spanien, noch Frankreich und Deutschland, sie ist im Oriente entsprossen. In den indischen Fabelbüchern Pantschatantra und Hitopadesa (darnach auch in abendländischen Fabelsammlungen, so z. B. in Kirchhofs Wendunmuth 7, 26) führt der Fuchs den Löwen zu einem Brunnen und macht ihn glauben, das im Wasser sich abspiegelnde Bild sei ein andrer Löwe, der den für jenen bestimmten Fuchs an sich gerissen habe; der Löwe ergrimmt, springt hinein zum Kampf und ertrinkt.

Zu Nr. 7. Der Fischfang auf dem Eise. Im Programm Nr. 7; in den Volksmärchen[3] Nr. 101.

Aus Groß-Alisch, Baaßen, Bodendorf, Bonnesdorf, Bulkesch, Nieder-Eidisch, Johannisdorf, Irmesch, Keisd, Maniersch, Marienburg (bei Schäßburg), Meschen, Mühlbach, Neudorf (bei Schäßburg), Pruden, Schaas, Streitfort, Tobsdorf, Trappold und Zuckmantel.

Der Schwur beim Mond, dem Auge der Nacht, kommt auch in einem siebenbürgischen Märchen vor, wo der Räuberhauptmann seine Leute in Eid nimmt.

Der Eingang ist verschieden, je nach dem das Abenteuer für sich allein, als ein Ganzes für sich, oder wie in unsrer Version im Zusammenhange mit andern Geschichten erzählt wird. In Streitfort und sonst bildet Nr. 5 II die Einleitung dazu.

Die Erzählung erfreut sich allgemeiner Beliebtheit, sie wird auch im Mittelalter zu den bekanntesten gehört haben. Das älteste Zeugnis bietet nach Ernst Voigt (Zeitschrift für deutsches Altertum 23, 306) der um das Jahr 1150 von einem nordflandernschen Geistlichen namens Nivardus gedichtete Rainardus. Die Geschichte ist auch in den etwas jüngern Reinhart Fuchs Heinrichs des Gleißners aufgenommen worden; sie findet sich in den Handschriften Odos von Ciringtonia (c. 1200, E. Voigt, Kleinere lateinische Denkmäler der Tiersage: Odoniana 4); sie wird in dem französischen Roman Renart, Branche 16, im niederländischen Reinaert und darnach auch im niederdeutschen Reinke de Voß VI, 1 erzählt. Eine der alten Extravaganten, die neunte, (in Grimms Reinhart Fuchs 425; in der Oesterleyschen Ausgabe des Steinhöwelschen Äsop S. 208 ff.) erzählt ein wenig anders: Der Fuchs aß an einem Wasser einen Fisch, der Wolf kommt dazu und will auch etwas haben von dem Fisch; der Fuchs will ihn lehren Fische fangen; er bindet dem Wolf einen Brotkorb an den Schwanz und heißt ihn dann ins Wasser gehen, er will ihm die Fische in den Korb treiben; der Wolf zog den Brotkorb durch das Wasser, der Fuchs ging ihm nach und warf heimlich Steine in den Korb; der Wolf kann, da ihm der Korb zu schwer geworden, nicht weiter; der Fuchs will Hilfe holen, er ruft die Bauern und der Wolf muß den Schwanz am Korb lassen.

Statt des Wolfes lassen zwei siebenbürgische Relationen den Bären im Eise fischen, dasselbe thut ein esthnisches Tiermärchen, (in Grimms Reinhart Fuchs CCLXXXVI). Noch weiter weicht vom Rechten ab ein deutsches Märchen (Bechstein, Märchen, 29. Aufl. 123), wo der Hase den Fuchs verführt, den Schwanz ins Wasser zu hängen.

Zu Nr. 8. Der Fuchs macht dem Wolf einen Zagel aus Hanf. Im Programm Nr. 8; in den Volksmärchen[3] Nr. 102.

Aus denselben Orten wie Nr. 5 I und Nr. 6.

Die Schnurre scheint eine Erfindung der sächsischen Spinnstube zu sein. In diesen ist es ein beliebter Scherz der Burschen, einander heimlich Hanfschwänze anzuheften und dieselben unvermerkt anzuzünden. An ähnlichen Belustigungen hat man sich von jeher ergötzt. Einen hier doppelt wertvollen Beleg besitzen wir schon aus dem 10. Jahrhundert. Der Tegernseer Mönch Froumund spricht in einem Gedichte von den theatralischen Belustigungen innerhalb der Klostermauern und sagt: Si facerem mihi pendentes per cingula caudas, Gesticulans manibus, lubrice stans pedibus, Si lupus aut ursus (sed vellem fingere vulpem), Si larvas facerem furciferis manibus, — Gauderet, mihi qui propior visurus adesset. W. Wackernagel, Kleinere Schriften 2, 293.

Zu Nr. 9. Wolf und Fuchs gehen durchs Feuer. Im Programm Nr. 9; in den Volksmärchen [3] Nr. 103.

Aus denselben Orten wie Nr. 5 I, 6 und 8.

Nach der Mühlbächer Erzählung soll der Feuergang nicht die Unschuld, sondern wie beim Brunnensprung (Nr. 2) die größere Weisheit erhärten, und wieder nach der Meschner soll der König sein, der ungefährdet übers Feuer setzt; nach andern Erzählungen springen Wolf und Fuchs in die Wette. In Streitfort und in Halwelagen wird dieses Abenteuer in der Weise mit dem Hochzeitsbesuche (Nr. 10) und Zagelmachen (Nr. 8) und Fischfang (Nr. 7) verbunden, daß sie den Schluß der Geschichte bildet und der Wolf verbrennt, oder — wie in Streitfort — dem Fuchse ewige Feindschaft schwört.

Zu Nr. 10. Fuchs und Wolf auf der Hochzeit. Im Programm Nr. 10; in den Volksmärchen [3] 104.

Aus alle den Orten, aus denen die Nrn. 6—9 bezeugt sind, und aus Klein-Probsdorf.

Diese Erzählung ist wohl die bekannteste von allen; viele andere gruppieren sich um sie oder weisen auf sie hin, sei es auch nur mit der Phrase: wie der Wolf auf der Hochzeit sang. Im Wesentlichen wird sie überall gleich erzählt, nur in Nebendingen herrscht Verschiedenheit: in zwei oder drei Erzählungen kommen Fuchs und Wolf zur Kindstaufe (kaimes), in andern zum Totenmahl (lechzîchen). In der Probsdorfer sagt der Fuchs zum Wolf, der ihn auf seinem Rücken schleppt: „der Kranke trägt den Gesunden;“ so auch im esthnischen Märchen.

Der Geschichte liegt eine Äsopische Fabel zu Grunde (Aesopus Korai, 1810, 158). Sie findet sich auch ganz kurz bei Odo von Ciringtonia (Voigt, Kleinere lateinische Denkmäler S. 137, in der poetischen Bearbeitung der Äsopischen Fabeln durch den sogenannten Anonymus Neveleti. Andere Nachweise für diese Fabel gibt H. Österley zu 7, 44 des Kirchhofischen Wendunmuths.

Im mittelhochdeutschen Reinhart, im niederländischen Reinaert und deutschen Reinke führt der Fuchs den Wolf in einen Klosterkeller, was im polemischen Geiste jener Dichtungen seinen Grund hat. Die Darstellung, der wir gefolgt sind, läßt den Fuchs mit in den Keller gehen, dasselbe thut auch das deutsch-böhmische Märchen Nr. 73 in der Grimmschen Sammlung, dasselbe wohl auch des Gleißners Reinhart. Anders ist es im Reinaert (Martins Ausgabe I, 1510 ff. II, 1545 ff.), im Reinke I, 17 und bei uns in der Klein-Probsdorfer Relation. Hier geht der Wolf allein in den Keller, der Fuchs bleibt draußen und lockt die Leute herbei.

Nach der gewöhnlichen Darstellung rät der Fuchs vom Singen ab, nach der Meschner hingegen verleitet er den Wolf dazu, indem er beim Hinausspringen dem trunkenen Gefährten zuruft: „Bruder, wenn ich pfeife, dann singe du!“ Kaum draußen, pfeift der Fuchs, der Wolf fängt an zu singen, die Hochzeitleute hören das wunderliche Duett,

springen herbei und kämmen den Wolf so garstig, daß es Fetzen (flintschen) gibt.

Der Wolf muß, was er gefressen hat, im Keller lassen. So gehts ihm auch im Reinaert und Reinke:

daer hi was comen honghrich in,
ne condi sat niet comen ut.

Wie der erste Teil unsrer Erzählung, die Kellerszene, mit Nr. 73 der Grimmischen Kinder- und Hausmärchen, so stimmt der zweite Teil, die Fluchtszene, mit Nr. 74 zusammen. Auch in den siebenb.-sächsischen Relationen kommen die beiden Szenen zuweilen gesondert vor, in denjenigen, die den Wolf beim Sprung übers Feuer verbrennen lassen, fehlt die Fluchtgeschichte. Sie fehlt auch in der antiken Fabel und allen den auf ihr beruhenden Erzählungen des Mittelalters. In Kirchhofs Wendunmuth 7, 44 hat sie ungefähr diesen Gang: Ein hungriger Wolf hört von einem Gewölbe, in dem viel Fleisch sei; dort denkt er seinen Wanst zu füllen. Er besorgte aber, ohne Gesellschaft würde ihm die Zeit zu lang werden „und das Bankett nicht lustig sein,“ deshalb nahm er den Fuchs mit. Der Wolf frißt sich voll, der Fuchs aber denkt ans Entwischen, steckt ein Fleischstück nach dem andern zum Schlupfloch hinaus. Als es nunmehr „Abscheidens Zeit war“, konnte sich der dickgefressene Wolf durch das Fenster nicht hinauswürgen. Über dem lauten und langen „Geschwätz“ der beiden Diebe erwachen die Leute, kommen gelaufen, ergreifen den Wolf, „und sintemal er kein Geld mitgenommen, die Zech zu bezahlen, mußte er seinen Pelz zu Pfand lassen“.

Geradezu überraschend groß ist die Übereinstimmung unsrer Erzählung, wie wir sie im Texte mitgeteilt haben, mit dem zweiten esthnischen Tiermärchen in Grimms Reinhart Fuchs CCLXXXIV f. Wo dieses von dem unsern abweicht, da gehen auch die siebenbürgisch-sächsischen Darstellungen auseinander. Im esthnischen Märchen steckt der Fuchs den Kopf in ein Faß voll Rahm und macht dann dem fliehenden Wolfe weiß, daß ihm noch viel übler mitgespielt worden sei; in unsern Erzählungen wälzte er sich entweder im Honig und dann in den Ahnen, oder „er wühlte sich im Blute herum, das er bei der Fleischbank fand“ (Klein-Probsdorf), oder „er fand eine Gans, zerriß sie und machte sich voll Blut“ (Meschen). Unser ausschließliches Eigentum ist nur der hübsche Schluß mit dem Würzelchen, das der betrogene Wolf statt des Fuchsschwanzes packt.

Der Weg, auf dem die Geschichte zu uns gekommen ist, wird uns immer verborgen bleiben. Gewiß ist, daß sie nicht durch Steinhöwels Fabelsammlung eingeführt worden ist. Die 12. Extravagante — so heißen 17 Tierdichtungen, die in einem Breslauer Codex hinter der disciplina clericalis des Petrus Alphonsi erhalten und in Steinhöwels Äsop aufgenommen worden sind — läßt den Wolf unter ganz andern Umständen (mit des Hundes Erlaubnis) in eine Speisekammer kommen; dort überfrißt und betrinkt er sich, fängt an zu singen und wird von den herbeieilenden Bauern erschlagen.

Zu Nr. 11. Der Wolf stellt sich tot, um zu Fischen zu gelangen.
Im Programm Nr. 11; in den Volksmärchen[3] Nr. 105.

Aus Bodendorf, Jakobsdorf, Keisd, Mühlbach, Neudorf (bei Schäßburg), Trappold, Zuckmantel. Wir folgten der übereinstimmenden Bodendorfer und Zuckmanteler Fassung. Die Geschichte ist ein Seitenstück zu Nr. 5, wo sich der Fuchs tot stellt, um zu Fischen zu gelangen, hier thuts ihm der Wolf nach. Etwas Ähnliches findet sich auch in der 10. Branche des französischen Romans du Renart, wo Primaut, Isengrims Bruder, den Fuchs, der sich tot gestellt hatte und auf den Wagen zu den Fischen geworfen worden war, nachahmt. Aber hier und dort: si duo faciunt idem, non est idem.

Zu Nr. 12. Wolf und Stute.

I. Im Programm Nr. 12; in den Volksmärchen[3] Nr. 106.

Aus Bodendorf, Bulkesch, Jakobsdorf, Keisd, Mühlbach, Neudorf, Pruden, Schaas, Zuckmantel. Der Text nach der Bulkescher, Jakobsdorfer und Neudorfer Mitteilung. Die Bodendorfer erzählen die Geschichte ein wenig anders: es fehlt die Einleitung und die Stute begegnet der Forderung des Wolfs mit den Worten: „Recht gerne, nur habe die Güte und laß mich zuvor wissen, wie alt mein Kind ist, die Schrift darüber ist mir in den hintersten Fuß eingegraben.“

Über das Alter und die verschiedenen Bearbeitungen dieser Erzählung geben Nachweise J. Grimm in der Einleitung zu seinem Reinhart Fuchs, S. CCLXIII, E. Martin, Reinaert XLIV und Österley im 5. Bande von Kirchhofs Wendunmuth S. 113 (Bibliothek des litterar. Vereins in Stuttgart 90 Band). Im Reinardus bittet das Pferd, vom Wolf des Diebstahls beschuldigt, um Ablaß, hält ihm den Fuß hin und als dieser den Fuß empfangen will, schlägt es ihn ins Gesicht, daß er zu Boden stürzt. Die spätere Bearbeitung des flämischen Reinaert, V. 3988 ff. und Reinke II, 6 lassen den Wolf den Preis des Füllens, der der Stute unter den rechten Huf geschrieben ist, lesen. Nach der bekannten Äsopischen Fabel bittet der Maulesel den Wolf, er möge ihm den Dorn, den er sich in den Fuß getreten, vor dem Verzehren ausziehen. So auch bei uns in der unter Nr. 17 stehenden Erzählung. In der Extravagante Mulus, vulpes et lupus (Steinhöwels Äsop, S. 192 und Grimms Reinhart Fuchs 423) fragt der Wolf das Maultier zuletzt: wie heissest du? Das Maultier meint, das wisse es nicht; als sein Vater gestorben, sei es noch ein junges Füllen gewesen, aber sein Name sei ihm in den linken hintern Fuß geschrieben; der Wolf will ihn lesen, da schlägt ihn das Maultier „mitteln an die Stirnen, daz im die Augen und das Hirn uff die Erde fiel. Der Fuchs stuond verborgen hinder einem Pfrimenstock und lachet und spottet und schluog syne Hend vor Fröden zesamen“.

Vgl. auch Nr. 17 II und dazu die Fabel in Kirchhofs Wendunmuth 4, 138: „Auff einen Morgen aller früest kam ein hungeriger Wolff zu einer Pferdemutter oder Mutterpferd . . ., die hett allein ein sehr junges

Füllen neben ihr gehend auff einer Matten oder Wiesen an der Weide. Der Wolff fürcht sich, groß und viel geschrey zu erwecken, darum grüßet er das Pferd freundlich und sprach: Schwester, du merkst wol meine Gelegenheit, warum ich da bin; bistu zufrieden, daß ich das Füllen angehe, meinen Hunger zu stillen? wil ich deiner jetzt und hernach allweg verschonen. Das Pferd sprach: Ja, lieber Bruder Wolff, wenn es nit noch zu jung und dir schädlich were; du weist, das zu gar frisch Kalbfleisch nit gut zu verdawen und gern ein Fieber erwecket. Wie es dir mit diesem Füllen, des Geburtstag mir ist abgefallen, gehen würde, dafür will ich dir gut sein; aber kom her und besihe, denn ich sehe dich gewiß für geschickt an, das deuten deine schöne, große, hellleuchtende Augen; an meinem rechten Hinderfuß stehet dasselbige angemerckt, komme und besihe es selber, bistu der Gefahr gesichert. Wie aber der Wolff sich durch des Pferds glatte Wort, das ihn einen Hochgelehrten schetzet, ließ betriegen, sich selbs zu erheben, herbey nahet, schlug ihn das Pferd so hart an seine Stirn mit dem Fuß, daß er gestracks nider fiele und im geschwande; mit dem sprang sie und ihr Füllen davon."

II. Aus Trappold.

Die Erzählung ist, wie es scheint, nur in Trappold bekannt. Ähnliches wird auch in den alten Tierepen erzählt, — wir erinnern an das Glockenläuten des Wolfs im Reinke I, 17, — genau dasselbe aber unseres Wissens nirgends. Möglich, daß die Erzählung eine märchenhafte Umbildung ist aus einer der vielen Geschichten, wie der Wolf Mönch war.

Zu Nr. 13. Der Wolf und die beiden Böcke. Im Programm Nr. 13; in den Volksmärchen[3] Nr. 107.

Aus Bodendorf, Bulkesch, Jakobsdorf, Keisd, Neudorf (bei Schäßburg), Pruden, Schaas, Schorsch, Trappold und Zuckmantel.

Eine ähnliche Erzählung kennen schon die alten arabischen und indischen Fabelsammlungen. (Grimm, Reinhart Fuchs CCLXVI.) Die Geschichte von der Landteilung kommt auf europäischem Boden vor im Reinardus, im Renart, in Steinhöwels 10. Extravagante (de lupo pedente), in den spanischen Fabeln des wahrscheinlich aus einem auch die Extravaganten erzählenden Ysopet schöpfenden Arcipreste (Erzpriesters) de Hita (zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts), und „dieselbe Fabel findet sich, genau nach der lateinischen Extravagante, in einer der Steinhöwelschen ganz ähnlichen, im 16. und 17. Jahrhundert öfters unter dem Titel La vida y fabulas del clarissimo y sabio fabulador Ysopo gedruckten spanischen Fabelsammlung". (Zeitschrift f. d. Philologie 6, 6 f.) Sie wird auch in andern deutschen Gauen fast ganz so erzählt wie bei uns; Zeugnis dafür: Der Traum des Wolfs in J. W. Wolfs Deutschen Hausmärchen und das von Blaas aus dem Böhmerwald in der Germania 24, 412 veröffentlichte Märchen vom unzufriedenen Wolfe.

Zu Nr. 14. Der Wolf und die Sau. Im Programm Nr. 14; in den Volksmärchen[3] Nr. 108.

Aus denselben Orten wie Nr. 13; am ausführlichsten aus Pruden, Schaas und Trappold. Durchaus abweichend erzählt der Reinardus das Begegnen des Wolfes mit der Sau. In dem mittelhochdeutschen Gedichte: die Beichte (Grimm, Reinhart Fuchs 392) wird nur gesagt, daß der Wolf die Sau samt ihren zwölf Ferkeln gefressen habe, doch ist ihm dabei kein Leid widerfahren. Um so größer ist die Übereinstimmung unsrer Erzählung mit der in den Erläuterungen zu Nr. 13 erwähnten Extravagante De lupo pedente (vgl. auch Nr. 17) und mit den an derselben Stelle genannten Märchen vom unzufriedenen Wolfe und vom Traum des Wolfs.

Über den Wolf als Geistlichen und Mönch ist zu vergleichen Grimms Reinhart Fuchs S. CXCII, Wilh. Wackernagels Kleinere Schriften 2, 276 und Ernst Voigts Kleinere latein. Denkmäler der Tiersage S. 21.

Zu Nr. 15. Der Wolf und die Geis. Im Programm Nr. 15; in den Volksmärchen[3] Nr. 109.

Überall, wo Nr. 13 und 14. Wir folgten der Keisder und Trappolder Fassung.

Zu Grunde liegt der im Mittelalter oft bearbeiteten Fabel eine Äsopische Fabel. Bei Romulus (Oesterleys Ausgabe, Appendix 56) trifft der Wolf auf die im schattigen Haine weidende Ziege und kündet ihr an, daß sie sterben müsse. Die Ziege will nicht um ihr Leben bitten, sie wünscht nur so lange noch zu leben, bis sie zwei Messen gesungen, eine für sich und eine für den Wolf. Der Wolf gewährt ihr die Bitte und mit seiner Erlaubnis steigt sie auf den Gipfel des Berges, damit sie den Himmlischen näher sei und diese sie besser hörten und daß die Haus- und Waldziegen sie vernähmen und für sie und den Wolf beteten. Ihr Geschrei hörten die Hunde und Bauern, kamen herbei, fingen und schlugen ihn mit ihren Knütteln; als er endlich frei ward, rief er der Ziege zu: Heu me infelicem, quia ut video pro me minus, pro te autem optime orasti. Dieselbe Fabel versifiziert und kürzer im Luparius, einer Umdichtung des um 1100 an der untern Loire verfaßten lateinischen Gedichtes De lupo (Grimm, Reinhart Fuchs, S. 410 ff. unter dem Strich; Voigt, Kleinere lateinische Denkmäler der Tiersage S. 79; vgl. auch Seiler in dem Anzeiger für deutsches Altertum 5, 110). Hier fragt der Wolf die Ziege: Tu quo jure mea pascua mordes? Mit dem Tode bedroht, bittet die Ziege den Wolf: er möge sie vor ihrem Ende noch zwei Messen singen lassen u. s. w. Als der Hirtenhund kam, floh der Wolf mit der Bemerkung: poteras legisse — canebas, „statt sie zu singen, hättest du die Messen auch lesen können“.

Wenn möglich noch näher stehen unsrer Darstellung die zu Nr. 13 und 14 angezogenen beiden Märchen und die Extravagante De lupo pedente.

II. Aus Mühlbach. Im Programm Nr. 36. Die Schnurre wird für sich erzählt, zuweilen aber auch im Zusammenhang mit 15 I und

dann wird sie so eingeleitet: Der Wolf konnte die Schmach nicht auf sich sitzen lassen; er kam wieder und lauerte solange auf die Ziege, bis er sie fand.

Die Frage Kens te de Bus? hat ihren Ursprung und ihre eigentliche Heimat zu Schäßburg. Man braucht sie, wenn man ein unbequemes Ansinnen entschieden abweisen will. Sie gilt nicht für fein und wird in der Regel sehr unfein beantwortet. Über ihre Entstehung weiß niemand etwas zu sagen.

Zu Nr. 16. Des Wolfs Heimkehr und Buße. Im Programm Nr. 16; in den Volksmärchen[3] Nr. 110.

Aus den in den Erläuterungen zu Nr. 13 genannten Orten und aus Marienburg. Wir haben uns der Marienburger und Zuckmantler Erzählung angeschlossen; die übrigen sind etwas kürzer gehalten, weisen aber keine neuen Züge auf.

Über verwandte Fassungen sind die Erläuterungen zu Nr. 17, I zu vergleichen.

Wie hier so klagt der Wolf auch in Heinrich des Gleißners Reinhart (V. 1043 ff. in Grimms Reinhart Fuchs) bei seiner Heimkehr über den Verlust seines Zagels, und sein Weib, Frau Hersant, jammert:

> mir ist leit, daz der man mîn
> nu âne zagel muoz wesen:
> wie sol ich armiu des genesen!

Und vor dem König macht der Wolf aus dem Verlust seines Zagels eine Hauptklage gegen den Fuchs.

Daß der Wolf Buße zu thun verspricht und sich doch nicht bessert, davon ist in allen alten und neuen Tierfabeln die Rede. In Strickers weit ausgeführter Fabel vom Wolf und den Gänsen (Grimms Reinhart Fuchs, S. 315 ff; Goedecke, Deutsche Dichtung im Mittelalter[2], S. 644 f.) beklagt er sein großes Mißgeschick und gelobt dann:

> deiswâr, nû wil ich ûf geben
> beidiu steln unde rouben
> und wil mich gar gelouben
> aller slahte untriuwen,
> und wil mich lâzen riuwen
> des ich mich ê underwant.

Als er aber unter den Gänsen ertappt und arg zerschlagen worden war, nahm er sein Versprechen zurück:

> sît mir diu güete niht enfromet
> und d'übele mir ze staten komet,
> sô wil ich iemer übel wesen:
> sît ich deste baz mac genesen.

Der Zug mit der dem Wolf auf den Kopf geschleuderten Axt kommt auch in einem Paderbörnischen Tiermärchen vor: Der Bär und der Fuchs sollen in die Wette laufen. Der Fuchs hat einen Bruder, der ihm so ähnlich ist, daß sie nicht zu unterscheiden sind, den schickt

er voraus und fängt dann mit dem Bären den Lauf zugleich an, bleibt absichtlich zurück und versteckt sich. Wie der Bär auf den zum Ziel gesetzten Berg kommt, ist der Fuchs oben und er denkt nicht anders, als es wäre der rechte und ruft voll Zorn: „so wollt ich, daß das Wetter auf mich schlüge!“ Es war aber auf dem Baum, unter dem der Bär stand, ein Junge, der sich vor ihm dahin geflüchtet hatte, als er das Tier herbeirennen sah, ließ er aus Angst seine Holzaxt fallen und die schlug dem Bären den Kopf ein. Grimm, Kinder- und Hausmärchen³, 3, 80.

Zu Nr. 17. Der geprellte Wolf.

I. Aus Schorsch.

Da diese Erzählung in einigen bemerkenswerten Zügen von den unter den Nrn. 12—15 mitgeteilten abweicht, mehrere Abenteuer mit einander verknüpft und sie durch den für die Quellenfrage wichtigen Eingang erweitert, war die unverkürzte Aufnahme notwendig. Sie stimmt fast Zug für Zug zu der auf S. 212 ff. der Österleyschen Ausgabe von Steinhöwels Äsop und auf S. 429 f. des Grimmschen Reinhart Fuchs abgedruckten Extravagante de lupo pedente. Die 17 fabulae extravagantes finden sich, wie in der Einleitung zu den Tiermärchen erwähnt ward, hinter dem vierten Buch der Äsopischen Fabeln und vor denen des Rimicius in der zwischen 1474 und 1480 zum erstenmal bei Johann Zeiner in Ulm gedruckten und von da ab wiederholt aufgelegten und oft übersetzten Fabelsammlung des Ulmer Arztes Heinrich Steinhöwel. Grimm (Reinhart Fuchs CLXXXVII) hält für wahrscheinlich, daß diese Extravaganten im 14. Jahrhundert in Frankreich zuerst niedergeschrieben worden seien. Aus ihrer gemeinen, aber naiven, schmucklosen Darstellung, die bloß auf die Sache gerichtet ist, möchte Grimm schließen, daß sie aus dem Munde des Volkes aufgenommen worden seien. Die Quelle Steinhöwels ist, wenn wir recht wissen, nicht bekannt. In einem vor Steinhöwels Zeit geschriebenen Breslauer Codex stehen die 17 Extravaganten hinter der zu Anfang des 12. Jahrhunderts abgefaßten Disciplina clericalis des Petrus Alphonsi. Für uns die wichtigste ist die 10., die fabula de lupo pedente. Eine genaue Vergleichung der unter den Nrn. 12—15 und 17 erzählten Abenteuer mit der Darstellung der Extravagante dürfte die Vorstellungen von der Verpflanzung und Verbreitung dieser und andrer Tiergeschichten klären, darum wollen wir sie vollständig mitteilen.

Multi altiora se querunt et fortiora se scrutantur et ultra suum gradum excedentes altiora petunt et deliciosa volunt. Sed quo altius ascendunt, frequenter deterius labuntur. De hoc audi fabulam.

Lupus surgens summo diluculo, de cubili suo cum se extenderet, pepedit et ait: Gratias ago diis, quia hac die de dignitatibus satiabor, ut mihi meus modo indicat posterior. (Und in der Übersetzung Steinhöwels weiter): Und als er umb syne spys uß

gieng, do fand er ainen ganczen schmerlaib uff der straß, der ainem fuorman enpfallen was, den keret er hin und her und sprach: Ich will von dir nit eßen, wann du hast mir vor mynen lyb entrichtet; warumb wolt ich ouch von dir eßen, so ich waiß, daz ich von hochzytlicher sypse sol gesettet werden, als mir hüt frü min ars hat gewysaget? Er gieng fürbas und fand ainen ganczen truknen gesalczen bachen; er keret in umb und sprach: Dich wil ich nit eßen, wann du hast mir vor großen durst gemachet; und warumb wolt ich dich eßen, so ich waiß, daz ich mit hochzytlicher spyse sol gesettet werden, als myn wyssagung zaiget? Er gieng fürbas und fand ain stuot mit ainem fülhin uff der waid und sprach: Gelobt sye gott, wann ich wißt doch wol, daz ich hüt hochzytiglich solte gespyset werden; und sprach zuo der stuot: Für war, schwester, ich würde dyn fülhin eßen. Die muoter sprach: Waz dir gefällig sye, daz tuo. Aber als ich gestern bin umgegangen, hab ich in ainen dorn getretten; bitt ich dich, du wellest mir in vor uß dem fuoß ziehen, wann du bist für ainen arczt berümet; darnach iß das fülhin. Do gieng der wolff zuo ierem fuoß und wolt ir den dorn ußziehen, do schluog das stuotpferd den wolff mitten an syne stirnen, daz er umb trümelt, und ee daz er wider zuo synen kreffften kam, do was die stuot mit dem fülhin in den wald entrunnen. Do aber der wolff wider zuo im selbs komenn was, do sprach er: Mir ligt nichtz an dieser schmach, wann ich wol waiß, daz ich noch hüt rychlich würd gesettet nach myner urkünd. Er schiede aber von dann und kam uff ain wismad, do fand er zwen wider mitainander turren und kempfen, und sprach: Lob sye got, iecz will ich mich guoter spys ersetten. Und sagt: Für war, ir brüder, ich muoß ainen von üch eßen. Antwürt der ain: Wie du wilt, also tuo. Doch so gib vor ain rechte urtail zwischen uns. Dis wismaid ist unserer vätter gewesen und kunden es nicht mit lieb getailen, und synd darumb in tötlichen kampf getretten. Der wolff sprach: Ich thuo es, wann ich üwer mainung waiß. Do sprach der ain wider: O herr, so merk mich, wir mainen also. Du solt staun, ob es dir gefalle, mitten uff das wismad, so gee ich an das ain ort und der ander wider an das ander ort, und welher ee zuo dir komt, des sol das wismad syn, den andern solt du eßen. Do sprach der wolff: Das gefelt mir. So giengent die wider an baide ort des wismads und fiengent an ze louffen so schnell sie mochtent ungestümglich zuo dem wolff und stießen in zuo baiden syten so hart mit iren hornen, daz er sich mit synem aignen kaut entrainiget und im syne ripp zerstießen, und ließent in ligend halb toutten und giengent iere strauß. Über ain wyl, do sich der wolff wider erholet, sprach er: ich will ouch diser schmach nit achten, wann ich würde doch noch hüt

gesettet, nach mynes hindern urkünd. Und als er von dannen gienge, fand er ain losen mit fäklin uff der waid und sprach: Herr, ich sag dir lob und eer, wann ich wißte doch wol, daz ich hüt ain schlekhafft eßen fünde, und sprach zuo der losen: O schwester myne, ich muoß hüt von dynen feklin eßen. Antwürt die los: Tuo was du wilt, doch bitte ich, du wellest sie vor mit luterm waßer wäschen, wann sie sint noch nit rain nach unser ordnung. Darnach iße sie nach dynem willen. Do sprach der wolff: So zaige mir den brunnen, darinn ich sie rainigen sol. Die suw füret in zuo einem güsbett, durch das das waßer uff die mülin louffet, und sprach: Daz ist gehailiget waßer. Der wolff stellet sich ze öbrist an daz güsbett priesterlich, und griff nach ainem feklin. Da er es in das waßer tunket, do ward die suw grynen und die zen weczen und stieß den wolff stürmlich in das güsbett und zuket in der stark fluß des waßers über ab durch das rad und zerstießen im die spachen syne gelider ellenglich. Als er aber do ouch entrunnen waz, sprach er: Mir ist doch nit ser wee beschehen von diser untrüw und waiß doch wol, daz ich noch hüt ainer schlekhafften spyß bekomen wil; und als er umb ain dorff gieng, sach er ettlich gaißen uff ainem bachoffen staun und sprach: Ich sagen dank den götten, ich sich mir ain liepliche spys, und gieng zuo inen. Do aber die gaiß den wolff komen sachent, sie bargen sich in den offen. Aber der wolff kam für den ofen und sprach: Ir schwestern, ich grüß üch; für war ich würd von üch eßen, das ich vol sye. Die gaiß sprachent: Herr, höre unsere wort; wir synd um kain andere ursach hie, wann daz wir hailiger werk pflegen wöllen, und so bald wir die volbringen, so gaun wir hinuß zuo dir, so ißest du nach dynem willen. Darumb bit wir dich, du wöllest uns singen und unsere gaistliche werk helffen volbringen. Der wolff underwandt sich priesterlichs amptes, und fieng an ze hülen mit luter stimm; so bald aber die puwren den wolff hortent hülen, do zohen sie uß mit stangen, kolben und hunden und schluogent in hart uncz uff den tod und bißent in die hund, daz er hart halb lebend entrinnen mocht. Also kroch er kranker under ainen großen paum und legt sich nider ze ruowen, und fieng an daz ungefell des selben tages ze klagen und sich selb hertiglich ze straffen und sprach: O got, wie mangerlay übels ist hüt uff mich geworfen. Aber als ich gedenk, so ist es uß mynem verschulden beschenhen, wann ich bin so hochtragende in mynem gemüt gewesen, daz ich ainen schmerlaib hab verachtet, ainen ganczen schwynin bachen hab ich verspurczet, so ist myn vatter kain arczt gewesen, so hab ich ich ouch die künst der ercznny nit gelernet, und wolt doch das pferd ercznyen an synem fuoß und im den dorn ußziehen. Myn vatter ist ouch nie kain richter gewesen, so hab ich die weltlichen recht nie

gelernet; von wannen komt mir dann, daz ich urtailen wil zwischen den widern? Myn vatter ist nit priester gewesen, so bin ich ouch der geschrift ungelernt; von wannen komt mir dann der gewalt, die feklin in dem waßer ze rainigen? So ist myn vatter nit gewycht worden, wie hab ich mich dann des irrsals underwonden, daz ich den gaißen will helffen iere gaistlikait volbringen? Und rüffet die gött an mit sölichen worten: O Jupiter, ich wölte, wa es dyn will wäre, daz ain großes schwert von dynem helffenbainin tron herab fiel und mich strauffet. Ain puwr was des mauls uff dem paum und schnöwet in mit ainem byhel, der höret dise klag alle und warff den bihel so krefftiglich in den wolff, daz er umb trumelt als ain rad; doch stuond er bald uff und sach gen himel und darnach uff den paum und sprach: O got, was großen hailtums hie ist! wie bald werdent die bittenden hie erhöret! und luff do schnelles louffes geschlagner und verwonter in den wald, gedemütiget, der vor hochfertiger was daruß geloffen.

Verwandt sind damit des Wolfs Traum in J. W. Wolfs Deutschen Hausmärchen und das von Blaas aus dem Böhmerwald in der Germania 24, 412 veröffentlichte Märchen. Vgl. auch die Erläuterungen zu Nr. 12, 13 und 16.

Zu den bei Nr. 12 zum Begegnen des Wolfs mit der Stute gemachten Bemerkugnen nur noch dies: In der Äsopischen Fabel vom Esel und Wolf soll der Wolf den Dorn aus des Esels Fuß ziehen und als er den Stachel mit den Zähnen fassen wollte, erhielt er einen betäubenden Schlag ins Gesicht. (Grimm, Reinhart Fuchs CCLXIII.) Im Romulus 3, 2 stellt sich das Pferd, da es den Löwen kommen sieht, als habe es in einen Dorn getreten und bittet ihn, seiner Ankunft sich freuend, den Dorn zu gewinnen. Dieselbe Fabel — der Löwe als Arzt — nur breiter in Steinhöwels Äsop S. 141, und hier sagte der Löwe, als er wieder zu sich kam: „ich wolt mich ainen triegenden arczet erzögen und hab Erczny nie gelernet: mir beschicht recht". In Kirchhofs Wendunmuth sind es wieder der Wolf und der Esel; der sich erholende Wolf meint hier: „Wie hab ich mich doch, der ich sonst ein seltzamer Rohkoch, unterwunden, ein Chirurgus oder Wundartzt zu seyn, so mich der Esel allererst hat gelehrt die Pflaster streichen".

II. Im Programm auf S. 60. Aus Mühlbach.

Die Erzählung schließt sich in der Mühlbächer Überlieferung an Nr. 5 an. Eigentümlich ist ihr neben manchem anderen die sonst aus keinem andern siebenbürgischen Orte belegte Rettung des Kindes durch den Hund und das Testamentlesen am Hufe des Pferdes. Vgl. dazu die Erläuterungen zu Nr. 12. Die Geschichte von den Böcken erinnert an Reinardus, wo Isegrim nach einiger Zeit einen der beiden Widder wieder findet und Zahlung für die Landteilung fordert und den Widder dazu; der Widder (Joseph) erbietet sich, dem Wolf in den Rachen zu springen; dieser sperrt das Maul auf, so weit er kann, Joseph springt und stößt den Wolf zu Boden.

Zu Nr. 18. Der Fuchs heilt des Raben Kinder. Im Programm Nr. 17; in den Volksmärchen[3] Nr. 111.

Aus Johannisdorf, Irmesch, Maniersch.

Nach einer der drei Erzählungen, die uns bekannt geworden, litten die Rabenkinder nicht an dem Pips, sondern an einem gefährlichen Ausschlag. Es ist nicht nötig, die verwandten und abweichenden Züge in den bekannten, aus Phädrus und Äsop stammenden Fabeln vom Fuchs und Raben einzeln hervorzuheben. Am nächsten kommt unsrer Fassung die Erzählung im Renart, wo der Sperling den Rat des welterfahrenen Fuchses wegen seiner neun Jungen begehrt, die an der fallenden Sucht leiden; der Fuchs meint: das komme daher, daß die Jungen nicht getauft seien, und der Sperling wirft sie vom Baume herab, daß der Fuchs sie taufe, dieser aber frißt sie.

Der Fuchs tritt in unsrer Erzählung wie so oft in den alten Tierfabeln und in den Tierepen als Arzt auf; dasselbe thut er auch in einem andern unsrer Märchen, in dem unter Nr. 20 erzählten. In Nr. 37 und sonst erscheint er wie im Renart als Priester; er tauft der Krähe ihre Jungen in Nr. 20 und der Sau ihre Ferkel in Nr. 14.

Zu Nr. 19. Fuchs und Schnecke. (Wettlauf.) Im Programm Nr. 18; in den Volksmärchen[3] Nr. 112.

Aus Neudorf (bei Schäßburg); ähnlich auch in Jakobsdorf.

Unserm Schwank am nächsten kommt Strickers bîspel (Erzählung mit lehrhaftem Schluß) vom Fuchs und Krebs. (Goedecke, Mittelalter S. 637.) Ein Krebs steigt aus dem Bache und treibt Kurzweil auf einer Wiese. Der Fuchs kommt dazu und spottet über des Krebses Gang. Dieser erbietet sich — besser als in unsrer Erzählung — mit dem Fuchs in die Wette zu laufen und will ihm sogar einen Vorsprung geben. Der Fuchs nimmt Wette und Vorsprung an. Unvermerkt hängt sich der Krebs mit den Scheeren an des Fuchses Schwanz. An der Zielstatt angekommen, wirft sich der Fuchs um, nach seinem Gesellen zu schauen und ruft: wâ nû, krebz der tumbe? ir sûmet iuch ein teil ze vil. Doch der Krebs ist hinter ihm und spottet seiner. Ärgerlich spricht der Fuchs: „Euch brachte der Teufel aus der Hölle her" und geht fort.

Einen ähnlichen Wettlauf, nur mit Verteilung der Rollen an den Hasen und an den Igel, erzählt das 187., aus Bremen stammende Märchen der Grimmschen Sammlung, und wieder ein Lausitzisches, von Wilhelm Grimm in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde 1, 381 f. mitgeteiltes Märchen. Mit ähnlicher List wie die Schnecke und der Krebs siegt der Zaunkönig über den Adler in dem bekannten Tiermärchen.

Auch Burkhard Waldis erzählt in seinem Esopus, 3. Buch, 76. Fabel und nach ihm Eyering, Sprichwörter 3, 154 von einem Wettlauf der Schnecke mit dem Hasen. Der Fuchs steckt ihnen das Ziel, der Hase erhält zwei Schritte vor, der Hase macht drei Schritte, bleibt dann sitzen und schläft ein; die Schnecke kommt vor ihm zum Ziele. Dazu bemerkt

Wilhelm Grimm im 3. Bande, S. 257 der Kinder- und Hausmärchen: „Waldis wird wohl das Märchen nicht aus mündlicher Überlieferung, sondern aus einem ältern Fabeldichter geschöpft haben“.

Von einem Wettkampf zwischen Wolf und Hasen erzählt der Liber parabolarum Odos von Ciringtonia (Voigt, Kleinere lateinische Denkmäler, S. 131), von einem Wettkampf zwischen Stier und Mücke die 43. Fabel in Neckams Novus Esopus.

Zu Nr. 20. Fuchs und Hahn. Im Programm Nr. 19; in den Volksmärchen[3] Nr. 113.

Aus Schaas; auch aus Bulkesch, Malmkrog und Zuckmantel bezeugt.

Die Geschichte ist eine Umbildung der äsopischen, in manigfach abweichenden Fassungen umgehenden Fabel. Bei Äsop, im Äsop des Romulus (Appendix 45), in dem Gedichte Gallus et vulpes (abgedruckt in Grimms und Schmellers lateinischen Gedichten aus dem 9. und 10. Jahrhundert), in der 3. Extravagante (in Steinhöwels Äsop S. 196) und vielen andern Bearbeitungen derselben Fabel berückt der hungerige Fuchs den Hahn mit geschlossenen Augen zu singen und da dieser es thut, fängt er ihn. Durch eine List weiß der Hahn wieder zu entrinnen, so auch im Reinardus, im französischen Renart, im deutschen Reinhart, in der jüngern prosaischen Fabel Vulpes et gallus (bei Grimm, Reinhart Fuchs 421) u. s. w. Doch ist auch der durch unsere Erzählung vertretene Ausgang in alten Fabeln belegt.

Eigentümlich ist unsrer Erzählung das Motiv im Eingang, der Stoßvogel, und das an die Stelle des geschlossenen Auges getretene staarkranke Auge.

In der Fabel vom Fuchs und Hahn bei Sebastian Franck (Sprichwörter, Erzählungen und Fabeln, Frankfurt 1831, S. 115) bittet der Fuchs den Hahn, er möge ihm sein Haupt, das voller Weisheit und hoher Gaben sei, zum Kuße reichen; der Hahn steigt herab und bietet dem Versucher die Stirne zum Kuße. Der Kuß, mit dem der Fuchs das Hahnenauge heilen will, wird im Reinhart Heinrich des Gleißners der Meise angetragen. Vgl. Nr. 21.

Der Fuchs gibt sich als Gottesmann aus; im Reinaert V. 356 und im Reinke stellt er sich den Hühnern als einen Eremiten vor. Vgl. hiezu Nr. 18 und dann Wackernagels Kleinere Schriften 2, 276.

Zu Nr. 21. Fuchs und Meise. In den Volksmärchen[3] Nr. 81. Aus Schäßburg.

Im französischen Tierroman du Renart folgen auf die Begebenheit zwischen Fuchs und Hahn die zwischen Fuchs und Meise, Fuchs und Kater, Fuchs und Raben sich abspielenden. (Grimm, Reinhart Fuchs CXXII und CXXXV). Der Reinhart Heinrich des Gleißners erzählt das Abenteuer ganz anders. Der Kuß, mit dem der Fuchs in Nr. 20 das Hahnenauge heilen will, wird im Reinhart der Meise angetragen. Nur die handelnden Tiere sind andere, sonst stimmt das nach Grimm aus

dem Anfang des 13., nach Goedecke (Mittelalter, S. 629) aus dem 12. Jahrhundert stammenden Gedicht Des Hundes Not (abgedruckt in Grimms Reinhart Fuchs S. 291 und in Goedeckes Deutsche Dichtung im Mittelalter[2], S. 629) ziemlich genau zu unsrer Erzählung. Ein von seinem Herrn verstoßener Hund liegt hungrig am Wege und klagt seine Not. Die Lerche hört ihn, erbarmt sich seiner und verlockt ein Kind, das dem Vater Brot, Käse und Eier aufs Feld trägt, das Tuch mit der Speise niederzulegen und der Lerche nachzujagen. Die Lerche äffte das Kind, begunde vederslagen in al der gebære, als ir ein vitech abe wære und sie niht möhte gevliegen. Der Knabe läuft ihr immer weiter nach, der Hund frißt das Mittagsmal aus dem Tuche. Das Kind geht weinend nach Hause; die Lerche fliegt zum Hunde; dieser bittet sie, ihr nun auch zu helfen, daß er ein wenig lache. Die Lerche fliegt in eine Scheuer, in der zwei Kahlköpfe dreschen; der Hund steigt nach ihrer Weisung auf das Dach, um ihr durch eine Lücke zuzuschauen. Das Vöglein setzt sich einem der Drescher auf den Kopf; der andere sah das

und sluoc dar einen grôzen plaz
sînem gesellen ûf den glaz . . . .
er sprach: „war umbe hâstu mich geslagen?“
„geselle, daz wil ich dir sagen:

und er sagt ihm, daß sich ihm ein Vögelein aufs Haupt gesetzt habe und das habe er erschlagen wollen. Da setzte sich die Lerche dem andern auf den Kopf,

dô sluoc ouch der geselle dar
ein vil grôze smitze
dem gesellen ûf die glitze,
wære im daz houbet glesîn
gewesen, ez möht zerbrochen sîn.

Die Drescher werfen die Flegel fort, fallen übereinander, kratzen sich und reißen sich an den Ohren; darüber lacht der Hund so sehr, daß er herunterfällt mitten auf die Drescher, diese machen sich sofort über ihn und zerdreschen ihn so sehr, daß er kaum durch den Zaun entrinnen kann. Dann legt er sich wieder ins Gras und bittet die Lerche ihm einen Arzt zu holen. Die Lerche bringt den Wolf. Als der Hund den Wolf sah,

er huop sich schier ûf unde vlôch:
ezn was dehein zûn alsô hôch
ern sprunge dar über, als er vlüge.

Größer sind die Abweichungen in dem Märchen Der Hase und der Fuchs, das in der 29. Auflage S. 123 der Märchen von Bechstein enthalten ist. Dazu ist auch zu vergleichen das 6. Märchen in Vernaleckens Österreichischen Kinder- und Hausmärchen und das in Grimms Reinhart Fuchs CCLXXXIV mitgeteilte esthnische Tiermärchen, die alle nahe verwandt sind. Über ähnliche deutsche Märchen berichtet Wilhelm Grimm im 3. Bande der Kinder- und Hausmärchen auf S. 100 f.

Zu Nr. 22. Der Fuchs die Gänse (die betenden Gänse und die tanzende Gans).

Das erste Stück, Nr. 22[a], im Programm Nr. 20, in den Volksmärchen[3] Nr. 114, stammt aus Bodendorf, Bulkesch, Keisd, Meschen, Nieder-Eidisch und Trappold. Es stimmt genau mit dem Märchen Nr. 86, in der Grimmschen Sammlung überein. Nach Wilhelm Grimm, der im 3. Bande der Kinder- und Hausmärchen weitere Nachweise gibt, erzählt schon Petrus Alfonsi das Märchen.

Das zweite Stück, Nr. 22[b], ist uns nur aus einem Orte bekannt geworden. Das handschriftliche Blatt, uns noch vor Jahren zugekommen, entbehrt des Orts- und Schreibernamens und wir können jetzt weder den einen noch den andern genau angeben. In den Hauptzügen trifft die Erzählung zusammen mit einem deutschen Märchen, das sich in Pröhles Märchen für die Jugend (Halle 1854. S. 10) findet. Auch in einer Fabel bei Burkhard Waldis (Nr. 87) bittet die Gans, erst noch einmal nach Herzenslust tanzen zu dürfen. (Grimm, Kinder- und Hausmärchen[2] 3, 145.)

Aus mehrern Orten sind uns ähnliche Geschichtchen mitgeteilt worden, aber in ihnen ist es nicht der Fuchs, sondern der Wolf, der zu den Gänsen stößt, und das Ganze gemahnt an Strickers Beispiel (Grimm, Reinhart Fuchs 315 und Goedecke, Mittelalter[2] S. 644) vom Wolf, der fromm werden will, unter die Gänse geht, von den Leuten aber, die auf der Gänse Geschrei herbeikommen, fast erschlagen wird.

Zu Nr. 23. Der Fuchs macht sich den Hasen leibeigen. Im Programm Nr. 21; in den Volksmärchen[3] Nr. 115.

Aus Neudorf (bei Schäßburg) und Sächsisch-Regen.

Wettkämpfe zwischen einzelnen Tieren, so zwischen Wolf und Hase, (Voigt, Kleinere latein. Denkmäler, S. 131, aus Odos Parabelbuch), Fuchs und Krebs, Hase und Schnecke, Stier und Mücke sind bei den alten Fabulisten nicht eben selten. Vgl. die Erläuterungen zu Nr. 19. Der Schwank soll erklären, wie es kommt, daß der Fuchs einen langen, der Hase einen kurzen Schwanz hat.

Zu Nr. 24. Der Fuchs und der Igel; der Fuchs und die Katze. Die erste Erzählung, Nr. 24[a], im Programm Nr. 22; in den Volksmärchen[3] Nr. 116; aus Jakobsdorf, Neudorf. Die zweite Erzählung aus Bodendorf.

Die beiden Erzählungen stimmen in allem Wesentlichen mit dem von den Brüdern Grimm unter Nr. 75 aus Schweig im Trierischen mitgeteilten Märchen vom Fuchs und der Katze überein. In der ersten ist der Igel an die Stelle der Katze getreten. Immer ist es der Kater, dem gegenüber der Fuchs in diesem oft erzählten Abenteuer sich rühmt, daß er einen sackvoll Listen besitze. Die älteste Niederschrift gibt die aus dem 10. Jahrhundert stammende Fabelsammlung des Romulus (Österley, im Appendix 20): Quomodo te defendes, si venatores

cum canibus ex improviso adessent? fragt der Kater den Fuchs. Und dieser antwortet: artes et ingenia multa novi: insuper et plenum cautelis spiritualibus sacculum mecum porto, quibus me tuear in adversis. Drauf meint der Kater: er besitze nur eine Kunst: die höchsten Gipfel zu erklimmen, wohin seine Feinde nicht hinkönnten. Als die Hunde den Fuchs ergriffen hatten, rief der Kater vom Baume: Solve, solve sacculum cautelarum et cautis astuciis te defende. Cui Renardus (also hier schon der deutsche Eigenname!): Unicam artem omnibus meis astuciis nunc præferrem. Ähnlich in dem um 1200 abgeschlossenen Liber parabolarum des Odo von Ciringtonia (Voigt, Kleinere lateinische Denkmäler der Tiersage aus dem 12. bis 14. Jahrhundert S. 124.) Die 5. Extravagante zu Äsops Fabeln schließt in Steinhöwels Übersetzung (Österley S. 201): Do schri die Kacz uff der Höhi des Bomes so lut sie mochte: Eh Bruoder Fuchs, suoch herfür aine von den hunderten Künsten, die du kanst, wann der Wald ist zeferr! Aber die Hund fiengend den Fuchs und tötteten in". Die Fabel erscheint auch in der Überarbeitung des flämischen Reinaert (Martins Ausgabe 2, 5755 und darnach im Reinke de Voß 4, 10). Über andere deutsche, lateinische und französische Bearbeitungen sieh Grimm, Reinhart Fuchs 363, Österley, Romulus S. 94 in der Anmerkung zu Nr. 20, Grimm, Kinder- und Hausmärchen 3, 125 und Voigt in der Zeitschrift für deutsches Altertum 23, 297.

Zu Nr. 25. Der Fuchs verliert seinen Pelz und bereut seine Sünden. Im Programm Nr. 23; in den Volksmärchen[3] Nr. 117.

Aus Sächsisch-Regen; in Mühlbach bedeutend kürzer.

Als der Fuchs bei seiner Unterredung mit der Katze (Nr. 24) ergriffen ward, zerrissen ihn die Hunde, so erzählen der Reinaert und alle andern Bearbeitungen der Fabel. Was die Sächsisch-Regener Fassung vom Fuchse berichtet, berührt sich mit dem, was die alten Tierepen vom Wolfe sagen. In ihnen wird nicht dem Fuchse, sondern dem Wolf die Haut abgezogen. Nach der Regener Darstellung will der Fuchs die Handschuhe behalten, im Isegrimus (12. Jahrhundert) behält sie der auf des Fuchses Rat geschundene Wolf. Die Regener Erzählung läßt den Fuchs sagen: „es hat alles einen Übergang", hessische Märchen legen das Wort nach Grimm, Reinhart Fuchs CCXVII, dem Wolf in den Mund.

Daß der Fuchs seine Handschuhe behalten will, läßt sich auf den Aberglauben beziehen: wonach er, der Fuchs, wenn ihm auch nur ein Stückchen von seiner Haut geblieben, in einer Zauberquelle die verlornen Teile wieder gewinnen kann (Nr. 27); er hofft auf diese Weise davonzukommen.

Zu Nr. 26. Der geschundene Fuchs am Baume vom Hasen geneckt. Im Programm Nr. 24; in den Volksmärchen[3] Nr. 118.

Aus Sächsisch-Regen.

Die Antwort des Fuchses: „Ei, daß du hier hingest", erinnert an eine Grabschrift in J. Webers lachendem Philosophen:

Hier liegen meine Gebeine,
Ich wollt, es wären deine.

Etwas ähnliches wie unsere Geschichte erzählt Kirchhof, Wendunmuth 7, 32: Wolf und Fuchs werden ergriffen; zuerst wird der Wolf gehenkt, dann mußte der Fuchs auf die Leiter steigen; dabei suchte er allerlei Ausflüchte, wollte einen Beichtvater haben u. s. w. Indes kam ein Hase mit seinem Gespielen herbei, freute sich über des Fuchses schändlichen Tod, hüpfte und sprang umher; da bemerkte ihn das umstehende Volk und alles lief den Hasen nach, sie zu fangen. Da hatte „der Fuchs sein selbs wargenommen" und entlief. Die Hunde fingen die Hasen und behielten „sie an statt des verdampten Füchsleins".

Zu Nr. 27. Der Fuchs wird vom Baume wieder los. Im Programm Nr. 25; in den Volksmärchen [3] Nr. 119.

Aus Sächsisch-Regen.

Der Dichter des Isengrimus läßt den Wolf, als sie ihm am Königshof die *Haut* abgezogen hatten, die Tage in Waldschluchten, die Nächte auf tauigen Wiesen hinbringen, von der Zeit seine Herstellung erwartend. In einem hübschen, humorvollen nordamerikanischen Tiermärchen wird der Wolf, der sich auf einem Baum zwischen zwei Ästen verfangen hat, gleichfalls durch einen Windstoß in Freiheit gesetzt. (Tylor, Die Anfänge der Kultur 1, 406.)

Zu Nr. 28. Der Fuchs und die Tauben. Im Programm unter Nr. 38 skizziert.

Aus Mühlbach.

Der erste Teil der Geschichte ist eine Umbildung der bekannten Äsopischen Fabel von der Befreiung des gefangenen Löwen durch die Maus (Halms Ausgabe 256). Sie findet sich in den meisten mittelalterlichen Fabelsammlungen: Romulus (Österley) 1, 17, Steinhöwels Äsop S. 102, Kirchhofs Wendunmuth 7, 20 (vgl. 7, 101). Aus dem Anonymus Neveleti, 18 entlehnte sie Boner. Der zweite Teil begegnet sich mit der bekannten Fabel vom Fuchs und Raben. Die List des Fuchses sich tot zu stellen, um Vögel anzulocken, wird auch von den großen Tierepen, so vom Reinaert 3557 ff. verwertet und darnach vom Reinke de Vos, wo der Fuchs die Krähe erschnappt. Vgl. auch Nr. 5 und Martin, Reinaert XLIV.

Zu Nr. 29. Wolf und Menschenkind. Im Programm Nr. 30; in den Volksmärchen [3] Nr. 86.

Aus Bulkesch, Jakobsdorf, Maniersch, Marienburg (bei Schäßburg), Mühlbach, Schaas, Trappold, Zuckmantel.

Die Übereinstimmung unsers Märchen mit dem von den Brüdern Grimm unter Nr. 72 nach mündlicher Überlieferung aus dem Pader-

bornschen erzählten, aber auch aus Baiern beglaubigten Märchen ist eine so vollständige, daß sie anders nicht als durch Entlehnung oder Quellengemeinschaft erklärt werden kann. „Der artige Zug, daß der Wolf meint, der Jäger habe seine blanke Rippe aus dem Leib gezogen und damit auf ihn los gehauen, findet sich schon im Froschmeusler.“ Vgl. die Anmerkungen zu diesem Märchen im 3. Bande der Grimmschen Märchensammlung und Grimms Reinhart Fuchs CCXVI. Die Erzählung beruht wohl auf einer auch von Boner bearbeiteten Fabel Avians, ist aber, wenn dem so sein sollte, in sinniger Weise umgestaltet worden. Übrigens wird das Märchen auch von den Negern erzählt.

Zu Nr. 30. Der Wolf als König und der Fuchs als sein Minister. (Der Hase und die Schlange.) Im Programm Nr. 29; in den Volksmärchen[3] Nr. 87.

Aus Bodendorf und Jakobsdorf. Hier nach der Jakobsdorfer Erzählung.

Das Märchen ist in seinen Grundzügen indischen Ursprungs. Original ist das Verhältnis des Schakals zum Löwen als Minister in den Tiergeschichten des Orients. Im Abendland ist an die Stelle des Schakals der Fuchs getreten. Die Erzählung vom Manne und der Schlange findet sich in den lateinischen, französischen und deutschen Fabelbüchern. Sieh Robert, Fables inédites des XII[e], XIII[e] et XIV[e] siecles II, 251 (nach Martin, Reinaert XLIV), Romulus (Ausgabe von Oesterley S. XXXIII, 86 und S. 44 Nr. 1, 10: wo die Geschichte kürzer und in den Nebenzügen etwas anders erzählt wird), Boners Edelsteine, herausgegeben von Pfeiffer, S. 124; Buch der Beispiele der alten Weisen, herausgegeben von Holland S. 87; Steinhöwels Äsop, S. 124. Sehr nahe kommt unsrer Erzählung auch Kirchhof, Wendunmuth 5, 121. Im Reinaert V. 4858 ff. und darnach im Reinke wird sie gleichfalls erzählt und mit eigentümlicher Erweiterung in Heinrich Pröhles Märchen für die Jugend, Halle 1854, S. 8. Unserm Märchen ist neben einigen andern Strichen die Vertauschung des Mannes mit dem Hasen eigen.

Bemerkenswert sind die Würden, die unsere Erzählung dem Wolf und dem Fuchs verleiht. Sonst ist der Löwe oder der Bär der König der Tiere; daß der Wolf zum König gewählt wird, hat Grimm (Reinhart Fuchs LIII) nur bei Marie de France fab. 37 gefunden. Häufiger erscheint, allerdings in nichtdeutschen Tiergeschichten, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, der Fuchs (auf indischem Boden der Schakal) als Minister, Reichskanzler, im Amt des obersten königlichen Rates. Vgl. Grimm, Reinhart Fuchs XXXIII ff.; W. Wackernagel, Kleinere Schriften 2, 250 f. 299; Simrock, Reineke Fuchs, Frankfurt 1847, S. XXII.

Zu Nr. 31. Fuchs und Bär wollen Wein trinken. Im Programm Nr. 40; in den Volksmärchen[3] Nr. 84.

Aus Groß-Alisch.

Offenbar eine Umformung des Abenteuers, das der Wolf im Keller durchmachte (Nr. 10). Auch im Reinhart ist der Wolf der durstige und ihm verheißt der Fuchs Wein, worauf sie in der Mönche Keller sich begeben, der Wolf sich betrinkt und singt.

Zu Nr. 32. Bauer, Bär und Fuchs. Im Programm Nr. 32; in den Volksmärchen[3] Nr. 88.

„Diese Erzählung habe ich — schrieb der Sammler im Schäßburger Programm von 1855 auf S. 65 — bis jetzt allein aus Bulkesch von einem Landmanne namens Schmidt, der eine wahre Fundgrube von volkstümlichen Erzählungen ist, von dem ich auch mit Ausnahme von Nr. 1—4 alle andern Bulkescher Tiererzählungen habe. Dieses Stück kommt gewiß noch sonst bei uns vor, origineller schwerlich". Und es hat sich in der That gefunden. Vor 7 oder 8 Jahren ward es dem Herausgeber aus Klein-Schenk mitgeteilt. Die Grundzüge waren dieselben wie im Bulkescher Märchen, nur der Eingang und der Schluß lauten ein wenig anders. Die Abschrift ist leider in Verstoß geraten.

Die Geschichte ging schon vor sechs Jahrhunderten um. In der 20. Branche des französischen Renart und in zwei esthnischen Märchen wird dasselbe Abenteuer erzählt. Im Renart verwünscht ein pflügender Bauer seine Ochsen, der Bär ist sogleich am Ort, sie zu holen. Der Bauer bittet um Aufschub bis morgen. Der Fuchs verspricht ihm um den Preis eines Hahnes zu helfen. Der Bauer nimmt die Hilfe an. Nach Renarts Rat erscheint der Bauer am andern Morgen, der Bär kommt, sich die Ochsen zu holen. Der Fuchs macht in der Nähe Jagdlärm, der Bär fragt, was das sei und der Bauer antwortet: es sei der Graf, der hier jage. Erschrocken legt sich der Bär in die Furche und bittet den Bauern, ihn mit Erde zu bedecken. So geschiehts und der Bauer ersticht den Bären. Als aber der Fuchs sich im Bauernhof einstellte, seinen Lohn zu holen, läßt der Bauer drei Hofhunde gegen ihn los. Im esthnischen Märchen von dem Bären und dem Mann (Grimm, Reinhart Fuchs CCLXXXIX) streckte sich der Bär, als der vermeinliche Jäger kam, unter des Bauern Schlitten. Der Jäger (der Fuchs) kommt näher und fragt den Mann: „was liegt unter deinem Schlitten?" „Ein alter abgebrannter Block." Der Fuchs heißt ihn den Klotz aufladen; der Bauer thuts und der Bär spricht dabei: „sachte, sachte!" Nun bindet der Bauer den Bären und haut sein Beil in den Block; alles das wie bei uns auf des Fuchses Rat.

Die Geschichte ist im Mittelalter, auch von den deutschen Fabeldichtern oft bearbeitet und mannigfach umgestaltet worden. Ihre Quelle wird wohl die Äsopische Fabel 127 (Von den Jägern, dem Fuchse und dem Holzhauer) sein. Ein mittelhochdeutsches Gedicht (gedruckt in Laßbergs Liedersaal Nr. 255, in Grimms Reinhart Fuchs, S. 328 und Goedekes Mittelalter[2] 651) erzählt genau nach Romulus 4, 3: Ein von einem wilden Manne verfolgter Wolf flüchtet zu einem Bauern und darf sich gegen das Versprechen künftig sein Vieh zu schonen in einen Heuschober verbergen.

Als der Wilde zum Bauern kommt, verleugnet dieser den Wolf mit der Hand, blinzt aber nach dem Schober, was der wilde Mann nicht bemerkt, wohl aber der Wolf, der die Augen verwünscht.

Zu Nr. 33. Die Füchse verklagen den Wolf beim Bären (Teilung der Fuchsbeute durch den Wolf). Im Programm Nr. 39; in den Volksmärchen[3] Nr. 92.

Aus Pruden in zwiefacher Darstellung, die zweite ist uns erst kurz vor dem Druck dieser Erläuterungen bekannt geworden. Sie unterscheidet sich von der mitgeteilten dadurch, daß die Füchse die junge Kuh (kemel) nicht erst zu töten brauchen, sie finden sie tot, und dadurch, daß der Bär die Partei der Füchse ergreift. Als nämlich der Bär zum Wolfe kam, sah er bald, daß die Klagen der Füchse gerecht waren; er ergrimmte, faßte den Wolf und zerriß ihn, den Füchsen aber teilte er von dem Reste des Kühchens, so lange er reichte, alle Tage eine Portion Fleisch aus. Damit waren die Füchse zufrieden und solange sie zufrieden waren, liebten sie ihren König und lobten seine Gutherzigkeit.

Dieser Ausgang kommt der ein ähnliches Abenteuer behandelnden Äsopischen Fabel und den aus ihr geflossenen deutschen und französischen Tiergeschichten (vgl. die Erläuterungen zu Nr. 33) am nächsten; so reißt der Löwe in der Fabel Odos von Ciringtonia (Voigt, Kleinere latein. Denkmäler S. 116) dem Wolf die Haut vom Kopf und heißt den Fuchs die Beute teilen; dieser überweist alles dem Löwen und meint, gewitzigt durch des Wolfs Loos, bescheiden: „quod remanserit, detis nobis (domine), quia homines vestri sumus“. So auch im Reinardus, Reinaert und Reinke. Die Erzählung steht in naher Beziehung zum ersten Teil der unter Nr. 34 mitgeteilten.

Bedeutsam ist, daß die Teilung nicht zwischen dem Löwen, Wolf und Fuchs stattfindet wie in den lateinischen Fabeln und deutschen Tierepen, sondern wie in dem esthnischen Märchen zwischen dem Bären, Wolf und Fuchs. (Grimm, Reinhart Fuchs CCLXXXV.) In der deutschen Tierfabel des 14. Jahrhunderts ist der Bär der Richter der Tiere; er ist der nordische Tierkönig, „das größte und gewaltigste Wild der nordischen Wälder und Gebirge“. Ausführlich handelt darüber W. Wackernagel in seiner Abhandlung Von der Tiersage, Kleinere Schriften[2] 249 f. und 294. Das Gebärden des Wolfs erinnert an Reinke de Voß 2012 ff: wenn sie (Wolf und Fuchs) etwas erbeutet hatten,

so grimmede he unde makede sik gram,
uppe dat he mi (den Fucs) so van sik dref
unde em min del alleine blef.

Zu Nr. 34. Bär, Wolf und Fuchs. (Beuteteilung; Rache des Fuchses.) Im Programm Nr. 35; in den Volksmärchen[2] Nr. 91.

Aus Mühlbach.

Der erste Teil ist offenbar eine Umbildung der antiken, durch Romulus bekannt gewordenen und durch die Tierepiker umgestalteten Fabel von der societas leonina. Sie ist in alle alten Fabelsammlungen

übergegangen. Im Romulus 1, 6 sind die Genossen des Löwen die Kuh, Ziege und das Schaf; er nimmt sich den Löwenteil. Bei Odo von Ciringtonia (Odoniana,5), im Reinardus, Renart, Reinaert V. 6043 ff. und im Reinke verbinden sich Löwe, Wolf und Fuchs; dem Wolf reißt der Löwe die Haut vom Kopfe, der klug gewordene Fuchs weist die eine Hälfte der Beute dem königlichen Herrn zu, die andere Hälfte der Löwin und dem Löwensohn. Im Steinhöwelschen Esop (S. 86, Fabel 6) gesellen sich zum Löwen Rind, Geis und Schaf, so auch in Kirchhofs Wendunmuth 7, 23, dagegen 7, 24 (nach Phädrus und Rimicius) Esel und Fuchs. Zu weiteren Vergleichungen bieten die Zitate Oesterleys zu Wendunmuth 7, 23 und 7, 24 und Voigts in der Zeitschrift für deutsches Altertum 23, 289 Handhaben. Im Anschluß an die antike Fabel wird das Abenteuer auch vom Stricker, von Boner und Heinrich v. Mügeln (Goedecke, Mittelalter 641) und Luther erzählt. Die Fabel stammt (wie die Erzählung im Pantschatantra schließen läßt) aus dem Morgenlande.

Wie bei uns in Nr. 33 (und auch in Nr. 34), so erbeuten die Jagdgenossen auch im Reinardus ein Kühchen, und wie unsere Erzählung so läßt auch Pierre von S. Cloud drei Stücke teilen: Stier, Kuh und Kalb und ebenso wird in einem niederrheinischen Gedichte von dem Löwen, Bären (statt des Wolfs) und Fuchs ein Ochs, eine Kuh und ein Sommerkalb gefangen. (Grimm, Reinhart Fuchs CCLXII.)

Zug für Zug stimmt unsere Erzählung — wie sie aus Mühlbach überliefert ist — zu dem dritten in Grimms Reinhart Fuchs abgedruckten esthnischen Tiermärchen. Auch in diesem wird der Fuchs vom Bären und Wolf, die gemeinsame Sache machen, betrogen, auch in diesem holt sich der Fuchs Hilfe: eine Katze und einen hinkenden Hund. Der Bär klettert auf einen Baum und der Wolf — besser als in unsrer Erzählung — kriecht unter einen Haufen Reiser; der Bär springt herab und bricht den Hals, der Wolf läuft in den Wald; das Fleisch bleibt dem Fuchs allein. Die Quelle unserer Erzählung ist nicht schwer zu erraten.

Die Fabel gehört zu der großen Gruppe jener Tiergeschichten, deren Kernpunkt die Teilung der Beute bildet (vgl. Nr. 33), doch spielt auch ein Zug der Geschichte vom Überfall im Räuberhause (in der Pilgerherberge) herein (vgl. Nr. 4). Eine märchenhaft erweiterte und veränderte Fassung des zweiten Teils ist die Geschichte vom Kater Mitzpuf Nr. 35.

Zu Nr. 35. Der Kater Mitzpuf (der kleine Knüpfzagel). Im Programm Nr. 37; in den Volksmärchen[3] Nr. 82.

Aus Keisd, Schäßburg und Groß-Schenk. In der Keisder Erzählung heißt der Kater der klîn knäpzôgel (der kleine Knüpfzagel), in der Schenker der kader Mischpûnz mät dem lunke schwûnz; Mitzpuf nannte man ihn in Mühlbach. Der Mühlbächer Erzähler konnte sich übrigens nicht mehr auf die ganze Geschichte vom Kater Mitzpuf besinnen, nur daran erinnerte er sich noch, daß darin der Bär, der Wolf und das Schwein als Köche vorkommen, daß diese vor dem Kater Mitzpuf

in große Angst und Not kommen und daß der Fuchs sie durch eine List daraus befreit und den Kater ohnmächtig macht. Und wieder anders erzählte der verstorbene Senator Karl Müller aus Schäßburg die Geschichte. Damit, daß der Kater Mischpûnz mät dem lânke schwûnz die größern und stärkeren Tiere überlistet hatte, waren seine Abenteuer noch nicht zu Ende. Es gelang ihm auch, seinen Herrn zu Ehre und Reichtum zu bringen.

Übereinstimmendes enthält die 3. esthnische und die serbische von J. Grimm, Reinhart Fuchs CCLXXXV und CCXCI veröffentlichte Tierfabel. Vgl. auch Nr. 34.

Zu Nr. 36. Der Johannistag der Wölfe. Im Programm Nr. 41; in den Volksmärchen[3] Nr. 93.

Aus Martinsberg (bei Groß-Schenk). Die Verwandtschaft mit Nr. 4 ist nicht zu verkennen. Ein uralter, vollgefressener Wolf, dem die Füße den Dienst versagen, ist im lateinischen Isengrimus die Hauptperson, ein alter satter und trunkener Wolf im Martinsberger Märchen. Vgl. die Erläuterung zu Nr. 4.

In Mediasch hat die Geschichte eine eigentümliche Erweiterung gefunden: Die Ente ist auf dem Zimmerboden (hemelz), hört rumpeln, springt gleich herunter und will fort. Da kommen der Hahn, die Nadel, das Ei, der Krebs, Ochs und fragen: wohin? „Die Welt geht unter; fort von hier!“ ruft die Ente. Alle kehren nun in der leeren Herberge beim Wolf ein, der bei einem Taufmahl (kaimes) abwesend ist. Als er heimkehrt, geht es ihm wie in der Martinsberger Erzählung. Der Eingang hat Ähnlichkeit mit dem Paderbörnischen Märchen, Das Lumpengesindel, und mit dem mitteldeutschen Märchen Herr Korbes (in der Grimmschen Sammlung Nr. 10 und 41).

Zu Nr. 37. Bär, Wolf, Fuchs und Hase auf dem Medwischer Magrethi. Im Programm Nr. 27; in den Volksmärchen Nr. 90.

Aus Baaßen, Johannisdorf, Irmesch, Maniersch und Marienburg. Hier nach der Maniersсher Erzählung.

Die Schnurre ist wohl eine Erfindung aus dem siebenbürgischen Kockelland. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie sich aus der bekannten Ausfahrt der Tiere (s. Nr. 4) entwickelt hat, dann aber ist die ältere Geschichte so gründlich umgestaltet worden, daß sie — wie das bei Märchen nichts auffälliges ist — in der neuen Fassung kaum noch zu erkennen ist. Sehr hübsch ist der Zug, der die vier Tiere in ein nahes Verwandtschaftsverhältnis bringt, wie die Geschichte überhaupt zu den besten gehört.

Zu Nr. 38. Bär, Wolf, Fuchs und Hase bestellen einen Weingarten.

Aus Kirtsch von Andreas Friedrich mitgeteilt.

Auch in dieser Erzählung haben wir wieder die Verbindung des Bären mit dem Wolf und Fuchs zu demselben Zwecke wie in den

Nrn. 33, 34 und 37, nur die Mittel sind verschieden und darum ist auch der Gang der Ereignisse ein andrer. Es scheinen der Erzählung einige charakteristische Züge zu fehlen; stünden uns auch aus andern Orten Belege zur Verfügung, sie würden die Geschichte wahrscheinlich in der Art ergänzen, daß sie mit der 22. Branche des Renart oder mit der bei Grimm S. CCXCI erzählten serbischen Tiergeschichte in nahe Beziehungen träten.

Im französichen Renart machen der Hahn, Wolf, Hirsch und Fuchs ein wildes Land urbar; als es gegen die Ernte geht, sucht und findet der Fuchs Gründe, seine Genossen wegen Treubruchs und Schadens vor des Königs Gericht zu fordern.

In der serbischen Fabel pflügen und säen der Bär, das Schwein und der Fuchs mit einander. Bei der Teilung der Ernte wird der Fuchs verkürzt; er geht und sucht sich Hilfe und kommt bald darauf mit der Katze zurück; der Bär, der sich auf den Birnbaum geflüchtet, fällt sich zu Tode, das Schwein entflieht, der Weizen bleibt dem Fuchs allein.

Der zweite Teil stimmt in den Hauptzügen überein mit mehrern deutschen Märchen. In Nr. 2 (Katze und Maus in Gesellschaft) der Grimmschen Sammlung kaufen Katze und Maus ein Fetttöpfchen und stellen es für den Winter in die Kirche, dann geht die Katze taufen; als die Maus sie fragt: was für einen Namen die Kinder bekommen hätten, sagt die Katze: „Hautab", dann „Halbaus" und zuletzt „Ganzaus". Sie gehen auf Verlangen der mißtrauisch gewordenen Maus zum Fetttopf; die Maus klagt die Katze des Treubruchs an und die Katze verschlingt auch die Maus. In den Anmerkungen des 3. Bandes der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen wird auf ein ähnliches hessisches Märchen vom Hähnchen und Hühnchen hingewiesen und gesagt: „Ferner wird es vom Fuchs und Hahn erzählt, die einen Honigtopf gefunden. Die Kinder bekommen in der Taufe die bedeutenden Namen: Rundaus, Halbaus, Ganzaus. Bei Müllenhoff Nr. 28 vom Fuchs und Bär. Norwegisch auch vom Bär und Fuchs bei Asbjörnsen Nr 17; die Namen sind Angefangen, Halbverzehrt, Ausgeleckt. Einen ähnlichen Verlauf hat das Negermärchen von der Henne und der Katze".

Zu Nr. 39. Der Zigeuner, Wolf Fuchs und Esel in der Wolfsgrube. Im Programm Nr. 26; in den Volksmärchen[3] Nr. 89.

Aus Bonnesdorf, Bulkesch und Marienburg (bei Schäßburg). Hier nach der Erzählung aus Marienburg.

Der Kern des Abenteuers stimmt zu der Äsopischen Fabel vom Fuchs und Bock (Aesop. fabulae Corr., edidit Halm 45. Phaedr. fab. IV, 9. Vgl. Steinhöwels Äsop, S. 245) und zu der Erzählung in dem Sacerdos et lupus und in der 12. Branche des französischen Renart. Die Fabel läßt den Fuchs in einen Brunnen fallen; da er nicht herauskann, bethört er einen vorübergehenden Ziegenbock auch in den Brunnen zu springen. (Nach der aus Rimicius entlehnten Fabel in Steinhöwels Äsop kamen Fuchs und Bock, beide durstig „über ain

Cistern und sprungen hinab, ieren durst zu leschen".) Der Fuchs bittet den Bock sich aufrecht an die Wand zu stellen, damit er über ihn hinaussteige, er wolle ihm dann die Hand reichen und ihn auch hinausziehen. Der Bock thut es, der Fuchs springt hinaus und statt dem Bocke hinauszuhelfen, verspottet er ihn. Im Sacerdos et lupus und im Renart fällt der Wolf in eine ihm gestellte Grube. Der Pfaffe, der nachsehen will, stürzt auch hinein und über seinen Rücken springt der Wolf hinaus. (Grimm, Reinhart Fuchs CXXIV; Wackernagel, Kleinere Schriften 260. 275.) Die Brunnenfahrt (Nr. 6) behandelt ein verwandtes Thema. Die Geschichte vom Geiger in der Wolfsgrube wird auch in Deutschland von manchem Bauer erzählt, „so gut, als wäre sie gestern erst geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat". Sie findet sich in Gotthilf Heinrich von Schuberts Lehrbuch der Naturgeschichte[4] (1828) S. 271, deren erste Aufl. schon 1823 erschien.

Zu Nr. 40. Bauer und Fuchs (ein Paar Stiefel.)
Aus Schorsch, mitgeteilt von Michael Wiener.

Zu Nr. 41. Wolf und Fuchs beim Kürschner in der Beize. Im Programm Nr. 28; in den Volksmärchen[3] Nr. 41.

Aus Sächsisch-Regen.

Die Unterredung erinnert an die Beichte Reinekes im Reinaert und Reinke. Hier wie auch sonst wird die äußere Hülle als das Wesentliche der Tiere, gleichsam als ihre Seele, fortlebend dargestellt, ähnlich den Seelenschatten der griechischen Unterwelt, die auch in den äußern, aber wesenlosen Umrissen der frühern Körpergestalt gedacht wurden.

Zu Nr. 42. Der Bär und die alte Geis mit ihren Zicklein. Im Programm Nr. 33; in den Volksmärchen[3] Nr. 83.

Aus Groß-Alisch, Baaßen, Bekokten, Bodendorf, Bonnesdorf, Bulkesch, Nieder-Eidisch, Jakobsdorf, Irmesch, Johannisdorf, Keisd, Maniersch, Marienburg, Meschen, Mühlbach, Neudorf (bei Schäßburg), Pruden, Sächsisch-Regen, Schaas, Schäßburg, Streitfort, Tobsdorf, Trappold und Zuckmantel bezeugt. Wir folgten der Schäßburger Erzählung und geben sie in der Mundart dieser Stadt wieder.

Nicht überall wird das Märchen genau so erzählt wie in Schäßburg; so sind es nicht immer zehn, sondern auch nur sieben Zicklein (wie im deutschen Märchen), und einigemal steht (wieder wie im deutschen Märchen) der Wolf an der Stelle des Bären. Die Übereinstimmung mit dem von den Brüdern Grimm unter Nr. 5 und in Firmenichs Germaniens Völkerstimmen 2, 64 erzählten deutschen Märchen vom Wolf und den sieben Geislein ist so groß, daß an Entlehnung aus Grimm gedacht werden muß.

Franz Linnig, Deutsche Mythen-Märchen 183 ff, hat das Grimmsche Märchen mythisch zu deuten versucht. Wie im Märchen vom Rotkäppchen so soll auch in diesem der Wolf das Symbol der Finsternis (der Fenriswolf u. s. w.) sein; das Rotkäppchen und die sieben Geislein sollen

Lichtgottheiten darstellen, die von der Finsternis (vom Wolfe) verschlungen, aber (wie das Tageslicht aus der Nacht) aus der Finsternis (aus dem finstern Wolfsleibe) wieder befreit und zurückgeführt werden. „Die Siebenzahl der Geislein — meint Linnig — legt es nahe, an die sieben Tage der Woche zu denken; der Wolf der nächtlichen Finsternis verschlingt einen nach dem anderen; nur das jüngste Wesen kann er nicht finden, weil es eben das Heute ist, dem er nichts anhaben kann". Daß dem Wolf Steine in den aufgeschnittenen Bauch gefüllt werden, ist, wie Linnig bemerkt, ein uralter Zug; er erinnert an die Sage von Kronos, der seine eigenen Kinder verschlang, nur das Jüngste nicht, statt dessen aber einen Stein, den die Mutter an des Kindes Stelle gelegt hatte und der eben in Folge dessen seine ganze Nachkommenschaft wieder ausspeien mußte. Übrigens hat schon Tylor, Die Anfänge der Kultur 1, 336, das Märchen — vielleicht nach dem Vorgang anderer — in gleicher Weise ausgelegt. Wir wissen nicht, ob Linnig davon Kenntnis gehabt hat. So ansprechend diese Deutung auch erscheint, so ist sie doch wissenschaftlich unzulässig. Wir haben ihrer gedacht, um an einem Beispiele zu zeigen: wie man Mythen macht.

Das Märchen ist aus einer sehr kurzen und einfachen Fabel (Camerarius, Fabulae Aesopicae 1570, 206; Burmann, Phaedrus app. 27; 32) hervorgegangen. Sie lautet bei Romulus 2, 10: Capella cum esset foeta et ad pastum vellet ire, ignarum hedum ammonuit, ne aperiret alicui sciens, quod multæ feræ stabula pecorum circumirent, Monuit et exinde exiit. Venit lupus vocem assimilans matris, et hedus per rimas aspiciens sic ait: vocem matris audio, sed tu fallax et inimicus es; sub voce matris nostrum quærens sanguinem. Sic qui monetur caute vivit. Dieselbe Fabel auch in Steinhöwels Äsop (Österleys Ausgabe S. 121), im Anonymus Neveleti 29 und darnach in Boners Edelsteinen 33, bei Burkhard Waldis, in Kirchhofs Wendunmuth 7, 40 und in vielen andern Fabelsammlungen des Mittelalters. Die Ausschmückung ist, soweit wir sehen, am weitesten gediehen im Grimmschen und in unserm Märchen.

Zu Nr. 43. Hühnchens Tod. In den Volksmärchen [3] Nr. 43. Aus Schäßburg und mit einigen Abweichungen aus Mühlbach. In der Mühlbächer Version gibt es Fr. W. Schuster in seinen Volksdichtungen S. 366. Das Märlein ist zweifellos durch neuere Märchenbücher zu uns gekommen. Wir finden es in den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen Nr. 80, in Bechsteins Märchenbuch, in Simrocks Deutschem Kinderbuch [2] Nr. 938. Nach Grimm, Kinder- und Hausmärchen 3, 128 f. wirds erzählt in Hessen, in Baiern, in Schwaben, in Holstein (Müllenhoff Nr. 30), in Norwegen (Asbjörnsen S. 98).

Zu Nr. 44. Hühnchens Begräbnis. In den Volksmärchen [3] Nr. 78. Aus Schäßburg und Mühlbach. Die Mühlbächer Relation in Schusters Volksdichtungen S. 368. Die in den Erläuterungen zur

vorigen Nummer genannte Simrocksche Fassung enthält ganz kurz auch Hühnchens Begräbnis, wozu Grimm, Kinder- und Hausmärchen 3, 129 zu vergleichen ist.

Zu Nr. 45. Enteleins Reise. In den Volksmärchen[3] Nr. 79; angedeutet auch im Programm Nr. 46.

Aus Schäßburg. Nach unsrer Erzählung in der Mundart von Mühlbach bei Schuster S. 370. Am nächsten verwandt dem allbekannten Märchen (Nr. 18 bei Grimm) Strohhalm, Kohle und Bohne, das Wilhelm Grimm in den Anmerkungen des 3. Bandes S. 27 schon aus Burkhard Waldis belegt.

Erläuterungen

zu den Stiefmüttern, Stief- und Waisenkindern.

Zur S. 224. Sagen, Märchen und Lieder, die von Stief- und Waisenkindern handeln, bei den alten

Griechen: vgl. Preller. Griech. Mythologie, 2, 210: "Als Stiefmutter, die in vielen griechischen Sagen das böse Prinzip der Familie ist, stellt Ino den Kindern der Nephele nach. Die böse Stiefmutter war eine sehr gewöhnliche Figur. S. Eurip. Alc. 309.

bei den Römern Ovid. Met. 1, 147: Lurida terribiles miscent aconita novercae;

in Litthauen Wolff, Hausschatz der Volkspoesie 2. Aufl. S. 123: Die Waise; S. 124: Der Waise Klage, und: Der verwaiste Knabe;

in Rußland Wolff, Hausschatz S. 320: Das Waisenmädchen;

in Norwegen Asbjörnsen und Moe, Norweg. Volksm.; deutsch von Breseman, Nr. 15: Die Tochter des Mannes und die Tochter der Frau; Nr. 19: Kari Trästak;

in Schweden Wolff, Hausschatz S. 276: Der böse Stiefvater;

in Dänemark Wolff, Hausschatz S. 448: Die Mutter im Grabe (prachtvoll);

bei den Serben Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, Volksmärchen der Serben, deutsch von dessen Tochter Wilhelmine Nr. 32: Aschenputtel; Nr. 33: Die böse Stiefmutter; Nr. 34: Die Stiefmutter und ihr Stiefkind; Nr. 35: Die Stiefkinder; Nr. 36: Wie sie es verdient haben, so ist es ihnen auch ergangen.

bei den Walachen Schott, Walachische Märchen Nr. 4: Die Kaiserstochter Gänsehirtin; Nr. 5: Der Zauberspiegel; Nr. 8: Die goldnen Kinder; Nr. 10: Petru Firitschell.

bei den Deutschen Grimm, Kinder- und Hausmärchen: Nr. 11: Brüderchen und Schwesterchen; Nr. 13: Die drei Männlein im Walde; Nr. 15: Hänsel und Gretel; Nr. 21: Aschenputtel; Nr. 22: Das Rätsel; Nr. 24: Frau Holle; Nr. 47: Von dem Machhandelbom; Nr. 49: Die sechs Schwäne; Nr. 53: Schneewittchen; Nr. 56: Der Liebste Roland; Nr. 105: Märchen von der Unke; Nr. 130: Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein; Nr. 135: Die weiße und schwarze Braut; Nr. 141: Das Lämmchen und Fischchen; Nr. 186: Die wahre Braut.

In andern deutschen Märchensammlungen finden sich meist nur dieselben Stoffe, wenn auch zuweilen etwas abweichend. Wir führen noch an:

Firmenich: Germaniens Völkerstimmen 1, 286: Das Totenhemdchen; S. 311: Heinrich un Marleineke; 2, 226: Das Märchen vom armen Christiänchen; S. 268: O Tannaboom, o Tannaboom; S. 334: Das Märchen von der Wasserlisse; S. 510; Das Märchen von den zwei Stiefschwesterlein: S. 642: Der verwaiste Hirtenknabe.

Götzinger, Liedergarten; S. 19: Des fremden Kindes heilger Christ (von Rückert); S. 20: Das Sternengold; S. 100: Das Waisenmädchen; S. 101: Arm Lieschen; S. 102: Arm Seppi; S. 243: Das arme Kind (von Bechstein); S. 293: Klage.

Zum 1. Märchen auf S. 226. Das Märchen wird erzählt in Schäßburg, Mühlbach, Sächsisch-Regen und auch sonst. Der schöne Zug des Märchens von der Sonne, welche vor Verwunderung stille steht, erinnert an ein sächsisches Gespräch der Sonne mit einem Stief- oder Waisenkinde, das wir auf S. 238 mitgeteilt haben und an ein Fragment eines lettischen Liedes in Herders Stimmen der Völker (Stuttgart und Tübingen 1846, S. 99):

Liebe Sonne, wie so säumig,
Warum gehest du so spät auf?
„Jenseit jenem Hügel säum ich,
Wärme da verwaiste Kinder“.

Die stärkste Verwandtschaft zeigt das sächsische Märchen mit dem walachischen bei Schott Nr. 8: Die goldenen Kinder. In Betreff der Verwandlung ist ein magyarisches bei G. Stier S. 87 und ein deutsches bei J. W. Wolf S. 394 zu vergleichen. In dem deutschen Märchen bei Grimm: Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein stimmt der Zug, das aus dem vergrabenen Eingeweide der getöteten Ziege ein prächtiger Baum wächst, der Blätter von Silber und Früchte von Gold hat. Vgl. auch Schuster, Deutsche Mythen aus siebenbürgisch-sächsischen Quellen, Vereinsarchiv 9, 409.

Ob zwischen dem walachischen und siebenbürgisch-sächsischen Märchen Urverwandtschaft, oder Entlehnung von einer Seite anzunehmen sei? Wahrscheinlich haben zwei ursprünglich etwas verwandte Erzählungen sich hier gegenseitig berührt und modifiziert. Jedes der beiden Märchen hat nämlich in der speziellen Ausführung doch manches Eigentümliche; so tritt im Sächsischen auch unser Hergott auf, der im Walachischen nicht

erscheint, die sächsische Erzählung hat aber auch sonst durch und durch deutsches Gepräge; vielleicht läßt sich dieselbe in einem Winkel Deutschlands noch auffinden; dann wäre eine Entlehnung, wenn man sich für eine solche überhaupt erklären wollte, des walachischen Märchens aus dem siebenbürgisch-sächsischen wahrscheinlicher. Das Märchen ist nämlich bei uns ziemlich allgemein verbreitet.

In diesem Zusammenhang mag auf einen Irrtum aufmerksam gemacht werden, in welchen Sammler siebenbürgisch-sächsischer Volksmärchen leicht verfallen können, nämlich alle Märchen für entlehnt und fremd zu halten, in welchen einzelne walachische oder magyarische Namen oder Sprüche von den Erzählern mit einverflochten werden. Der Verfasser ist von diesem Irrtum dadurch geheilt worden, daß er von andern Erzählern in denselben Märchen deutsche Ausdrücke gebrauchen hörte und daß er bei der Vergleichung mit Märchen bei Grimm, dieselben als ganz entschieden deutsche erkannte. So brauchen viele Erzähler das slavisch-walachische Wort Baba für alte Frau, wo diese nur immer vorkommt; so erscheinen in sächsischen Märchen zuweilen Personennamen wie: Wila, Gjesnam, Aprinko, Frau Sunata (walachisch), als Name eines Stiers: Murgu Bárna (das erste Wort walachisch, das zweite walachisirt magyarisch), als Namen von Hunden: Tarko (magyarisch), von drei Hunden, die in mehreren Märchen vorkommen: Aude bine (Höregut), Vede bine (Siehegut), Greo ka pomunt (Erdenschwer, Packegut) alle drei walachisch. Die drei Hunde kommen auch in deutschen Märchen vor: Grimm, Kinder- und Hausmärchen 3, 108: Haltan, Greifan, Brich Eisen und Stahl. Müllenhoff, Schleswig-Holsteinische Sagen und Märchen S. 453: In Angeln erzählt man eine fabelhafte Geschichte von drei Hunden: Jalm, Köder, Jernbräker.

Zum 2. Märchen, auf S. 227. Das Märchen stammt aus Sächsisch-Regen, wird erzählt auch in Rode, Zuckmantel und Pruden.

Zum 3. Märchen, auf S. 227. Mitgeteilt aus Peschendorf, Sächsisch-Regen, Zuckmantel. Das Märchen enthält manche Züge der deutschen Götter- und Heldensage; der blinde Alte, das achtfüßige Roß erinnert an Odin, der Knabe mit dem Schwert, die Drachenkämpfe, der Schatz, die Erwerbung der Meerjungfrau an Sigurd (Sigfrid), Brunhild und Gunther; freilich erscheint manches nicht der alten Sage gemäß, sondern etwas verändert und verwirrt, wie das auch sonst in Märchen geschieht. Vgl. auch S. 163 und Schusters Deutsche Mythen im Vereinsarchiv 9, 243 ff. 253 f.

Zum 4. Märchen, S. 228. Es ist uns bekannt aus Schäßburg, Pold bei Schäßburg, Sächsisch-Regen und auch sonsther. Das Märchen ist teilweise dem frühern verwandt und stimmt sonst zum Eisenhans Nr. 136 bei Grimm. Zum Knaben beim alten blinden Mann vgl. Gr. Mythologie, 2. Auflage S. 828. Eingehend bespricht die mythischen Bestandteile des Märchens F. W. Schuster im Vereinsarchive 9, 243 ff. 252 f.

Zum 5. Märchen, S. 230. Wird erzählt in Pold bei Schäßburg, Radlen, Zuckmantel. Die Hilfe durch Raben, Fuchs, Fisch kommt auch im siebenbürgisch-sächsischen Märchen: von der Königstochter, die aus ihrem Schloße alles in ihrem Reich sah (Nr. 39) und in vielen andern vor. Der Lauf des Fohlenhengstes nach der Stute gemahnt an Loki. Vgl. Simrock, Edda [2], 305; Grimm, Mythologie [2], 946; Schuster, Deutsche Mythen im Vereinsarchiv 9, 451 ff. und Vereinsarchiv 5, 409 ff. und endlich das oben auf S. 163 Gesagte.

Zum 6. Märchen, S. 231. Erhalten aus Schäßburg, Mühlbach, Feldorf u. s. w. vgl. Grimm Kinder- und Hausmärchen, Nr. 13: Die drei Männlein im Walde, und Nr. 24: Frau Holle; Bechstein. Gold- und Pechmarie; Müllenhoff, S. 497—500.

Mythisch ist der Hahn: Simrock, Edda, 2. Aufl. S. 8 Wöluspa:

„Unter der Erde singt ein andrer
Der schwarzrote Hahn in den Sälen Hels".

Was hier der alte Mann (Wodan) bewirkt, kommt sonst den Hexen selbst zu. Grimm, Myth. 2. Aufl. S. 1037: wenn eine Hexe jemand verfolgt, ruft sie: „vor mir Tag, hinter mir Nacht". In einer siebenb. sächsischen Sage thut dies auch der Zaubrer Faust. Die mythischen Bestandteile beleuchtet Fr. W. Schuster im Vereinsarchive 9, 295 ff.

Zum 7. Märchen, S. 232. Es wird erzählt in Schäßburg, Radlen und sonst. Vgl. Grimm Kinder- und Hausmärchen Nr. 130 und Volksmärchen der Serben Nr. 32. In einer Relation dieses Märchens aus Schäßburg heißt der Stier Murgu Bárna. Ein alter Mann hat dem Stiefkind eine Rute gegeben; wenn es damit dem Murgu Bárna auf das rechte Horn schlage, bekomme es allerei Speisen und sonst, was es sich wünsche. Davon macht das Stiefkind Gebrauch, bis Dreiäuglein der Mutter es verrät. Nun muß Murgu Bárna dreimal auf einer kupfernen, silbernen, goldnen Brücke mit einem dreimal, dann sechsmal größeren Stier und endlich mit einem ganz unansehnlichen kämpfen; die beiden ersten überwindet er; der letzte bringt ihn um; da nimmt das Mädchen das rechte Horn und so oft es darauf schlägt, wird ihm sein Wunsch erfüllt. Es wünscht sich einen Palast und einen Königssohn zum Gemahl. Die Stiefmutter kommt als Zigeunerin an den Hof und will das Stiefkind vergiften; sie wird entdeckt und bestraft.

Zum 8. Märchen, S. 234. Aus Mühlbach, Schäßburg, Sächsisch-Regen. Vgl. Nr. 6: Die beiden Mädchen und die Hexe; ferner Grimm Kinder- und Hausmärchen Nr. 13. Gr. Mythologie, 2. Aufl. S. 1055: „begabte Glückskinder haben das Vermögen Rosen zu lachen, wie Freya Gold weinte."

Sachregister.

Die Zahlen bezeichnen die Seiten. R. sagt, wo das Wort in Sprichwörtern und Redensarten verwendet wird, A. verweist auf den Aberglauben.

S. Filtsch's Buchdruckerei (W. Krafft) in Hermannstadt.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.





